1→

Aus
Goethe's Freundeskreise.

Darstellungen
aus dem
Leben des Dichters.

Von

Heinrich Düntzer.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1868.

Ankündigung.

Der Verfasser bietet hier nach so vielen bisher von ihm gelieferten Beiträgen zur Aufhellung von Goethe's Lebensbeziehungen und schöner Menschlichkeit einen neuen, und nicht den unbedeutendsten. In einer Reihe von Darstellungen, die auf dem sichern Grunde urkundlicher Ueberlieferung ruhen, wird das Verhältniß des Dichters zu mehrern der bedeutendsten Dichter, Tonkünstler und Maler, Philosophen, Kunst- und Naturforscher, sowie zu zwei fürstlichen Personen verfolgt, worin der reine, gesunde, selbstgewisse, edelster Freundschaft innig zugewandte Menschensinn des Dichters sich lebendig abspiegelt. Die Verbindung mit dem so unglücklichen wie wunderlichen Lenz, die man so sehr verzerrt hat, erscheint hier in ihrem wahren Lichte. Das Verhältniß zu Plessing ist für unsern Dichter, gegen den man es ausgebeutet hat, sehr bezeichnend. Für Goethe's milde Beurtheilung derjenigen, die sich aus Ueberzeugung einem andern Glauben zugewandt haben, gibt die Beziehung zu Christian Schlosser einen höchst willkommenen Beleg, und was in demselben Aufsatze Neues über Goethe's Tonlehre mitgetheilt wird, dürfte von besonderem Interesse sein. Enthält sich auch der Verfasser aller äußern Nachweise und Begründungen, um die leicht fließende Darstellung nicht durch Belege und kritische Ausführungen zu stören, so liegt doch die genaueste Forschung und vollständigste Sammlung des zum Theil weit zerstreuten Materials zu Grunde. Aber keine trockene Zusammenstellung des Stoffes ist es, die hier geboten wird, sondern sie ist von Geist und Herz durchdrungen, und der gemeinsame Pulsschlag ist die aus reichster und reifster Kenntniß geflossene Ueberzeugung von Goethe's edler Menschheit, woher diese Darstellungen auch dem empfänglichen Leser eine hohe sittliche Befriedigung gewähren werden. Doch nicht allein zur Beurtheilung Goethe's, sondern auch für alle bedeutenden Personen, deren Bilder hier vorgeführt werden, ist die Schrift von besonderer Wichtigkeit.

Aus

Goethe's Freundeskreise.

Aus

Goethe's Freundeskreise.

Darstellungen

aus dem

Leben des Dichters.

Von

Heinrich Düntzer.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1868.

Vorwort.

Man hat Goethe so oft der Selbstsucht, Unreinheit und Treulosigkeit geziehen, überhaupt aller Untugenden des Charakters, die mit einer edlen und zugleich fest in sich gegründeten Seele unvereinbar sind. Daß aber gerade eine solche Seele im wahrsten Sinne des Wortes unserm Dichter von der Natur verliehen war, dies wird Niemand leugnen wollen, der durch genaue Kenntniß seines dichterischen und menschlichen Wirkens und Lebens zum Urtheil berechtigt ist. Den Widersachern ist es freilich um etwas ganz Anderes als um die Wahrheit zu thun; sie wollen nur ihre Abneigung vor sich selbst stärken und bei Andern begründen: deshalb halten sie sich an Einzelheiten, die entweder aus ihrem Zusammenhang herausgerissen und in ein falsches Licht gerückt werden oder auf irriger Ueberlieferung beruhen. Das einzige Mittel wider die noch immer schleichende Seuche gewissenloser Feindseligkeit gegen den edlen Dichter, der den Namen des Dichterfürsten gar theuer bezahlen muß, bietet sorgfältige Darlegung des wirklichen Thatbestandes. Freilich kann man Niemand

zwingen, die aufgezeigte Wahrheit zu sehen, aber, wenn auch lang unterdrückt, bricht diese endlich durch, und sie wird es um so eher, je mehr man jener böswilligen Entstellung des hohen Menschenbildes unseres Dichters, unbekümmert um das Geschrei von Götzendienst und Goetheüberschwemmung, den Kopf zertritt. Schon hat eine Wendung zu Goethe's Gunsten begonnen, und sind auch die Gegner dadurch noch mehr erbittert worden, die reine Anerkennung muß immer entschiedener durchdringen, je glücklicher sich im Laufe der Zeit die urkundlichen Zeugnisse für sein Leben zusammengefunden haben und immer reicher ans Licht treten.

Neben seiner Liebe hat besonders sein Verhalten in der Freundschaft vielfachen Tadel bei den Gegnern und bei solchen gefunden, die, für die angeblich von Goethe ungebührlich behandelten Freunde eingenommen, aus Mangel genügender Kenntniß ihr Urtheil fällen. Man beruft sich darauf, wie viele seiner Freundschaften, selbst von der innigsten Art, sich nach längerm oder kürzerm Bestande aufgelöst. Als ob der Erfolg ein hinreichender Maßstab der Beurtheilung wäre! Wie viele gewöhnliche, in sich nichtige, ja gemeine Menschen hebt die Woge des Glücks, das manche edle, begabte, tüchtige Naturen sich mühevoll am seichten Ufer des Lebens abarbeiten läßt! Auf der sittlichen Wage der Menschheit zählen nicht die Erfolge des Glückes, nicht Einfluß, Ehren und Würden, die von ihr wie flüchtiger Sand emporgeschnellt werden, sondern edler Sinn, stets wache Thatkraft und frische Tüchtigkeit, und so Manche, die von ihren Höhen stolz herabschauen auf diejenigen, welche, aus ihrer Bahn verschlagen, mit aller

Mühe es nur zu einer dürftigen Lebensstellung gebracht, sind vor dem Auge des wahren Menschenbeurtheilers leere Nullen, denen nur die vor ihnen stehende Zahl Werth giebt, während die von ihnen Verachteten sich höchst ehrenvoll in ihrem Sein und ihrem, wie auch immer gehemmten und feindselig bekämpften Wirken zeigen. Und wäre es anders mit dem Erfolge in der Freundschaft, wirkt auch da nicht die launenhafte Glücksgöttin? Wahre Freundschaft gehört zu den seltensten Glücksfällen des Lebens, und gerade die Edelsten sind darin oft am unglücklichsten, weil Wenige fähig sind, sich hierin ganz rein zu halten, dem Herzen sein volles Recht, aber auch nicht mehr als dieses, einzuräumen. Wenn so manche innige Verhältnisse Goethe's vor der Zeit brachen, so lag die Schuld nicht an ihm, nicht an seinem Mangel herzlicher Neigung, auch nicht an äußern Verhältnissen, sondern an den Freunden selbst. Doch es hilft Nichts, sich hier im Allgemeinen zu halten, es gilt in jedem einzelnen Falle die Thatsachen sprechen zu lassen, mit genauester Sorgfalt den Verlauf der einzelnen Freundschaften zu verfolgen. Schon vor vierzehn Jahren habe ich in meinen »Freundesbildern aus Goethe's Leben« das Verhältniß zu Lavater, Jacobi, Wieland und Knebel ausführlich darzustellen gesucht. Daran schloß sich meine Darlegung des Verhältnisses zu Schiller und dem Herzoge Karl August in zwei besondern Werken, von denen das zweite noch unvollendet ist. In meinen »neuen Goethestudien« ist des Dichters Beziehung zu Claudius behandelt. Die hier gesammelten Aufsätze erschienen fast alle, meist auf besondere Veranlassung, vom Jahre 1854 bis 1865 im

»Morgenblatte« und in der »Augsburger allgemeinen Zeitung«; mit Genehmigung der Eigenthümerin dieser Zeitschriften, der Cotta'schen Buchhandlung, gebe ich sie hier genau durchgesehen, berichtigt und ergänzt. Gelehrte Nachweisungen sind absichtlich fast ganz gemieden, dagegen bin ich bestrebt gewesen, möglichst vollständig alle irgend bezeugten Thatsachen aus oft entlegenen Quellen aufzubringen, um so ein auf genaueste Kenntniß sich stützendes Urtheil zu ermöglichen. Ich bin mir bewußt, überall der Ueberlieferung gefolgt zu sein, sie nie zu Gunsten des Dichters umgestaltet zu haben, wie es umgekehrt dessen Gegner so häufig thun; dagegen suchte ich die Thatsachen nach innerer Kenntniß der Verhältnisse überall in ihr rechtes Licht zu setzen, ohne das freie Urtheil des Lesers zu bestechen, da das Thatsächliche bestimmt hervortritt. Gerade manche in diesen Aufsätzen behandelte Verhältnisse hat man zu Ungunsten des Dichters dargestellt und mißbraucht. Der letzte Aufsatz gehört eigentlich nicht in diesen Kreis, doch glaube ich durch Mittheilung desselben den Lesern einen Dienst zu erweisen.

Wie bequem man es sich Goethe gegenüber zu machen liebt, zeigt am schlagendsten ein höchst naives Bekenntniß des Herrn Hermann Riegel. In meinem Aufsatze über Goethe's Verhältniß zu Cornelius hatte ich möglichst schonend bemerkt, in Riegel's Buche sei das Verhältniß dieses großen Meisters zu Goethe unrichtig dargestellt und beurtheilt, überhaupt vermisse man hier die sonstige Gründlichkeit des Verfassers, der nicht einmal alle dabei zu beachtenden Aeußerungen in Goethe's Werken gekannt habe, der übrigen Zeug-

nisse in den Briefwechseln und sonstigen Quellen nicht zu gedenken. Darob hat sich Herr Riegel »in seines Zornes Wuth« in der »Augsburger allgemeinen Zeitung« erhoben. Man werde ihm doch nicht im Ernste zumuthen, rief er entrüstet aus, zu diesem Zwecke die dreißig Bände Goethe's durchzugehen, wobei er nicht unterließ, mich zur Rede zu stellen, weshalb ich der dreißigbändigen Ausgabe kein Namensverzeichniß beigegeben habe. Ich will darauf nicht eingehen, daß ich überhaupt keine Ausgabe Goethe's geliefert, nur zur Textverbesserung beigetragen habe: aber weiß Riegel noch immer nicht, daß, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß, daß es die erste Pflicht des Geschichtschreibers ist, sich, wie mühsam es auch sein mag, mit den Quellen möglichst vollständig bekannt zu machen? Mit den dreißig Bänden hat es seine guten Wege; denn die Zahl derjenigen, worin von Cornelius die Rede sein kann, ist nicht so bedeutend, und wollte Riegel sich die Sache leicht machen, was er einmal als Recht zu beanspruchen scheint, so konnte er das Namensverzeichniß von Musculus zu der vierzigbändigen Ausgabe benutzen, wobei er freilich auch jene Ausgabe zur Hand haben mußte. Doch mit diesem nicht ganz sichern Behelf reichte er nicht aus, vielmehr mußte er sich auch nach den zahlreichen sonstigen Quellen, welche auf Cornelius bezügliche Aeußerungen Goethe's enthalten konnten, gewissenhaft umsehn, oder sich dazu, wie Kaiser Napoleon bei seinem »Cäsar«, fremder Hülfe bedienen. Aber nein! Gegen Goethe ist Alles erlaubt, man darf über sein Verhältniß zu Cornelius, über die Art, wie er ihn beurtheilt hat, wie er ihm

entgegengekommen ist, ohne weiteres aburtheilen, ganz unbekümmert um das thatsächlich Feststehende, und wenn man deshalb zu Rede gestellt wird, steht es gar wohl an keck zu behaupten, es habe nicht einmal verlohnt, über Goethe so ausführlich zu sein, wie man es gewesen, eine so unendliche Mühe könne man einem nicht zutrauen — und demjenigen, der auf diese Unart aufmerksam gemacht, einige Grobheiten an den Kopf zu werfen. Riegel aber hat in Folge seiner leichtfertigen Unkenntniß nicht bloß falsches Zeugniß über Goethe gegeben, er hat auch über die nach Weimar geschickten Zeichnungen von Cornelius unvollständig und zum Theil ganz wahrheitswidrig berichtet, da ihm unbekannt war, daß Goethe's Urtheile darüber öffentlich erschienen sind. Die Person Riegel's und seine Ungebühr gegen mich kümmern mich nicht im geringsten, ich stelle ihn hier nur als Typus jener Leichtfertigkeit hin, die man gegen Goethe sich erlaubt: man wagt über ihn vornehm abzuurtheilen, ohne sich die Kenntniß der dazu unumgänglichen Thatsachen zu verschaffen, und behauptet sogar, ein solches gewissenloses Verfahren bestehe zu Recht.

Ein Gegenstück zu Riegel hat ganz neuerdings die „Neue freie Presse" geliefert, die über die von mir herausgegebene „Dido" der Frau von Stein und Goethe's Verhältniß zu dieser selbst ein Urtheil gefällt hat, wobei sich die Wahrheit schamroth verhüllt. Das Verhältniß des Dichters zu Frau von Stein liegt ganz durchsichtig vor; aber der Beurtheiler der „Neuen freien Presse" verleumdet Goethe und dessen Freundin auf die gewissenloseste Weise

durch Herausreißen einiger im Zusammenhange nichts beweisender Stellen, und das, was sie beweisen sollen, wird durch feststehende Thatsachen widerlegt. Die „Dido" muß er nicht gelesen, jedenfalls kann er sie nicht erwogen haben. Den Mann der „Neuen freien Presse" führe ich hier nicht seiner Person wegen, sondern gleichsam als scharfen Typus der Verbissenheit gegen Goethe an.

Meine Darstellung wendet sich an diejenigen, denen es wahrer Ernst ist, über Goethe's Lebensbeziehungen und zunächst sein Verhalten gegen Freunde und nähere Bekannte zu quellenmäßiger Einsicht zu gelangen, jenes leere Geklatsch abzuthun, das in entschiedenster Verleugnung deutscher Redlichkeit und Gründlichkeit sowie männlicher Ehre und Treue den Namen des einzigen Mannes schadenfroh verlästert und auch diejenigen auf alle Weise herabzusetzen sucht, welche solchem widerwärtigen Gebaren mit thatsächlichen Beweisen entgegenzutreten für Pflicht und Ehre halten, mögen auch die, welche sich Könige fühlen, mit wohlfeilstem Spotte sie als „Kärrner" zu verachten sich anmaßen, eine Bezeichnung, die sich dann wohl jeder gefallen lassen muß, der Thatsächliches urkundlich darzustellen bestrebt ist, während jene als Schöpfer die Welt erleuchten. Möge Goethe's edles Bild immer reiner in ureigenem Glanz erstrahlen! Dazu getreulich mitzuwirken halte ich »trotz der Pharisäer Hohne« für eine hohe, echt deutsche Sendung.

Köln, den 10. März 1868.

Heinrich Düntzer.

Inhalt.

I.

Klopstock.

Gleich gewaltigen Strömen ergießen sich durch die reichen Fluren unserer Sprache und Dichtung die großartigen Wirkungen, welche sich an Klopstock's und Goethe's Namen knüpfen. Der Erstere war bereits ein Jahr vor der Geburt des Andern mit dem Anfang seines großen, alle empfängliche Seelen hinreißenden christlichen Epos aufgetreten und hatte sich in der höhern Ode nach den Versarten der Alten mit entschiedenem Glück versucht; eben stand er auf der Sonnenhöhe seines Ruhms, als Goethe durch seinen ersten dramatischen Versuch die deutschen Herzen in ganz anderer, volksthümlicher Weise ergreifen sollte. Klopstock hat diesem gerade die Wege angebahnt, indem er die Sprache aus ihrer breiten Zerflossenheit und nüchternen Schwäche zu lebendigstem Ausdruck erhob, und der am Boden kriechenden oder in hölzernen Nachahmungen sich gefallenden Dichtung einen reichen, würdigen Inhalt gab, der auf Erhebung der Sprache selbst wie auf Belebung der Darstellung den bedeutendsten Einfluß übte. Die bei allem mächtigen, aber doch häufig ermattenden Schwunge Klopstock abgehende Frische, Unmittelbarkeit und Glutkraft, so wie die zu dichterischer Durch-

sichtigkeit umgestaltende Erfassung, den reinen Sinn für innere Form und maßhaltende Schönheit sollte erst Goethe unserer Dichtung bringen und so sich den höchsten Kranz gewinnen. Aber Klopstock blieb beharrlich auf der einmal betretenen Bahn; begeistert hielt er an der Verherrlichung der Religion, des Vaterlandes und unserer Sprache, an der Feier der Freundschaft und der Würde der Dichtung fest (die Liebe war längst zurückgetreten und damit der allerreichste, natürlichste Quell lyrischer Dichtung); immer tiefer versenkte er sich in die nordische Mythologie, in die Untersuchungen und Gedanken über Vers und Sprache, in das Streben nach musikalischem Ausdruck, wodurch der freie Flug und Fluß seiner Dichtung immer mehr verkümmert, diese dem natürlichen Gefühl immer weiter entfremdet und zugleich seine Beurtheilung des aus tiefster Brust dichtenden, die innere, zum kräftigen Ausdruck hindrängende Empfindung nicht in künstlich berechneter Strophenform und absichtlich erhöhter Sprache, sondern in natürlicher Einfachheit anschaulich ergießenden Goethe getrübt ward. Gerade die Stoffe, welche Klopstock für die höchsten Ziele der Dichtung hielt, mied Goethe aus heiliger Scheu, sie zu entweihen; ihn trieb es, das Spiel der Leidenschaft und die sittlichen Kämpfe der Menschenbrust zu lebhaftester Darstellung zu bringen, unbekümmert um strenge Sittenrichter, welche in leidiger Beschränktheit ihm Schuld gaben, er rede dadurch der Unsittlichkeit das Wort.

Mußte schon der entschiedene Gegensatz ihrer Dichtung und Wirkung Klopstock von Goethe trennen, so wurde sein Unwille gerade in der ersten Zeit von Goethe's Weimarer Leben durch die möglichst schonende Ablehnung einer Mahnung erregt, die den von seiner Würde durchdrungenen geweihten Dichter des Messias, den Wiederhersteller des urdeutschen Bragaliedes, den von heiliger Glut erfüllten Sänger der Größe und Würde des Vaterlandes bitter verletzte, einer Mahnung, zu welcher dieser

sich eben so verpflichtet fühlte, wie jener sie für völlig unberechtigt halten mußte. Jede Annäherung war von dieser Zeit an unmöglich, die Kluft wurde um so unausfüllbarer, als ihre Kreise sich kaum berührten und zwei so durchaus selbstständige wie verschieden angelegte Naturen nicht zusammengehen konnten. Klopstock erbitterte sich immer mehr gegen den jüngern Dichter, dem er Verderbung der Sprache Schuld gab, bei dem er die Würde der Sittlichkeit, ja wirkliche dichterische Schöpfungskraft vermißte, während Goethe ruhig seine Bahn wandelte, überzeugt, daß Klopstock's Dichtung sich immer mehr vom Wege der Natur und lebendiger, dem reinen Ideal geweihter Kunst verirre, er sich als Dichter überlebt habe.

Mit welcher liebevoll begeisterten Verehrung der zehnjährige Goethe die zehn ersten Gesänge des Messias ergriff, der vom Vater des mangelnden Reimes wegen verpönt war, wird aus seiner eigenen ergötzlichen Darstellung in Wahrheit und Dichtung allen Lesern gegenwärtig sein. Ob er von Klopstock's Oden damals etwas kennen gelernt, muß wenigstens zweifelhaft erscheinen. Einzeln waren damals die Oden an Bodmer, der Zürichersee, an den König, die Königin Louise, für den König, in den Jahren 1749 bis 1753 erschienen, einige andere in den »neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes« und in der »Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der neuen Bremischen Beiträge« (1748 bis 1752), in Bodmer's »Freimüthigen Nachrichten« (1748), sowie in Cramer's »Nordischem Aufseher« während der Jahre 1758 bis 1761. Einen sehr bedeutenden Eindruck scheinen diese Oden, wenn ihm einzelne derselben bekannt wurden, auf Goethe nicht gemacht zu haben. Bei seiner Höllenfahrt Jesu Christi (1765) schwebte ihm nicht Klopstock, sondern J. E. Schlegel vor, doch dürften ihm Klopstock's geistliche Lieder (1758), wie auch sein Trauerspiel, der Tod Adams (1757), genauer be-

kannt gewesen sein. Während der drei Jahre seines Leipziger Aufenthalts neigte Goethe zur heitern, ins Frivole spielenden Dichtung hin, so daß die heilige Muse Klopstock's ihn viel weniger ansprach als dessen entschiedenster Gegensatz, der so hoch von ihm gehaltene Wieland, und die leichtern Liederdichter; seine kleinen lyrischen Gedichte, die häufig in epigrammatischer Schärfe sich gefallen, und die Erstlinge seiner dramatischen Dichtung, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen, liegen ganz außerhalb des Klopstock'schen Kreises, und die paar Oden dieser Zeit zeigen, wie wenig ihn dieses Gewand kleiden wollte, in welches damals so manche Dichter mehr oder weniger glücklich sich hüllten. Die freien Verse, deren sich Goethe hier bedient, gliedern sich wenigstens in Strophen von derselben Verszahl, während Klopstock die Verse schon ganz ungebunden hatte hinfließen lassen. Der freien Verse hatte sich auch Willamow in seinen Dithyramben (1763), Ramler nur einmal bedient. Während dieser Jahre erschienen von Klopstock nur das Trauerspiel Salomo und die herrliche Elegie Rothschild's Gräber.

Auch während der oft trüben Zeit, welche der krank zurückgekehrte Jüngling bis zu dem so entscheidenden Ausflug nach Straßburg im väterlichen Hause verbrachte, scheint Klopstock keinen bedeutenden Einfluß auf Goethe geübt zu haben, wenn auch das Bardiet Hermann's Schlacht und die fünf folgenden Gesänge des Messias, womit Klopstock im Jahre 1769 hervortrat, ihm nicht unbekannt bleiben konnten. Von neuen Oden Klopstock's verlautete kaum etwas. In den Briefen Goethe's aus dieser Zeit finden wir Klopstock's gar nicht gedacht. In einem Briefe an Fr. Oeser vom Februar 1769 erklärte er sich stark gegen die Bardengesänge, auf Veranlassung von Kretschmann's Gesang Rhingulfs des Barden (als Varus geschlagen war), aber Klopstock hatte damals noch keine Bardenode bekannt gemacht. »Wenn Ossian im Geiste seiner Zeit

singt,« äußert er dort, »so brauche ich gern Commentare, sein Costüm zu erklären, ich kann mir viel Mühe darum geben; nur wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Gusto zu machen, daß ich mir den Kopf zerbrechen soll, es in die neue Sprache zu übersetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben. Gerstenberg's Skalden (der Klopstock eigentlich auf die nordische Mythologie gebracht hatte) hätt' ich lange gern gelesen, wenn nur das Wörterverzeichniß nicht wäre. Es ist ein großer Geist und hat aparte Principia.«

Freilich wenn wir Goethe's Bericht in Wahrheit und Dichtung Glauben schenken wollten, so müßten wir ihn bereits im Jahre 1769, ehe er nach Straßburg ging, als einen andächtigen Verehrer der Klopstock'schen Oden uns denken; aber, wie so häufig in seiner Lebensbeschreibung, hat er hier die Zeiten vermischt und Fremdes hereingetragen. Im zwölften Buche bei der Darstellung des Straßburger Aufenthalts (1770 bis 1771) schreibt er auf Veranlassung des Rufes, den der Markgraf von Baden erst 1774 an Klopstock ergehen ließ, die Verehrung für den Dichter habe dadurch nicht wenig zunehmen müssen. »Lieb und werth war alles, was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie sie ein jeder habhaft werden konnte. Höchst vergnügt waren wir daher, als die große Landgräfin Caroline von Hessendarmstadt eine Sammlung derselben veranstaltete, und eines der wenigen Exemplare in unsere Hände kam, das uns in Stand setzte, die eigenen handschriftlichen Sammlungen zu vervollzähligen. Daher sind uns jene ersten Lesarten lange Zeit die liebsten geblieben, ja wir haben uns oft an Gedichten, die der Verfasser nachher verworfen, erquickt und erfreut.« Es wäre auffallend, daß sich in den gleichzeitigen Briefen keine Spur von einem solchen Klopstockcultus erhalten haben sollte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß dieser erst durch Herder in Goethe angeregt

wurde. Freilich erwähnt dieser gar nicht, daß Herder ihn bedeutsam auf Klopstock hingewiesen, aber wir wissen, daß Herder ein begeisterter Verehrer Klopstock's war und mit leidenschaftlicher Lust alle Oden sammelte, deren er habhaft werden konnte, sie mit ergriffenster Seele vortrug, so daß dieser Dichter mit unter die wenigen bedeutenden Sterne gehörte, die er seinem jüngern Freunde am vaterländischen Himmel stehen ließ (B. 22, 3). Die von Goethe erwähnte, nur in 34 Exemplaren auf Kosten der Landgräfin Caroline gedruckte Sammlung der Oden erschien gerade zu der Zeit, wo Herder zugleich mit Goethe sich in Straßburg befand, und Herder erhielt damals eines der wenigen Exemplare durch seine Braut. Seine große Freude über diese Erscheinung, worin er »so vieles allerliebste Schöne, Neue« fand, seine Begeisterung über manche ihm ganz unbekannte oder höchst bedeutend ihn ansprechende Oden, wie die herrliche Ode an die Freunde, später in ganz veränderter Gestalt als Wingolf bezeichnet, muß er auch dem jüngern Freunde mitgetheilt und ihn dadurch mächtig hingerissen haben. Man vergleiche Herder's Gedicht auf eine Sammlung Klopstockischer Oden*). Goethe, der erst am Ende des Jahres mit dem Darmstädter Kreise in Verbindung trat, dürfte kaum in den Besitz eines jener 34 Exemplare gekommen sein. Herder wird ihm auch die richtigern Lesarten einzelner Oden und manche dort übergangenen Gedichte mitgetheilt haben. Mit dem Studium der nordischen Mythologie hatte ihn Herder gleichfalls bereits befreundet**), wodurch er auch zur leichtern Auffassung der in dieser gedichteten Oden befähigt war.

Was Herder und Goethe an diesen Oden besonders bewunderten, waren der Schwung einer kühn sich zum lebendigsten

---

*) Zur Literatur und Kunst 3, 170 ff. Briefe an Merck Nr. 7.
**) Vgl. Schöll „Briefe und Aufsätze" S. 121 f.

Ausdruck gestaltenden Sprache und die Fülle erhabener Gedanken, welche im Gegensatz der herrschenden Dürre sie fortrissen. Und deuteten diese Gedichte nicht auf eine stets höhere Entwicklung einer echt deutschen, das tiefste Gemüth des Volks ergreifenden und veredelnden Dichtung hin? So mußte Goethe zu Klopstock als zum Hohenpriester unserer Dichtung mit verehrungsvoller Begeisterung aufschauen, wenn er selbst auch in diesen Ton nicht einstimmen konnte, sondern den Drang seiner liebeglühenden Jugend in einfache, vom Herzen kommende und zum Herzen dringende Weisen ergoß. Wenn er selbst funfzig Jahre später gegen Eckermann äußert, er habe Klopstock wie seinen Oheim betrachtet, er habe Ehrfurcht vor dem gehabt, was er gemacht, und es sei ihm nicht eingefallen, darüber zu denken und etwas daran aussetzen zu wollen, so vermissen wir hier den Ausdruck jener glühenden Begeisterung, womit der Jüngling so viele der Klopstockischen Oden ergriff.

Noch ehe Goethe Straßburg verließ, erschien Klopstock's eigene Sammlung seiner Oden, die den jungen Dichter mächtig hinreißen und ihn mit dem Bewußtsein von der Kraft und Würde unserer Sprache, von der Hoheit wahrer Dichtung erfüllen mußte. Ob er dieselbe schon zu Straßburg oder erst in Frankfurt kennen lernte, wissen wir nicht. Merck, mit dem er noch vor dem Ablauf des Jahres in Verbindung trat, war ein eifriger Verehrer Klopstock's, obgleich er mehrere Jahre später an Nicolai schrieb, er habe diesen nach seiner Vorstellungsart nie für einen wahren poetischen Kopf gehalten; hatte er doch selbst an der von der Landgräfin veranstalteten Sammlung sich wesentlich betheiligt. Im Darmstädtischen Kreise, in welchen Goethe im März 1772 trat, war die Verehrung Klopstock's eine so allgemeine als innig begeisterte. Mehrere Oden Goethe's, welche dem Anfang des Jahres 1772 angehören, zeigen noch in der äußern, ganz freien Versform, bei aller frischen Selbst-

ständigkeit der dichterischen Ausbildung und des aus der Wirklichkeit geschöpften Inhalts, den Einfluß Klopstock's.

Während des halbjährigen Aufenthalts zu Wetzlar (von Ostern 1772 an) mußte die Liebe zu Klopstock's Oden bei der sehnsüchtigen Stimmung, welche sein Verhältniß zu Charlotte Buff hervorrief, vollste Nahrung finden, und wird er hier die Geliebte und seine Freunde häufig genug mit dem Vortrag von Liebesliedern und ergreifenden Schilderungen jenes in aller Mund und Herz lebenden Dichters erfreut haben. Wenn in Werther's Leiden Lotte bei dem Gewitterregen thränenvoll gen Himmel und auf Werther schaut, und indem sie ihre Hand auf die des Freundes legt, den Namen Klopstock ausspricht, welcher diesen an die Frühlingsfeier erinnern soll*), so deutet dieser schwerlich erdichtete Zug auf die Heiligung seiner Muse im Wetzlarer Kreise. Bei der unendlichen Empfindsamkeit der Zeit mußten besonders die Liebeslieder in ganz Deutschland alle Herzen hinreißen, wie ja Herder in einem Briefe an Merck gesteht, hier werde »jeder Ton, Druck, Veränderung ein Ton des Herzens — unsäglich«. Freilich flossen Goethe's Lieder wärmer und reiner aus der Seele, aber Klopstock's erhabenen Schwung entflammte auch sein Herz.

Zu den »Frankfurter gelehrten Anzeigen« lieferte unser Dichter, der sich dazu mit J. G. Schlosser, Merck, Herder und Höpfner verbunden hatte, freilich nicht die Anzeige von Klopstock's Oden, die wir in Nro. 7 und 8 des Jahrgangs 1772 finden, aber seine darin abgedruckten sonstigen Beurtheilungen

*) „Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag", schreibt Werther, „und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ergoß. Ich ertrug es nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Thränen, und sah nach ihrem Auge wieder. — Edler! hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möchte ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!"

sprechen die höchste Verehrung des Dichters unzweideutig aus. In einer Anzeige der kleinen Schrift »über den Werth einiger deutschen Dichter« (vom 21. Februar 1772, B. 32, 9 f.) bemerkt er: »Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Ossian, Klopstock, Shakespeare und Milton stehen, nach dem Maßstab, womit Warton mißt, und wo selbst Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief seiner Heloise nicht geschrieben hätte«, und zum Beweise, daß Gellert keinen Begriff gehabt von der aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömenden Dichtkunst, welche doch die einzige sei, führt er an, daß dieser in allen seinen Vorlesungen über den Geschmack die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg weder im Guten noch Bösen genannt habe. Im November 1772 zeigt er den Göttinger Musenalmanach auf das folgende Jahr an. Er erkennt hier Klopstock's Bardendichtung ehrenvoll an, wenn er auch das zur »bloßen Decoration und Mythologie« gewordene Bardenwesen als entschiedenen Mißbrauch verwirft. Der Hermannschlacht gedenkt er rühmend neben Shakespeare's Stücken und Gerstenberg's Ugolino im April 1773 (B. 32, 52). Die Lieder Sined's des Barden von Denis zeigte er im Juli 1773 an. Hier ersucht er Klopstock um nähere Nachrichten von dem Barden, den er gefunden zu haben hoffe*), womit er den »wenigen Liebhabern der alten Poesie« ein sehr angenehmes Geschenk machen würde, und er gedenkt der »bellenden Hunde, welche über Klopstock's Oden und die Dunkelheit darin so ein

*) Goethe hatte hier wohl eine Stelle in dem 1770 erschienenen Aufsatze vom Silbenmaße (in Gerstenberg's Sammlung über Merkwürdigkeiten der Literatur) mißverstanden, wo von der Sprache des Sachsen (Kaedmons) die Rede ist, „der nicht lange nach Wittekinds Barden gelebt hat und den ich, ich könnte beinahe sagen, entdeckt habe, weil er uns, wie viel auch der Engländer Hikes von ihm sagt, dennoch unbekannt ist." Man vergleiche Klopstock's Brief an Gleim vom 31. Juni 1769 und die „Nachlese über die deutsche Rechtschreibung".

lautes Geheule angefangen«. Wenn Goethe unter den Bardenliedern von Denis die meisten »ganz vortrefflich« fand, so sagt man sich selbst, wie begeistert er Klopstock's Oden trotz des fremden mythologischen Gewandes feiern mußte. Freilich konnte er sich selbst nicht zur Aufnahme der nordischen Mythologie bestimmen, selbst die griechische trat wenig bedeutend bei ihm hervor, aber in seiner jugendlichen Verehrung störte ihn dieselbe doch keineswegs*). Klopstock's Eisoden brachten ihn sogar im Winter 1772 auf 1773 zum Schrittschuhlaufen, und unter diesen begeisterte ihn die mit nordischer Mythologie getränkte Ode Braga nicht weniger als die übrigen, so daß er sie auswendig wußte und eine Stelle aus ihr sich zurief, als er an einem heitern Frostmorgen aus dem Bette sprang, fest entschlossen, das Schrittschuhlaufen zu versuchen**).

Mit dem Göttinger Kreise, dessen Schutzheiliger Klopstock war, wird Goethe erst in der Mitte des Jahres 1773 in Verbindung getreten sein. Freilich gedenkt er selbst in Wahrheit und Dichtung (B. 22, 105) dieser Verbindung bereits bei Gelegenheit des Wetzlarer Aufenthalts, aber seine Darstellung ist hier, wie so häufig, ungenau. Gotter, sagt er, habe ihn zu manchen kleinen Arbeiten angeregt, »zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß stehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte. Dadurch kam ich mit jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten und nachher so viel und mannigfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und Andere wa-

*) Abeken „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775“ (S. 251 f.) verkennt dies.

**) Vgl. B. 22, 91. Abeken's Beweis (S. 52 f.), daß Goethe schon in Straßburg diese Kunst erlernt, nicht erst nach seiner Rückkehr von da, beruht auf der falschen Datirung eines Briefes, der offenbar ein Exemplar des gedruckten Götz begleitete, also erst dem Sommer 1773 angehört.

ren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte.« Gotter war ein alter Bekannter Boie's, mit dem er 1767 den ersten Jahrgang des Göttinger Musenalmanachs herausgegeben hatte. Mag er auch Goethe schon in Wetzlar gelegentlich um Beiträge für Boie ersucht haben, wodurch dieser gewiß nicht erst zu Gedichten angeregt wurde, daß er während des Sommers 1772 nichts an Boie gesandt, scheint uns der Umstand zu beweisen, daß erst der 1773 erschienene Jahrgang auf 1774 Beiträge von Goethe enthält, da kaum angenommen werden kann, er habe seine Beiträge zur Unzeit gesandt oder Boie die erste Sendung nicht aufgenommen. Auch sei gelegentlich bemerkt, daß die Stolberge erst Ende October 1772 in Göttingen ankamen, zu welcher Zeit Gotter und Goethe längst Wetzlar verlassen hatten. Wahrscheinlich hatte Gotter von Gotha aus Goethe um Beiträge für Freund Boie ersucht, wodurch dieser sich zur Einsendung bestimmen ließ. Boie wird die herrlichen Beiträge Goethe's den jungen Göttinger Freunden mitgetheilt haben, welche gleich darauf durch den Götz so entzückt wurden, daß sie bei der Feier von Klopstock's Geburtstag am 2. Juli 1773 auch auf seine Gesundheit neben Ebert, Herder und Andern tranken. Die Mitglieder des Bundes, unter ihnen besonders die Stolberge und Voß, werden ihre Begeisterung über den Götz, wodurch Bürger zu zwei neuen Strophen seiner Lenore sich begeistert fühlte, auch Klopstock mitgetheilt haben.

Daß Götz auch Klopstock ergriff, beweist uns eine sehr späte Aeußerung des gegen Goethe ganz eingenommenen Sängers des Messias. Am 27. November 1799 schreibt er an Herder, Götz sei das erste Schauspiel seit ziemlich langer Zeit gewesen, das er ganz durchgelesen; hätte er gewußt, daß Goethe dieses aus der eigenen Lebensbeschreibung des Götz genommen, so würde er es auch ganz durchgelesen haben, aber vornehmlich der

Vergleichung wegen. »Es kommen in Götzen, dem Schauspiele, auch andere Personen vor, die gewöhnlich nicht so sprechen, wie sie in den damaligen Zeiten sprechen sollen, aber hier gängelte auch die Lebensbeschreibung Goethen nicht.« Ein solches lieb- und rechtloses Urtheil lag Klopstock beim Erscheinen des Götz ganz fern; das darin herrschende deutsche Leben ergriff ihn und ließ ihn, den es freute, sich als Mittelpunkt eines Kreises jüngerer, ihn verehrender Dichter zu fühlen, in Goethen einen der hoffnungsvollsten Sprossen des deutschen Dichterhains begrüßen. Kurz vorher war der letzte Band von Klopstock's Messias erschienen, der nicht mit der Begeisterung, wie die frühern, besonders die zehn ersten Gesänge, aufgenommen ward, ja er litt auch unter dem überstrahlenden Glanze des Götz. Goethe selbst, der die Ursache der geringern Wirkung der spätern Gesänge auch darin findet, daß sie nicht, wie die frühern, »selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit fielen« (B. 22, 85), wird auch den so lange gehofften Schluß des begeisterten Werkes mit der herrlichen Ode, worin Klopstock dem Erlöser für die Vollendung seines Werkes dankt, lebhaft aufgenommen und den mächtigen Schwung desselben bei manchem Schwachen und Verfehlten warm empfunden haben.

Als Klopstock bald nach dem Erscheinen des Schlusses seines großen christlichen Epos die Herausgabe eines nicht näher bezeichneten prosaischen Buches in zwei Bänden auf Subscription anzeigte (der Subscriptionsplan datirt vom 8. Juni, die Nachricht von der Subscription vom 30. Juli), beeilten sich auch Goethe und seine Schwester, sich an der Subscription zu betheiligen, die für den Band 1 Rthlr. hamburgisch Courant oder 1 Reichsthaler 3 Groschen nach alten Louisd'or, nicht einen Louisd'or betrug, wie Goethe B. 22, 85 berichtet. Hofrath Deinet und J. G. Schlosser waren in Frankfurt Beförderer; außer ihnen (Deinet nahm 28 Exemplare), Goethe und seiner

Schwester hatte Klopstock in Frankfurt nur noch 18 Subscribenten, während Darmstadt 77, Göttingen gar 342 zählte, ersteres mit 186, letzteres mit 779 Exemplaren. In Weimar fanden sich in allem nur 8 Subscribenten, unter ihnen Wieland, keiner von der herzoglichen Familie. Auffallend ist es, daß Goethe an Schönborn schreibt, er habe außerhalb subscribirt, vielleicht in Darmstadt; bei der Aufzählung der Subscribenten wurden Goethe und seine Schwester unter ihren Wohnort Frankfurt gesetzt.

Im Herbste kam der mit Klopstock und Claudius befreundete Schönborn auf der Reise nach Algier in Frankfurt an. Er hatte sich einige Tage zu Göttingen aufgehalten, von wo er die freundlichsten Grüße und die unzweideutigsten Beweise begeisterter Verehrung Goethe brachte, wie er auch von Klopstock's Aufnahme des Götz und von dessen Gesinnung gegen den Dichter das Beste berichten konnte. Das Verhältniß ward in den wenigen Tagen ihres Zusammenseins ein herzlich vertrauliches, und auch Goethe's Eltern kamen dem als dänischer Secretair nach Algier reisenden Freunde Klopstock's sehr nahe. Schönborn veranlaßte Goethe, einige lyrische Kleinigkeiten an Claudius für den Wandsbecker Boten zu senden, welcher die ersten Beiträge Goethe's schon am 26. und 29. October brachte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Goethe noch vor dem Ende des Jahres 1773 sich an Klopstock wandte. In dem ersten Briefe den er an Schönborn, freilich erst am 1. Juni 1774, richtet, ist die erste Nachricht, die er aus ihrem »Reiche« meldet: »Ich habe Klopstocken geschrieben und ihm zugleich was geschickt; brauchen wir Mittler, um uns zu communiciren?« Erst nachdem er von seinen eigenen neuen dichterischen Arbeiten und Plänen berichtet, bemerkt er, daß er »Kleinigkeiten« an Claudius und Boie schicke. Das, was er an Klopstock gesandt, dürfte zunächst in dem Aufsatz von deutscher Baukunst, dem Brief des Pastors zu B*** und den zwo wichtigen, bisher unerörterten Fragen bestanden

haben, denen er im folgenden Frühjahr wohl die Farce auf Wieland folgen ließ, worin Klopstock's im Gegensatz zu Wieland ehrenvoll gedacht war (vgl. Goethe B. 7, 220); an Ungedrucktes, wenn nicht etwa einige kleine lyrische Gedichte, möchte kaum zu denken sein. Leider sind uns die frühesten, zwischen Klopstock und Goethe gewechselten Briefe ganz verloren gegangen. Wie sehr sich Klopstock des ehrfurchtsvoll ihm nahenden, von wärmster Dichterglut erfüllten Frankfurter Patriciersohnes freute, ist leicht zu erachten. Voß nennt am 6. März unter denjenigen, welche Klopstock zu dem Bunde der Göttinger Dichter einladen wollte, Gerstenberg, Schönborn und Goethe, damit sie unter ihm »mit vereinten Kräften den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchten«, und am 2. April vernehmen wir von demselben, daß Klopstock ungemein zufrieden mit Goethe sei. Diese Zufriedenheit bezog sich besonders auf die zuletzt erschienenen kleinern Sachen Goethe's, auch den »Prolog zu Bahrdt« und die zum Göttinger Almanach gelieferten Beiträge, die sämmtlich in reimlosen, die meisten in freien Maßen nach Klopstockischer Weise, und doch so entschieden eigenthümlich gedichtet sind, der Wanderer, Mahomet's Gesang, Taube und Adler und die Sprache. Nur daß Goethe zu viel ausländische Worte brauche, tadelte er.

Mit welcher begeisterten Verehrung Goethe Klopstock's Gelehrtenrepublik aufnahm, über die so mancher, auch Herder, den Kopf schüttelte, ergibt seine Aeußerung an Schönborn vom 10. Juni: »Klopstock's herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die einzige Poetik aller Zeiten und aller Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind! Das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festiget und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet; und die biedersten Aldermanns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen,

eigenster Erfahrung, mit einer bezaubernden Simplicität hingeschrieben! Doch was sag' ich das Ihnen, der's schon muß gelesen haben! Der unter den Jünglingen, den das Unglück unter die Recensentenschar geführt hat, und nun, wenn er das Werk las, nicht seine Feder wegwirft, alle Kritik und Kritelei verschwört, sich nicht geradezu wie ein Quietist zur Contemplation seiner selbst niedersetzt — aus dem wird nichts. Denn hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur.« Am 4. Juli berichtet er demselben Freunde: »Mit Klopstock's »Gelehrtenrepublik« ist die ganze Welt unzufrieden; es versteht sie kein Mensch. Ich sah wohl voraus, was für eine erbärmliche Figur das herrliche Buch in den Händen aller Welt machen würde.«

Man halte hiergegen Herder's scharfes Urtheil in einem Brief an Heyne, wo er das Buch als »Kindereien« bezeichnet und den Wunsch äußert, die »Gelehrtenrepublik« von kleinen Jungen, den Erfinder in der Mitte, aufgeführt zu sehen; der Dichter sei von Anfang zu Ende sichtbar, aber auch nichts als der Dichter. Auch in spätern Jahren, in der Darstellung von Wahrheit und Dichtung, erkennt Goethe den bedeutenden Werth des Werkes, wenn auch natürlich weit ruhiger und kälter, gebührend an. »Wie Klopstock über Poesie und Literatur dachte, war in Form einer alten Druidenrepublik (?) dargestellt, seine Maximen über das Echte und Falsche in lakonischen Kernsprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der seltsamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftsteller und Literatoren war und ist das Buch unschätzbar, konnte aber auch nur in diesem Kreise wirksam und nützlich sein. Wer selbst gedacht hatte, folgte dem Denker, wer das Echte zu suchen und zu schätzen wußte, fand sich durch den gründlichen braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leser ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch versiegelt, und doch hatte man es in alle Hände ge-

geben, und indem jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meisten ein solches, dem sie auch nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnten.«

Was Goethe an der »Gelehrtenrepublik« so mächtig ergriff, war die warme Entschiedenheit, womit Klopstock sich auf die Seite der Freiheit und Natur stellte, aller Nachahmung und Einzwängung den Krieg erklärte, und den dichterischen Drang als die höchste Kraft feierte, das »Regulbuch« verwarf. Um sich den Eindruck, den die Gelehrtenrepublik auf ihn übte, zu vergegenwärtigen, erinnere man sich, daß Batteux damals auch noch in Deutschland in Ehren stand und Sulzer's seit 1771 erschienene »Theorie der schönen Künste« viele Bewunderer fand. Was Goethe an Sulzer getadelt hatte, daß sein Kunstsystem trübsinniger Eifer sei, nicht heiterer Glaube, der nie schmäle, davon fand sich bei Klopstock das entschiedene Gegentheil. Dieser deutete auf eine neue, große Zeit deutscher Wissenschaft und Kunst, besonders der Dichtkunst hin, die gerade dadurch herbeigeführt werde, daß man ganz dem innern Drange folge, Freiheit und Natur zu Führern wähle und die flachen Aesthetiker und Kunstkenner verachte, deren Theorien und Anschauungen unfruchtbare Hirngespinnste seien. Bei diesem das ganze Buch durchwehenden großen Gedanken und dem Reichthum bedeutender, neuer, aus eigenster Erfahrung hervorgegangener Ansichten übersah er das manche Seltsame, was in der Form des Werkes lag. Daß Klopstock dem Ganzen einen dramatischen Charakter gegeben, indem er es in eine Geschichte des letzten im Jahr 1772 gehaltenen Landtages kleidete, mußte ihn sehr ansprechen, und in vielen Sonderbarkeiten glaubte er den Humor des Dichters zu erkennen, der gerade im Gegensatz zu den dürren Lehrbüchern, dem trübsinnigen, alphabetisch alles abhandelnden und das Zusammengehörende zersprengenden Sulzer und den seichten Tageskritikern sich gehen lasse und sich manchen Spaß erlaube, ja das liebe

Publicum oft mit seinen Wunderlichkeiten aufziehe. Daß er besonders die Bedeutung des Werkes für den Dichter hochstellte, hörten wir ihn oben selbst äußern; freilich einzelne Regeln gab es nicht, auch nicht in dem Abschnitt zur Poetik, aber es wies nachdrücklich auf das hin, was vor allem Noth thue, und hob die dichterische Schöpfungskraft über alles. Deshalb jubelte ihm Goethe zu, der hier einen allgemein anerkannten Dichter aus vollem, warmem Herzen sein eigenes Evangelium verkünden hörte, und gewiß manchmal mehr hörte, als dieser gesagt hatte, indem sein eigenes Gefühl es unwillkürlich ergänzte.

Bei einer so hohen Verehrung Klopstock's mußte die Kunde, der Markgraf von Baden habe denselben im Juli zu sich einladen lassen, und nach erhaltener Zusage unter dem 3. August in einem eigenen Handschreiben seine Freude darüber zu erkennen gegeben, »den Dichter der Religion und des Vaterlandes« in seinem Lande zu haben, diese Kunde mußte Goethe mit begeisterter Freude erfüllen. Dies nebst dem Eindrucke, den die »Gelehrtenrepublik« auf ihn gemacht, wird er Klopstock sofort, wohl bei Uebersendung des »Clavigo«, mitgetheilt und ihn eingeladen haben, während seines Aufenthalts zu Frankfurt in seinem elterlichen Hause zu wohnen, das vor Kurzem auch Lavater beherbergt hatte. Nach Wahrheit und Dichtung hätte Klopstock selbst ihm die Anzeige gemacht, daß er nach Karlsruhe zu gehen und daselbst zu wohnen eingeladen sei; er werde zur bestimmten Zeit in Friedberg sein, und wünsche, daß er ihn daselbst abhole. Aber kaum dürfte Goethe erst durch Klopstock selbst jene Kunde empfangen haben, und ward sie ihm früher, so wird er nicht gesäumt haben, ihm den Wunsch auszusprechen, daß er, wie Lavater, in seinem elterlichen Hause einkehren möge. Erst auf diese Einladung hin, die er freundlich annahm, wird Klopstock, der sich freilich in seinen »Clavigo« gar nicht finden konnte, gegen Goethe jenen Wunsch ausgesprochen haben, wie

er es denn liebte, sich von seinen Freunden auf dem Wege abholen zu lassen. Da er sowohl in Göttingen als in Kassel einen Tag über die festgesetzte Zeit verweilen mußte, so fand Goethe ihn zu Friedberg nicht an dem bestimmten Tage, und er kehrte deshalb allein nach Frankfurt zurück, wo denn bald darauf, Anfangs October, auch Klopstock eintraf.

Goethe berichtet in Wahrheit und Dichtung, Klopstock's Betragen sei ernst und abgemessen gewesen, ohne steif zu sein, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm, im Ganzen habe seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten gehabt, da er sich als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, betrachtet habe. An einer frühern Stelle (B. 21, 228) bemerkt er, ein gefaßtes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Lakonismus, selbst wenn er offen und entscheidend gesprochen, hätten ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen gegeben. Merck, der Klopstock in seinem Garten zu Darmstadt sah, äußerte sieben Monate später: »Aus seinem Umgange erhellt ein klarer, heller Menschenverstand mit sehr viel Weltkunde und Weltkälte. Noch nie habe ich einen Menschen so schön deutsch und abgemessen reden hören. Sein Herz scheint ruhig, in sich selbst gekehrt, seines Werths bewußt. Dabei ist er per intervalla offen, und scheint im ganzen Verstande des Worts ein ehrlicher Mann.«

Nach der Weise der Weltleute, meldet uns Goethe, habe Klopstock nicht leicht über Gegenstände geredet, über die man gerade ein Gespräch gewünscht; von poetischen und literarischen Gegenständen habe man ihn selten sprechen gehört, dagegen habe er über seine Liebhabereien, das Schrittschuhlaufen und Reiten, sich ausführlich ausgelassen und sich darin bis ins Einzelnste bewandert gezeigt. Letzteres lag um so näher, als er in seinen Oden vielfach das Eislaufen gefeiert hatte und Goethe dadurch

angeregt worden war, noch spät diese Kunst zu erlernen und mit seinen Freunden sich daran leidenschaftlich zu erfreuen. Wie er sie über die richtige Benennung Schrittschuhe belehrt und als beste Art derselben die niedrigen, breiten, flachgeschnittenen Friesländischen bezeichnet, erzählt Goethe näher. Klopstock's eigene Dichtung war seit der ersten Ausgabe der Oden ins Stocken gerathen; nur wenige Oden waren ihm seit dieser Zeit gelungen, von denen Goethe, vielleicht schon durch Göttinger Freunde, zum Theil erfahren haben wird, obgleich Klopstock keine davon für ihren Musenalmanach hergeben wollte. Höchst wahrscheinlich wird er eine oder die andere jener neuen Oden, vor allem die Eisode »Der Kamin«, die wunderliche Weissagung an Kaiser Joseph, »Die Roßtrappe«, und die seinen eigenen Oden Unsterblichkeit verkündende »Teutone« vorgetragen haben. Dagegen theilte Goethe dem Dichter einiges aus seinen neuesten Dichtungen mit, vor allen wohl die ersten Scenen des Faust, die er freundlichst aufnahm. Auch des nächstens im Druck erscheinenden Werther wird er gedacht haben. Von den Grafen Stolberg und den Göttinger Verbündeten brachte Klopstock freundliche Grüße und Mittheilungen; auch dürfte eine nähere Verbindung mit diesen wenigstens angedeutet worden sein.

Nach wenigen Tagen begleitete Goethe den Dichter des Messias, der auch auf seinen Vater einen guten Eindruck gemacht hatte, bis Darmstadt, wo er ihn mit Merck bekannt machte, ja vielleicht bis Karlsruhe. Auch wird es darauf kaum an brieflichen Mittheilungen und Sendungen gefehlt haben. Sollte nicht Goethe ein Exemplar seines Werther Klopstock zugesandt haben, dessen in diesem nach der Mitte October erscheinenden Romane so ehrenvoll gedacht war? Fr. Jacobi, der am Anfang des Jahres 1775 vier Wochen lang bis in den Februar hinein bei Goethe in innigstem Zusammensein gewohnt hatte, wird Klopstock von diesem die freundlichsten Grüße nach Karlsruhe

überbracht haben, und es dürfte an den vertraulichsten Mittheilungen über Goethe nicht gefehlt haben, besonders da Klopstock, der für Jacobi das »Ideal echter menschlicher Größe« war, den neugewonnenen Freund nach Mannheim begleitete, wo sie noch sechs Tage zusammen blieben, und Jacobi ihm so vieles über den ganz von der Liebe zu Lili verschlungenen, dieses neue glühendste Liebesglück dichterisch feiernden Dichter vertrauen konnte, der ihn durch die so rasch als eigenthümlich vorschreitende Faustdichtung entzückt hatte. Einen Monat früher, als Goethe erwartet hatte, erschien Klopstock in Begleitung seines aus Madrid unvermuthet zurückkehrenden Bruders, des dänischen Legationssecretairs Karl Christoph, Ende März wieder in Frankfurt, wo er aber diesmal nur kurze Zeit verweilte, und den Dichter des Werther, wie dieser selbst an Knebel schreibt, in sonderbarer Bewegung fand. »Ich habe von dem Theuren nur geschlürft«, fügt er hinzu. Wie freundlich ihr Verhältniß sich gestaltet hatte, zeigt der Brief, womit Goethe am 15. April die öffentliche Erklärung, daß nicht er, sondern sein Freund H. Leopold Wagner Verfasser der Farce »Prometheus, Deukalion und seine Recensenten« sei, Klopstock zusandte. »Hier, lieber Vater«, beginnt er, »ein Wörtchen ans Publicum. Ich ging ungern dran, doch mußt's sein. Ich bin noch ziemlich in dem Zustande, in dem Sie mich verlassen haben, nur daß es manchmal schlimmer wird, und dann von oben herab wieder ein Thautropfe des Universalbalsams fällt, der alles wieder gut macht. Ich beschäftige mich, so viel ich kann, und das thut denn was. Jedoch muß jeder seinen Kelch austrinken, spür' ich wohl, und so fiat voluntas! Gedenken Sie mein unter Ihren Lieben! Ein Brief von Frau von Winthem (in Hamburg) wird wieder zurückgelangt sein. Schreiben Sie mir ein paar Worte von Ihrer Reise. N. B. Der Wagner, von dem das Blättchen sagt, ist eben die Personage, die Sie einen Augenblick auf meiner Stube des Morgens

sahen; er ist lang, hager; Sie standen am Ofen. Adieu. Goethe.« Von einer Antwort Klopstock's wissen wir nichts, doch dürfen wir sie wohl voraussetzen.

Um Mitte Mai erschienen die Grafen Stolberg bei Goethe, der mit ihnen und ihrer Schwester Auguste in vertrautem Briefwechsel stand, und sie längst sehnlich erwartet hatte. Von Klopstock, Claudius, Voß und Miller, mit denen sie vierzehn heitere Tage zu Hamburg verlebt hatten, brachten sie ihm die freundlichsten Grüße. Sie blieben von Goethe, in dessen Hause sie meist zu Tische waren, unzertrennlich; er fuhr mit ihnen nach Mainz und von da zur Ingelheimer Au, ja er schloß sich, da er versuchen wollte, ob er Lili zu entbehren vermöge, auf der Reise nach der Schweiz ihnen an. In einem Briefe von Christian Stolberg an Klopstock vom 24. Mai theilt dieser ihm auch einen herzlichen Gruß Goethe's mit. Dieser machte von Colmar aus einen Abstecher zu seiner Schwester in Emmendingen und kam vor den Grafen in Zürich an, von wo er ohne diese mit seinem Freunde Passavant einen Ausflug in die kleinen Cantone unternahm. Um die Mitte Juli nahm er von den herzlich geliebten gräflichen Freunden Abschied, was ihm sehr hart fiel; diese gedachten noch längere Zeit sich der an großartigsten Naturschönheiten unerschöpflich reichen Schweiz zu erfreuen. Auf diesem Boden hatte auch einst der Jüngling Klopstock gestanden; Bodmer hatte den Sänger des »Messias« hierher gezogen, dieser aber bald sich von ihm getrennt und sich an einen heiterern jugendlichen Kreis angeschlossen, wovon die Ode auf den Züricher See ein begeistert von allen Freunden der Klopstockischen Muse aufgenommenes Denkmal bildet. Auch Goethe sang auf dem Züricher See in sehnsüchtiger Erinnerung an die zu Frankfurt verlassene Geliebte, so innig und glühend, wie Klopstock einst schwungvoll und prächtig. Wie viele von Klopstock besuchte, in vertraulichem Gespräch den gräflichen Brüdern genannte Punkte

mußten die Freunde in Zürich und auf dem schönen See des in Hamburg weilenden größten deutschen Dichters liebevoll gedenken lassen, und wie die ehrfurchtsvolle Begeisterung, womit die Stolberge immerfort Klopstock feierten, sich Goethe mittheilen! Auch werden die Brüder von ihrem neugewonnenen »Bruder Wolf« das Beste berichtet und Klopstock's lebhaften Antheil durch ihre frischen Erzählungen von ihm noch gesteigert haben. Goethe selbst dürfte auf der Reise an Klopstock geschrieben oder etwa eine Nachschrift einem Briefe der Brüder hinzugefügt haben*), wogegen er nach der Rückkunft so mächtig hin und her gezogen wurde, daß er zu keiner brieflichen Mittheilung an Klopstock gelangen konnte, dem er sich auch in seinem leidenschaftlichen Liebeswogen nicht zeigen wollte. Seine Beiträge zum Voß'schen Musenalmanach, die auf das wahre Wesen der Kunst deutenden, aus frischer Seele fließenden Gedichte »Kenner und Künstler« und »Kenner und Enthusiast« mußten Klopstock wohl thun, und er die innigste Freude empfinden, als er von dem ehrenvollen Besuche vernahm, zu welchem das neuvermählte herzogliche Paar den Dichter des Götz nach Weimar eingeladen hatte. Der junge Herzog hatte ja auch seine Stolberge in Karlsruhe freundlich aufgenommen, und was durfte der Sänger des Messias, der so sehnlichst wünschte, daß die Fürsten deutsche Wissenschaft und Kunst pflegen möchten, von dem eben zur Regierung gelangten Karl August erwarten, den er selbst in Karlsruhe als einen viel versprechenden Fürsten, wie seine Gattin als eine der seelen- und liebevollsten Frauen kennen gelernt hatte.

---

*) Der Brief, den nach Lappenberg Goethe am 26. August von Karlsruhe aus an Klopstock geschrieben haben soll, rührt offenbar nicht von diesem, sondern von einem dort ansässigen Manne her, wahrscheinlich von einem Hofrath Ring, der in seinen Namen verliebt gewesen zu sein scheint; er hat über Ringe eine Abhandlung und ein Gedicht geschrieben. Die Chiffre unter dem Briefe dürfte ein Ring sein.

Ende November trafen die gräflichen Brüder in Weimar ein, wo sie bei Goethe und dem herzoglichen Paare die herzlichste Aufnahme fanden. »Hier wird's uns recht wohl«, meldet Fritz Stolberg seiner Schwester Auguste. »Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf (Goethe) und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade.« Die zu toller Ausgelassenheit und schwärmerischer Ausschweifung leidenschaftlich geneigten Brüder drangen ernstlich in Goethe, daß er sie nach Hamburg begleite, um mit Klopstock, Claudius, Voß und andern dortigen Freunden einige heitere Tage zu verleben; nur der dringende Wunsch des Herzogs, der sich nicht von ihm trennen wollte, hielt den Dichter zurück. Am 20. December kamen die Stolberge nach Hamburg zurück, wo sie Klopstock der innigsten Verehrung Goethe's versicherten; doch dürfte es diesen unangenehm berührt haben, daß Goethe von der Hamburger Reise sich hatte zurückhalten lassen. Die briefliche Verbindung mit den Stolbergen, die sich am 12. Januar 1776 von Hamburg nach Kopenhagen zurückbegaben, gewann ihren Fortgang. Schon am 16. Februar hatte Fritz Stolberg, wie wir aus einem Briefe Seckendorff's ersehen, die Stelle eines Kammerherrn am Weimarischen Hofe angenommen und bald nach Weimar zu kommen versprochen, unter der Bedingung, noch den nächsten Sommer bei seinen Geschwistern zuzubringen. Von Goethe war unterdessen Stella erschienen, der bald darauf Claudine von Villabella folgte; beide waren keineswegs geeignet, Klopstock's höchst bedeutende, auf den Dichter des Götz gesetzte Hoffnung zu erfüllen. Etwas Vaterländisches, höchst Schwungvolles hatte er von diesem erwartet, und Stella mußte ihm, wie so manchem, der den eigentlichen Kern des Stückes nicht erfaßte, unsittlich, ja viel bedenklicher als Werther scheinen.

Zu seinem höchsten Bedauern vernahm Klopstock um dieselbe

Zeit die übertriebenen Gerüchte von dem ausschweifenden Leben, wozu Goethe den jungen Herzog verführe. Dieses verleumderische Gerede kam ihm von einer so glaubwürdigen Seite zu, daß er an dessen Wahrheit nicht zweifeln zu dürfen glaubte. Verbreiteten ja die »ersten Personen des Hofes«, wie Zimmermann schreibt, unter ihnen Graf Görtz und Seckendorff, solche schlimmen Gerüchte; indessen scheint Klopstock seine Nachrichten nicht aus erster Hand gehabt zu haben, da er fast nur vom Trinken des Herzogs bis zum Krankwerden spricht. Die innige Freundschaft, welche er für Goethe empfand, und die auf ihn wie auf den Herzog gesetzten Hoffnungen trieben ihn am 8. Mai*), wie sauer es ihn auch ankam, an Goethe ein ernstes Wort der Warnung zu richten, indem er auf die unfehlbaren Folgen hinwies, welche ein fortgesetztes derartiges Treiben (er nennt die Sache nicht, sondern bezeichnet sie bloß durch das unbestimmte e s) nothwendig haben müsse. »Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl stark geborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog nicht, auf diese Weise früh hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen; sie nehmen itzund den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen sein, was ich fürchte, daß geschehen werde?

*) Daß die Herausgeber irrig März statt Mai gelesen, ergibt sich daraus, daß zwischen dem Briefe Goethe's und Klopstock's letzter Aeußerung unmöglich ein so langer Zwischenraum liegen kann, als hiernach der Fall sein würde. Auch fehlt es nicht an sonstigen Gründen gegen die falsche, noch von Gödeke beibehaltene Datirung. Der von Wagner nach einer von Klopstock gemachten Abschrift gegebene Abdruck des Briefwechsels gibt dem dritten Briefe, wohl nur durch einen Druckfehler, das Datum des 9. statt des 29. Mai.

Die Herzogin wird vielleicht itzt ihren Schmerz noch niederhalten können — denn sie denkt sehr männlich, — aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der etwa auch niederhalten? Luisens Gram! Goethe! Nun rühmen Sie sich nicht, daß Sie sie lieben wie ich!« Auch der erwarteten Ueberkunft Stolberg's bedient er sich als eines Bestimmungsgrundes. »Stolberg kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch also wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar! Ich muß Stolbergen schreiben; was soll ich ihm schreiben?« Schließlich überläßt er es Goethe selbst, ob er den Brief dem Herzog zeigen wolle; er habe nichts dawider, ja wünsche es, da der Herzog gewiß noch nicht da sei, »wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sage, nicht mehr hören möge«.

Goethe war nicht mehr der von begeisterter Verehrung Klopstock's hingerissene Jüngling, wie dieser ihn gesehen hatte. Die Kämpfe um Lili, deren Besitz er mit blutendem Herzen entsagt, hatten ihn gestählt, und eben hatte er den festen Entschluß gefaßt, sich ganz dem Herzog hinzugeben, als treuester Leiter und Lenker ihm zur Seite zu stehen, damit seine übermüthige, selbstwillige Natur ihn nicht in den Abgrund stürze, und gerade deswegen folgte er ihm in manche ausschweifende Tollheiten; mußte er ja sein ganzes Vertrauen sich zu erhalten suchen, um in entscheidenden Fällen desto sicherer die wohlthätigste Wirkung auf ihn zu üben. Den Herzog sich selbst und dem Lande zu erhalten, ihn durch unmerkliche Leitung heranzubilden und zu diesem Zwecke sich selbst aufzuopfern, das war der geheime Plan, welchen er auch einem Klopstock nicht verrathen durfte, welchem er jetzt als ein selbstbewußter Mann entgegentrat, der sein Tagewerk zu vollenden sich berufen fühlte und darin von Niemand sich bestimmen oder stören lassen konnte.

Was Klopstock einmal später (1793) von sich selbst, falschen Zumuthungen gegenüber, bemerkte, er ganz allein wisse, was er solle, und habe es seit seinem sechszehnten Jahr gewußt — das durfte auch wohl Goethe dieser gutgemeinten Zudringlichkeit Klopstock's gegenüber behaupten; aber er deutete dies bloß an, ohne es trocken auszusprechen, indem er seine vom 27. Mai datirte Antwort mit der Bemerkung beginnt, daß Klopstock sie (er redet gleich in seinem und des Herzogs Namen) mit solchen Briefen verschonen möge, da sie ihnen nichts helfen könnten, ihnen nur ein paar böse Stunden machten. Ueber die Sache selbst könne er gar nichts sagen, was Klopstock wohl fühlen werde; er betrachtet demnach den ganzen Brief als eine gutmüthige Uebereilung. »Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus.« Daß er sich des Besten bewußt sei, spricht sich hier deutlich genug aus, zugleich mit dem Bekenntniß, er sei weit entfernt, alles einzelne entschuldigen zu wollen. Wie wenig man ihm aber zumuthen könne, sich über sein Verhalten und seine Führung des Herzogs weitläufig auszulassen, bezeichnet die unmittelbar sich anschließende Aeußerung: »Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte.« Gibt er hier nicht deutlich zu erkennen, daß viele eben so besorgt wie Klopstock über seine Führung des Herzogs seien, die er aber als ehrlicher Kerl vertheidigen zu können glaubt? Und mußte er nicht verlangen, daß Klopstock so viel Vertrauen auf ihn setze, daß er ganz darüber beruhigt sein dürfe.

Wie hoch aber Goethe und der Herzog Klopstock hielten, wie sehr sie sein Urtheil und seine Freundschaft schätzten, mußte dieser der weitern Aeußerung entnehmen: »Dem Herzog that's

einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie, und von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl.« Zum Schlusse glaubt er sich auf Stolberg selbst berufen zu dürfen, der ihr Treiben gesehen habe, und der gewiß keine Veranlassung haben werde, sich von hier zu entfernen. »Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott besser, als er uns gesehen hat.« Das letztere war nichts weniger als eine bloße Redeweise, sondern seit der Zeit, wo die Stolberge in Weimar gewesen, hatte sich das tolle, ausgelassene Treiben bedeutend vermindert. Goethe hatte sich endlich zum Eintritt in die Geschäfte entschlossen, die Zeit, wo er sich als Gast des Hofes ansehen durfte, war vorüber, und er wird dem jungen Herzog, der die Folgen der tollen Ausschweifungen in Anfällen von Rheumatismen und Schwindel zu spüren begonnen, ernstlich zugeredet haben, daß sie sich jetzt zusammennehmen müßten. Klopstock aber nahm die offene Weise, wie sich Goethe gegen ihn erklärt hatte, in bitterster Weise auf und fühlte sich tief verletzt. Ohne sich seines eigenen ehemaligen Betragens gegen Bodmer zu erinnern, ohne zu bedenken, daß sein Brief auch zugleich an den Herzog gerichtet gewesen, der doch eine solche Lection nicht stillschweigend einstecken und ihm das Recht zu ähnlichen bevormundenden Ansprachen einräumen oder gar seine Schuld bekennen konnte, erwiderte er am 29. Mai voller Entrüstung, mit Verletzung alles Anstandes, und brach, statt zu schweigen, in grobster Weise das ganze Verhältniß ab. »Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war«, schreibt er: »groß besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen — denn so stark drücken Sie sich aus — den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben

habe. Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr wenn er sich selber hört.« Was ihn besonders erbittert hatte, war der Umstand, daß Goethe auf seine Anmahnung nicht mehr Werth gelegt als auf alle übrigen, wobei er aber übersah, daß auch die andern Mahnungen von den treuesten, verehrtesten Freunden, nicht von solchen kamen, auf deren Stimme er wenig gab, und daß der hohe Werth, welchen er selbst und der Herzog gerade auf Klopstock legten, entschieden hervorgehoben war. Seltsam war es auch und erregte, wie schon Varnhagen von Ense bemerkte, gerechtes Kopfschütteln, daß er Stolberg vor Verführung wahren wollte, als ob die beiden gräflichen Brüder es an solchen Tollheiten nicht Goethe zuvorgethan hätten, und Stolberg selbst nicht am besten wissen mußte, wie es mit Goethe und dem Herzog stand, daß diese unmöglich in die Gemeinheit versinken konnten, sondern bei aller zeitweiligen Ausschweifung, wozu er selbst nicht weniger hinneigte, das Edle immer vorhielt. Klopstock ging soweit, den ganzen Briefwechsel am 21. August abschriftlich durch seinen Freund Böckmann dem Markgrafen von Baden mittheilen zu lassen, freilich mit der Bitte, ihn aus Schonung für den Herzog geheim zu halten*).

So war das Verhältniß zwischen beiden Dichtern auf immer gebrochen. Je tiefer Goethe von der Wichtigkeit seiner Aufgabe durchdrungen war, je mehr er sich verpflichtet fühlte, den Herzog heranzubilden, je andauernder und aufopfernder er sich dem geliebten Fürsten widmete, um so widerwärtiger mußte ihm eine solche knabenhafte Grobheit Klopstock's scheinen, der nicht im Entferntesten seine ganz einzige Lage zu ahnen wußte. Und nicht ihn allein, auch den Herzog hatte er durch dieses

---

*) Aus dieser Quelle wohl theilte der „Allgemeine literarische Anzeiger“ am 28. März 1799 diesen Briefwechsel mit, wo die Namen „aus Schonung“ nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet wurden. So sollten also Goethe und Klopstock die gewissenlose Veröffentlichung jenes Handels erleben.

barsche Abbrechen auf das Empfindlichste beleidigt. Da war an kein weiteres Anknüpfen zu denken, ja der Nimbus, der bisher noch immer zum Theil Klopstock's Bild für Goethe umhüllt hatte, schwand immer mehr, so daß sich ihm bei aller Anerkennung seines erhabenen Schwunges das Gemachte und Kalte, der Mangel frischer Anmuth und reiner Natur schärfer hervordrängen mußte, zugleich mit der sein ganzes Wesen wunderlich verstellenden Ueberhebung, wenn er sich, den Sänger des erhabenen Sanges vom Gottmenschen, den geweihten Barden Thuiskons, für den ersten deutschen Dichter hielt, der den einzig wahren Weg der Dichtung wieder geöffnet und den höchsten Lorbeer sich errungen habe, so daß neben ihm die übrigen Dichter um so weniger in Betracht kommen konnten, je selbstständiger sie ihre eigenen Wege gingen, so daß er sie fast nur in so fern anerkannte, als sie ihn selbst als Meister verehrten. So sah Klopstock auch in Goethe jetzt nur den übermüthigen, durch seinen unverdienten Ruhm verdorbenen Jüngling, dem jeder sittliche Sinn, jede auf Einsicht ruhende Meisterschaft der Sprache und jede tiefere Kunstkenntniß abgehe, wie er selbst durch anhaltendes Studium sie erlangt habe.

Und Goethe's Verstimmung gegen Klopstock mußte dadurch bedeutend gesteigert werden, daß dieser wirklich Fritz Stolberg veranlaßte, sein gegebenes Wort zu brechen, ohne irgend eine Nachricht nach Weimar gelangen zu lassen. Ehe Goethe Klopstock's zweiten Brief erhalten, hatte er an Auguste Stolberg geschrieben, ihr Bruder werde gute Tage bei ihnen haben, so wenig er ihm ein Paradies verspreche. Als aber jede Mittheilung von diesem unterblieb, beklagte er sich bitter bei der Schwester. »Von Fritz hab' ich noch keinen Brief«, meldet er dieser am 30. August. »Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben

kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber Gustchen! er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu sein, man läßt ihm alles, und nun kommt er nicht. Ich weiß auch, daß Dinge ein Geheimniß bleiben müssen. Aber — Gustchen! ich habe noch was auf dem Herzen, das ich nicht sagen kann. — — —« Was er hier meint, ist der Schmerz, daß Stolberg von dem verleumdenden Geträtsch und Klopstock's Mahnung sich bestimmen lasse, sein ihm und dem Herzog gegebenes Wort ohne Weiteres zu brechen, ohne sich durch den Augenschein vom wirklichen Stande der Dinge zu überzeugen oder nur ihn aufzufordern, ihm über sein Verhalten zu Weimar Rede zu stehen. »Und die, die man so behandelt«, schließt er, »ist Karl August, Herzog zu Sachsen, und dein Goethe, Gustchen! Laß mich das jetzt begraben!« Klopstock scheint Stolberg in seinen Zorn gegen Goethe hineingeredet zu haben, so daß dieser allen Anstand so weit vergessen zu dürfen glaubte, ohne irgend eine Erklärung wegzubleiben.

Goethe verschmerzte dieses beleidigende Betragen schwer, wie ihm auch Klopstock's Bruch höchst unangenehm war, doch enthielt er sich darüber jeder öffentlichen Aeußerung. Dagegen sollte die Verstimmung Klopstock's gegen den Dichter des Werther durch einen jungen Verehrer desselben, den Sohn seines Jugendfreundes Cramer, bald der Welt verrathen werden. Dieser schrieb nämlich unter Klopstock's Augen das wunderliche Buch »Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa«, worin er auch über das Privatleben des großen Dichters mit dem Anschein großer Wichtigkeit bis ins Kleinlichste gehende Mittheilungen machte, die nur von den begeistertsten Verehrern ohne Kopfschütteln hingenommen werden konnten. Cramer schickte eine Anzahl Exemplare der ersten Hälfte dieses Werkes in Com=

mission an Wieland, der sich am 7. November 1777 über dieses »Monument, das Klopstock sich selbst vor seinen Augen aufführen ließ«, mit Goethe unterhielt. Beide kamen überein, Merck solle dieses »große Opus« im »Merkur« anzeigen, und Goethe meinte, er solle nicht bloß die Seide draus ausbrennen, sondern das Metall selbst so lange durchs Feuer gehen lassen, bis vom ganzen Werke nichts als der Titel Klopstock übrig bleibe. An demselben Tage sandte Goethe das Buch an Frau von Stein mit dem Bemerken, er schicke ihr »einen großen Namen auf einem Buche«..

Cramer kommt in dieser Lobschrift mehrfach auf das zu sprechen, was Klopstock an Goethe und anderen jungen Dichtern tadle. S. 82 wird als dessen Grundsatz aufgestellt: »Alles vollkommen, vollendet! die höchste Correction! alle geilen Ranken beschnitten! alles auf die Kapelle gebracht! das Ueberflüssige weg! keine Schlacke unter dem Golde!« Das Gegentheil sei es, was er an Shakespeare, an Goethe tadle. Klopstock merkte nicht, welche Ehre er mit dieser Zusammenstellung Goethe erzeige; er selbst glaubte freilich alles Ungehörige aus seinen Gedichten getilgt zu haben, ohne zu ahnen, daß vieles Matte, Ueberspannte und manche Auswüchse des ersten Entwurfs von seiner Feile verschont geblieben, eine große Anzahl seiner Gedichte völlig verfehlt oder undichterisch seien. Ein andermal gedenkt Cramer eines Gesprächs, das er mit Klopstock »über Goethen und seine Nachahmer und andere deutsche Sprachverderber« geführt. »Genug, er ist mit allen den Sprachschöpfern, Sprachbereicherern, Sprachverächtern, mit allen den neuen Erfindern höchst mißvergnügt, sieht ihnen mit herzlichem Mitleiden zu, und hat's Recht darzu, weil er ein wenig über das, was Sprache heißt, mitsprechen darf, denk' ich.« Einmal machte es Klopstock dem jungen Cramer zum Vorwurf, daß auch er die Unsitte von Goethe angenommen, das Zeitwort vor das Hauptwort zu setzen;

als aber dieser ihm nachwies, daß er selbst, wie viele Andere, diese Stellung gebrauche, wollte er sie auf die Poesie beschränkt wissen, wo sie erlaubt, oft nothwendig sei.

Besondern Anstoß nahm Klopstock jetzt an Werther, indem er die Gesinnungen und Aeußerungen dieses Helden der Empfindsamkeit dem Dichter selbst zuschrieb. »Ich weiß es, sagte Klopstock«, lesen wir anderwärts, »sein Herzchen halten wie ein krank Kind« (Worte Werther's), ist die Moral unserer Zeiten, aber Schande für den Adel der Menschheit. Es ist nicht meine Moral! Hier das (indem er an seine Brust schlug) gibt mir Zeugniß, daß ich gekämpft habe, daß ich mehr als einmal dem Gefühle der Pflicht mit blutendem Herzen meine süßesten Wünsche opferte.«

Von Cramer selbst enthält das Buch einzelne auf Goethe bezügliche Aeußerungen. Einmal schreibt er: »Nimm zum Exempel einen — —. Treffliche Männer, gute Dichter! (wer wollte das leugnen?) aber kannst du aus ihren Werken auf ihren Charakter bestimmt schließen?« Und in einer Anmerkung wird bemerkt, der Namen deutscher Dichter, von denen dies nicht gelte, seien wenige. »Viele unserer jetzigen leichtfüßigen Leute«, heißt es, mit Bezug auf die Stelle in Werther's Brief vom 24. December, im Gegensatz zu Klopstock, der gedacht und gelernt habe, um so zu schreiben, wie er thue, »fangen an die Sprache als eine Nebensache anzusehen. Wenn einer ihre unreinen Partikeln, ihr Auslassen der Bindwörtchen, ihre Wegwerfungen der Artikel, ihre nach so nagelneuen Melodien herabgeorgelten Perioden nicht sofort für baare Münze annehmen will, so möchten die jungen Werther sogleich des Teufels werden und uns abprügeln.« Weiter führt er das Urtheil eines der Männer an, auf die er am meisten gebe, der behauptete, wenn Goethe tragisch Genie habe, so habe Leisewitz tragischen Esprit. Anderswo aber beruft er sich auf eine »vortreffliche Anmerkung« Goethe's.

Merck ließ die »Fragmente« des jungen Cramer gnädig genug durchgehen, ja er wünschte noch viele Bändchen solcher Fragmente, besonders zum Auskörnen; nur konnte er seinen Spott über die Eitelkeit des Verfassers nicht zurückhalten. Er nannte diesen »ein junges lebhaftes Männchen, der seine Person dabei nicht vergißt und sich in dem Zimmer, das er aufschließt, immer in ein so herrliches Clairobscur zu setzen weiß, daß ein gemeiner Leser beinahe die Hauptfigur davor übersehen könnte«. Cramer, der hierdurch, sowie durch den Mangel schrankenlosester Verehrung des einzigen Klopstock sich bitter verletzt fühlte, ließ in der im folgenden Jahre erscheinenden Fortsetzung der »Fragmente« seinem Ingrimm gegen Wieland als Herausgeber des »Merkur« den vollsten Lauf, wogegen er Goethe's nur ehrenvoll als eines Freundes von Klopstock und eines entschiedenen Gegners von Wieland gedachte, indem er auf Goethe's Farce gegen diesen hindeutete. »Der Commentar sowohl als diese Anmerkungen«, schreibt er, »sind freilich Eustathisch genug, wie Herr Wieland sagt*). Ich beklag's. Vielleicht, daß sie auch Crebillonsch, Fieldingsch, Cervantisch, und wie nicht? geschrieben sein könnten. Das müßt' ich von ihm lernen; denn ich pflüge zur Stunde noch lieber mit griechischen als französischen Kälbern. Uebrigens — um die Sache wieder ins Gleis zu bringen, die dieser Ausrufer herausbringen möchte, kommt's nicht darauf an, ob solche Anmerkungen Eustathisch sind, sondern ob Anmerkungen überhaupt anders als Eustathisch sein können, ob sie nöthig waren, ob sie richtig sind, und endlich ob er, der besagte Ausrufer, sie hätte geben können? Ist es Deräsonnement oder Muthwill, daß Wieland so die Gesichtspunkte der Dinge verrückt? Soll ich das erste von seinem blöden Ver-

*) Cramer hatte in der Nachricht auf dem Umschlag der ersten Hälfte bemerkt: „Es ist billig, daß unser Homer seinen Eustathius habe.“

stande oder das letzte von seinem guten Herzen vermuthen? Und wie gern man doch sich in andern wieder entdeckt! Auch die Kunst, sich selbst in Clairobscur zu malen, müßt' ich ja wohl von ihm, dem großen Pinseler, gelernt haben. — Guter Frund, das war sehr unpolitisch! Oder hast du die »Briefe über Alceste« vergessen? Oder ist dein Rücken nicht mehr von Goethens blutiger Geißelung wund? — Ich bin ungern bitter; es ist, hoffe ich, mein Charakter nicht. Aber wer kann, ohne entweder Klopstock selbst oder ein Tropf zu sein, die insolenten Airs von Superiorität dulden, die sich der Mann über ihn, und so der Reihe nach über Goethe, Claudius, Voß, mich und so manche andere giebt, weil wir nun das Unglück haben, Klopstock's Freunde zu sein.« Kurz vorher heißt es: »Und wie? wenn z. E. Wieland dieser Schwätzer mit Namen ist? Wenn er und seine Buben es sind, die Klopstock's Namen und unsere an den Pranger ihres Mercurius kreiden! Wenn so viele, leider! von Ansehen und unbestreitbarem Geiste, wenn . . . doch ich will nicht nennen, was ich nennen könnte.« Und in ähnlicher Weise wird Wieland auch sonst abgethan. An einer andern Stelle bemerkt Cramer: »Hohe Geistigkeit und Platonismus, immer mit Religionsempfindungen und Gedanken an Unsterblichkeit verknüpft, ist das Charakteristische von Klopstock's Liebe; nie werdet ihr solche fleischliche Gemälde bei ihm finden, als bei Wieland und Crebillon — nie die wüthende Liebe, die Goethe so trefflich dargestellt hat.«

Neben Wieland mußte ein anderer Weimaraner herhalten, Herder, dessen vor mehreren Jahren geschriebene, von Klopstock selbst dankbar anerkannte Beurtheilung der Oden Cramer mit Anmerkungen abdrucken ließ, worin er nicht bloß Herder's Auffassung einzelner Oden als ganz verkehrt bestritt, sondern ihm auch den offenbarsten, in tiefsinnig scheinende Redensarten gehüllten Unsinn Schuld gab. Einmal bemerkt er, Lessing, Goethe,

Herder und Andere hätten unsere Sprache aus dem Englischen und Französischen mit vielen neuen, mitunter vortrefflichen Wörtern, Wendungen und Constructionen bereichert, Klopstock aber habe mehr Goldstücke als alle diese bloß aus den alten Sprachen hineingebracht. Die Nachwelt urtheilt darüber ganz anders.

Goethe ließ sich durch Cramer's Buch zu keiner öffentlichen Aeußerung bestimmen. Ueber den gezwungenen Schwung Klopstock's mag er oft gescherzt haben, wie er in dem Briefchen an Frau von Stein aus dem Juni 1778 zu thun scheint, wo er ihr die neueste Hymne im Klopstock'schen Geschmack, noch ehe sie im Musenalmanach komme, übersendet. Auch über Cramer wird er gelegentlich gespottet haben, wie er es über die beiden Stolberge als Centauren mit Beziehung auf die Vignette ihrer Gedichtsammlung that. Als zu Weihnachten 1781 Kraus nach Goethe's Entwurf ein Scherzbild der neuen deutschen Literatur zur Erheiterung der Herzogin-Mutter ausführte, wozu Goethe als Text »das Neueste von Plundersweilern« schrieb, mußten auch die Klopstock-Enthusiasten, unter ihnen Cramer, weidlich herhalten. Auf Klopstock und seine Enthusiasten beziehen sich die Verse:

Ja, seht nur recht! dort eine Welt,
In vielen Fächern dargestellt.
Man nennt's ein episches Gedicht;
So was hat seines Gleichen nicht.
Der Mann, den ihr am Bilde seht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Vorfahren müssen's büßen,
Sie liegen wie Dagon zu seinen Füßen.
Auf ihren Häuptern steht der Mann,
Daß er seinen Helden erreichen kann.
Kaum ist das Lied nur halb gesungen,
Ist alle Welt schon liebdurchdrungen.
Man sieht die Paare zum Erbarmen
In jeder Stellung sich umarmen.
Ein Zögling kniet ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erst zu beglücken;

Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Betheuert, er hab' auch Hosen dazu,
Und, was sich niemand denken kann,
Einen Steiß habe der große Mann.
Vor diesem himmlischen Bericht
Fällt die ganze Schule aufs Angesicht,
Und rufen: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Eustazie!
Der Adler umgestürzte Zier!
Der deutsche Bär ein feines Thier!
Wie viel Wunder, die geschehn,
Könnt ihr hier nicht auf einmal sehn!
Er hat auch eine Heftelfabrik;
Die zeigt sich nicht auf diesem Stück.

Zur Erklärung der Verse bemerken wir Folgendes. Auf dem Gemälde von Kraus steht auf einem Gerüste, zu welchem Treppen hinanführen, ein Mann in einem langen, durch einen Gürtel in der Mitte zusammengehaltenen Gewande, der mit der erhobenen Rechten auf ein vor ihm aufgestelltes, in einzelne Felder getheiltes Jahrmarktsbild hinweist, auf welchem oben ein Kreuz sich befindet, zur Bezeichnung des christlichen Epos. Er steht auf den Büsten epischer Dichter, wohl Homer's und Virgil's, zur Andeutung, daß Klopstock durch die Höhe seines schwungvollen Gedichtes und die christliche Anschauung die alten epischen Dichter überwunden habe. Unten am Gerüste sieht man mehrere Paare vor Entzücken über sein Gedicht sich umarmen; zwei strecken stehend, ein anderer knieend die Arme nach ihm aus. Einer, der neben ihm kniet, hebt das Gewand des Mannes auf und zeigt einem andern, was der Dichter ausführlich beschreibt; ein dritter liegt verzückt auf seinem Antlitz. Der Ausruf: »Preis dir in der Höh', o trefflicher Eustazie!« den der Dichter zunächst diesem in den Mund zu legen scheint, deutet auf Cramer als Eustathius*). Auch sieht man einen römischen Adler dort liegen

*) Der heilige Eustasius, Abt zu Luxeuil in Burgund, der besonders in Lothringen verehrt wird, schwebt hier keineswegs vor.

und auf einem Bären ruht ganz sorglos ein Knabe. Beide stellen Klopstock's Oden dar mit ihrem Preise der deutschen Tapferkeit, welche römische Adler erbeutet, und mit ihrer Feier der uralten germanischen Weisheit und Dichtung. Die Fabrik der Hefteln (Nadeln) ist auf die Klopstock'schen Epigramme zu beziehen. Klopstock selbst, von dem die »Gelehrtenrepublik« und die Musenalmanache auf 1773, 1777, 1778, 1781 manche Epigramme gebracht hatten, sagte, das Epigramm sei bald spitz wie ein Pfeil, bald scharf wie ein Schwert.

Was von Klopstock in den Jahren 1776 bis 1783 erschien, war nicht geeignet, besondere Anziehung auf Goethe zu üben. Von seinen Oden brachten die Musenalmanache nur wenige, ein paar politische, »der jetzige Krieg« und »an den Kaiser«; einzeln ward die auf den Tod der Kaiserin Maria Theresia gedruckt, und Cramer hatte zuerst die Ode »Fürstenlob« mitgetheilt. Goethe fand hier nur einen angenommenen, seelenlosen Schwung und konnte sich für die Gegenstände nicht begeistern. Auch die gleichzeitig erscheinenden wenigen Epigramme sagten ihm kaum zu. Ganz fern lagen ihm Klopstock's Versuche, die deutsche Orthographie neu zu regeln (1778), und »die Fragmente über Sprache und Dichtkunst« (1779. 1780). Klopstock trat in den letztern als erster Meister der deutschen Sprache, Verskunst und dichterischen Darstellung hin. Goethe konnte ihn in keiner Beziehung mehr als Meister anerkennen; er glaubte, daß er seine Bestimmung erfüllt habe, die deutsche Sprache und Dichtung zu heben, aber zu einer aus tiefem, warmem Herzen und reinstem Kunstbewußtsein fließenden Dichtung nicht berufen sei. Wie seltsam mußte es ihm vorkommen, wenn Klopstock sich als den Mann darstellte, der nach Luther und Opitz die deutsche Sprache wieder gehoben, »der gleich bei ihrer ersten Erblickung ernst und von der wechselnden Röthe und Blässe der schnell entstehenden Liebe ergriffen wurde«. »Das soll sie ihm nie vergessen haben«,

fügt Klopstock hinzu. »Auch hat sie, wie man erzählt, nur vor ihm getanzt.« Wie konnte Goethe eine solche Ruhmredigkeit anders als mit Lächeln lesen, da er fühlte, wie wenig Klopstock den frischen, freien Fluß der Rede in seiner Gewalt habe! »Die Sprache«, erzählt Klopstock ferner, »habe ihn gefragt: „Willst du die Lebensregeln, die ich mir vorgeschrieben habe, bekannt machen, damit sich, wer mich mit Nahrung versieht, darnach richte? Denn nur so werd' ich so spät, als möglich ist, altern," und er habe schließlich ihr erwidert: „Ich will alles; denn ich liebe." Von dem Lobe der deutschen Sprache, welcher er auch den wahren Wohlklang zuerkennt, ist er voll, von ihrer Bildsamkeit und ihrer Fähigkeit, alles Wahre auszudrücken, was die französische und englische Sprache nicht vermögen; »aber so wenige Dichter«, klagt er, »haben sie ganz in ihrer Gewalt, besonders verstehen sie nicht, dem Perioden gewisse kleine Nebenschönheiten zu geben, wodurch er etwa mehr Wohlklang oder leichtere und feinere Wendungen bekomme«, wodurch »viele unserer neuesten und in andern Betrachtungen schönen Werke« verunstaltet werden.

Von Goethe gelangte nach »Stella« und »Claudine« vorab sehr wenig zur Veröffentlichung. Am meisten konnte Klopstock mit Goethe's Anhang zu der Uebersetzung des »Neuen Versuches über die Schauspielkunst« (1776) sich befreunden; seine »Fischerin« und »Proserpina«, wenn sie ihm anders in den Zeitschriften zu Gesicht kamen, worin sie mitgetheilt wurden, lagen ihm ganz fern, und auch die schönen, von Seckendorff gesetzten Gedichte, »der Fischer«, »der König von Thule«, »das Veilchen«, »der untreue Knabe«, dürften ihm kaum bedeutend erschienen sein, er nicht die ganze Anmuth, reine Tiefe und malerische Bezeichnung der Sprache erkannt, vielmehr nach seinen Grundsätzen manches daran auszusetzen gefunden haben.

Im Sommer 1783 besuchte Herder Hamburg, wo er bei

Klopstock und Claudius die herzlichste Aufnahme fand. Auch auf Goethe wird bei dieser Gelegenheit die Rede gekommen sein, und war auch augenblicklich durch ein Mißverständniß eine kleine Entfremdung zwischen Herder und Goethe eingetreten, so hatte jener doch während der beiden letzten Jahre Goethe wieder von einer so schönen Seite kennen gelernt, daß er Klopstock in Bezug auf dessen Charakter und besonders auf die glückliche Leitung des Herzogs nur das Beste berichten konnte. Freilich war an eine vorurtheilsfreie Beurtheilung der ausgezeichneten dichterischen Begabung Goethe's von Seiten Klopstock's kaum zu denken, und was auch Herder besonders von der hohen Vortrefflichkeit der zu reinster Erbauung schon oft in Weimar aufgeführten, noch ungedruckten Iphigenia sagen mochte, den ganz auf deutschen Odensang und Bardiete gestellten Klopstock vermochte es wenig zu rühren.

Der folgende Mai brachte die Stolberge nebst ihren liebenswürdigen Gattinnen nach Weimar, wo sich die so lange getrennten Freunde ganz wieder fanden. »Es war eine sehr angenehme Erinnerung voriger Zeiten und eine neue Befestigung der alten Freundschaft«, meldet Goethe an Freund Kestner. Das Zusammensein war ein durchaus heiteres und herzlich vertrauliches. Fritz Stolberg gefiel Goethe von Stunde zu Stunde besser, und er wünschte wohl eine Zeit lang mit ihm zusammen zu leben. Von Klopstock werden die Brüder ganz voll gewesen sein, doch konnten ihre Mittheilungen in Goethe kaum den Wunsch einer nähern Verbindung mit jenem erregen, da ihre Charaktere und die Weise ihrer dichterischen und sonstigen Bestrebungen völlig entgegengesetzt waren. Auch zwischen den Dichtungen Goethe's und der Stolberge war eine große Kluft befestigt. So konnte er an Friedrich Stolberg's Gedicht »der Traum«, obgleich er ihn »ein recht himmlisch Familienstück« nennt, keine wahre ästhetische Freude haben, und bei dessen »Timoleon«, den er wohl von ihm

selbst zugeschickt erhalten hatte, vermochte er nicht zu begreifen, was diesem guten Mann und Freunde Freiheit heiße. Klopstock wird von den gräflichen Brüdern und ihren Gattinnen das Allerbeste über Goethe vernommen haben; vielleicht fehlte es auch nicht an einem freundlichen Gruße, doch eine Annäherung konnte dadurch unmöglich gewonnen werden.

Die im Voß'schen Musenalmanach auf die Jahre 1784 bis 1786 mitgetheilten Klopstockischen Oden, unter ihnen die an Voß gerichtete und »die deutsche Sprache«, zeigten Klopstock noch immer in dem Wahne, die deutsche Dichtung könne nur auf dem von ihm gebahnten Wege, in dem kunstvollen Tanze seiner Strophen, gedeihen, wie seine beiden »Bardiete für die Schaubühne«, »Hermann und die Fürsten« (1784) und »Hermanns Tod« (1787), sein Festhalten an der Dramatisirung unserer uráltesten Geschichte, an dem Urahn Hermann, dem Befreier Deutschlands, bewiesen. Von Goethe erschien in den nächsten Jahren vor der Reise nach Italien äußerst wenig, und es ist sehr die Frage, ob die ohne dessen Wissen abgedruckte Scene seiner »Iphigenie« Klopstock zu Gesicht gekommen. Auch die in den Jahren 1787 bis 1790 endlich erscheinende Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften bekehrte Klopstock nicht. Wir wissen, daß er selbst »Iphigenie« nicht besonders hochstellte, daß er sie als eine Nachahmung bezeichnete, und Delbrück, der einige Jahre später dieses Wort aus seinem Munde vernahm, äußerte die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, das Gedicht »der Nachahmer und der Erfinder« vom Jahr 1796 gehe gerade auf diese herrliche Feier reiner Weiblichkeit. Auch wird Klopstock im Einzelnen daran eben so viel zu meistern gewußt haben, wie Voß später am Ausdruck der »natürlichen Tochter«. Ueber »Tasso«, »Egmont« und die Gedichte fehlt uns jede Aeußerung Klopstock's; wie ungünstig er aber den »Faust« aufnahm, dessen Anfang er vor sechszehn Jahren so beifällig begrüßt hatte, beweist das erst nach seinem Tode veröffentlichte Epigramm:

Was man erzählt von Doctor Faust,
Ist weiter nichts als Lug der Möncherei;
Die Dichtung, die vor uns in wilden Dramen braust,
Wie Windsbraut saust
Von Doctor Faust,
Ist, bei den Alten! lediglich
Kraftmänniglich
Verwünscht Geschrei
Der traurigen Genieerei.
Ob's Alte oder Neue besser sei,
Zu schlichten wär' Bockmelkerei *).

Wie viel weniger konnten die 1791 bis 1794 an das Licht tretenden neuen Sachen, der »Groß-Cophta", »der Bürgergeneral«, »Wilhelm Meister« und »Reinecke Fuchs", vor Klopstock's Augen Gnade finden! War ja Herder selbst mit »Wilhelm Meister« höchst unzufrieden, und wie sehr die Stolberge den Roman mit Ausnahme des sechsten Buches verabscheuten, ist allbekannt. Von Klopstock erschienen in diesen Jahren einzelne meist auf die französische Staatsumwälzung bezügliche Oden, die, sowohl die begeistert feiernden als die des Dichters bittere Täuschung verzweiflungslos aussprechenden, Goethe gründlich verhaßt sein mußten; neben ihnen »die grammatischen Gespräche«, an denen er gar keinen Antheil nehmen konnte.

Goethe's geliebter Zögling Friedrich von Stein ging im Jahr 1793 nach Hamburg, wo er auch Klopstock aufsuchte, dem er wohl von Herder und Goethe Grüße brachte. Im folgenden Jahre wandte er sich von da nach England und Schottland; auf der Rückreise im Frühjahr 1795 begrüßte er Klopstock wieder, der durch ihn Herder zu sich einladen ließ. Auch ein anderer Bekannter Weimars, der wunderliche Gerning, hatte kurz vorher bei Klopstock eingesprochen, und im Sommer folgte Böttiger. Von allen diesen konnte Klopstock mancherlei über Goethe

---

*) Vergebliche Mühe, nach griechischer Redeweise.

erfahren, doch dürfte er sich schwerlich darauf besonders eingelassen haben, da er wohl erkannte, welch unendliche Kluft ihn von Goethe trenne.

Unterdessen hatte dieser mit Schiller jenen folgereichen Bund geschlossen, welcher die länger als zehn Jahre bestandene herzliche Verbindung mit Herder zuerst lockern, dann ganz stören und in ihr Gegentheil umwandeln sollte. Einen äußern Verbindungspunkt bildeten die »Horen«, denen sich bald ein »Musenalmanach« anschloß. Als Mitarbeiter lud man viele bedeutende Männer ein, unter ihnen Klopstock's Freund Gleim und den gleichfalls in Hamburg lebenden Archenholz, Klopstock nicht, von dem man nichts dafür Zweckmäßiges erwarten durfte. Die ersten Beiträge Goethe's und Schiller's konnten Klopstock eben so wenig befriedigen, als die beiden verbundenen Dichter durch dessen neueste Oden erbaut wurden. Am Schluß des Jahres 1794 fragt Goethe den Freund, ob er eine gar seltsame Ode von Klopstock, deren Ueberschrift er angab, gesehen habe. Bloß Schiller's Antwort ist uns erhalten, der sofort erwidert: »Die Klopstock'sche Ode, von der Sie schreiben, habe ich nicht gelesen, und wenn Sie solche noch haben, bitte ich sie mitzubringen. Der Titel läßt schon eine solche Geburt erwarten.« Wahrscheinlich ist der in ein Wiegenlied eingekleidete bittere Spaß auf die Genfer Revolution, die in der »Hamburger neuen Zeitung« 1794, Nr. 199 veröffentlichte Ode »die Mutter und die Tochter« gemeint. Hatte schon Schiller's Aufsatz »über die ästhetische Erziehung des Menschen«, welcher als Triebfeder der Kunst den Spieltrieb darstellte, Klopstock abstoßen müssen, so konnte er sich noch weniger mit dessen Unterscheidung der sentimentalen und naiven Dichtung befreunden, wie sie in den Epoche machenden Aufsätzen über das Sentimentale und das Naive meisterhaft entwickelt wurden, die in den Jahren 1795 und 1796 in den »Horen« erschienen. Unter Deutschlands sentimentalen Dichtern hob Schil-

ler, neben Haller und Kleist, Klopstock hervor, mit dem wenige der neuen und noch wenigere der ältern Dichter zu vergleichen seien. Wie ehrenvoll auch Schiller's Ausführung über die Vortrefflichkeit dieses »musikalischen Dichters« für Klopstock war, so mußte dieser sich doch bitter verletzt fühlen, sich von einem ganz andern Standpunkte, als er selbst gewohnt war, betrachtet zu sehen; es mußte ihn kränken, daß Schiller ihm sinnliche Anschauung absprach, ohne das zu bezeichnen, worin er gerade besonders hervorzuragen glaubte, daß er der deutschen Sprache und Dichtung die ihrer einzig würdige Bahn eröffnet, sie zur höchsten Kunstform herangebildet habe. Goethe's »Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter« konnten Klopstock nicht ansprechen, die »römischen Elegien« und die »venediger Epigramme«, worin die deutsche Dichtung als heitere Kunst ihren höchsten Triumph feierte, waren ihm, dem hochsittlichen, echt deutschen Dichter und Kunstlehrer, ein Greuel; aber was ihn aufs Furchtbarste empörte, war Goethe's Klage, daß die deutsche Sprache der schlechteste Stoff sei, worin er Leben und Kunst verderbe, daß das Schicksal seine Absicht, einen Dichter aus ihm zu bilden, erreicht haben würde, »hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt«. (Epigramme 29. 77.) Gegen Delbrück, der ihn nach der Lesung jener Epigramme sprach, äußerte er sich hierüber äußerst erbittert. Ihn möge man angreifen, wie man wolle, er werde sich nicht vertheidigen, aber diese Schmähung der deutschen Sprache könne er nicht dulden, worauf er sich über das Talent, deutsch zu schreiben, weitläufig erging. Seinen Zorn ergoß er in den Versen:

Ulfo*)! du dauerst dich, daß du mich schreibest? Wenn du mich kenntest,
Wäre dir dies nicht Gram. Ulfo, du dauerst mich auch.

---

*) Der Name ist in Klopstockischer Weise nach dem Vornamen Wolfgang gebildet, welchen die Stolberge in Wolf verkürzt hatten.

Klopstock hielt die deutsche Sprache in jeder Beziehung allen neueren überlegen; daß es ihr auch an wahrem Wohlklang, an der vollsten Biegsamkeit, der reichsten Bildsamkeit nicht fehle, glaubte er theoretisch und praktisch erwiesen, die vollendetsten, in reinstem Wohllaut und bezeichnendster Kraft fließenden Gedichte geschaffen zu haben, wie es keine der übrigen neueren Sprachen vermöge. Es ist ein seltsames Schauspiel, wie Klopstock, dem gerade die natürliche Anmuth der Sprache abging, dem Dichter, der die deutsche Sprache zu volltönendstem Wohllaut erhob, die Kenntniß derselben absprach und sie voll Erbitterung gegen einen unwilligen gelegentlichen Ausspruch desselben vertheidigte. Aber Klopstock hielt sich auch verpflichtet, öffentlich diese Beschimpfung der geliebten Muttersprache zurückzuweisen, wie er es in dem Gespräche: Der zweite Wettstreit, that, das er im »Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks« im September bis November 1796 erscheinen ließ. Dort fragt die »Vereinung«: »Vermuthet ihr, was Teutone zu der Erklärung sagen werde, mit welcher vor Kurzem ein deutscher Dichter wider sie aufgetreten ist?« Das »Urtheil« erwidert: »Wir wissen schon, was sie dazu gesagt hat,« und trägt sodann jenes Epigramm vor, nur daß statt Ulfo der Name Goethe's steht. Auf diesen Angriff »vom alten Klopstock« macht Schiller am 22. November 1796 Goethe aufmerksam. »Es hat ihn verdrossen«, bemerkt er, »daß Sie in Ihren Epigrammen vom vorigen Jahr sich beklagen, deutsch schreiben zu müssen, und er macht daher seinem Unwillen in einem Epigramme Luft, das freilich sehr kläglich ist.« Goethe ließ diesen Angriff ohne alle Erwiderung. In Verbindung mit Schiller hatte er eben in den »Xenien« ein scharfes Gericht über die falschen Richtungen und Verkehrtheiten der deutschen Literatur ergehen lassen, worin die Stolberge — er hatte Christian Stolberg und dessen Gattin noch einmal im Jahre 1792 zu Weimar gesehen — besonders bitter getroffen wurden.

Klopstock, der Altmeister der deutschen Dichter, blieb ungeneckt*), doch war die Xenie von Schiller: »Der erhabene Stoff«:

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

die nach der spätern Zusammenstellung nur auf Lavater's »Jesus Messias« gedeutet werden kann, ursprünglich gegen Klopstock gerichtet gewesen. Freilich bezogen auch jetzt noch manche diese Xenie auf Klopstock, ja zum Theil auch, völlig unbefugt, eine andere, worin Agamemnon den Odysseus als »Bürger Odysseus« anredet, wobei man seltsam genug an Klopstock's französisches Ehrenbürgerrecht dachte. Die Xenie ist bloß als Gegensatz zu der vorhergehenden auf G. Forster bezüglichen gedacht. Die politischen Oden Klopstock's hätten den Xeniendichtern den glücklichsten Stoff geboten, aber man wollte den alten, um Deutschland so verdienten Dichter schonen. Uebrigens hatte Goethe in zwei Xenien auf ein ihm geläufiges Wort aus dem »Messias« angespielt.

Klopstock war damals ganz erfüllt von dem Werthe der deutschen Sprache, mit welcher keine neuere Sprache den Wettstreit wagen könne, und sein Unwille hatte sich sogar wider seinen Voß gewendet, der die deutsche Sprache zur Sklavin der griechischen mache. Gegen Goethe, und zwar zunächst gegen seine allbewunderte Iphigenie, scheint Klopstock's Ode »der Nachahmer und der Erfinder« (vom Jahre 1796) gerichtet. Auch die herrlichste Blüthe von Goethe's echt deutschem Gemüthe und seinem vollendeten künstlerischen Sinne, das in reineren Hexametern als die Klopstockischen gedichtete idyllische Epos »Hermann und Dorothea«, welches 1797 erschien, dürfte kaum eine bedeutende

*) Wenn nicht, was wohl möglich, in Xenie 346 bei Tantalus Klopstock den Dichtern im Sinne lag; doch war diese Xenie so allgemein gehalten, daß niemand eine solche Beziehung ahnte.

Wirkung auf den Sänger des »Messias« geübt haben, der sich ganz in seinen immer engern Kunstkreis eingesponnen hatte und eben im Begriffe stand, mit einem neuen Bande seiner Oden die deutsche Dichtung zu erweitern. Mehrere neue Oden Klopstock's scheinen Schiller und Goethe im Juli 1797 durch Böttiger zur Einsicht erhalten zu haben; denn am 24. schreibt Ersterer, er schicke heute an Böttiger die Klopstockiana mit ein paar Zeilen dazu. Im November 1797 erschien Klopstock's Ode »der Wein und das Wasser« in Wieland's »deutschem Mercur«, worin der Dichter seinen Freund Gleim an zwei lustige Geschichten ihrer zusammen verlebten Tage erinnert. Weniger an der Ode selbst, die freilich bei mancher gelungenen Schilderung die zur Höhe der Kunst sich emporhebenden Dichter sonderbar berühren mußte, als an den Worten, womit Wieland dieselbe eingeleitet hatte, mußten Schiller und Goethe Anstoß nehmen; denn Klopstock ward hier als »der größte Dichter unserer Nation«, Gleim als »der einzige noch lebende von jenen, mit welchen das goldene Alter unserer Dichtung begonnen hat«, und die gegenwärtige Zeit als »Hefen des achtzehnten Jahrhunderts« im Gegensatz zur bessern Zeit bezeichnet. Goethe spielt in dem Briefe an Schiller vom 5. December 1797 auf diese seltsame Aeußerung des laudator temporis acti an; »so viel klaren Wein, als wir brauchen«, meint er, »wird uns die Muse schon einschenken«, nicht ohne Beziehung auf Klopstock's neueste Ode.

Im Mai 1798 erschien der zweite, ganz neue Band der zweiten Ausgabe von Klopstock's Oden, der auf die beiden enge verbundenen, nach einer ganz andern Kunstrichtung gewandten Dichter einen widerwärtigen Eindruck übte. Der Briefwechsel enthält darüber keine Aeußerung, doch werden die Freunde während Goethe's Aufenthalt zu Jena vom 20. Mai bis 21. Juni sich darüber gegen einander ausgesprochen haben, besonders da sie durch W. von Humboldt's »ästhetische Versuche« und die

Goethe vorschwebende »Achilleis« zu mancherlei Betrachtungen über die verschiedenen Dichtarten, vor allen das Epos, veranlaßt wurden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in diese Zeit die gegen Klopstock gerichteten Verse setzen, welche Goethe erst zwölf Jahre nach dessen Tode unter der Ueberschrift die Kränze erscheinen ließ, da er sie, wie das Epigramm auf die »physiognomischen Reisen« von Musäus, bis dahin zurückgehalten hatte.

Klopstock will uns vom Pindus entfernen; wir sollen nach Lorber
Nicht mehr geizen, uns soll inländische Eiche genügen.
Und doch führet er selbst den überepischen Kreuzzug
Hin auf Golgathas Gipfel, ausländische Götter zu ehren!
Doch auf welchen Hügel er wolle, versamml' er die Engel
Lasse beim Grabe des Guten verlassene Redliche weinen*):
Wo ein Held und Heiliger starb, wo ein Dichter gesungen,
Uns im Leben und Tod ein Beispiel trefflichen Muthes,
Hohen Menschenwerthes zu hinterlassen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn- und Lorberkranz, und was ihn geschmückt und gepeinigt.

Klopstock drang auf deutsche Stoffe, die Bearbeitung griechischer erklärte er für eine Nachahmung, und seine zuerst 1798 in der neuen Ausgabe gedruckte Ode »der Nachahmer und der Erfinder« war, wie schon bemerkt, wahrscheinlich gegen Goethe's »Iphigenie« gerichtet. Aber dabei rühmte er sich in der Ode »an Freund und Feind«, in der Feier des Sühnungstodes des Messias den höchsten Stoff gefunden und durch schwungvolle Ausführung desselben ein Mal sich errichtet zu haben, das der Zeit spotte und »ewig gewähnter Male, welche schon jetzt dem Auge, das sieht, Trümmern sind«. Goethe, dem damals der Tod des Achilleus als Gegenstand eines neuen Epos vorschwebte, er-

*) Die Engel singen im „Messias" beim Begräbnisse auf Golgatha und werden von Gabriel zum Grabe berufen. Im Versammlungssaale klagen die Mütter, die Jünger und die heiligen Weiber.

klärt im Gegensatz zu Klopstock, der sich selbst widerspreche, da er in seinem Epos einen nichts weniger als deutschen Helden feiere, dessen göttliche Natur überhaupt eine eigentlich epische Darstellung nicht gestatte — Goethe erklärt, daß es nicht auf das Volk ankomme, dessen Geschichte oder Sage der Held entnommen werde, sondern darauf, daß dieser ein Bild herrlichen Muthes und edler Menschheit sei, und dadurch innigste Theilnahme errege. Weiter deutet er darauf, daß gerade jener Preis der edlen Aufopferung des Heilands wahren Antheil erwecke, daß aber dieses überall der Fall sei, wo ein mächtiger Held oder ein in tiefster Seele erglühter Dichter*) lebhaft dargestellt werde (beim letztern schwebt ihm wohl sein »Tasso« vor); diesen wahren Antheil führt er aber als andächtige Verehrung mit Bezug auf den »Messias« aus, wobei er hervorhebt, daß der Dornenkranz auch den Helden und Dichter schmücke. Das ganze Epigramm zeugt von einer sehr gereizten Stimmung über Klopstock's einseitige Beschränktheit, dem jede reine Anschauung der Kunst abgehe.

Die hellen Ideen, welche Goethe in den »Propyläen« über die Kunst entwickelte, der hohe Aufschwung, den Schiller in seinem »Wallenstein« nahm, die herrlichen Balladen, Romanzen und sonstigen Spenden beider Dichter im »Musenalmanach« konnten Klopstock dem Weimarer Dioskurenpaare, dem auch Herder und Gleim bitter grollten, nicht geneigter machen. Von seiner argen Verstimmung zeugt sein Brief an Herder vom 27. November 1799. »Es fällt mir jetzt etwas wieder ein«, äußert er, »worüber ich Ihnen schon mehr als einmal habe schreiben wollen. Haben Sie gelesen, was Goethe über die Farben gegen Newton geschrieben, und haben Sie, was vor ziemlicher Zeit Marat, da

*) Auf den erstern geht der „treffliche Muth", auf den andern der „hohe Menschenwerth".

er noch nicht rasend war, über eben diese Sache (mich däucht im »Mercur«) vorgebracht, und auch gegen Newton! Wenn Sie haben, so können Sie mir vermuthlich sagen, was Goethe von Marat genommen hat*). Denn er ist (vielleicht nur zu Zeiten) ein gewaltiger Nehmer. So hielt er es mit dem Leben, das Götze z. B. von sich selbst geschrieben hat« — und hier folgt die oben mitgetheilte Stelle über den »Götz«. Man kann sich wahren Bedauerns nicht enthalten, daß ein Mann wie Klopstock durch seine Verstimmung sich zu solchen Armseligkeiten verleiten ließ und Herder nichts weiter über Goethe zu fragen hatte. Demselben Briefe legte er drei Epigramme bei, von denen folgende beide auf Schiller sich beziehen:

Jene Natürlichkeit, die gekannte Gedanken verschönert,
Hat des Reizes noch mehr, wenn ihr mit großen sie hört.
Schwestern sind die Grazien zwar, doch nur ähnliche Schwestern,
Gleiche nicht: eine durchdringt, eine berührt nur das Herz.

Weiland griff man aus gallischen Lufttheorien die Künste:
Der da greifet sie heuer aus neuscholastischem Uebel.

Unter dem »neuscholastischen Uebel« versteht er Kant's Lehre, von welcher Schiller ausgegangen war. Klopstock war, wie Herder, der entschiedenste Gegner derselben, und bereits im Jahre 1795 hatte er in dem grammatischen Gespräche »die Bedeutsamkeit« im Berlinischen Archiv einen Feldzug gegen sie begonnen. Durch die neue Ausgabe der »Oden« und des »Messias«, worin er manche Verbesserungen auch in Beziehung auf die Religion

*) Inwiefern Goethe mit Marat übereinstimme, dessen Untersuchungen über Licht und Farben ihm, als er seine Beiträge zur Optik schrieb, unbekannt waren, deutet er selbst B. 39, 391 an. Marat's Abhandlungen waren einzeln in den Jahren 1780 und 1784 erschienen, eine deutsche Uebersetzung der erstern 1783, zu einer Zeit, wo Goethe sich um die Theorie der Farben noch nicht kümmerte.

gemacht hatte, glaubte er sich als ersten Dichter der Deutschen endgültig hingestellt zu haben; die Richtung der Weimarer Dioskuren betrachtete er als eine der wahren Sittlichkeit und der reinen Kunst zuwiderlaufende. Die Triumphe von Schiller's dramatischer Muse hielt er für bloße Verirrungen der Zeit, welche keine Ahnung von eigentlich dichterischer Darstellung habe. Dies zeigt folgendes, erst dreizehn Jahre nach seinem Tode bekannt gewordene Epigramm »an Fr. Schiller«:

Ward dir Blickes genug, Darstellung von der Beschreibung
Recht*) zu sondern, so stehn weisere Dichter dir auf:**)
Stände, wofern du hinab zu den Hainen Elysiums walltest
Und dort redetest, selbst Ilions Sänger dir auf.

Goethe's Kunstbestrebungen lagen Klopstock ganz fern; seinen kleinen dramatischen Gelegenheitsarbeiten, »Paläophron und Neoterpe« und »Was wir bringen«, konnte er keinen Geschmack abgewinnen; seine Versuche, Voltaire's »Mahomet« und »Tancred« auf die deutsche Bühne zu verpflanzen, mußten ihm widerwärtig sein, da er noch weniger als so viele Andere seine Absicht zu würdigen wußte. Die Weimarer eng verbündeten Dichter konnten die wenigen in den nächsten Jahren zu Tage tretenden Oden Klopstock's — in einer derselben wandte er sich an die Dichter seiner Zeit, in einer andern stellt er die wahre Erscheinung der Schönheit dar — nur als Verirrungen einer sich immer mehr verknöchernden Manier betrachten, und als die Kunde von dem am 14. März 1803 erfolgten Ableben des Sängers des »Messias« erscholl, durften sie ihn glücklich preisen, daß er, wenn auch nicht in der Fülle seiner Kraft hingeschwunden, doch sich das ehren-

*) Klopstock fügt selbst die Anmerkung hinzu: „Ich meine besonders da, wo beide vermischt sind."

**) Erkennen dir den Vorzug zu.

vollste Andenken im deutschen Volke gesichert, was sich besonders in seinem überaus glänzenden Leichenzuge zeigte, an welchem sich selbst auswärtige Gesandte betheiligten. Klopstock hatte noch vor seinem Tode den siebenten Band seiner Werke druckfertig gemacht, der seine neuern Oden, die geistlichen Lieder und Epigramme enthalten sollte; von den letztern hatte er die auf Goethe und Schiller bezüglichen ausgeschieden.

Die beiden Weimarer Dichter griffen zwei Monate nach Klopstock's Tod den schon früher gehegten Plan wieder auf, durch Bearbeitung älterer klassischer Werke ein echt deutsches Repertoire für die Bühne zu gewinnen. »Damit nun aber das deutsche Theater auf echt deutschen Boden gegründet werden möge,« hören wir Goethe später berichten (B. 35, 353), »war Schiller's Absicht, zuerst die »Hermannsschlacht« von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schiller's Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt und das Stück ward bald zurückgelegt.« Schiller's Urtheil ist in dem Briefe an Goethe vom 30. Mai glücklich erhalten. »Die Hermannsschlacht habe ich gelesen«, schreibt er, »und mich zu meiner großen Betrübniß überzeugt, daß sie für unsern Zweck völlig unbrauchbar ist. Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Product, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die sie enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird.« Ob Schiller selbst das Stück in Vorschlag gebracht, oder, was nach der Art, wie Schiller der Sache gedenkt, trotz der gegentheiligen Aeußerung Goethe's leicht der Fall sein könnte, letzterer an das Stück des vor Kurzem heimgegangenen Dichters erinnert habe, bleibe dahingestellt.

Goethe hielt den Aeltervater unserer neuern Dichtung immer in Ehren. In der unter seiner Leitung begründeten Jenaer Literaturzeitung ließ er dessen »grammatische Gespräche«, obwohl sie bereits vor zehn Jahren erschienen waren, durch den befreundeten Voß anzeigen. Als er mehrere Jahre später die Schilderung seines eigenen Lebens unternahm, stellte er Klopstock's Wesen, Wirken und Einfluß mit liebevollem Eingehen dar, freilich nur in seiner ersten bedeutendern Periode, und im Ganzen und Großen ist seine Auffassung eine ganz gerechte, ja fast ideell gehaltene. Daß er von Klopstock's zweiter Vermählung nichts weiß, sondern ihm eine fortdauernde Abneigung vor einer solchen zuschreibt, ist eine der kleinen, auch von Riemer nicht berichtigten Ungenauigkeiten, die ihm entschlüpften. Freilich dürfte Goethe bei der durchaus verschiedenen Richtung seiner nach reinster Kunst und Natur, nach plastischer Anschauung strebenden Seele und bei der geringen Kenntniß, die er von den spätern Gedichten und sonstigen Arbeiten Klopstock's nahm, nicht im Stande gewesen sein, ein durchaus gerechtes Urtheil über die Erzeugnisse seiner letzten dreißig Jahre zu fällen, und bei dem, was er über frühere Oden bemerkte, mochte ihn zuweilen sein Gedächtniß täuschen, wie z. B. in dem im Ganzen treffenden Urtheil über die Ode »die beiden Musen«, das er im November 1824 gegen Eckermann äußerte. Wenn Eckermann sagt: »Wir waren einig, daß Klopstock zur Anschauung und Auffassung der sinnlichen Welt und zur Zeichnung von Charakteren keine Richtung und Anlage gehabt, und daß ihm also das Wesentlichste zu einem epischen und dramatischen Dichter, ja man könnte sagen zu einem Dichter überhaupt gefehlt habe«, so hatte schon Schiller ganz dasselbe Urtheil gefällt, nur die eigenthümliche Bedeutung seiner Dichtung bestimmt dadurch bezeichnet, daß er ihn einen musikalischen Dichter nannte, was er denn näher ausführte. Goethe, der die ungeheure Wirkung der ersten Gesänge des »Messias« und

der Oden an sich selbst erlebt hatte, und der, wie er einmal gegen Eckermann in Bezug auf Uhland bemerkt, wo er große Wirkungen sah, auch große Ursachen vorauszusetzen pflegte, wußte gar wohl, worin die hinreißende Kraft der Klopstockischen Dichtung lag. Wegen seines mächtigen Schwunges, seiner Erhebung der Sprache und Dichtung zu Würde und ideeller Hoheit, die einen so bedeutenden Durchgangspunkt zur wahren Kunsthöhe gebildet, aber auch seines tüchtigen, ernsten Strebens wegen, das freilich zuletzt in starre Einseitigkeit verfiel, wünschte er, daß Klopstock's Andenken bei den Deutschen stets in Ehren gehalten werde, wie er es in den zuerst im Jahr 1833 gedruckten Versen aussprach:

Ehre, Deutscher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz,
Denn der Knabe spielte sinnig
Klopstock einst auf diesem Platz.

An dem still begrenzten Orte
Bilde dich, so wie's gebührt.
Jüngling! öffne dir die Pforte,
Die in's weite Leben führt.

Diese Verse schrieb Goethe wahrscheinlich wenige Monate nach Klopstock's Tode im Juni 1803; denn damals war er auf der Rückreise von Lauchstädt, das er mit Gattin und Sohn besucht hatte, auch in Naumburg, und dürfte bei dieser Gelegenheit Schulpforta, wo der ihm befreundete Ilgen seit dem vorigen Jahre das Rectorat übernommen hatte, seinem dreizehnjährigen Knaben gezeigt haben. So bewahrte Goethe sich stets die Achtung gegen den Aeltervater unserer neuern Dichtung in reinem Herzen, wenn er sich auch seiner ungebührenden Vormundschaft früh entzog und sich wohl bewußt war, daß seine und Schiller's Dichtung über Klopstock weit hinaus gehe, dieser nicht im Stande sei, ihre höhere Kunstrichtung, wie ihre wissenschaftlichen Bestrebungen zu würdigen und ihnen gerecht zu werden.

II.

Gleim.

Gar mannigfaltig sind die Fäden, welche sich zur vollendeten Ausprägung unserer neuen Bildung und Dichtung verweben mußten. Ihre Bedeutung und bunte Verschlingung zu beobachten, erscheint so anziehend wie belehrend. Manche derselben scheinen sich kaum zu berühren oder gar feindlich einander zu widerstreben, und doch ergiebt sich dem genauern Blicke auch hier leicht der Punkt einheitlichen Zusammenwirkens. Wie Klopstock, Wieland, Lessing und Herder, jeder an seinem Theile, so mächtig eingriffen, um den Boden zu einem echt volksthümlichen Aufbau zu ebnen, ist eine allgemein anerkannte Thatsache; aber auch dem Vater Gleim gebührt unter diesen Stammhaltern deutscher Dichtung seine Stelle, da derselbe nicht allein durch seine »scherzhaften Lieder« zur Gewöhnung an leichtere und anmuthigere Bewegung und innigern Ausdruck wesentlich beigetragen, sondern auch mit seinen begeisterten »Kriegsliedern«, die freilich zunächst nur den preußischen Großthaten galten, das Gefühl für deutschen Werth, mannhaften Muth, Treue und Liebe zum Vaterland belebt und durch mancherlei sonstige Dichtung reinen Menschensinn in weitesten Kreisen auszubreiten nicht

ohne Glück bestrebt war, wenn ihm auch die ureigene Empfindung vollendeter Kunstschönheit ganz abging und parteiische Beschränktheit ihn von der Anerkennung des Höchsten abhielt, wozu sich die deutsche Dichtung in Goethe's und Schiller's Schöpfungen emporschwang. Gleim's persönliche Stellung zu diesen Dioskuren, besonders zu Goethe, gewährt uns einen anziehenden Blick.

Der Knabe Goethe, der, wie sein Vater, ein begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs war, schrieb sehr gern die preußischen Siegeslieder und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegner ab. So mußten denn auch Gleim's ohne seinen Namen 1758 gesammelt erschienenen »preußische Kriegslieder in den Jahren 1756 und 1757 von einem Grenadier«, denen sich im folgenden Jahr »das Lied des Grenadiers an die Kriegsmuse nach dem Siege bei Zorndorf« anschloß, einen mächtigen Eindruck auf den weit über sein Alter vorgeschrittenen zehnjährigen Knaben hervorbringen. Neben ihnen dürften Gleim's gerade für das jugendliche Alter berechnete »Fabeln« ihm nicht unbekannt geblieben sein, deren er freilich in seiner Lebensbeschreibung eben so wenig gedenkt wie der »Kriegslieder«. Während des Leipziger Aufenthaltes werden auch Gleim's »Lieder nach Anakreon« nicht ohne Einfluß auf den gerade zu Liebesliedern geneigten jungen Dichter geblieben sein, mußten sie auch in ihrer schlaffen Breite gegen Wieland's »Musarion« weit zurückstehen, worin er das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Wollte er ja nach seiner Rückkehr von Leipzig Wieland nebst Shakespeare und dem Maler Oeser allein als seine Lehrer anerkennen, da nur diese ihm gezeigt, wie er es besser machen solle. Zu Straßburg wird Herder's Bekanntschaft seine Achtung für Gleim eher gehoben als gemindert haben, da jener in seinen »Fragmenten« nicht allein den »lieblichen« Gleim als »Sohn der Grazie« mit Anakreon verglich, sondern ihn als Grenadier sogar

über Tyrtäus setzte. »Die edle Einfalt«, hatte er geäußert, »die deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Colorit, alles ist so sehr in die Laune und in den Wohllaut unserer Sprache eingetaucht, daß diese wenigen Stücke gleichsam ein Grenzstein sein können, wo unsere Dichtkunst an Franzosen und Engländer grenzt.« Und so wird Gleim unter den wenigen Deutschen gewesen sein, welche ihm Herder am dichterischen Himmel stehen ließ*). Freilich konnte dieser eben so wenig als Wieland an dem 1768 erschienenen süßlich tändelnden Briefwechsel zwischen Gleim und dem von ihm herangezogenen J. G. Jacobi Gefallen finden, vielmehr mußte ihm dieses girrende Freundschaftsgebaren mit dem lieben »Jacobitchen« herzlich zuwider sein, und auch Merck, der bald darauf so bedeutend auf Goethe einwirken sollte, spottete weidlich über die Gebrüder Jacobi: aber der Anerkennung Gleim's geschah dadurch kein wesentlicher Abbruch, vielmehr sehen wir Goethe in seinen Beurtheilungen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen während der Jahre 1772 und 1773 diesen ehrenvoll unter den deutschen Dichtern neben Klopstock, Wieland, Kleist, Geßner und Andern nennen, wobei ihm besonders die »Kriegslieder« vorgeschwebt zu haben scheinen. Rechtschaffenheit und Patriotismus, bemerkt er hier einmal, würden am besten im Tone der Bardenpoesie oder der Gleim'schen Kriegslieder verbreitet; wie sehr er aber auch beide in ihrer Art und wegen ihrer kräftigenden Wirkung anzuerkennen bereit war, seiner eigenen, dem Wahren, rein in eigener Brust Erlebten immer mehr zustrebenden Natur waren sie fremd.

Je tiefere Züge Goethe aus dem ewig frisch quellenden Brunnen der Griechen und der lebensvollen Shakespeare'schen Welt gethan, je glühender seine eigene Schöpferkraft ihn fortriß,

---

*) Noch im September 1771 schrieb er an Merck: „Gleim ist ungeachtet aller seiner Schwachheiten, die ganz Deutschland sieht, für mich noch immer Gleim."

um so ferner mußte ihm Gleim rücken, der preußische Grenadier, der tändelnde Anakreontiker, der Fabeldichter und unablässige Liedermann; er dachte sich ihn als einen guten Alten, dessen Zeit längst vorüber, obgleich er erst am Anfange der fünfzige stand (freilich dreißig volle Jahre älter als er selbst), als einen Mann von ehemals, mit dem die frisch sprudelnde, neue Bahnen wandelnde Jugend nichts zu schaffen habe, während es ihn zu dem nur fünf Jahre jüngern Klopstock hinzog. Zu dieser Vorstellung stimmte vollkommen dasjenige, was ihm Merck, in dessen Hause Gleim mit Wieland ein paar Tage, meist krank, im Mai 1771 zugebracht, von ihm vermeldete. Ueber diesen Besuch zu Darmstadt giebt uns Caroline Flachsland in ihren Briefen an Herder nähere Auskunft. »Merck, Leuchsenring und ich«, schreibt sie, »schlangen uns in einer Ecke des Fensters um den alten, guten, sanften, muntern, ehrlichen Vater Gleim und überließen uns unserer vollen Empfindung der zärtlichsten Freundschaft. Hätten Sie doch dieses sanft heitere Gesicht des guten Alten gesehen! – Gleim hieß mich ein gutes Mädchen, Psyche, und hat mich lieb, und will mir ein Liedchen machen. Er ist zur Freundschaft gemacht, und was er sagt, ist redlich.« Später äußerte sie, nicht ohne auf seine wunderlichen Launen hinzudeuten, er sei ein guter Alter. »Sie hätten ihn sehen sollen mit seinen drei Schlafwamms und seiner Pelzkapp.« Sie bedauert ihn, daß er zu wenig Mann sei, um den Kummer, der ihn drücke, zu verwinden. Seine neuern Dichtungen scheinen ihr »beklagenswerthe Sachen«. Als Gleim ihr seine »Lieder für's Volk« geschickt, bemerkt sie: »Der gutherzige Mann! er sollte aber keine Lieder mehr machen.« Man kann hieraus entnehmen, wie der scharfe Merck den alten Vater Gleim Goethe dargestellt haben wird, den auch seine neuern Gedichte nicht anmuthen konnten, so wenig die Volkslieder wie die unglücklichen den Minnesingern nachgesungenen Gedichte (1773), und selbst sein von Lessing, Herder, Wieland

und vielen andern Freunden hochgepriesenes »Halladat« (1775) lag Goethe's titanischem Streben und seinem feurigen Liebesdrange zu fern, als daß er ihm eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden konnte, hätte er auch nicht das Gemachte dieser in morgenländischem Tone anspruchsvoll über Gott und die Menschen sich ergehenden Sprüche zu lebhaft empfunden.

Eben so wenig fühlte sich Gleim von Goethe angezogen. Sein »Götz« war ihm eine viel zu kräftige Speise, und nichts lag ihm ferner, als ein großes Ganzes zu würdigen, da er nur immer an Einzelheiten haftete, sich von dieser oder jener Stelle fesseln oder abstoßen ließ. Und wie wenig konnte ihm der derbe Götz mit seiner gleichkräftigen Hausfrau sein, wie fern lag ihm Mariens Unglück, wie fremd war ihm die über den betrogenen Weißlingen keck hinwegschreitende, so herrschsüchtige wie liebreizende Adelheid und das ganze hier reich entfaltete Leben! Bloß der junge Georg hätte ihn begeistern können, wenn dieser Stallbube ihm nicht von Lessing's »Philotas« verdunkelt worden wäre. Noch viel geringern Antheil erregten ihm »Clavigo«, der als Spanier und in seinem Kampfe zwischen Liebe und Ehrfurcht ihm durchaus nicht behagen konnte, und gar die Puppenspiele; die übermüthige Verspottung Wieland's in der gegen diesen gerichteten Farce, wobei auch sein Jakobitchen so übel wegkam, mußte ihm herzlich zuwider sein.

Im Juli 1774 machte Gleim's innigst geliebter Sohn Heinse, der zu seinem unendlichen Schmerze vor Kurzem mit J. G. Jacobi Halberstadt verlassen und sich nach Düsseldorf gewandt hatte, Goethe's Bekanntschaft, worüber er mit feurigster Begeisterung zwei Monate später an Vater Gleim berichtete. Mitte October verkündete er demselben das nahe Erscheinen von »Werther's Leiden«, das nach allem, was er davon gehört habe, ein Meisterstück sein müsse. »Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte«, schreibt er, »der in solcher Jugend

so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er. Da ist kein Widerstand, er reißt alles mit sich fort, und seine »Götter, Helden und Wieland« — ein Werk von herculischer Stärke, wenn man's recht und Zeile vor Zeile durchdenkt und durchfühlt, und wofür Wieland immer seine »Musarion« geben würde, wenn er es vernichten könnte — kommt in keine große Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden hört.« Wie übel bei diesem Preise Goethe's dem guten Vater Gleim, der sich ganz verkannt, von Tiger- und Otterngezücht bitter verletzt glaubt, zu Muthe war, bezeugt seine sauersüße Erwiderung: »Goethe mag wohl ein trefflicher Mann sein. Seine Bücher sind alle recht nach meinem Sinn. — Es ist ein unausstehlich faules Wesen in unserm ganzen lieben Vaterlande, lieber Sohn, und doch, wir müssen's lieben, und suchen unsere Leute immer besser zu machen. Mit einem Dutzend Gellerten wird nichts. Ein Dutzend Goethen und ein Dutzend deines Feuers, bester Sohn, die könnten helfen!« Man muß Gleim's gleich zu allen Himmeln sich glühend aufschwingende Lobpreisungen dessen, was ihn lebhaft ansprach, sich vorhalten, um die ungemeine Kälte zu ermessen, womit er hier von Goethe's »Büchern« spricht, über die er nur mit Heinse nicht streiten mag. Freilich, hätte Goethe den nüchternen Sittenlehrern den Fehdehandschuh hingeworfen, diesem »dummen, bösen Volk«, das gleich »das Maul aufsperrt, wenn ein froher Mann ein Liedlein singt«, dann wäre er sein Mann gewesen; aber statt dessen wandelte dieser Komet seine eigenen Bahnen, und unglücklicherweise konnte Gleim den wohlhabenden Frankfurter Advocaten nicht durch die Aussicht auf eine wünschenswerthe Versorgung an sich heranziehen, wie er es bei so vielen andern und auch bei Herder that, dem er immer neue, leider ungegründete Hoffnungen machte. »Werther's Leiden« konnten dem ganz von seinem »Halladat« eingenommenen Gleim gar nichts sein, da ihm die Leidenschaft der Liebe ein durchaus fremdes Gefühl war, er wohl

für Freundschaft, aber nicht für Liebe schwärmen konnte. Und mußte der gute Vater Gleim, der sich kaum dazu verstand, ein Buch von Anfang bis zu Ende zu lesen, der nur hin und wieder zu blättern und sich an einzelne Stellen zu halten pflegte, diese nicht allein von der liebeglühenden Jugend verschlungene Liebesgeschichte nicht mit so vielen andern für eine Vertheidigung des Selbstmordes halten und über die traurigen Folgen, welche sie bei manchen überspannten Seelen anrichtete, entrüstet werden? Ein Ausfluß seines Mißfallens ist das kleine »Im März 1775« überschriebene Sinngedicht:

Seit sieben Wochen ist die Luft gewiß verdorben;
Denn wie viel ist seitdem des lieben Viehs gestorben!
Auch will seitdem an Oder und an Rhein
Fast jeder Geck ein Goethe sein.

Auch die Goethe allgemein zugeschriebene Farce »Prometheus, Deukalion und seine Recensenten«, die schonungslos auf alles losschlug, was gegen »Werther's Leiden« sich geregt, ja sich nur darüber geäußert hatte, mußte Gleim mit Entsetzen erfüllen, und schwerlich dürfte er durch Heinse's entschiedene Versicherung, ja durch Goethe's eigene öffentliche Erklärung ganz vom Gegentheil überzeugt worden sein. Heinse's grenzenlose Begeisterung für Goethe, der Götterkraft in seinem Wesen besitze, konnte nicht wohlthätig auf Gleim wirken. »Künftigen Frühling wird Freude die Fülle und lieblich Wesen in Düsseldorf sein«, schrieb ihm Heinse am 28. März; »ohne Fehl besuchen uns Goethe und Klopstock.« Wie sollte eine solche Schwärmerei, woneben für Gleim kaum ein Plätzchen übrig blieb, nicht seine vollste Eifersucht geweckt haben? Denn die Bemerkung, Gleim's »Halladat« finde auch in Düsseldorf den größten Beifall, man habe ein solch Apostelwerk von dem Sänger der Schlachten und Liebe nicht erwartet, und sei voll süßen Wunders gewesen, mochte dagegen kaum in Betracht kommen. Schien Goethe auch in seinen Bei-

trägen zu der von J. G. Jacobi und Heinse herausgegebenen »Iris«, die freilich namenlos hervortraten, von seinem genialen Schwunge nachzulassen und sich den Liederdichtern anzuschließen, so daß Gleim ihn hier eher für seines Gleichen halten konnte*), so war doch an keine Annäherung zu denken, wozu weder von der einen noch von der andern Seite ein Schritt geschah, und auch die gemeinschaftlichen Freunde versuchten keine Vermittlung.

Die übertriebenen Gerüchte von der tollen, durch Goethe zu Weimar ins Leben gerufenen Wirthschaft mußten Gleim's Abneigung gegen diesen steigern, und auch seine »Stella« war wenig geeignet, den alten Vater Gleim diesem alle Banden sprengenden Genie günstiger zu stimmen. Mochte auch Herder, welcher Ende September 1776 bei seiner Uebersiedelung nach Weimar einige Tage mit den Seinigen bei Gleim verweilte, von Goethe das allergünstigste Zeugniß geben, nicht einmal zu einem Gruße an den Dichter von »Werther's Leiden« scheint der deutsche Tyrtäus sich veranlaßt gefunden zu haben. Herder's Briefwechsel mit Gleim stockte bald darauf, und so war auch diese Vermittlung zunächst abgeschnitten. Die Anwesenheit J. G. Jacobi's im März 1777 zu Weimar, wo auch Goethe sich ihm freundlich bezeigte, scheint eben so wenig als Wieland's Verbindung mit Gleim zur Einleitung eines freundlichen Verhältnisses geführt zu haben.

Am Abend des 25. Juni 1777 kam Gleim mit seiner Nichte zu Weimar an, wo er eine Woche bei seinem alten Freunde Wieland verweilte; Herder befand sich damals im Pyrmonter Bade. In einem erhaltenen Briefe vom 26. Juni bittet Wieland Freund Knebel, der als Hofmeister des Prinzen Constantin im nahen Tiefurt lebte, um die Erlaubniß, Gleim und dessen

*) In diese Zeit könnten die Verse Gleim's fallen:
Goethe hat ein Lied gemacht;
Amor steht von fern und lacht.

Nichte am folgenden Tage dorthin zu bringen, um ihm bei dem guten Fürstensohne und seinem alten Freunde einen glücklichen Tag zu verschaffen. Knebel berichtete am 10. Juli dem noch in Pyrmont weilenden Herder, Gleim habe während seiner achttägigen Anwesenheit ein paarmal bei ihnen zu Tiefurt gespeist, wobei auch Herder's Gattin zugegen gewesen und es Händel zwischen dieser und Wieland gesetzt habe. Daß Gleim damals auch mit Goethe zusammengetroffen, ist unzweifelhaft; denn er schreibt sieben Jahre später an Herder, bei seiner Anwesenheit zu Weimar habe er Goethe zu feurig und zu stolz gefunden, und auch später bemerkt er noch einmal, Goethe sei ihm zu Weimar stolz vorgekommen.

Falk will aus Gleim's und Wieland's Munde Genaueres über dieses Zusammentreffen der beiden Dichter vernommen haben. »Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen«, läßt Falk Gleim erzählen, »wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen aufgeschlagenen Jagdrocke unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer ein paar schwarz glänzenden italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wußte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre *). Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil

*) Seltsam ist es, wie Falk dies schreiben konnte, der doch aus Goethe's persönlicher Bekanntschaft wissen mußte, daß Goethe braune Augen hatte und die schöne griechische Bildung seines Gesichts und sein ganzes Wesen einen wunderbaren Eindruck machte.

abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jäger — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzusehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen, und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich: »Die Zephyre rauschten, die Bäche rauschten, die Sonne verbreitet ihr Licht mit Wonne.« Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermuthes beim Schopfe nehme, und ich glaubte den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse, und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte. Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur eben so flüchtig hingeworfene als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibepulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas, auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe; so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß

ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich diese Unterstützung zu Theil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet, und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt. „Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“ rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. „Beides,“ gab mir dieser zur Antwort; „er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.“«

Wir haben diese überall gläubig nachgeschriebene Erzählung vollständig mitgetheilt, um unsere entschiedenen Zweifel an der Wahrheit derselben besser begründen zu können. Falk war im Juni 1796 von Voß zuerst bei Gleim eingeführt worden, der damals gegen den erklärten Spötter zurückhaltend war; später, nach dem Erscheinen der »Xenien«, die den Vater Gleim aufs Aeußerste gegen Goethe erbitterten, sprach er wieder bei Gleim vor. Bei dieser Verstimmung ist es unmöglich, daß Gleim, als er diesen Schwank erzählte, wie Falk bemerkt, »sich ausnehmend darüber ergötzt« habe; eher sollte man denken, er habe des Spottes von Goethe nicht ohne Unwillen gedacht. Auch der ganze Ton der Erzählung widerspricht entschieden der Ausdrucksweise Gleim's, was Riemer auch bei manchen andern Berichten Falk's mit Recht hervorhebt, und die Geschichte selbst leidet an manchen innern Unwahrscheinlichkeiten; denn daß Goethe dem Gaste nicht vorgestellt worden sei, auch nicht in der eingetretenen Pause, widerstreitet doch zu sehr aller Schicklichkeit, man müßte denn an einen verabredeten Scherz denken, wovon aber nicht die ge-

ringste Andeutung gegeben ist. Dazu treten andere Bedenken. Nach Falk's Darstellung sollte man glauben, diese Geschichte habe sich in Weimar zugetragen, da doch die Herzogin Mutter während dieser Zeit sich auf dem Schlosse zu Ettersburg, anderthalb Stunden nördlich von Weimar, befand, wohin freilich Wieland seinen Gast wohl geführt haben wird, da er mit der Herzogin Mutter auf vertrautestem Fuße stand. Wenn Gleim den neuen Göttinger Musenalmanach mitgebracht haben soll, worin auch Gedichte von Voß gestanden, so müßte der Göttinger Musenalmanach hier mit dem von Voß herausgegebenen verwechselt sein, da dieser seit dem Jahre 1775 in jenen keine Beiträge mehr lieferte. Ueberhaupt aber fällt das Erscheinen der Musenalmanache erst in die zweite Hälfte des Jahres, so daß Gleim Ende Juni höchstens nur einzelne von Voß ihm mitgetheilte Druckbogen hätte mitbringen können. Goethe war am 16. Juni durch die Nachricht vom Tode seiner Schwester in tiefster Seele erschüttert worden, so daß er die folgenden Tage in »Leiden und Träumen« zubrachte. Gleich darauf suchte er Trost bei Frau von Stein zu Kochberg, und ging von dort, da die Freundin verreisen mußte, nach dem Schlosse zu Dornburg, wohin sich die Herzogin Luise zu längerm Aufenthalte begeben hatte. Am 5. Juli kehrte er von da nach Kochberg zurück. Daß er während Gleim's Anwesenheit in Weimar gewesen, ist durchaus unwahrscheinlich, dagegen wird er wohl mit der Herzogin Luise die Herzogin Mutter einmal zu Ettersburg besucht haben, wie letztere bald darauf einmal nach Dornburg kam. Damals wohl traf Goethe mit Gleim zusammen.

Noch zitterte der Schmerz über den Verlust der Schwester in Goethe's Seele, und auch um Frau von Stein, die noch immer in der Ferne weilte, war er besorgt; ganz in sich versenkt, freute er sich an landschaftlichen Zeichnungen. Jener geniale Uebermuth, worin ihn die Falk'sche Geschichte zeigt, lag ihm zu

jener Zeit ganz fern, und auch Gleim erwähnt desselben in der angeführten Briefstelle gar nicht; er fand Goethe nur zu feurig und zu stolz. Je verschlossener er in sich war, desto weniger konnte er sich Gleim zutraulich nähern, doch mochte in der Unterhaltung sein Feuer auf eine Gleim unbequeme Weise aufblitzen. Wohl möglich ist es, daß er in jener witzigen Weise sich über die aller Welt bekannte Versorgungssucht Gleim's geäußert, obgleich uns das gewählte Gleichniß für Goethe nicht treffend genug scheint; das Lesen aus dem »Musenalmanach« möchten wir ganz entschieden als eine Ausschmückung Falk's betrachten, der vielleicht eine andere Anekdote benutzte, wonach Goethe wirklich einmal mit dem mitgebrachten neuen Musenalmanach die Gesellschaft auf solche Art mystificirte. Hätte Gleim eines solchen Schwankes sich herzlich gefreut, so würde wohl die ganze Begegnung eine freundlichere geworden sein, während es nach seinem eigenen Berichte zu gar keinem vertraulichen Worte kam. Wahrscheinlich hielt sich Gleim mehr an die beiden Herzoginnen, und er mochte vor Goethe sich scheuen, von dessen ausgelassenen Tollheiten ihm das übertreibende Gerücht so viel berichtet hatte. Auch Gleim's Gastfreund Wieland war damals gegen Goethe verstimmt, der ihm zwar immer gut und harmlos schien, aber sich nicht mehr mittheilte, wie er am 13. Juni an Merck schreibt. Möglich ist es, daß gerade Wieland, wie er in diesem Kreise sich oft hinreißen ließ, durch eine unbesonnene Aeußerung Goethe in Feuer setzte, der in solchem Falle keine Schonung kannte, sondern den Unglücklichen mit glühendsten Pfeilen traf, wodurch er sich denn bei Gleim nichts weniger als empfehlen konnte. Genug, es kam bei dem diesmaligen Besuche Gleim's, der überhaupt in Weimar wenig Aufsehen gemacht zu haben scheint, zu gar keiner Annäherung, vielmehr fühlte sich der alte preußische Grenadier hier recht fremd; selbst zu den Herzoginnen bildete sich kein rechtes Verhältniß.

Als Gleim im folgenden Jahr neue preußische Kriegslieder anstimmte, da der baierische Erbfolgekrieg Deutschland wieder in Flammen zu setzen drohte, konnte Goethe, der den Krieg als das höchste Unglück betrachtete, davon nichts weniger als erbaut werden. Er befand sich im Mai desselben Jahrs mit dem Herzoge in Berlin, wo er, bei seiner Spannung wegen des Ausbruches des Krieges, die höchste Zurückhaltung beobachtete, weshalb man ihn allgemein für stolz erklärte. Auch Gleim hörte von dort her über seinen Stolz klagen, wohl von andern eher als von der Dichterin Karschin, die von Goethe damals besucht wurde. Auch als in den folgenden Jahren Goethe's Verhältniß zu Herder sich freundlicher gestaltete und zuletzt zur höchsten Innigkeit gedieh, hielt Gleim's Kälte gegen jenen vor. Die wenigen Erwähnungen Goethe's in den von Herder und dessen Gattin nach Halberstadt gerichteten Briefen ließ er ganz unerwidert, wogegen er an den Nachrichten von Wieland und der herzoglichen Familie lebhaften Antheil nahm. Als Herder im Sommer 1783 Gleim zu Halberstadt besuchte, wird er dem Freunde über Goethe, mit dem er damals ganz gut stand, das Beste berichtet haben. Im August sprach die Herzogin Mutter auf der Reise nach Braunschweig bei Gleim vor, dem sie einen Brief von Herder überbrachte. Goethe kam am Abend des 13. September nach Halberstadt, um mit der von Braunschweig zurückkehrenden Herzogin Mutter zusammen zu treffen; wahrscheinlich besuchte er Gleim am 14. in Begleitung der Herzogin Mutter und des braunschweigischen Hofes, in deren Nähe er den ganzen Tag zubrachte. Gleim schreibt denselben Tag an Herder: »Heute kommt die Fürstin zurück und fordert, ja sie fordert einen Brief an meinen, meinen Herder. — Ich hörte von Goethen, den ich verwandelt gefunden habe, hörte, daß Ihr alle euch wieder besser befändet.« Wie kalt aber Goethe, der bei aller guten Laune, die er gegen Fremde damals zeigte, doch zu keinem offenen Ergusse

seines Wesens sich bereit finden ließ, dem guten Gleim vorgekommen, ersieht man aus der Aeußerung des letztern in einem Briefe vom 6. April 1784. »Grüßt die Freunde dort«, schreibt er an Herder, »die Wielande, die Einsiedel, die Bertuche, die Seckendorfe. Könnt' ich mich rühmen, daß ich euren Goethe gefunden hätte — so bät' ich auch den zu grüßen; ich hab' ihn aber nicht gefunden, er war mir hier zu kalt, zu hofmännisch, und dort zu feurig und zu stolz. Ich lieb' ihn aber doch, wie man die Mädchen liebt, von welchen man geliebt zu werden keine Hoffnung hat, und beklage, daß er stolz und feurig nicht geblieben ist.« Zu einer Annäherung an Goethe konnten auch die freundlichsten Aeußerungen von Herder und dessen Gattin den alten preußischen Grenadier nur sehr spät bestimmen. Als Herder's Gattin im April 1785 gemeldet hatte, sie verlebten manchen Abend herzlich gut bei Goethe, der von den Werken seines nie müßigen innern Geistes ihnen manchmal etwas mittheile, ging Gleim darauf nicht ein, bemerkte dagegen in der Erwiderung, gebe der Herzog von Weimar nicht die Kosten zu Herder's Badereise nach Karlsbad, so schelte er auf seinen Minister (Goethe). Im folgenden Jahre bat er Herder's Gattin, in seinem Namen auf ein Exemplar von Goethe's Werken zu subscribiren, und am 6. Januar 1787 legte er auch für Goethe ein Exemplar seiner »goldenen Sprüche des Pythagoras« bei. Erst durch Herder's Gattin erfuhr er, daß dieser seit dem Herbst in Rom sei, woher er vielleicht in einem halben Jahr vergnügt zurückkehren werde. »Wir genießen sein Glück ganz mit ihm«, meldete sie. »Wir haben in den letzten drei Jahren nur mit ihm gelebt, an Geist und Herz verbunden.«

In demselben Briefe hatte sie ihrem Widerwillen gegen Berlin einen sehr starken Ausdruck gegeben. Gleim konnte dabei die Vermuthung nicht unterdrücken, Goethe habe ihnen wohl eine so falsche Ansicht von der Königsstadt beigebracht, wodurch

er sich gröblich versündigt, da er über sie nicht unparteiisch urtheile. »Den Berlinern kam er stolz vor, und wurde deswegen nicht überall gut aufgenommen. Sie wissen, daß er einst mir auch so vorkam. Also mögen die Berliner nicht ganz unrecht haben.« Man sieht, wie schwer es Gleim hielt, von seinem Vorurtheil gegen Goethe zurückzukommen, zu dessen Verständniß ihm jeder Schlüssel fehlte. Auch die Erwiderung von Herder's Gattin, er thue Goethe unrecht, den er mehr als jemals lieben würde, wenn er ihn wie sie kennte, vermochte keine wesentliche Aenderung seiner Ansicht zu bewirken. Als die vier ersten Bände von Goethe's Werken erschienen waren, weiß Gleim nichts anderes darüber zu bemerken, als: »Goethe soll keine Mitschuldigen mehr drucken lassen!« Er fragt nach der Zeit seiner Rückkunft und fügt nur hinzu, er denke ihn sich in Rom als einen Götz von Berlichingen. Also über die »Iphigenie«, über die herrliche »Zueignung« kein Wort der Anerkennung!

Einen Monat vor Goethe's Rückkehr aus Italien kam Gleim auf einige Tage nach Weimar, wo er auch mit Schiller zusammentraf, dessen Dramen er nur dem Namen nach gekannt haben dürfte. »Der Canonicus Gleim aus Halberstadt ist seit etlichen Tagen hier«, berichtet Schiller am 15. (das Datum ist irrig gelesen) Mai 1788 an Körner. Er wohnt bei Herder, und jetzt ist fast kein Tag, wo wir nicht irgend wohin gebeten werden.« Er rühmt die außerordentliche Thätigkeit und Munterkeit des Geistes des Siebzigjährigen, den man kaum für einen Fünfziger halten könne. »Von allen unsern berühmten Männern aus seiner Klasse mag er den wohlwollendsten Charakter haben und der wirksamsten Freundschaft fähig sein — versteht sich, wie man Freundschaft für Viele haben kann; denn eines engen, ausschließenden Verhältnisses ist er wohl nie fähig gewesen, kann es auch seiner Laune und seinem Temperamente nach nicht wohl sein.« Gleim, der ohne seine Nichte kam, scheint sich trotz des

regnerischen Wetters diesmal viel behaglicher in Weimar befunden und sich Allen freundlichst mitgetheilt zu haben. Schiller unterhielt sich mit ihm von seinen zahlreichen Geschäften, wovon der Alte gern sprach und die, wie er behauptete, ihm nur wenige Zeit zum Dichten ließen. Alles, was er schreibe, sei nur Ausfluß des Augenblicks; was ihn mehr als zwei Stunden anhaltend beschäftigen müsse, sei nicht für ihn; einer weitläufigen Composition sei er gar nicht fähig. Aber wie freundlich er sich auch mit Schiller unterhielt, zu einer wirklichen Annäherung kam es nicht, da der Abstand ihrer Naturen zu groß war. Gleim scheint den Dichter der »Räuber« auch gar nicht für bedeutend gehalten zu haben. Eben so wenig wirkte die herzliche Freude, womit Herder damals der Rückkunft des mit innigster Begeisterung geliebten Goethe entgegen sah, auf den alten Vater Gleim besonders ein. Am Nachmittag des 16. verließ dieser Weimar. In Aschersleben traf er den Herzog von Weimar, den er nach dieser Zusammenkunft für den besten deutschen Fürsten erklärte; er habe ihn bisher noch nicht so gut gekannt, schreibt er. Herder reiste darauf nach Italien, trotz Gleim's Warnung vor dem »höllenheißen Banditenland«, von wo er nicht zurückkehren werde, und so wurde denn die Verbindung mit Weimar zunächst weniger lebhaft; doch unterließ Herder's Gattin nicht, von dem noch vor Herder's Abreise zurückgekehrten Goethe das Beste zu berichten. Gleim fragte während Herder's Abwesenheit einmal bei der Freundin an: »Was macht die edle regierende Herzogin? was Goethe? was Knebel? Man erfährt auch nichts von euren großen und guten Geistern!« Schiller's gedenkt er nicht, und auch die Frage nach Goethe floß nicht aus dem Herzen. Am Ende des Jahres 1789 läßt er den Herzog und die Herzogin grüßen. Herder's Gattin unterließ auch in der folgenden Zeit nicht, immer von Goethe zu berichten, auf dessen »Großcophta« sie seine Erwartung spannte; aber weder dieser, noch

das frühere Erscheinen »Tassos«, »Fausts« und der »Gedichte«, konnte ihm ein Wort über den großen Dichter entlocken.

Erst als Goethe dem Herzoge auf seinem Zuge in die Champagne folgte, empfand der von den Zeitereignissen leidenschaftlich ergriffene preußische Grenadier wirklich einige Theilnahme für den berühmten Dichter, von dessen Gedichten ihn kein einziges recht ins Herz getroffen hatte. Ende November 1792 schreibt er an Herder: »Ihr wißt so viel (von den Kriegsereignissen)! Goethe wird nun schon bei euch sein; er war zu Düsseldorf bei Jacobi schon, er ist bei all dem Jammer unserer Preußen im Lande der Tiger ein Augenzeuge gewesen.« Im April 1793 meldete Herder dem Halberstädter Freunde, Goethe habe die erste und größte Epopöe aller Nationen seit Homer sehr glücklich versificirt, die auch ihm gewiß sehr wohl thun werde. Gleim konnte seine Neugierde, welche Epopöe gemeint sei, nicht beschwichtigen. Am Schlusse des um die Lösung des Räthsels dringend flehenden Briefs schreibt er: »Ist Goethe bei euch? Hier sagt man, er wäre beim Herzog, in den Blutgegenden (bei Mainz)! Grüßt ihn zehntausendmal, wenn er dort ist!« Herder erwidert: »In ein paar Tagen reiset Goethe an den Rhein und Ihr Gruß soll ausgerichtet werden.« Gleim aber hat kaum erfahren, daß jene Epopöe »Reineke der Fuchs« sei, als er Herder drängt: »Placken und plagen Sie doch den Erschaffer des »Reineke Fuchs« (denn ohne Zweifel hat er das alte herrliche Gedicht wie ganz neu uns dargestellt), daß er um des alten Gleim's willen eile mit der Herausgabe; nach Herder ist Gleim doch ganz gewiß sein bester Leser.«

Es drängte ihn jetzt, sich immer näher an Weimar anzuschließen. In demselben Briefe fragt er Herder, ob er meine, daß es von irgend einem Nutzen sein könne, wenn er seine »Zeitgedichte vor und nach dem Tode des heiligen Ludwig XVI.« an den Herzog und die beiden Herzoginnen sende. »Schicken Sie

ja Ihr Büchelchen an die Herzoginnen«, antwortet Herder am 12. Mai, »und wollen Sie nicht schreiben, so senden Sie mir's. Es wird ihnen gewiß wohl thun. — Goethe ist heute zum Vater Rhein gereiset.« Die Herzoginnen ließen durch Herder ihren Dank für die »Zeitgedichte«, die sie mit großer Theilnahme aufgenommen, an Gleim ausrichten. Schon Ende August war Goethe in Weimar zurück; er hatte mit dem Herzog der Uebergabe von Mainz beigewohnt. Herder berichtete am 6 December, daß Goethe's »Reineke« künftige Ostern erscheinen werde. »Es ist gut«, fügte er hinzu, »daß Sie sich mit ihm in keinen Wettstreit eingelassen.« Da Gleim von der Rückkunft des Dichters noch nichts wußte, schrieb er einige Tage später: »Euer guter Fürst wird nun bald wieder bei euch sein und Goethe; beide bewillkommt im Herzen der alte, Grenadier; gottlob, daß beide nicht verunglückt sind!« Sehr stutzig machte es ihn aber, als der Herzog von Weimar auch seinen Abschied aus dem preußischen Dienste nahm. Noch am 6. Februar 1794 hatte er geschrieben: »Der Herzog von Braunschweig ist abgegangen, das ist nicht patriotisch; der Herzog von Weimar geht nicht ab, das ist echt patriotisch.« Die wahre Lage der Dinge war ihm unbekannt; doch wie sehr sich auch der alte Grenadier über des Herzogs Abschied betrübte, der ein Bernhard gegen die »Tiger« hätte werden sollen, er blieb diesem doch immer gewogen. Noch am 30. März fragt er, was der Herzog und Goethe machen? Auf Goethe's »Reineke« war er noch immer gespannt. Nach der Mitte Juni besuchte Herder mit seiner Gattin den Freund auf einige Tage in Halberstadt, wo auch über Goethe manches Wort gefallen sein wird.

Dieser hatte unterdessen mit Schiller angeknüpft, ein Verhältniß, das bald der seit elf Jahren vorgehaltenen innigen Verbindung mit Herder Eintrag thun und sie zuletzt ganz stören sollte. Am 15. September schickt Gleim an Herder ein Exemplar

seiner unter dem Namen »des Hüttchens« erschienenen neuesten Gedichte für Goethe, »den Verfasser eines lieblichen Liedes«, bemerkt er; »vor seinen größern Werken, seinem »Großcophta«, seiner »Iphigenie«, seinem »Tasso« verkriecht sich das »Hüttchen«. Von der Uebergabe und der Aufnahme dieses Exemplars erfahren wir nichts. Herder erwidert, Schiller sei seit einigen Tagen bei Goethe. In der nächsten Zeit schweigen die Weimarer Briefe ganz von Goethe, während Gleim am 24. October sein Verlangen bezeugt nach dem eben angekündigten neuen Geisteskinde desselben (»Wilhelm Meisters Lehrjahren«). Gar bald aber sollte er arg enttäuscht werden. Ein paar Bogen davon hielt er für das Schönste, was ein solcher Kopf hervorbringen könne, mit dem ganzen ersten Theile aber konnte er sich nicht zufrieden erklären, weil er den Inhalt für verfänglich hielt und meinte, man müsse nichts schreiben, worüber man einst Reue empfinden könne. Und doch hielten die lüsternen Schilderungen in Heinse's »Hildegard« Gleim eben so wenig als Herder ab, jenen musikalischen Roman mit Begeisterung aufzunehmen. Wie empfindlich auch Herder über den zur höchsten Innigkeit gediehenen Bund Goethe's und Schiller's war, dem Halberstädter Freunde verrieth er davon nichts; betheiligte er sich ja sogar an Schiller's »Horen«, und Herder's Gattin forderte im September 1795 Gleim dringend auf, sich diese Zeitschrift zu halten, woran ihr Gatte von jetzt an ein fleißiger Mitarbeiter sein werde. Daß der Herzog von Weimar nichts thun wollte, um seinem Herder ein freies Leben zu verschaffen, auf daß er bloß seinen Geistesarbeiten lebe, verstimmte Gleim, und er wird, da ihm eine richtige Würdigung der beschränkten Mittel des Herzogs abging, auch jetzt seinem Minister Goethe einen Theil der Schuld beigemessen haben. Die Herzogin Mutter hatte die Aufmerksamkeit, ihm um diese Zeit ein Exemplar der Abhandlung von Meyer und Böttiger über eine in ihrem Besitze befindliche antike Vase zu schicken, worüber

er die höchste Freude empfand; wahrscheinlich wurde er gerade dadurch veranlaßt, sie gleich darauf von dem Maler Tischbein für seinen Freundschaftstempel porträtiren zu lassen, welcher Ehre weder der Herzog und die Herzogin noch Goethe gewürdigt wurden. Von Letzterm war weiter keine Rede, weder von seinen Beiträgen zu den »Horen« noch von den Gedichten im »Musenalmanach«, worin fast nur Herder's Gedichte Gleim anzogen, den die venediger Epigramme Goethe's entrüsten mußten. Herder, Heinse, Voß und Jean Paul erfüllten jetzt des preußischen Grenadiers ganze Seele. Im August 1796 sahen sich Gleim und Herder auf ein paar Tage in Eisleben, wo die nun entschieden eingetretene Entfremdung Herder's von dem eng mit Schiller verbündeten Goethe nicht unbesprochen geblieben sein wird. Den Sturm, welchen die im nächsten »Musenalmanach« erscheinenden »Xenien« von Schiller und Goethe erregen sollten, ahnte keiner von Beiden.

Am 7. October 1796 sandte Herder's Gattin an Gleim den neuen die »Xenien« enthaltenden »Musenalmanach«, worin auch eine Anzahl von Herder's Gedichten sich fand. »Die Xenien«, schrieb sie, »sind von Goethe und Schiller. — Wenn Sie Erläuterungen darüber wünschen, so fragen Sie; wir haben das Meiste davon herausgekriegt; wenn wir aber im Dunkeln sind, dann fragen wir die Herren nicht.« Herder äußert sich mit Bitterkeit über den »neuen Parnaß«, der hier emporsteige. »Wir haben mehrere solcher Katzbalgereien erlebt und wissen, was aus ihnen wird.« Goethe's »Alexis und Dora« begrüßte Gleim als ein »herrliches Kind des Vaters vieler nicht so herrlicher Kinder«, dagegen machten ihn viele der Xenien über die Menschheit seufzen. »Goethe-Schiller so unhuman! Solche Katzbalgerei? Ja, wohl recht Katz- und Katerbalgerei, solche!« Daß auch ein Xenion auf ihn gemünzt sei, vermochte er eben so wenig herauszubringen, als A. W. Schlegel, daß die »jungen Nepoten«, die

ihm viel Kopfbrechens machten, auf ihn und seinen Bruder gingen. Erst von Falk hörte Gleim, daß Wieland unwillig sei über die Angriffe, die sich Goethe und Schiller gegen ihn erlaubt. »Wo find' ich diese Angriffe?« fragt er am 10. December Herder's Gattin. »In den Xenien habe ich sie nicht gefunden, und Clamer Schmidt (in Halberstadt), auf dessen (mündlichen) Commentar Ihr mich verwiesen habt, hat sie nicht nachweisen können. Also müssen's wohl heimtückische Angriffe sein in Schriftbogen, die ich jetzt nicht mehr lese. Sie mögen übrigens angreifen, so viel und so arg sie wollen, mich kümmerts nicht. Es wäre mir unlieb, nur weil ich mit ein paar Worten gegen die »Xenien« mich erklären wollte. Thät' ichs angegriffen, so schien' ich nicht mehr unparteiisch. Sagt mir, Einzige, Eure Meinung wegen des beigehenden Gesprächs (über die Xenien). Daß es vor der Nachricht wegen der Goethe-Schiller'schen Angriffe gemacht sei, werdet Ihr dem wahrheitliebenden alten Hüttner, der im Scherz nicht einmal Unwahrheit sagt, wohl glauben!« Jenes Gespräch eiferte ohne Zweifel gegen diese inhumane Streitweise, welche der Zeit und des Charakters der beiden hochbegabten Dichter unwürdig sei. Eine kurz vorher in Erfurt erschienene Schrift: »Ohnmaßgebliche Vorschläge zu einem allgemeinen literarischen Frieden«, hatte Gleim mit besonderm Wohlgefallen gelesen. Als er in Erfahrung gebracht, daß ihm die Xenien vom »alten Peleus« gelten sollten, dem leider die spannende Kraft und die Schnelle mangle, »die einst des G*** (Grenadiers) herrliche Saiten belebt«, ließ es ihn nicht ruhen, bis er diesen bei aller Anerkennung seiner frühern Kriegslieder bitter empfundenen Angriff erwidert hatte. Auf die Aeußerungen von Herder's Gattin: »Was die Revolution nicht vollendet hat, das vollenden die »Xenien« beim deutschen Parnaß,« erwiderte Gleim am 1. Februar 1797: »Die Xenien vollenden? Ich leg' es aus, die Xenien sind reißende Wölfe, noch ärger als die Jakobiner. Die gegen sie ausgegangenen

Jäger sind gar schlechte Schützen. Wieland, hoff' ich, wird sie treffen, und, so Gott will, der alte Peleus, euer ewiger Gleim.« So glaubte der entrüstete Alte also wirklich schärfer als die bisherigen Erwiderungen, unter denen es an gröbstem Geschütz nicht gefehlt hatte — und auch eine witzige war von Hamburg ausgegangen — mit seinem Bogen die Xeniendichter treffen zu können. Vergebens suchte Herder's Gattin ihn zurückzuhalten. »Sie, Allerbester«, schreibt sie am 10. Februar, »werden doch kein Wort über den Peleus verlieren! Mir hat er ein Fieber verursacht und (durch eine herbe Aeußerung darüber) die völlige Ungnade vielleicht von Goethe zugezogen. Lassen Sie die verdorrten Gemüther in ihrem Talent übermüthig und sich einzig fühlen. Sei nur unsere Quelle des Lebens (Sie wissen doch, daß beim Kinde das Herz zuerst anfängt sich zu bewegen) frisch und gesund! Und bei wem wäre sie so frisch, so jung, so gesund als bei Ihnen! O Sie werden gewiß den Bogen zu spannen wissen, anders als die Gegenxenien; ist es aber nicht schöner zu schweigen? Doch ich will Ihr Gefühl nicht stören; thun Sie, was Ihr guter Genius sagt!« Das Gegenwort war indeß schon bei Ankunft dieses Briefes ausgesprochen, wie Gleim am 1. März berichtet, schwerlich aber schon gedruckt; doch wie hätte Gleim etwas schreiben können, ohne es sofort in die Druckerei zu geben! Und nicht allein ließ er es drucken; während er so manches Andere bloß für Freunde dem Druck übergab, wanderte seine »Kraft und Schnelle des alten Peleus«*) gleich in den Buchhandel. Wäre die Mahnung der Freundin eine Woche früher gekommen, so verlöre er wohl kein Wort, äußerte er; indeß, hoffe er, werde sie mit dem alten Peleus, wo nicht ganz zufrieden, doch auch nicht ganz unzufrieden sein. Doch scheute sich Gleim sein Büch-

*) In die echte Originalausgabe von Gleim's Werken sind hieraus nur einzelne Sprüche ohne Andeutung ihrer frühern Beziehung übergegangen; sie finden sich im „Anhang" zu den „goldenen Sprüchen des Pythagoras".

lein der Freundin zu übersenden, welche es erst am 12. April aus dem Buchladen erhielt. Die Pfeile des alten Grenadiers richteten sich besonders gegen Goethe, dem er den auf ihn gerichteten Scherz um so übler nehmen zu müssen glaubte, weil er sich ihm freundlich genähert hatte. Wie aber hätte dieser die ganz berechtigte, sich im Todtengespräch so prächtig darbietende Frage nach dem alten Peleus dem Freunde Schiller, von dem sie wohl ohne Zweifel stammt, verwehren können, besonders da Gleim nur angedeutet war? Gleim's Spott ist so fade als möglich, aber wie kindisch er auch sich ausnimmt, hat er doch seine Pfeile gegen Goethe in alle Bitterkeit getaucht, deren er fähig war; unterläßt er ja auch nicht auf seine Stellung am Hofe anzuspielen. So bemerkt er, wer der Leidenschaften Knecht sei, diene dem Vaterlande schlecht, möge er Dichter oder Staatsminister sein; er erinnert ihn, ob er nicht bedacht, was Amalie (die Herzogin Mutter) sagen möchte, wenn sie solche inhumane Verse lesen würde; er fragt, ob diesem, der mit seinem Stock um sich schlage, der Hof nicht lange schon verboten sei. Goethe erhielt hier den förmlichen Absagebrief in den Versen, die ein nichts weniger als treues Bild seines frühern Verhältnisses zu ihm geben:

Seit er den bösen Geist aus seinem Ritter trieb*),
Und dann nachher getreu der guten Sitte blieb,
Seitdem ist er mein Mann, ist fast mein Freund gewesen.
Seitdem er Xenien und Epigramme**) schrieb,
Seitdem, beim Zeus! kann ich sein Lieblichstes nicht lesen.

Bosheit, Sittenhaß, Neid, Gift und grenzenlose Ehrsucht, die keinen neben sich dulden wolle, wirft Gleim besonders Goethe vor, neben dem Schiller's nur zuweilen gedacht wird, wo er von den beiden Xeniendichtern spricht, diesen »so spiegelrein erschaffe-

*) Er deutet auf die Tilgung von ein paar unanständigen Ausdrücken in der Ausgabe des „Götz" im zweiten Bande der Werke (1787).

**) Die venediger Epigramme in Schiller's Musenalmanach auf das Jahr 1796.

nen Gottgeschöpfen«, welchen ein Brausewind die Köpfe verdreht habe. Den höhern Zweck der »Xenien« ahnte Gleim noch weniger als Voß, Herder und so viele Andere. Goethe und Schiller achteten dieser Mückenstiche nicht, die sich von Herder's und Vossens Seite der allerhöchsten Anerkennung zu erfreuen hatten. Herder meinte, Gleim sei »unsäglich gut gegen die —« (er unterdrückt das beabsichtigte Schmähwort), und seine Gattin rühmte daran die »zarteste, innigste Sittlichkeit«. Herder, fügte sie hinzu, sei nebenher tiefer von Goethe verwundet, als durch alles, was in den »Xenien« stehe, und könne sich dagegen nicht öffentlich erklären. »Schweigen ist unsere Pflicht; die Zeit, die Nemesis wird alles in die Wage bringen: sie nimmt auch Ihre Liebesblätter voll Tugend und Weisheit in ihren Busen; sie müssen für jeden, der die Feder in die Hand nimmt, heilige Regeln sein.« Nur Eine von den Gleim'schen Xenien wünschten Herder und seine Frau weg, und zu ein paar andern machten sie Bemerkungen. Dem Verfasser selbst gefiel schon manches nicht mehr, und er wünschte alle, die den Weimarer Freunden nicht besonders gefallen hatten, ganz weg oder »feiner auf Amors Mühle geschliffen«. Ja er äußerte, da es ihm nicht gelungen, das Anstimmen des groben, ungesitteten Tones der Gegner der »Xenien« durch seine Verse zu verhindern, so ärgere es ihn, daß er nicht ganz geschwiegen; und doch denkt er an eine zweite Auflage seiner »Kraft und Schnelle des alten Peleus«, worin er alles tilgen werde, was Herder's Gattin nicht billige, »wenn auch die Xenien den alten Peleus mit Kanonen beschössen«. Darüber konnte er aber ganz ruhig sein: Schiller und Goethe thronten über ihm in reinerm Aether; sie ließen gern den alten Mann, der das Dichten nicht aufgeben konnte, seines Spielwerks sich freuen und gönnten ihm und seinen Verehrern den Wahn, daß er ins Schwarze getroffen und die wahre Kraft und Schnelle des Grenadiers glänzend bewährt habe.

An eine vorurtheilsfreie Würdigung der Dichtungen Goethe's und Schiller's von Gleim's Seite war von jetzt an um so weniger zu denken, als Herder's Erbitterung gegen die verbündeten Dichter sich immer steigerte. Dieser schreibt am 24. November 1797 an Gleim, von neuen Almanachen sei nur der von Schiller und der mit Goethe's »Hermann und Dorothea« zu ihnen gelangt, und er fügt in Bezug auf letztern hinzu: »Den haben Sie doch auch gelesen?« Zu einer weitern Empfehlung des herrlichen, aus tiefster Seele geflossenen, echt vaterländischen Werkes bringt er es nicht. Voß war naiv genug, an Gleim zu schreiben: »Ich denke ehrlich für mich und sage es Ihnen, die „Dorothea" gefalle, wem sie wolle, „Luise" ist sie nicht«, was denn Gleim sogleich in die schwachsinnigen Verse brachte:

Luise Voß und Dorothea Goethe,
Schön beide wie die Morgenröthe,
Stehn da zur Wahl!
Und Wahl macht Qual!
Hier aber, seht, ist nichts zu quälen,
Hier kann die Wahl nicht fehlen.
Luise Voß ist mein, in Lied und in Idyll;
Die andre nehme, wer da will!

So wunderlich, ohne Ahnung des hohen Werthes des aus vollstem Gemüth krystallrein fließenden Goethe'schen Gedichtes, an welchem wenigstens der gewaltige Hintergrund der Zeit und die mannhaft deutsche Gesinnung den alten Grenadier hätten ergreifen müssen, ging er darüber zur Tagesordnung, um sich in der Bewunderung von Herder, Voß, Jean Paul und andern Freunden zu verlieren. Herder schreibt den 29. Juni 1798 an Gleim, ob er im »Lyceum« und »Athenäum« (der Brüder Schlegel) gelesen, wie dort Lessing, Jacobi, Lafontaine u. A. behandelt seien, und er läßt sich zu der auf Goethe deutenden bittern Aeußerung hinreißen: »Ein einziger paradirt auf Erden, Apolls

Stellvertreter, der Eindichter. Wir wollen hinunter, hinunter!« worauf Gleim erwidert: Lyceum und Athenäum hab' ich nicht gelesen, werde sie nicht lesen, weiß also nicht, wer der eine Dichter ist — vermuthlich Schiller.« Herder solle doch kritische Blätter für die guten Menschen schreiben; »für die bösen mögen die Goethen und die Schiller welche schreiben.« Diese beiden dachte er sich jetzt als Inbegriff alles Bösen, weshalb er auch nicht wollte, daß Jean Paul in Weimar seinen Sitz nehme.

Im Januar 1799 klagt Herder, daß im »Athenäum«, »Lyceum« und andern Zeitschriften ein neu Geschlecht aufgehe, dem sie aber nicht aus dem Wege weichen wollten. »Jetzt ist Schiller hier«, bemerkt er in demselben Briefe, »an dessen »Piccolomini« fleißig probirt wird. Ich kenne nichts davon und erwarte ruhig die zweite oder dritte Aufführung, wie ich denn bei seinem »Wallensteins Lager« nur in der vierten Repräsentation war.« So wenig Antheil nahm er an dem neuen dramatischen Aufschwung, der ihm ein Gräuel schien. Gleim antwortete: »Vom »Athenäum« und »Lyceum« wissen wir noch nichts; in ihnen, sagt man, wären die Brüder Schlegel ärgere Faunen, als die Schiller und die Goethen in den »Xenien« gewesen waren. Wie mögen die Schiller und die Goethen sich freuen, daß die neuen ärgern Faunen die alten vergessen machen!« Herder ließ sich doch bestimmen, zu Schiller's letztem »Musenalmanache« (auf das Jahr 1800) einige Gedichte beizusteuern; das darin enthaltene Gedicht, »die Schwestern von Lesbos«, von Amalie von Imhof, schien ihm Goethe's „Dorothea« zwar nicht auszustechen, doch mit ihm zu wetteifern. Gleim's Zorn gegen die Weimarer Dioskuren hatte sich unterdessen etwas gelegt. Er las in Goethe's »Propyläen« mit Vergnügen, und Schiller's Gedichte im angeführten »Musenalmanach«, »die Glocke« und »die Erwartung«, schienen ihm seine Xeniensünden zu tilgen; die erstere werde ein Diamant in seinem Lorberkranze sein. Wie wenig aber sein Groll wirklich getilgt

war, wie er Goethe weder als Menschen noch als Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte, ergibt sich aus der wunderlichen Aeußerung, die ihm am 22. März 1800 bei der Nachricht entfuhr, Jean Paul werde Weimar verlassen. »Euer Herzog und seine Rathgeber lassen solchen Einzigen aus dem Lande?« ruft er aus. »Goethe schreibe noch einen »leidenden Werther«, so wird er mein Held doch nicht! Er befindet sich in seiner Haut wohl, seine Brüder in Apollo gehen ihn nichts an. Mit seiner »Dorothea« treiben seine Freunde doch wahrlich großen Unfug! Daß sie eine Satire gegen Vossens »Luise« sei, kann ich mir nicht ausreden. Weil aber Goethe die Vorrede zu ihr, die man zu Leipzig mir versagte, weislich nicht hat drucken lassen, so kann und mag ich's nicht beweisen. Weg, weg mit diesen Irdischen!« Konnte altersschwache Urtheilslosigkeit und ärgste Verblendung weiter gehen! Gleim kann nicht die Elegie »Hermann und Dorothea« meinen, die Vossens »Luise« pries, und erst einige Monate später erschien, im siebenten Bande der »neuen Schriften«. Man hatte ihn falsch berichtet.

Herder's und seiner Gattin Besuch im Juli 1800 war nicht geeignet, eine freundlichere Stimmung für Goethe und Schiller in Gleim's Seele anzuregen, dagegen bewirkte die Anwesenheit des Erbprinzen von Weimar zu Halberstadt im August und September ein näheres Verhältniß zum Weimarer Hof. Der Erbprinz war an Gleim vom Herzoge und von der Herzogin empfohlen; mehreremal kam er zu ihm, wo Gleim auf ihn zu wirken suchte, und auch der Herzog selbst sprach beim alten preußischen Grenadier vor. Wie wenig letzterer im Stande war, ein so großartiges Werk wie Schiller's „Wallenstein« zu würdigen, dessen erste im Frühjahr erschienene starke Auflage in wenigen Monaten vergriffen war, bekundet seine Aeußerung vom 12. October: »Gestern fingen wir an Schiller's »Wallenstein« zu lesen, lasen nur das »Lager«. Welch ein Spektacul! Und wozu?

Welche Wirkung soll's thun? Zwei Wachtmeister wie Paul Werner (in Lessing's »Minna«) konnten die Stimmung der Soldaten für ihren General eine Million mal besser dem Zuschauer bekannt machen. Ob ich das ganze Stück mir werde vorlesen lassen? Ich glaube, nein! Ich fürchte mehr solch Spektacul. Shakespeare ist ein ganz anderes.« Wie konnte nur Gleim Shakespeare's Schatten anrufen! Welche ganz andere Vorstellungen dieser vom Wesen des Dramas hatte, zeigen seine eigenen, kurz vorher erschienenen, von Herder freundlich begrüßten sogenannten »dramatischen Gedichte«. Schiller, meinte er, arbeite bloß auf schlagende Wirkung, sinne nur auf Trauriges, Heftiges, Schreckliches.

Den Anfang des neuen Jahrhunderts hatten Goethe und Schiller mit einer Reihe von Festlichkeiten zu feiern gedacht, die aber, wie Herder an Gleim berichtet — er spricht von den »schönen Geistern und Genies« — sehr »zusammen schrumpften«. Gleich nach dem Beginne des Jahres ward Goethe von einer heftigen Krankheit ergriffen, die ihn dem Tode nahe brachte. Als Herder's Gattin die glückliche Rettung des tödtlich Erkrankten ohne besondere Bezeigung von Theilnahme meldete, die sie anderwärts, wie in gleichzeitigen Briefen an Knebel, verräth, brach doch Gleim's Gutmüthigkeit mit Gewalt das starre Eis; eine eben bestandene Krankheit hatte ihn weicher als gewöhnlich gestimmt. So schreibt er denn am 8. Februar 1801: »Daß euer Goethe, der dann und wann nur meiner nicht auch gewesen, die fatale Krankheit überstanden hat, freut mich sehr. Gott erhalte den Bessern der besten Welt!« Gleich darauf kam der Erbprinz nach Halberstadt, dem Gleim für den bevorstehenden längern Aufenthalt sein Haus am Domplatze anbot; zu seinem Aerger aber miethete man später, als er das Haus schon zu diesem Zwecke hergerichtet hatte, eine andere Wohnung. Dagegen hatte er bald die Freude, den Herzog und die beiden Prin=

zen in seinem Hause zu begrüßen. Das zunehmende Alter und die nach einer unglücklichen Operation eintretende völlige Erblindung machten Gleim immer grämlicher; doch ließ er sich nicht abhalten, noch immer fort zu singen und seine neuen Gedichte auf eigene Kosten drucken oder durch Vermittlung von Herder's Gattin, deren Urtheil sein höchstes Gericht bildete, in den jetzt von Böttiger herausgegebenen »Mercur« einrücken zu lassen. Goethe, der mit Schiller in aller Ruhe die neuesten Regungen der Dichter der von Wieland als gólden gepriesenen alten Zeit betrachtete, konnte doch seinen Aerger nicht unterdrücken, daß der altersschwache Mann noch immer nicht ablassen wollte zu reimen und seine Reime der Welt als etwas Besonderes aufzudrängen, und so schrieb er einmal auf den Umschlag eines neuen Heftes des »Mercur« (es war das neunte des Jahres 1802)*) die später unter die »zahmen Xenien« aufgenommenen, in der äußern Form die Gleimischen Reime parodirenden Verse:

Ins Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen!
Im deutschen Mercur
Ist keine Spur
Vom Vater Wieland;
Der steht auf dem blauen Einband,
Und hinter dem verfluchtesten Reim
Der Name Gleim.

Gleim hatte das betreffende Gedicht an Böttiger geschickt, aber, als es bereits gedruckt war, noch zwei Schlußstrophen gesandt, die am Ende des Heftes des »Mercur« nachgebracht wurden. Herder's Gattin schreibt am 28. October: »Es ist gemeinschaftlich beschlossen, daß Ihr Lied in den November ordentlich und ganz eingerückt werde, damit es seine volle Wirkung übe. In diesem Liede sind Sie ein Priester der heiligen Natur.« Wenn Goethe sich so an Gleim's Reimereien ärgerte und sich zuschwor, wie er

*) Nach Riemer's Angabe im handschriftlichen „Nachlaß zu Goethe".

später an Zelter berichtete, sich in seinem Alter vor einer gleichen Thorheit zu hüten, so verfehlte Herder's Gattin nicht, ihren und ihres Gatten Ingrimm über die Leitung des Weimarer Theaters und die Erfolge der Schiller'schen Dramen, die sie freilich nicht mit Namen nennt, dem singenden Blinden in Halberstadt mitzutheilen. So schreibt sie am 2. März 1802, nachdem sie in bitterster Weise sich über den alle Schamhaftigkeit und Sitte beleidigenden »Jon« von A. W. Schlegel und über Goethe's Theaterleitung ausgelassen: »Das Wichtigste, das jetzt in der Welt existirt, ist dies Puppenspiel auf den Brettern! Und was könnte es sein und werden nach den Regeln des Aristoteles!« Persönlich scheint Gleim gegen Goethe nicht mehr verstimmt gewesen zu sein; er betrachtete ihn jetzt als den einflußreichsten Weimarischen Gelehrten, von dessen Mitwirkung er überzeugt war, wenn es einen wohlthätigen Zweck gelte. Als es sich um eine Unterstützung für den Philologen Bothe handelte, der ein Bein verloren hatte, äußerte er, könnte er die Sache so kräftig betreiben, wie er es bei ähnlichen Gelegenheiten gethan, so müßte ihm Goethe die Beiträge der Weimarischen Gelehrten einsammeln.

Die Nachricht von dem am 18. Februar 1803 erfolgten Tode Gleim's konnte Goethe und Schiller, welche damals die Aufführung der »Braut von Messina« eifrigst vorbereiteten, nicht tief berühren; hatte ja der vierundachtzigjährige erblindete Dichter sich längst überlebt. Klopstock und Herder folgten ihm in demselben Jahre. Aber auch das herrliche Zusammenwirken der beiden verbündeten großen Dichter sollte der Tod nur zu bald lösen. Wenige Monate später, im August 1805, besuchte Goethe in Begleitung seines fünfzehnjährigen Sohnes und des berühmten Philologen Wolf auf einem längern Ausfluge auch Halberstadt, wo sie von Gleim's Neffen, Wilhelm Körte, einem vertrauten Schüler Wolf's, freundlichst aufgenommen wurden. »Gleim's Wohnung deutete auf reinliche Wohlhäbigkeit, auf ein

friedliches Leben und stilles geselliges Behagen«, erzählt Goethe. »Sein vorübergegangenes Wirken feierten wir an seiner Verlassenschaft; viel ward von ihm erzählt, manches vorgezeigt, und Herr Körte versprach, durch eine ausführliche Lebensbeschreibung und Herausgabe seines Briefwechsels einem jeden Anlaß genug zu verschaffen, auf seine Weise ein so merkwürdiges Individuum sich wieder hervorzurufen.« Der Freundschaftstempel, worin Gleim die Brustbilder von 118 seiner Gönner und Freunde versammelt hatte, ward besucht und als schönes Zeugniß betrachtet, wie er die Mitlebenden, die er schätzte, zu ehren gewußt. Auch seine unter dem Namen Gleminde als Leiterin seines Haushaltes bekannte und in ihrem Kreise gefeierte Nichte wurde auf ihrem Siechbette begrüßt; man erging sich mit ihr in Erinnerungen an die vergangenen Tage, deren sie auf das lebhafteste gedachte. Endlich trat man auch an die Gruft, welche der Greis in seinem geliebten Garten sich bereitet hatte; rund herum standen seiner Anordnung gemäß Marmorurnen, auf welchen die Namen und Todestage seiner ihm vorangegangenen Freunde eingegraben waren. Nur dunkel erinnerte sich Goethe noch des Besuchs, den er Gleim vor zweiundzwanzig Jahren abgestattet hatte.

Als der Dichter die »Annalen« seines Lebens niederschrieb, suchte er bei Gelegenheit dieses spätern Aufenthalts zu Halberstadt das Bild des heimgegangenen preußischen Grenadiers in liebevoller Würdigung zu entwerfen, über dessen Dichtung und Wirksamkeit er schon gelegentlich im zweiten Theile von »Wahrheit und Dichtung« (1812) sich ausgesprochen hatte. »Dem allgemeinen deutschen Wesen«, bemerkt er, »war Gleim durch seine Gedichte am meisten verwandt, worin er als ein vorzüglich liebender und liebenswürdiger Mann erscheint. Seine Poesie, von der technischen Seite besehen, ist rhythmisch, nicht melodisch, weshalb er sich denn auch meistens freier Silbenmaße bedient; und so gewähren Vers und Reim, Brief und Abhandlung, durch einander

verschlungen, den Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung. — Ein leidenschaftliches Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und That wirksam zu machen suchte. Durch Rede und Schrift aufmunternd, ein allgemeines rein menschliches Gefühl zu verbreiten bemüht, zeigte er sich als Freund von jedermann, hülfreich dem Darbenden, armer Jugend aber besonders förderlich.« Den eigentlichsten Bürgersinn gesteht er ihm in jedem Betracht zu und bezeichnet ihn als echten Patrioten und Liberalen, der die ihm angeborene, seiner Natur nothwendige Religion des rechtschaffenen Mannes immerfort ausgeübt. So glaubte Goethe noch dem heimgegangenen herzlich gutmüthigen Gleim, dem Enthusiasten für Freundschaft und Biederkeit, dem Preußen über alles galt, ein würdiges Ehrendenkmal gründen zu müssen, wie wenig ihm auch im Leben die Möglichkeit eines nähern Verhältnisses zu dem in einem ganz andern Kreise wurzelnden Manne gegeben war, dessen Wege nicht die seinen sein konnten.

III.

J. M. R. Lenz.

Wie im wechselvollen Weltleben die launenhafte Glücksgöttin oft arge Verkennung oder blinde Ueberschätzung den Menschen zutheilt, so übt auch in der Geschichte des staatlichen wie des geistigen Lebens schiefes Mißurtheil häufig seine angemaßten Rechte, und nicht selten bedarf es geraumer Zeit, ehe der Strahl der Wahrheit durch den Wolkennebel dringt, den hartnäckig gehegtes Vorurtheil um eine bedeutende Persönlichkeit zusammengezogen hat. Bleibt es immer ein wohlthuendes Gefühl, einen lange umherschleichenden Irrthum zu verscheuchen, um so lohnender muß es sein, einem Verkannten zu seinem Rechte zu verhelfen, und wer möchte nicht gern freudig zustimmen, so oft eine solche That der Gerechtigkeit geübt und dadurch der alte gute Glaube bewährt wird, daß die Sonne der Wahrheit alles ans Licht bringe! Allein nicht selten geht eine solche Ehrenrettung aus einseitiger Auffassung, willkürlicher Vorneigung und einer gewissen Sucht hervor, einen armen Sünder vor den Augen der Welt herzustellen. Derartigen Versuchen entschieden entgegenzutreten, ist eine um so dringendere Pflicht, als dadurch andere bei der Sache Betheiligte in ein ungünstiges Licht gesetzt werden, und so die Wahrheit nach zwei Seiten hin verletzt erscheint.

Zu dieser Betrachtung veranlaßt uns eine 1857 in der Schweiz erschienene, im deutschen Buchhandel nicht verbreitete Schrift des durch seine begeisterte Liebe für deutsche Dichtung bekannten frühern Landammanns des Cantons Aargau, Eduard Dorer-Egloff*), worin er die bisherige, auf Goethe zurückgehende Auffassung des durch seine Ueberschwänglichkeit und sein trauriges Ende bekannten Sturm- und Drangdichters J. M. R. Lenz zurückzuweisen und eine günstigere Ansicht von seiner Persönlichkeit anzubahnen bestrebt ist. Der Verfasser hat sich durch ein paar bisher übersehene Nachweisungen und die Mittheilung einer Anzahl Briefe von Lenz an Lavater und Sarasin, von denen bisher nur weniges bekannt war, ein anerkennenswerthes Verdienst erworben, wenn er auch die Pflicht eines Herausgebers nur halb erfüllt hat, da er nicht allein dem Leser einzelne Nachweisungen schuldig geblieben ist, sondern auch Nro. 4 bis 15 der Briefe an Lavater wirr durcheinander, oft ohne jede Andeutung der Zeit, gegeben hat**). Alles übrige, was hier zu Gunsten von Lenz und zur Berichtigung des Goethe'schen Urtheils zum erstenmal aufgestellt wird (vieles ist von andern schon bemerkt), müssen wir als irrig zurückweisen, da der Verfasser ganz einseitig urtheilt und bedeutende feststehende Punkte außer Acht gelassen hat. Auf alle einzelnen Unrichtigkeiten, wie z. B. daß Goethe Lenz nach Weimar gezogen (S. 147), näher einzugehen, liegt uns fern, wir versuchen vielmehr das Bild von Lenz und die Geschichte seiner unglücklichen Bestrebungen, sich eine Stellung zu gewinnen, mit besonderer Beziehung auf Goethe nach allen vorliegenden Briefen und Berichten zu entwerfen, wonach sich die

*) J. M. R. Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von L. Tieck und deren Ergänzungen. Baden 1857.

**) Nach der Zeitfolge sollten sie also geordnet sein: 6. 8. 14. 15. 12. 4. 5. 7. 11. 13. 9. 10. Auch in der Datirung und Ordnung der Briefe an Sarasin herrscht ärgste Verwirrung; Monats- und Jahresangaben sind falsch.

meisten der gegentheiligen Aufstellungen Dorer-Egloff's von selbst erledigen.

Wenn Goethe unter den Charakterzügen von Lenz den entschiedenen Hang zur Intrigue um ihrer selbst wegen und einen gewissen von jedem anerkannten, bedauerten, ja geliebten Wahnsinn hervorhebt, so gibt er uns hier das Ergebniß seiner eigenen Erlebnisse mit ihm zu Straßburg und später in Weimar, so wie alles desjenigen, was er von andern über ihn erfahren, so daß es sich als völlig ungerechtfertigt ergibt, ein solches auf längerer persönlicher Verbindung und feststehenden Thatsachen beruhendes Urtheil leichter Hand zu verwerfen. Daß Goethe selbst seine Schilderung nicht als ausgemachte, vollständige Wahrheit hinstelle, ist eine eben so unwahre Behauptung, als daß er sich hauptsächlich durch Friederikens Bericht dazu habe bestimmen lassen. Die Grundzüge seiner Beurtheilung nahm er aus seinem engern Zusammenleben mit ihm zu Straßburg und seiner weitern brieflichen Verbindung; später hatte er in Weimar ein halbes Jahr lang die beste Gelegenheit, seine Kenntniß von ihm zu erweitern. Wenn er ihn noch im Jahre 1773 einen trefflichen Jungen nannte, den er wie seine Seele liebe, so kann diese Aeußerung nur das herzliche Gefallen bezeugen, das er bis dahin an seinem sonderbaren, von Geist und Laune sprudelnden, und wo ihn nicht seine Intriguensucht verleitete, gutartigen Wesen fand, dem er aus innigem Antheil vieles gern nachsah, der ja auch mit solcher leidenschaftlichen Wärme an ihm zu hängen schien.

Lenzens tolles Wesen, das Goethe am besten durch das gar manche Seltsamkeiten zusammenfassende englische Wort whimsical bezeichnen zu können glaubt, wird in brieflichen Aeußerungen von ihm und Wieland in der Zeit seines Weimarer Aufenthalts bezeichnend genug hervorgehoben. Goethe spricht gleich am Anfang von einer »Eselei« Lenzens; später bemerkt er, dieser

sei unter ihnen wie ein krankes Kind, dem sie zum Spielzeug ließen, was er wolle. Nach Wieland führte er beinahe jeden Tag einen oder den andern Streich aus, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte. Ein andermal nennt dieser ihn gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, woher er oft ein schlechterer Kerl scheine, als er sei und zu sein Vermögen habe; manchmal richte er Unheil an, bloß weil er nichts anderes zu thun wisse. Sieben Monate nach Lenzens Entfernung von Weimar bezeichnete er ihn als einen guten Jungen, der mit so viel Genie ein dummer Teufel und mit so viel Liebe bisweilen ein so boshafter Affe sei, und sogar öffentlich schonte er ihn nicht, da er im »Sommermärchen« den »Bruder Lenz« (den nicht ausgeschriebenen Namen ergiebt der Reim) zur Vergleichung herbeizieht bei seinem Junker, der sich aus der ersten Impertinenz durch eine zweite zieht.

Auch Lavater gab Lenz ganz auf; er rechnete ihn zu den »gespornten Narren«, die noch ein Quantum von Menschenverstand und Genialität besitzen. Wenn Dorer-Egloff bemerkt, Goethe sei der einzige von seinen Zeitgenossen, der den armen Lenz der Intriguensucht beschuldigte, so ist seine unwiderstehliche Lust zu tollen Streichen, bei denen er oft bitter verletzte, ohne sich irgend ein Gewissen daraus zu machen, doch auch durch Wieland sattsam bestätigt, und aus seinen eigenen Briefen können wir den vollsten Beweis liefern, wie er die Welt zu berücken, sich einen Schein zu geben gesucht. Goethe's Urtheil über Lenz zu beanstanden, ist durchaus kein Grund gegeben. Wie man es gar wagen dürfe, seinen Bericht über die seltsame Liebesgeschichte mit der Geliebten des ältern Freiherrn von Kleist, die er ihm mündlich und hernach schriftlich mitgetheilt, ohne weiteres zu verwerfen und darin bloß den Plan eines zu schreibenden Romans zu sehen, ist kaum zu begreifen, wenn wir auch gern zugestehen würden, daß Goethe sich wohl irrte, wenn er

von einer frühern mündlichen Mittheilung spricht, da die dieser Liebesgeschichte vorhergehende Entfernung des ältern Freiherrn in den Sommer 1774 fällt, und Lenz kaum bis zur Zusammenkunft mit Goethe im Sommer 1775 die Sache verschwiegen haben dürfte. Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß Lenz seine Erzählung an Goethe romantisch gefärbt habe, aber schwerlich beruhte die Sache auf bloßer Einbildung; ja fast scheint es, als ob Goethe selbst bei seiner spätern Anwesenheit in Straßburg (1775) von Lenz zu dieser Geliebten geführt worden, sie wenigstens kennen gelernt habe.

Nicht lange Zeit war Lenz in Begleitung (wie er selbst sagt, als Gesellschafter) zweier in französische Dienste getretenen livländischen Freiherren von Kleist zu Straßburg angekommen, als er Goethe's Bekanntschaft machte, wahrscheinlich durch Vermittlung des Actuars Salzmann, des Vorstehers von Goethe's Tischgesellschaft. Goethe befand sich von Mitte April bis gegen Ende Mai zu Sesenheim, von wo er seine leidenschaftlich bewegten Briefe an Salzmann schrieb; dieser sprach davon in seiner Mentorweise mit Lenz, der eine eigene Neigung besaß, hinter briefliche Mittheilungen zu gelangen. Lenz selbst schreibt einmal später, als er sich in Friederiken verliebt stellte, an denselben Salzmann: »Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu gewissen Zeiten stolz einen gewissen G. (Goethe) tadelte und mich mit meiner sittsamen Weisheit innerlich brüstete wie ein welscher Hahn, als Sie mir etwas von seinen Thorheiten erzählten.« Goethe's Bekanntschaft wird Lenz in der Zeit von Ende Mai bis zum 22. Juni gemacht haben, an welchem Tage dieser mit zwei andern Genossen die Reise nach Saarbrücken antrat, die ihn auf der Heimkehr wieder nach Sesenheim führte. Erst nach der Rückkehr von dort scheint Lenz in ein nahes Verhältniß zu Goethe getreten zu sein, das sich bald zu innigster Neigung steigerte. Freilich sagt dieser, sie hätten sich selten gesehen, da Lenzens Ge-

sellschaft nicht die seine gewesen, doch hätten sie Gelegenheit gesucht, sich zu treffen und sich gegenseitig mitzutheilen. Allein eine so genaue Bekanntschaft, wie sie Goethe von Lenz hatte, könnte unmöglich in so kurzer Zeit erfolgt sein, wenn sie sich selten gesehen hätten, und wie leidenschaftlich sich Lenz an Goethe andrängte, dessen Geist ihn ergriff, dessen Liebesabenteuer noch eine besonders anziehende Kraft auf ihn üben mußte, beweist das Exemplar von Shakespeare's Othello, welches Goethe beim Abgang von Straßburg seinem neuen Freunde widmete. Unter Goethe's Widmung: »Seinem und Shakespeare's würdigen Freunde Lenz — Goethe«, schrieb Lenz die bezeichnenden Worte: »Ewig, ewig bleibt mein Herze dein, mein lieber Goethe!« Ohne Zweifel hatte er sich in das Geheimniß seiner Liebe eingedrängt, und suchte ihn beim schweren Abschiede zu trösten.

Es haben sich von Lenz zwei auf Goethe's Straßburger Zusammenleben mit diesem und seinen Abschied von Friederiken bezügliche Gedichte erhalten, die aber Bergk*) auf die gezwungenste Weise Goethe hat zuschreiben wollen. Das erste dieser Gedichte, im Juliheft 1775 der »Iris«, hat freilich die Unterschrift P., womit mehrere Dichtungen Goethe's daselbst bezeichnet sind; aber daß statt P. zu lesen sei L., ward auf der Rückseite der Inhaltsangabe des vierten Bandes (im September) unter andern Druckfehlern angezeigt. Bergk will diese Druckfehlerberichtigung für eine trügliche halten. Dadurch, daß dem Gedichte das Zeichen P. beigesetzt sei, wäre Goethe auch als Verfasser der übrigen gleich bezeichneten Gedichte verrathen gewesen; dem zu entgehen, habe er die Berichtigung gewünscht. Aber mußte denn ein Gedicht, worin die Freundin aus der Wolke Goethe anredet, nothwendig von Goethe sein? liegt nicht viel-

*) Acht Lieder von Goethe. Zum erstenmale mit Erläuterungen herausgegeben. Wetzlar 1857.

mehr das Gegentheil viel näher? Und in den frühern Heften der »Iris« tragen nur drei Gedichte Goethe's jene Unterschrift. Klärt die Sache sich nicht vielmehr ganz einfach dahin auf, daß Goethe nicht wollte, ein von ihm eingeschicktes Gedicht von Lenz solle seine Chiffre tragen? Wir wissen, daß er Lenzens Uebersetzung von Ossian's »Fingal« an J. G. Jacobi zur Aufnahme in die »Iris« gesandt; er wird dieser ein paar frühere Gedichte von Lenz hinzugefügt haben, von welchen das eine, weil es von Goethe's Hand geschrieben vorlag, von dem Corrector für ein Gedicht Goethe's gehalten und mit dessen Buchstaben bezeichnet ward. Daß Goethe das Gedicht, worin er selbst angeredet wird, zur Aufnahme einsandte, wird nicht erklärlicher dadurch, daß er es selbst gedichtet. Wahrscheinlich hatte er gedacht, man werde den Namen nicht ausdrucken oder durch einen der bekannten Liebhabernamen ersetzen. Dorer-Egloff meint, Lenz selbst habe das Gedicht an den Herausgeber der »Iris« eingesandt; aber wir wissen, daß Goethe auch die Uebersetzung von Ossian's Fingal an Jacobi schickte, der sie spätestens im Februar erhielt. Am 21. März hofft Goethe auch Abdrücke von »was von Lenz« durch Jacobi zu erhalten. Den »Fingal« dürfte Lenz zur Vorlesung für Friederiken bestimmt haben, wie Goethe selbst andere Stücke Ossian's für sie übersetzt hatte. Dorer-Egloff sieht darin, wie in dem andern gleich zu erwähnenden Gedichte, einen freundlichen Bericht Lenzens an Goethe, daß sein Mädchen in Sesenheim noch treu sei. Aber der Anfang »Wo, du Reuter, Meinst du hin?« zeigt, daß Goethe damals auf der Reise war, oder der Dichter wenigstens ihn sich auf der Reise dachte. Auch Bergk's Ansicht, der das Gedicht auf der Schweizerreise des Sommers 1775 in Straßburg erscheinen läßt, steht mit diesem Anfang und dem Ganzen in Widerspruch. Goethe wird hier offenbar vom tiefsten Trennungsschmerz durchdrungen auf der Rückreise nach der Heimath gedacht; mit Thränen erinnert er sich der Geliebten,

der sein Herz nicht zu entsagen vermag, aber der Geist der Freundin erscheint ihm auf dem Wege und ermahnt ihn zu stärker Entsagung, indem sie ihn versichert, im Herzen werde sie hier wie jenseits ihm immer angehören. Zu einer Zeit, wo ihn alles zu Lili zurücktrieb, wo höchstens eine schwache Erinnerung an seine Sesenheimer Liebe ihn durchzucken konnte, wo ihn alles »vaterlandwärts, liebwärts« trieb, können die Verse unmöglich gedichtet sein. Dagegen erscheinen sie durchaus geeignet als Abschiedstrost, womit der Freund den am andern Tag fortreitenden Goethe erfreute. In die erste Zeit nach seiner Rückkehr mögen die vier Verse fallen, welche in der »Iris« als »Denkmal der Freundschaft. Auf eine Gegend bei St—g« (Straßburg) mit der Unterschrift »L. an G.« erschienen. Bergk sieht sich hier bei seiner Behauptung, die Verse seien von Goethe, zu der wunderlichsten Annahme gezwungen. Heinse habe, da in der »Iris« zur Täuschung der Leser unter dem einen Gedichte P. in L. verbessert worden, weil Goethe die Verse eingesendet, auch unter diese folgerichtig »L. an G.« gesetzt. Man sollte aber doch denken, in solchem Falle würde er lieber ganz willkürliche Buchstaben gewählt und das unnöthige »an G.« ganz weggelassen haben. Und wer mag denn wohl der Freund sein, an den Goethe nach Bergk diese Verse gerichtet? Wenn bei dem ersten Gedichte auch Sprache und Rhythmus für Goethe und die kurzen Verse gegen Lenz zeugen sollen, so ist darauf nichts zu geben. Auch Lenz schrieb in ähnlichen kurzen Versen; gleich kurze sind auch bei Goethe aus damaliger Zeit nicht nachzuweisen.

Fehlen uns gleich aus der nächsten Zeit sichere Spuren, daß Lenz die Freundschaft mit Goethe unterhalten, so dürfte doch kaum ein Zweifel daran gestattet sein. Da er mit Salzmann in Verbindung blieb und mit den in Straßburg zurückbleibenden Freunden Goethe's, so war der Anknüpfungspunkt um so leichter gegeben. Im Frühjahr 1772 ging Lenz mit dem jüngern

Freiherrn von Kleist nach der Rheininselfestung Fort-Louis. Die Nähe von Sesenheim zog ihn an; warum sollte er sich der Lockung entziehen, gleich seinem Freunde Goethe dort ein Liebesabenteuer anzuspinnen, sich Friederikens Liebe zu gewinnen und an toller Verliebtheit es jenem wo möglich zuvorzuthun? Daß das ganze Verhältniß, welches er mit Friederiken anknüpfte, ein leeres Schaugepräng war, womit er sich bei Salzmann wichtig machen wollte, wenn er sich auch wohl zuweilen einbilden mochte, er sei wirklich verliebt, das zeigen jedem, der zu lesen versteht, seine Briefe an Salzmann unwidersprechlich: denn hier klingt nirgendwo die Stimme wahrer Leidenschaft durch, überall verräth sich das Absichtliche, Gemachte, besonders auch in der Art, wie er verschämt mit dem Geständniß seiner Liebe säumt. Dieselbe Sucht abenteuerlichen Treibens, die ihn in die Geliebte des ältern Freiherrn von Kleist sich verlieben ließ, ergriff ihn auch hier; ja wir glauben kaum annehmen zu dürfen, er sei zufällig, indem er Friederiken trösten wollte, in das Abenteuer mit ihr gerathen. Schon bei seiner Abreise nach Fort-Louis muß Lenz die Absicht, Sesenheim gelegentlich zu besuchen, gegen Salzmann geäußert, und dieser ihm einen Gruß an Friederiken aufgetragen haben, obgleich er sie persönlich nicht kannte. »Ich habe die guten Mädchen von Ihnen gegrüßt; sie lassen Ihnen ihre ganze Hochachtung und Ergebenheit versichern«, schreibt Lenz am 3. Juni. Den 31. Mai, einen Sonntag, war er, nach seinem eigenen Bericht, zuerst mit dem Freiherrn von Kleist in Sesenheim; am folgenden Morgen kehrte er zurück, um mit Friederiken und ihrem Vater nach Lichtenau zu gehen; den Dinstag blieb er in Sesenheim, und er will den Abend mit Friederiken in der Laube zugebracht haben; hier wurde der Bund beschworen. »Es ist mir wie Pygmalion gegangen«, äußert er gleich am folgenden Tage. »Ich hatte mir zu einer gewissen Absicht in meiner Phantasie ein Mädchen geschaffen — ich sah mich um,

und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite gestellt. Es ging uns beiden wie Cäsarn: Veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit — und jetzt ist sie beschworen und unauflöslich.« Wenn dieses nicht die leerste Großsprecherei ist, von der Lenz in seinem Zusammenleben mit Soldaten so viele Vorbilder gefunden haben dürfte, so hat es nie eine gegeben. Friederike, die, wie wir wissen, so treu ihr Leben lang an Goethe hing, sollte mit der noch frischen Wunde in der Brust sich dem ersten Andrängen eines aussichtslosen Menschen ganz ergeben, ihm ewige Treue geschworen haben? Mochte immer der kleine, nette Lenz mit seinem allerliebsten Köpfchen, mit seinen blauen Augen, blonden Haaren, seinen niedlichen, etwas abgestumpften Zügen, seinem kindlichen, gutherzig närrischen Wesen der liebeskranken Friederike, indem er ihrem Herzen und ihrer Neigung zu Goethe schmeichelte, nicht unangenehm sein, mochte sie seiner wunderlichen Rednerei gern zuhorchen, ja was er von seiner eigenen Liebe ihr vorfabelte, nur leise, mit möglichster Freundlichkeit, ablehnen; sich, nach den traurigen Erfahrungen mit Goethe, dem sie noch immer anhing, so auf einmal in seine Arme zu werfen, war ihrer wahr und tief empfindenden Seele unmöglich, wogegen eine bloße Komödie ganz in Lenzens Sinne lag. Und man sage nicht etwa, Lenz habe sich getäuscht; daß Friederike ihm Liebe geschworen, kann nicht eine bloße Selbsttäuschung, es muß entschiedene Unwahrheit sein, die freilich einem so ganz frei die Dichtung ins Leben mengenden, gegen sich selbst unwahren Charakter nicht zu hoch anzuschlagen ist. Schon damals mag Lenz, indem er Friederiken tröstete, hinter Goethe's Briefe zu kommen gesucht haben, was diese später Goethe erzählte.

An demselben Tage, wo Lenz an Salzmann jenen sein ersonnenes Geheimniß enthüllenden Brief schrieb, reiste Friederike mit ihrer Mutter auf vierzehn Tage zu einem angesehenen Ver-

wandten nach Saarbrücken; doch hatte sie ihm bei allen Mächten der Liebe geschworen — dies will er Salzmann vorspiegeln —, auf keinen Fall sich länger dort zurückhalten zu lassen. Seinen Kummer über der Geliebten kurze Abwesenheit will er dann durch ausschweifende Lustigkeit während der Pfingsttage verscheucht haben. Friederikens Vater läßt er darauf bei sich als Gast erscheinen.

Nach einem kurzen Besuche in Straßburg, Mitte Juni, wo Salzmann ihn seiner leeren Liebesqual wegen weidlich aufgezogen haben wird, finden wir ihn wieder in Sesenheim, wenn wir seinen Briefen trauen dürfen; doch versichert er Salzmann, seine Leidenschaft sei jetzt, Dank seinen Mahnungen, vernünftig geworden. Eine wirkliche Leidenschaft müßte einen so zügellosen Menschen, wie Lenz, in den Wahnsinn getrieben haben; an eine solche Abkühlung durch weisen Zuspruch ist bei ihm am allerwenigsten zu denken. Auch machen die folgenden, von Fort-Louis aus geschriebenen Briefe bei allen Redensarten von der ihn verzehrenden Leidenschaft durchaus nicht den Eindruck einer gewaltigen Aufregung und tiefen Erschütterung seiner Natur; man fühlt, daß er nur noch nothdürftig den so lebhaft ins Spiel gesetzten Roman fortführt, daß Friederike sich kälter gegen ihn zeigte und seinen Ueberspanntheiten auswich. Nicht einmal zu einer rechten Schilderung seiner liebeglühenden Seele und der mit Friederiken verlebten ahnungsvoll bewegten Stunden kann er es bringen, er deutet nur an, daß die Auftritte, die er mit ihr erlebt, rührender seien als alles, was er jemals erdichten könnte, daß sein Herz von nichts als von Flammen, Dolchen, Pfeilen und Wunden declamire. Und als er nun im Beginn des Septembers mit dem Freiherrn von Kleist von Fort-Louis nach Landau zieht, finden wir ihn ganz beruhigt, wenn er auch von einer tragischen Stimmung seiner Seele, von einer süßen Melancholie redet, und klagt, daß ihm hier die süßen Ergötzungen der Freund-

schaft und Liebe abgehen. Von einem in Wahrheit tief verwundeten Herzen zeigt sich auch nicht der geringste Anschein; er philosophirt ruhig mit Salzmann über Gott und Welt und beschäftigt sich mit dichterischen Arbeiten. Freilich sucht er einige Zeit später Salzmann's Neugierde wieder gewaltig aufzuspannen, indem er ihm andeutet, seine Seele habe sich zu einem Entschlusse aufgewickelt, dem alle Vorstellungen der ganzen Welt vielleicht keine andere Falte würden geben können, und er scheint zu verstehen zu geben, daß er Friederikens wegen in ein thätiges Leben überzugehen gedenke; ja man muß fast glauben, er beabsichtige jetzt wirklich, Prediger zu werden, um Friederiken heimzuführen, obgleich er früher geschrieben, das ganze Gefühl seines Wesens, das ihm so gut als Ueberzeugung gelte, sei gegen diesen Stand; doch auch dies scheint nichts als eine Vorspiegelung gewesen zu sein. Friederike selbst hatte gewiß keinen Gedanken an eine Verbindung mit einem so wunderlich sich geberdenden Menschen, bei dem sie den Mangel an reiner Gemüthlichkeit durchfühlte, wenn sie auch seine äußern Freundlichkeiten nicht zurückwies und ihm selbst nach Landau, wenn wir hier einer Aeußerung von Lenz trauen dürfen, ein inhaltleeres Briefchen aus Straßburg schrieb, wo sie von Salzmann sich die Fortsetzung eines Werks erbitten ließ, dessen Anfang sie durch die Vermittlung von Lenz erhalten.

Noch vor Ablauf des Jahres 1772 kehrte Lenz mit dem Freiherrn von Kleist wieder nach Straßburg zurück. Die Leidenschaft für Friederiken scheint ganz abgekühlt zu sein und er jetzt den Plan gefaßt zu haben, als Schriftsteller aufzutreten. Zunächst dürfte er die »Lustspiele nach dem Plautus« geschrieben haben, die durch Salzmann schon im Anfang des Jahrs 1773 an Goethe gelangten, und zwar scheint Lenz auch hier eine Komödie gespielt zu haben, indem er Salzmann veranlaßte, dieselben als Versuche eines ganz unbekannten jungen Menschen

dem Frankfurter Freunde zuzusenden, von dessen »Götz« Lenz bereits gehört, ja ihn im ersten Entwurf wohl gelesen hatte. Kaum dürfte ihn zu der Geheimhaltung der Wunsch bestimmt haben, ein ganz unparteiisches Urtheil zu hören. Goethe theilte seine Rathschläge und Bedenken im allgemeinen an Salzmann mit. Auf den Brief, worin Salzmann berichtete, daß der Verfasser mit seinen Bemerkungen einverstanden und zu ändern bereit sei, liegt uns Goethe's Antwort vom 6. März 1773 vor. Lenz scheint die Veröffentlichung dieser Stücke schon damals beabsichtigt zu haben, obgleich er zwei Jahre später öffentlich das Gegentheil behauptete; denn Goethe bemerkt im Briefe an Salzmann: »Nur müssen wir bedenken, daß wir diesmal mit dem Publikum zu thun haben, und besonders alles anwenden müssen, den Directors der Truppen das Ding anschaulich und gefällig zu machen, welches vorzüglich durch ein äußerlich honettes Kleid geschieht; denn gespielt machen sie ihr Glück.« Die Stücke sollten bei ihrem Erscheinen eine günstige Aufnahme finden, aber noch mehr Glück versprach er sich von ihrer Aufführung. Unmittelbar darauf wird Lenz sich seinem Freunde Goethe als Verfasser der Stücke zu erkennen gegeben und über die nothwendigen Aenderungen weitläufiger mit ihm verhandelt haben.

Im festen Vertrauen, durch Goethe gefördert zu werden, schloß sich Lenz jetzt aufs engste an ihn an. Als im Juni »Götz« erschienen war, der gleich alle Welt mächtig hinriß, sandte Lenz dem Dichter einen weitläufigen, »über unsere Ehe« überschriebenen Aufsatz, worin er in humoristischen und zierlichen Wendungen ihr beiderseitiges Talent neben einander stellte, bald sich ihm unterzuordnen, bald sich gleichzusetzen schien. Zu gleicher Zeit dürfte er ihm die neue Bearbeitung seiner Lustspiele nach dem Plautus und seine »Anmerkungen übers Theater« zugeschickt haben. Daß auch die letztern zur Veröffentlichung bestimmt waren, zeigt das kurze Vorwort, worin er selbstgefällig

bemerkt: »Diese Schrift ward zwei Jahre vor Erscheinung der »deutschen Art und Kunst« *) und des »Götz von Berlichingen« in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen.« Im September schreibt Goethe an Salzmann: »Sie haben lange nichts von mir selbst, wohl aber gewiß von Lenz und einigen Freunden allerlei von mir gehört; denn Plautinische Komödien fangen an sich herauszumachen. Lenz soll mir doch schreiben. Ich habe was für ihn auf'm Herzen.« Er hatte für die Lenzischen Stücke einen Verleger an Weygand in Leipzig gefunden, der sich ihm für seine eigenen Sachen angeboten hatte. Lenzens liebevolles Anschmiegen und sein geistsprudelndes Wesen zogen Goethe innigst an, der ihm von jetzt an alles vertraute. So sandte er ihm seine Farce gegen Wieland, die Lenz gleich gedruckt wissen wollte, wahrscheinlich um seinen Freund zum offenen Bruche mit dem verhaßten Wieland zu treiben. Dieser gab nach einigem Bedenken seine Einwilligung, daß Lenz sie in Kehl drucken ließ. Wenn Goethe erzählt, Friederike habe ihn im Jahre 1779 darüber aufgeklärt, es sei dies einer der ersten Schritte von Lenz gewesen, dem Freunde zu schaden, so müssen wir dies wohl für einen Irrthum halten. Friederike dürfte ihm höchstens erzählt haben, wie Lenz geäußert, er wolle den Freund durch diese Veröffentlichung zum Bruche mit Wieland zwingen. Wünschte ja dieser zu sehr, sich durch und mit Goethe emporzuschwingen, als daß er damals eine diesem feindliche Absicht hätte hegen können.

Nach Sesenheim mag Lenz von Straßburg aus noch zuweilen gekommen sein, aber ohne die Absicht, um Friederikens Hand sich zu bewerben. Die eigentliche Liebeskomödie mit dieser war längst ausgespielt, wenn es auch an wunderlichen Artigkeiten und dichterischen Ergüssen nicht gefehlt haben wird. Jetzt lag ihm vor allem am Herzen, als Dichter neben Goethe die

*) Hamburg bei Bode, worin Herder's Aufsatz über Shakespeare stand.

Augen der Welt auf sich zu ziehen, und so schrieb er zunächst den »Hofmeister«, den viele für ein Werk Goethe's hielten, da sie die schonungslose, alles Anstandes spottende Bloßstellung der üblen Folgen der Privaterziehung und der unwürdigen Stellung eines Hofmeisters für genial hielten und sich durch manche gelungene Würfe seiner Laune bestechen ließen. Lenz begann jetzt auch nach außenhin Verbindungen anzuknüpfen, so mit Lavater, der ihn mit der Schweiz in Berührung bringen sollte, und mit Goethe's Schwager in Emmendingen, dessen Gattin er mit begeisterter Verehrung feierte. Den weisen Schlosser selbst stellte er unter der Person des Tandi in dem gleich nach dem »Hofmeister« gedichteten und mit diesem bei Weygand durch Goethe's Vermittlung erscheinenden »neuen Menoza« dar. Welch ein wunderlich Leben Lenz damals in Straßburg führte, wie er von der Sucht, durch dichterische Werke sich großen Ruf zu erwerben, ganz hingerissen war und darüber alle sonstigen Lebensbeziehungen völlig vergaß, zeigt der Bericht Lavater's, der ihn auf der schwalbacher Reise im Juni 1774 besuchte, da die äußern Verhältnisse von Lenz diesem nicht gestatteten, ihm entgegenzureisen. Die alte, etwas lumpig gekleidete Hauswirthin des Freiherrn von Kleist, bei welchem Lenz damals wohnte, erzählte ihm, wie er immerfort in Bücher vertieft und mit der Feder beschäftigt sei, alles in seiner Kammer drunter und drüber liege. Er sei ein herzguter Junge, meinte sie, und sie berichtete, wie sie ihren Spaß mit ihm getrieben; aber ob noch etwas aus ihm werde, schien ihr bedenklich. Auf ihr Mädchen von sechsundzwanzig Jahren hielt Lenz viel, und er dürfte nicht verfehlt haben, auch diese mit seinen dichterischen Einbildungen zu umspinnen.

Bald darauf verließ der Freiherr von Kleist Straßburg, und Lenz sah sich darauf angewiesen, für seinen eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. Er bezog eine andere Wohnung und gab sich mit Sprachunterricht ab, was ihm freilich hart ankam,

wenn er auch dadurch zu manchen vornehmen Bekanntschaften gelangte. So kam er mit der ältesten Tochter des Consulenten König in Verbindung, einer vertrauten Freundin von Herder's Gattin, und er ließ es sich nicht entgehen, nach Straßburg gerichtete Briefe der letztern zur Einsicht zu erhalten. Hatte schon Goethe's »Götz« seine Nacheiferung mächtig geweckt, so geschah dies in noch höherm Grade, als »Werther's Leiden« mit ungeheurer Wirkung das gesammte deutsche Volk durchzuckten und neben der unzähligen Schaar einsichtiger wie blinder Bewunderer auch eine Reihe Gegner aufriefen, welche das Buch als die gefährlichste Vertheidigung des Selbstmordes verdammten. Lenz nahm sich Goethe's natürlich an, sowohl in seinen Briefen »über die Moralität Werther's« als in dem Goethe die erste Stelle auf dem Parnaß anweisenden, ihn gegen seine tollen Gegner vertheidigenden Pandaemonium Germanicum. Goethe selbst wünschte den Druck der erstern, wovon ihn aber Jacobi abhielt. Auch das Pandaemonium, worin Lenz selbst natürlich nicht fehlen konnte*), kam nicht zum Drucke. Dagegen erschien Lenzens satirische Ekloge »Menalk und Mopsus«, worin die Naturwahrheit in wunderlichster Einkleidung mit manchen Seitenhieben, auch auf Wieland, gefeiert wird**), in der Sammlung »Rheinischer Most. Erster Herbst 1775«.

Auf Goethe's Empfehlung war Lenz auch mit Knebel und dem Erbprinzen von Weimar im Januar 1775 zu Straßburg bekannt geworden, wobei er in seinen etwas verkommenen Verhältnissen nicht die beste Figur gemacht zu haben scheint. In einem

---

*) Klopstock, Herder und Lessing rufen Lenz nach: „Der brave Junge! Leistet er nichts, so hat er doch groß geahndet," und am Schlusse begrüßt er das kommende Säculum.

**) In einer Goethe gewiß nicht angenehmen Bemerkung heißt es hier, dieser pflege scherzweise alle kalte und doch dabei eifersüchtige Ehemänner Albertianer (von Lottens Albert) zu nennen.

mehr als ein Jahr später an Knebel gerichteten Briefe*) schreibt er: »Wenn Sr. Durchlaucht der Herzog sich noch des unbedeutendsten aller Eindrücke zurückerinnern können, den ein Mensch in einem damals gewiß seltsamen Aufzuge und noch seltsamern Lage auf Sie gemacht haben muß, der, wie Diogenes aus seinem Schneckenhause geschüttelt, in einer sehr unphilosophischen Verlegenheit da stand, als ihm die zuvorkommende Herablassung eines solchen Prinzen alle seine weit ausgesponnenen Ideen von Verleugnung der Welt mit einemmal zerschnitt und ihn außer der Sonne noch etwas Bessers schätzen lehrte, so legen Sie mich Höchstdenenselben unterthänigst zu Füßen.« Seine Hoffnung, ihn auf der Rückreise wiederzusehen, die er im Briefe an Lavater vom 8. April aussprach, scheint nicht in Erfüllung gegangen zu sein; wahrscheinlich verspürte der Herzog wenig Lust, ihn zum zweitenmale aufzusuchen.

Je drückender die Verhältnisse von Lenz waren und je mehr er auf öffentliche lohnende Anerkennung gehofft hatte, um so unangenehmer mußten ihm einzelne ungünstige Bemerkungen trotz des allgemeinen Aufsehens kommen, das er erregt hatte. So ereiferte er sich denn gewaltig über Schmidt's »Nachrichten vom Zustande des deutschen Parnasses« in Wieland's »Merkur«, für deren Verfasser er Gotter hielt. Hier heißt es im Novemberhefte 1774: »Goethens dramatische Grundsätze mit Beispielen zu unterstützen und thätig anzupreisen, beeifert sich sein Freund Herr Lenz, Hofmeister zu Straßburg. Mit gleich großer Lebhaftigkeit geboren, mit gleich starkem oder fast noch stärkerm Hange zum Sonderbaren, mit gleich emsigem Beobachtungsgeiste, mit gleich fleißiger Lectüre der Britten, mit wenigerer Natur im Ausdruck der Leidenschaft und Ausbildung der Charaktere, aber mit reicherm Humor im Komischen, hat er das

*) Zur deutschen Literatur und Geschichte. Brief 25.

Lustspiel auf eben die Art reformirt, wie Goethe das Trauerspiel. — Bei vielen einzelnen vortrefflichen Scenen und Zügen vermißt man in beiden (Stücken) eine gute Anlage des Ganzen.« Und Wieland selbst äußerte im folgenden Januarhefte bei Gelegenheit der »Anmerkungen übers Theater«, der Verfasser sei jedenfalls ein Genie, und habe bloß für Genien, wie er sei, geschrieben, die es aber nicht nöthig hätten. Sein Ton sei ein so fremder Ton, seine Sprache ein so wunderbares Rothwelsch, daß die Leute nicht wüßten, ob sie süß oder sauer dazu sehen sollten; die meisten, besonders Zeitungsschreiber und Recensenten, thäten ihrer Sicherheit wegen das erstere. Lenz fühlte sich dadurch bitter verletzt, wie der angeführte Brief an Lavater zeigt, und er ließ sich ein paar Monate später im Juni und Juli zu zwei wunderlichen Erklärungen in den »Frankfurter gelehrten Anzeigen« hinreißen. In der einen belehrt er die Welt, er sei keineswegs Hofmeister in Straßburg, wie er in mehrern öffentlichen Blättern genannt werde; immer habe er die heftigste Abneigung gegen diesen Stand gehabt, dem er nur ein halb Jahr in Königsberg angehört. »In Straßburg war ich der Gesellschafter junger Herrn, deren Freundschaft mich bisher unterstützt hat. Hier sind mir zwei Anträge aus meinem Vaterlande und einer aus der Nachbarschaft geschehen, die ich gleichfalls ausgeschlagen.« Schließlich bittet er, ja aus dieser Erklärung keine weitern Folgen zu ziehen; er wolle nur weder Hofmeister sein noch heißen. Aber trotzdem glauben wir, daß er damit gerade nichts beabsichtigte als auf seine Lage aufmerksam zu machen; denn was konnte der Welt daran liegen, ob er ein armer Sprachlehrer oder ein Hofmeister war, da sie es ihm gewiß nicht verdachte, daß er als Hofmeister die Nachtheile der Privaterziehung in einem grellen Bilde gemalt? Die andere Erklärung betrifft den »neuen Menoza«, wobei er aber gelegentlich auch Hiebe nach andern Seiten hin austheilt und besonders Wieland's

Aeußerungen abfertigt. Er müsse selber hinter dem Vorhang hervorgehen und seinem deutschen Vaterland darthun, daß er mit andern unberufenen Schmierern ihm wenigstens nicht beschwerlich geworden sei. »Alles fordert mich dazu auf: die gänzliche Vernachlässigung, und, darf ich's sagen? stillschweigende Gleichgültigkeit oder vielmehr Mißbilligung derer, die ich, als den edlern Theil desselben, vorzüglich verehre, auf der einen, der Mißverstand, das falsche schielende Lob, der ungegründete Tadel gewöhnlicher Kunstrichter auf der andern Seite. Ich habe einen Freund, der sich Ruhm genug im Vaterlande erworben hatte, um zu meinem ersten Stücke seinen Namen herzugeben*), und es so vor den niederschlagenden Beleidigungen und Anschielungen nirgends autorisirter Richter sicher zu stellen, ohne daß ich nöthig gehabt, durch Kabalen und Kunstgriffe, deren diese Herrn gewohnt sind, ihre Gunst zu suchen.« Er behauptet dann, dieser Freund habe seine Stücke, die er ihm zu einer unschuldigen Ergötzung in der Handschrift zugeschickt, ohne sein Wissen und Willen der Welt mitgetheilt, was der Wahrheit geradezu widerstreitet. Lenz hatte ja gerade zum Zwecke der Veröffentlichung die »Lustspiele nach dem Plautus« neu durchgearbeitet, und die Herausgabe des »Hofmeisters« mußte ihm noch erwünschter sein. Weitläufig vertheidigt er sich wegen seines »Menoza«, den er mit großer Besonnenheit und künstlerischer Einsicht gedichtet. Sein Streben sei überall, schöne Natur zu malen, um nicht das Auge zu beleidigen, nicht Verzuckungen in willkürliche Träume, die nur der schön finde, der wachend glücklich zu sein verzweifeln müsse. »Ich habe nie ans Publikum etwas gefordert«, so schließt er, »weiß auch nicht, ob einige

---

*) Anfangs schrieb man den „Hofmeister" allgemein Goethe zu, aber dieser hatte dazu keineswegs seinen Namen hergegeben. Daß die „Lustspiele nach dem Plautus" in den Verlagscatalogen von Weygand die Bezeichnung führen „von Lenz und Goethe", geschah ohne Goethe's Wissen.

meiner Stücke, die hie und da bei meinen Freunden in Handschriften liegen, Verleger finden werden. Mögen meine Freunde damit machen, was sie wollen, nur begegne man mir, der nie Vortheile bei seiner Autorschaft gesucht noch erhalten hat (und doch waren ihm seine Sachen ohne Zweifel vom Buchhändler bezahlt worden!), sondern ewig das goldene angustam amice pauperiem pati studiren wird, nicht als einem Menschen, den man ums Brod beneidet.« Wer fühlt hier nicht die Absicht, auf sich als einen edlen, aus tiefer Einsicht, reinem Schönheitssinne und innerm Drange schaffenden Dichter, der unwürdig in bedrängten Verhältnissen schmachte, die Welt aufmerksam zu machen? Aber auch dieser Versuch, sich aus seiner beengenden Lage hervorzuheben und als Schöpfer einer neuen, der Deutschen würdigen Komödie Lohn und Anerkennung zu finden, blieb ohne Erfolg.

Lenz hatte sich seit dem Anfange des Jahrs enger an den Lavater'schen Kreis als an Goethe geschlossen, der von der Liebe zu Lili um diese Zeit fast ganz verschlungen war, auch eine neue bedeutende Anziehungskraft an Jacobi gefunden hatte. So sehen wir ihn denn außer mit Lavater besonders mit Pfenninger, Passavant, dem Musiker Kayser in vertraulichster Verbindung. An Lavaters Kämpfen und Verkennungen nimmt er lebhaftesten Antheil, aber auch sich selbst sucht er durch ein angenommenes Leidenswesen diesem Kreise anziehender zu machen. So schreibt er schon im Februar oder März an Lavater: »Ich habe unter der Zeit manches erfahren und mich auch ein klein wenig mit der Welt aussöhnen lernen, vielleicht weil mein Schicksal besser worden. So sind wir Helden, die ein Lüftchen dreht! — Du aber bleibst, wie du bist. — Meine größten Leiden verursacht mir itzt mein eigen Herz, und der unerträglichste Zustand ist mir mit alledem doch, wenn ich gar nichts leide.« Auch an Schlosser hielt er sich ganz enge, scheint diesen auch in Emmendingen be-

ucht zu haben. Daß in Straßburg seines Bleibens nicht sei, daß er zu etwas anderm berufen sei, als hier das kümmerlichste Auskommen durch Sprachunterricht sich kaum zu erschwingen, fühlte er lebhaft, und daß die Erlösung von außen, da er an keinen mit eigener Kraft durchzusetzenden Lebensplan dachte, noch immer nicht kommen wollte, stimmte ihn höchst mißmuthig.

Wahrscheinlich machte Lenz bereits im April oder Mai die Bekanntschaft einer Baronesse von Waldner. Dorer-Egloff hat dieselbe auf sonderbarste Weise mit der Hofdame Adelaide von Waldner am Weimarischen Hofe verwechselt, obgleich nichts von alle dem, was Lenz von ihr berichtet, zu dieser stimmt. Jene Baronesse von Waldner ist die später verehelichte Baronesse von Oberkirch, deren Memoiren 1853 zu Paris erschienen sind*). Henriette Luise von Waldner, Tochter von Franz Ludwig von Waldner-Freundstein, ward am 5. Juni 1754 auf dem Schlosse Schweighausen im obern Elsaß geboren; als Inhaberin eines protestantischen Kanonikats führte sie den Titel Gräfin. Ihr Oheim, Graf Christian Friedrich Dagobert, führte ein eigenes, nach ihm benanntes Regiment. In ihrem fünfzehnten Jahr kam sie an den Hof des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg zu Mömpelgard. Wenn sie den Aufenthalt in Straßburg in das Jahr 1776 verlegt, so irrt sie um ein Jahr. Goethe lernte sie 1775 in Straßburg kennen und schickte ihr mit einem in französischer Uebersetzung in ihren Memoiren erhaltenen Briefe seine »Claudine« zu. Lenz hatte sie bei der Tochter des Consulenten König kennen gelernt. In einem im Mai oder Juni geschriebenen Briefe an Lavater bietet Lenz diesem für einen Buchhändler, dem er aufhelfen möchte, ein Gedicht, das ihm am Herzen liege, zum Druck unentgeltlich an. »Es wäre mir sehr viel daran gelegen«, schreibt er, »das Gedicht noch

*) Mémoires de la Baronne d'Oberkirch, publiés par le Comte de Montbris son petit-fils.

vor der Abreise in fremde Länder fertig zu sehen, um es jemanden überreichen lassen zu können, der sehr viel Antheil daran nehmen wird.« Dieses Gedicht, für welches er saubern Druck, sauberes Papier und allenfalls ein paar gut gestochene Vignetten beansprucht, kann nur sein »Petrarch« gewesen sein, den er wohl der Baronesse von Waldner zu übermachen gedachte, in die er sich in seiner schwärmerischen Weise verliebt hatte, wohl in der Hoffnung, durch sie auch äußerlich gefördert zu werden.

Ende Mai kam Goethe mit den Grafen Stolberg auf der Schweizerreise durch Straßburg, wo auch Lenz freundlichst begrüßt ward. Mochte die Beziehung zu Goethe schon ziemlich abgekühlt sein, von dem sich Lenz mehr äußere Förderung versprochen haben dürfte, so schloß er sich dagegen mit begeistertster Seele an die gräflichen Brüder an, besonders an Friedrich Stolberg. Auch auf der Rückreise sprach Goethe in Straßburg wieder bei Lenz ein, mit welchem er den Münster bestieg; allein zu einer herzinnigen persönlichen Einigung scheint es nicht gekommen zu sein. Goethe, den es zur Geliebten zurücktrieb, mochte die innere Haltlosigkeit und das gemachte Wesen des immer mehr in Verzerrungen sich gefallenden Lenz lebhaft durchfühlen. Zu gleicher Zeit mit Goethe traf Zimmermann, dessen in Straßburg studirenden Sohn Lenz kannte, auf der Reise nach der Schweiz ein, dessen Bekanntschaft Lenz um so höher schätzen mußte, als dieser auch mit Herder vertraut war. Welche Hoffnungen Lenz an die Bekanntschaft mit den Stolbergen knüpfte, zeigt sein Brief an Lavater vom 29. Juli, zu welcher Zeit jene noch in der Schweiz sich befanden. »Schreibe Friedrich Stolbergen«, bemerkt er, »daß ich mich freue, ihn von Angesicht kennen gelernt zu haben, und mir wohl seine Silhouette wünschte. Nenn' ihn deutscher Alcäus in meinem Namen, biet' ihm deine Hand. Sag' ihm, daß eine deutsche Seele ihn empfunden hat, die zwar im Verlöschen ist, aber doch in sich fühlt, daß auch sie Glanz

und Wärme hatte.« Darauf nennt er sich einen »verunglückten Komödienschreiber«, bittet, Lavater möge ihn in seiner Liebe oder Freundschaft oder Mitleiden halten, wie er es nennen wolle, und er bezeichnet seine Rede als die eines Sterbenden, nachdem er vorher bemerkt, er verreise vielleicht gegen den Winter. So suchte er überall nach Haltpunkten in seiner innerlichen Haltlosigkeit, dachte sich allenthalben anziehend zu machen. Wenn er dabei nicht alle Vortheile benutzte, die ihm die Verhältnisse boten, zuweilen eine angeknüpfte Verbindung nicht weiter verfolgte, so war auch dies ganz seiner widerspruchsvollen, den Eingebungen ihrer Einbildung folgenden Natur gemäß.

Wenige Tage vorher hatte er sich zum erstenmal an Herder gewandt und diesem eine neue Komödie zugesandt, die er auf ihn besonders berechnet zu haben scheint, weshalb er Züge auch aus dessen Liebesgeschichte, die er aus den Briefen seiner Gattin an ihre Straßburger Freundin erkundet hatte, hinein verwebte. Das Stück, welches er an Herder mit den hochtrabenden Worten sandte: »Hier, Hierophant! in deinen heiligen Händen das Stück, das mein halbes Dasein mitnimmt! Es ist wahr und wird bleiben, mögen auch Jahrhunderte über meinen armen Schädel verachtungsvoll fortschreiten. Amen« — können nur, wie ich jetzt überzeugt bin, »die Wolken« gewesen sein. Den Namen des Stücks scheint Lenz von den »Wolken« Hamanns (auch Hierophant erinnert an dessen »hierophantische Briefe«) hergenommen zu haben, der selbst damit auf das Aristophanische Stück deutete. Es war gegen Wieland gerichtet, der, wie von Aristophanes Sokrates, scharf als tonangebender Sophist gegeißelt wurde. Denn Dorer-Egloff's Meinung, wir besäßen diese im Pandaemonium Germanicum*), ist ein auf offener Hand

*) In den Briefen an Herder werden beide genannt und eine Scene aus den „Wolken" angedeutet, die sich im „Pandämonium" nicht findet.

liegender Irrthum. Etwa vierzehn Tage später schickte Lenz eine andere Komödie, »die Soldaten«, gleichfalls an Herder, worin er sich gegen die Soldatenehen erklärte und die fürchterlichen Folgen leichtfertiger Soldatenliebe in grellster Weise ausführte, wobei ihm sein langes Zusammenleben mit Soldaten zu lebhaftester Schilderung die treffendsten Züge an die Hand gab. Er will hier eine wirklich in Straßburg vorgekommene Geschichte mit Ausschluß des unseligen Ausgangs zu Grunde gelegt haben. Herder erwiderte mit freundlichster Anerkennung bei Rücksendung der »Wolken«, von welchen er sich eine Abschrift erbat; die angebotene Freundschaft nahm er mit vollster Seele an. Lenz antwortete in wunderlichster Weise, indem er seine glühende Sehnsucht, Herder und dessen Gattin zu umarmen, schwärmerisch aussprach, von seiner traurigen Verkümmerung und seiner eigenen Unwürdigkeit in stärksten Ausdrücken redete, um sich Herder dadurch erst recht anziehend zu machen. Nachdem er diesem für seine Belehrungen gedankt, fährt er fort: »Ach, ich bin in einer fürchterlichen, grausen Einöde lange gewesen. Kein Laut überall edler Empfindung, die aus dem Herzen kommt, die nicht Wiederhall ist. Und mit den Guten, die ich immer die Großen nenne, durft' ich noch nicht anbinden, kann auch, wenn das Gefühl meines Unwerths mich nun verließe, nach meinem Beruf nicht. Das wirst du wohl einsehen, großer, göttlicher der Männer. Ich webe und wühle unter den elenden Hunden, um was aus ihnen zu machen. Daß Aristophanes' Seele nicht vergeblich in mich gefahren sei, der ein Schwein und doch bieder war! — Was für Sümpfe habe ich noch zu durchwaten! Wann wird die Zeit kommen, da ich Dich von Angesicht sehen werde, Herr der Herrlichkeit — in deinen Erwählten! Ach, so lange ausgeschlossen, unstet, einsam und unruhvoll! Den ausgestreckten Armen grauer Eltern, all meinen lieben Geschwistern entrissen, meinen edelsten Freunden ein Räthsel, mir

selbst ein Exempel der Gerichte Gottes, der nie unrecht richtet, und selbst wenn er züchtigt, einen Heraufblick zu ihm erlaubt.« Wie Lenz, der doch mit Lavater und Goethe in so naher Verbindung stand, sich in dieser Weise äußern konnte, wäre schwer einzusehen, wüßte man nicht, daß er sich aus den ärgsten Verzerrungen der Wahrheit kein Gewissen machte. Wie wir ihn oben schon gegen Lavater auf eine Reise in fremde Lande deuten sahen, so theilt er auch Herder gleich mit, daß er nächstens eine dreijährige einsame Reise mit einem Juden machen werde. Aus einer spätern Aeußerung sehen wir, daß er einen Sohn des Juden Ephraim in Berlin, der sich Flies nannte, in Straßburg hatte kennen lernen; diesen, der sich hier von seinem frühern Reisegefährten getrennt hatte, gedachte er auf seinen Reisen zu begleiten. Vielleicht war er als Sprachlehrer mit ihm in Verbindung gekommen.

Die von Herder zurückerhaltenen »Wolken« sandte er sogleich am 3. September an Lavater, als ob sie ganz frisch aus seiner Seele geflossen wären. »Lavater, hier etwas, das unserer ganzen Literatur wohl andern Schwung geben möchte, und somit ihrem Einfluß auf die Gemüther. Thut darnach, was ihr wollt! Nur setzt mir ein Denkmal von Rosen und ein weißes Steinchen darauf: Da liegt, dessen Laune bei all seinem harten Schicksal die Riesen von dem Schauplatz lachte, daß die Edlen darauf wurzeln und grünen, hoch über das Gesträuch hinaus.« Lavater soll das Stück sogleich drucken lassen, für welches er nur zehn Dukaten Honorar verlangt, damit es ja verkauft heiße und sich der Buchhändler eifrig des Vertriebes annehme; besonders dringt er auf die gewissenhafteste Correctur, ja er will dafür auf jedes Honorar verzichten. Da aber Lavater ansteht, eine solche ausgelassene Verspottung zum Druck zu befördern, so geräth Lenz in wahre Seelenangst. »Wehe über mein Vaterland, wenn »die Wolken« nicht gedruckt werden!« ruft er aus. »Laß dich durch nichts

irre machen, Frommer, was drin vorkommt; kühne Striche sind nothwendig, oder das ganze Bild wird ein Schild am Wirthshause. Und sind wir nicht frei? Und soll Gewissenhaftigkeit uns binden, gerecht zu sein? Gewissenhaftigkeit uns zu Sklaven machen?« Noch diese Messe will er es gedruckt wissen. »Schick mir ein Giftpulver lieber als daß du mir diese Bitte abschlägst. Werd' ich gewürdigt für dieses Stück zu leiden, wer ist glücklicher als ich? Und gerade itzt muß es ins Publikum oder alle Gemälde verlieren ihre Anzüglichkeit, Stärke und Wahrheit. — Es ist Gegengift, Lavater, das mir lang auf dem Herzen gelegen, und wo ich nur auf Gelegenheit gepaßt, es anzubringen. Diese Gelegenheit ist meine persönliche Schriftstellerrache, aber, es bleibt bei uns, diese Gelegenheit hab' ich mir selbst gemacht. Geradezu läßt das Publikum seiner Sinnesart, seinem Geschmack nicht gern widersprechen, man muß einen Vorwand, eine Leidenschaft brauchen, sonst nimmt es nimmer Antheil. Und meine Kunst, meine Religion, mein Herz und meine Freude, alles fordert mich jetzt dazu auf. — Jetzt ausgelassen, auf ewig ausgelassen! Wer ersetzt mir den Schaden? wer ersetzt ihn euch? — Lavater, wenn sie nicht gedruckt werden, so hab' ich keinen Theil an dir. In eine Wüstenei will ich gehen, zweifelhaft, über wen ich seufzen soll.« Als aber Lavater dagegen den Vorschlag äußerte, lieber das Stück an Wieland, auf den es gemünzt war, persönlich zu übersenden und es aus Edelmuth zu unterdrücken, da will er nichts davon wissen. »Wieland, der Mensch, wird einst mein Freund werden — aber Wieland, der Schriftsteller, das heißt der Philosoph, der Sokrates*) — nie. Schickst du es aber ihm, so ist es sein und euer aller Verderben. Mit einer Welt

---

*) An Wieland denkt er auch, wenn er an Herder schreibt, bei seinen „Wolken" dürfte sich wohl das Blatt umwenden, und er könnte vielleicht von Sokrates vergiftet werden, und darauf: „Das hatte ich um Sokrates verdient".

Dukaten kannst du das Stück mir nicht abkaufen. — Ich kann, will und werde die »Wolken« drucken lassen (wann, ist mir selbst noch unbekannt), und begehre sie hiemit zurück, nicht aus meiner Autorität, sondern aus einer höhern.«

Während Lenz auf diese Weise mit seinen »Wolken«, die Wieland, den Philosophen, stürzen sollten, Lavater behelligte, hielt er Herder mit seinen »Soldaten« in Spannung. »Ach, wenn du meine Soldaten hast, wenn deine Frau ihn (sie) dir vorliest — genug! — Aber gieb deiner Frau einen Kuß, wenn sie dir die »Soldaten« gelesen hat. Unsere Seelen sind wahre Schwesterseelen.« Von den »Wolken«, deren Sendung an Lavater er ihm ganz verschweigt, bemerkt er, kein Mensch wolle und dürfe sie drucken lassen; sobald er zu Gelde komme, sollten sie auf seine Kosten erscheinen. Und doch sandte er sie bald darauf an Boie in Göttingen, der sie beim Buchhändler Helwing in Lemgo anbrachte. Lenz scheint nichts anderes bezweckt zu haben, als daß Herder denselben Dienst seinen »Soldaten« erzeige. Deshalb reizte er ihn gerade durch die Vorgabe, sie dürften noch nicht gedruckt werden. Als dieser aber das Stück, das ihn wirklich anzog, drucken lassen wollte und nur eine Aenderung der Schlußscene verlangte, ging er ohne weiteres darauf ein: nur dürfe es nicht vor einem Jahr (20. November 1776) erscheinen. Er verlange einen, zwei Dukaten für den Bogen, was der Verleger geben wolle. Wäre er seiner kleinen Schulden los, so würde er gar kein Honorar nehmen, das ihm »jedem Schriftsteller äußerst schimpflich« scheine. Durch Zimmermann's Vermittlung übernahm Reich in Leipzig den Verlag.

Seine Verhältnisse in Straßburg wollten sich noch immer nicht günstig gestalten, die Gläubiger quälten ihn, sein Sprachunterricht war ihm ein Frohndienst, und dabei brannte unbefriedigte Ruhmsucht auf seiner Seele, da er sich auf der höchsten Spitze des deutschen Parnasses als Hersteller eines neuen, das

Vaterland hebenden und beglückenden Geschmackes allgemein anerkannt wünschte. Gegen Ende des Jahrs 1775 schreibt er an Herder: »Ich, mein Bruder — ach eine Thräne aus deinem Männerauge! — ich werde untergehen und verlöschen in Rauch und Dampf. Doch will ich Liebe mitnehmen. Sie allein wird mich zur Hölle hinabbegleiten und noch da tröstend zur Seite stehen. Meine Reise nach Italien könnte sich wohl noch machen, aber so bald nicht. Der Stein des Anstoßes (der frühere Reisegefährte von Flies) ist fort, nur hängt mein Mann noch zu stark an Straßburg. Diese Reise ist mir eine wahre Höllenfahrt, von allem mich loszureißen — und doch muß es gerissen sein.« Wahrscheinlich dachte Flies an nichts weniger als sich einen solchen Reisegefährten aufzuladen, den er die Zeit über sattsam kennen gelernt haben dürfte.

Unterdessen war Goethe nach Weimar gekommen, wo er sich bald festgehalten fühlte. Lenz konnte nicht verfehlen, sich auch bei diesem wieder in Erinnerung zu bringen, da ihm wohl die Aussicht schmeichelte, vielleicht von dort aus eine ehrenvolle Anerkennung und Berufung zu erhalten, ja den verhaßten Wieland zu stürzen. Wie fest dieser in Weimar stand, was er schon bei der Anwesenheit des Herzogs zu Straßburg hätte fühlen müssen, ahnte er nicht. Goethe rieth ihm jetzt, wie Lenz selbst an Lavater schreibt, doch Wieland, mit dem er nun auf vertrautestem Fuße stand, ungeschoren zu lassen. Freilich stellt er sich, als ob ihm seine Pflicht, gegen den falschen Philosophen Wieland den Schild zu erheben, über alles gehe; aber gar bald lenkte er ein, und trat mit ihm in freundliche briefliche Verbindung*), nahm die an Helwing verkauften und bereits gedruckten »Wolken« zurück, und gab diesem zur Erstattung der Druckkosten eine andere Komödie, »Freunde machen den Philosophen«, die er frei-

*) Vgl. Aus Herder's Nachlaß I, 239.

lich gleich darauf wieder zurückhaben und an Reich verkaufen wollte. Ganz auf Weimar hingerichtet, setzte er sich jetzt mit Merck in Verbindung, von dem er wohl über die Weimarischen Verhältnisse Erkundigungen einzog, und schrieb dann urplötzlich am 6. März 1776 einen Brief an Knebel, dem er eigentlich nichts zu sagen hatte, aber von seiner Absicht, nach Weimar zu kommen, verrieth er auch diesem kein Wort. Diese Reise sollte als plötzliche Eingebung erscheinen.

Während so sein ganzes Sinnen auf Weimar hingerichtet war, suchte er doch auch bei Lavater und Herder sich lebhaften Antheil zu bewahren. Den erstern hält er durch die Silhouette der Baronesse von Waldner in Spannung, von welcher er mit schwärmerischster Verehrung berichtet, welche seine hoffnungslose leidenschaftliche Liebe durchblicken lassen soll. Auf diese tolle Schwärmerei beziehen sich auch mehrere der erhaltenen Gedichte von Lenz, nur nicht alle, die Dorer-Egloff hierher zieht, besonders das Lied »An Henriette« und die Verse vom 28. October 1775 »Die Todeswunde tief in meiner Brust u. s. w.« Herder ward durch seine Aeußerungen über die »Soldaten«, seine wunderlich verworrenen Geständnisse und den begeisterten Preis seiner segensvollen Wirksamkeit festgehalten. So schreibt ihm Lenz, er arbeite jetzt in mancherlei Strömen wider den Strom, habe Licht und Hoffnung im Herzen, doch auch einen großen alten Drachen in sich, mit dem er noch viel zu ringen haben werde. »Er soll immer hinunter. Ich hoffe, ich glaube, ich liebe. Komm bald, Herr Jesu!« Kurz darauf dankt er ihm, daß er die »Soldaten« zum Druck befördert; er selbst habe nun allem Uebel vorgebeugt, das durch die Veröffentlichung entstehen könne; dennoch wünscht er, das Stück möge nicht vor Michaelis ausgegeben werden. »Alsdann wird das mit Fingern deutende Publikum auf nichts mehr zu deuten haben, auch wenn Gott mein Gebet aus der Tiefe erhört, von mir eins und anderes geschehen sein, das denen,

die ich geißle, weißt, wo ich mit ihnen hinaus will. Ich habe eine Schrift über die Soldatenehen unter Händen, die ich einem Fürsten vorlesen möchte, und nach deren Vollendung und Durchtreibung ich — wahrscheinlichst wohl sterben werde. Gott laß mich mit Freudigkeit! — Dein Wille —!« Daß in diesen Aeußerungen manches auch für Herder dunkel sein werde, gesteht er selbst. Von der Baronesse von Waldner verräth er diesem kein Wort, eben so wenig von der am 2. November 1775 von Salzmann gegründeten Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache, deren Secretair Lenz war, der sich dadurch mit Salzmann und andern tüchtigen Männern in Verbindung hielt.

Von Gläubigern gedrängt, ohne jede Aussicht in Straßburg, entfloh er nach Weimar, wo er neben Goethe und Herder seine Stätte zu finden, beim Herzog zu Ansehen und Würden zu gelangen hoffte. Zimmermann und Boie hatte er vorher dringend um Sendung des Honorars nach Darmstadt ersucht. Von der wunderlichen Wichtigthuerei Lenzens giebt sein zu Straßburg am 15. März geschriebener Brief an Zimmermann das merkwürdigste Beispiel. Er bedürfe das Geld zu einer Reise, schreibt er, deren Folgen für sein Vaterland wichtiger als für ihn selbst sein würden. »Ich brauche Geld nöthiger als das Leben, und das zu einem entscheidenden Augenblick, der hernach nicht wiederkömmt. — Ich bin auf der Hälfte des Weges, der meine Laufbahn endet, und komme zu kurz.« Zimmermann vermuthete, wie Herder, in Lenzens Klagen »Dichterei«, doch versicherte ihm Boie, daß er in Straßburg wirklich sehr in Schulden stecke. An Merck hatte Lenz Tags vorher geschrieben, er sei in der größten Verdüsterung wegen einer Reise, zu welcher er sich über Hals und Kopf anschicken müsse, auf welcher er auch ihn zu sprechen hoffe. Zum Dichter, bemerkte er in demselben Briefe, fehle ihm Muße, warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei ihm tief auf den kalten Nesseln seines Schick-

sals halb im Schlamm versunken liege und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten könne. Doch müsse dieses gut sein, weil es ihm in jenem geheimen Rath oben so zugesprochen worden: er murre nicht, habe auch keine Ursache, weil er alles das sich selber zugezogen. Wir kennen bereits diese seltsame Schauspielerei, wie er zugleich jammert und sich selbst beschuldigt, ohne sich klar über seinen Zustand auszusprechen, vielmehr hat er seine Lust daran, sich in ein ahnungsvolles Dunkel einzuhüllen. Aber auch Herder und Lavater sollten auf der Reise von ihm vernehmen, jeder in seiner Weise, und ohne daß er einem von beiden den eigentlichen Grund seiner Reise nach Weimar mittheilte. Von Darmstadt aus schreibt er an Herder wegen der »Soldaten«, womit es eine besondere Bewandtniß habe. Das Mädchen, das darin die Hauptrolle spiele, lebe gegenwärtig in der süßen Erwartung, ihren Bräutigam, einen Offizier, getreu wiederkehren zu sehen; je nachdem dieses geschehe oder nicht, wünsche er die Unterdrückung oder das rasche Erscheinen des Stücks — und doch hatte er vor kurzem geschrieben, er habe allem daraus möglicherweise entstehenden Uebel vorgebeugt. Wie wenig er die Wahrheit achtet, geht daraus hervor, daß er hier seinen Dank für das erhaltene Honorar ausspricht, während er von Weimar aus an Boie schreibt, er habe noch nichts erhalten. Er sei auf dem Wege nach Weimar, meldet er ohne weiteres, wo er auch Herder zu sehen hoffe. »Die Wolken« sollen erst nach seinem Tod ans Licht kommen; es seien wahre Wolken voll Schnee und Hagel, »die Gott wegwehte«; würden sie jetzt bekannt, so könnten sie ihm alles verderben, was er thun wolle, könne, werde. Wollte man Goethe dieselben beimessen, so würde dies Last der Verzweiflung für ihn sein, da dieser gar nichts davon wisse.

An Lavater wendete sich Lenz einige Stunden hinter Frankfurt, wo er eben von Straßburg aus die Nachricht empfangen

hatte, die Waldner sei Braut, und zwar mit einem Menschen, der sie nicht verdiene, nicht zu schätzen wisse, ohne Nerven für Schön und Gut, bloß eigennützig, vielleicht unter der Maske von Liebe. Dieser so ungünstig geschilderte Bräutigam war der Baron Siegfried von Oberkirchen, der Hauptmann in zweibrückischen Diensten gewesen war und sich im Kriege das Verdienstkreuz erworben hatte; jetzt saß er im Rath der Fünfzehn, deren Vorstand (Stadtmeister, Statmeister) sein Vater 1748 gewesen war. Die Baronesse war mit dieser Verbindung durchaus einverstanden. Lenz aber will diese Nachricht als einen »Todesstreich« empfunden haben — als ob er je auf ihre hingebende Liebe hätte hoffen dürfen. »Mein Schicksal ist nun bestimmt«, schreibt er: »ich bin dem Tode geweiht, will aber rühmlich sterben, daß weder meine Freunde noch der Himmel darüber erröthen sollen. Aber sie — sie in den Armen eines andern und unglücklich zu wissen, das ist ein verdammender Gedanke.« Ernstlich fordert er Lavater auf, an sie zu schreiben, sie auf die Wichtigkeit dieses Schrittes aufmerksam zu machen, auf die Gefahren, denen sie sich aussetze, einen Mann zu nehmen, der sie nicht liebe, wie sie es verdiene. »Ein Sterbender bittet dich darum, ein Sterbender, der dir lieb war, dem du Beurtheilung und Vernunft zutraust, selbst wenn er dem unerträglichen Gewicht seiner Schmerzen erliegt.« Und am Schlusse äußert er, ohne eines besondern Zweckes seiner Reise zu gedenken, nachdem er bemerkt, er nehme Lavater's »Abraham« der Prinzessin (Herzogin) Luise mit: »Wie glücklich wäre meine Reise, wenn ich nicht die Hölle im Herzen trüge! Mit welchem Gesicht werde ich bei Hof erscheinen!« So nimmt er überall bald diese bald jene Maske vor.

Dieser Sterbende, mit der Hölle in der Brust, der die Reise zum Wohl des Vaterlandes unternommen haben will, wie tritt er in Weimar auf? Wie ein närrischer Junge, der tagtäglich seinen tollen Streich zum Besten giebt, überall mit seinen

rasch hingeworfenen Versen zur Hand ist, von denen Wieland selbst für seinen »Merkur« fast nichts brauchen kann, der, auch wenn er einen vernünftigen Zweck augenblicklich zu verfolgen scheint, immer wieder ins Tolle verfällt. Daß die seltsamen Einfälle dieses »zappelnden Genies« bei Hofe manche Unterhaltung gewährten, liest man aus allen Berichten heraus; freilich mußte sich »das kleine wunderliche Ding«, wie ihn Goethe nennt, dafür auch manches gefallen lassen. Der Herzog sorgte für seinen Unterhalt im Gasthofe, wie sich aus Bertuch's Rechnungen ergiebt; für die Zeit vom 1. April bis zum 8. Mai und vom 11. Mai bis zum 27. Juni zahlte dieser für seine »Zehrung« 45⅓ Thaler. Vom 8. bis 11. Mai war er mit dem Kammerherrn von Kalb in Ilmenau. Während aber Lenz ein solches tolles Wesen zu Weimar treibt, schreibt er in schwermüthiger Weise an Lavater und Herder. Vor einigen Monaten sei er in glücklicher Stimmung gewesen, aber sein Herz bleibe dennoch dasselbe, taub zwar jetzt für die ganze Natur, ein hinschwindender Schatten, nicht einmal der Reminiscenzen fähig. Gegen Lavater bemerkt er, der angenehme Strudel des Hofes, der ihn ganz verschlinge, lasse ihn fast nicht zu Gedanken kommen, weil er den ganzen Tag oben beim Herzog sei (?), aber sein Herz könne seine Richtungen nicht ändern; er sei ganz glücklich und ganz unglücklich. Aus demselben Brief ersehen wir, daß er zu gleicher Zeit bedacht war, sich dem Minister Hompesch in Mannheim zu empfehlen. Sein festes Unterkommen lag ihm jetzt mehr als je am Herzen, wenn er auch zu den unglücklichsten, völlig verfehlten und närrischen Mitteln griff. Ende Juni, zu einer Zeit, wo er, wie Goethe meldet, endlich gar lieb und gut in ihrem Wesen geworden war, ging er auf zwei Monate nach Berka, wo er, wie Goethe schreibt, in Wäldern und Bergen allein sitzend, so glücklich war, als er sein konnte. Hier feierte er Wieland in einem wunderlichen, bald darauf im »Merkur« er=

schienenen Gedichte. Seine frühere Abneigung, sein grimmer Haß gegen den sittenverderbenden Philosophen hat sich jetzt in förmliche Abgötterei verwandelt: er preist ihn, der der Tugend Panier mitten im Meer der Welt pflanze, bittet, er möge ihm Lehrer werden, mit Goethe vereint ihn bilden, daß er, der Wilde, ihrer nicht unwerth sei. Um dieselbe Zeit klagt er Lavater seine Herzensqual, daß er das Bild der Baronesse von Waldner noch nicht empfangen habe, das Einzige, das ihn, in einer selbstgewählten Einsamkeit, von der ganzen Welt vergessen, zum Besten manches guten Menschen erhalten sollte. Die Welt peinige ihn in allen Verhältnissen. »Ich will nicht müßig gehen in meiner Einöde, aber ich muß etwas haben, das meine Kräfte aufrecht erhält, das mich dem großen Ziele entgegenspornt, um deswillen ich nur noch lebe. Ich weiß sehr wohl, daß dies Schatten daß es ein Traum, daß es Betrug ist, aber laß — wenn es nur seine Wirkung thut und wenn die vorherbestimmten Schläge durch die unsichtbaren Mächte, die mich brauchen wollen, geschehen sind, was ist darnach an dem Instrument gelegen?« Was war denn aber das Große, das Lenz beabsichtigte, der früher im Kampf gegen Wieland den Zweck seines Daseins erkannte, der später seine Schrift über die Soldatenehen einem Fürsten vorlesen, sie durchtreiben und dann sterben gewollt hatte? Es ist dies nichts als eitle Schauspielerei, nicht weniger seine Klage über die Taubheit seiner Nerven, die nur, wenn er arbeite, ihn alle Stacheln des Schmerzes fühlen lassen, und sein Jammerruf: »Gib mir mehr wirkliche Schmerzen, damit mich die imaginären nicht unterkriegen! O Schmerzen! Schmerzen! Mann Gottes, nicht Trost ist mein Bedürfniß. Diese Taubheit allein kann ich nicht ertragen.«

Der »in ewiger Dämmerung« (nach Klinger's Ausdruck) lebende Lenz kam Ende August nach Weimar zurück. Am 12. September ging er auf den Wunsch der Frau von Stein nach

Kochberg *), um mit dieser Englisch zu treiben, da sie Goethe's Besuche sich verbeten hatte. Diese that alles, um die »zerstörte Seele« Lenzens herzustellen, der sich in wunderlichen Grillen erging. Ende October kehrte er mit ihr nach Weimar zurück, aber vier Wochen später beging er hier eine »Eselei«, wie es Goethe in seinem Tagebuche nennt, die seine Entfernung veranlaßte. Die Sache war für Goethe und den Hof äußerst beleidigend; wahrscheinlich hatte er Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein böslich entstellt und dem Hof die Absicht zugeschrieben, ihn dadurch zu fesseln, verleitet durch Neid über das dem bevorzugten Freunde zugefallene Glück, und man könnte vermuthen, die Nachgiebigkeit, durch welche man ihn verzogen, habe ihn so weit getrieben, ein darauf bezügliches Pasquill bei Hofe vorzulesen, und darüber zur Rede gestellt, habe er die Sache noch verschlimmert. Sein Freund Herder, der vor zwei Monaten in Weimar angekommen war, erhielt als Generalsuperintendent und Oberpfarrer den Auftrag, ihm den Befehl, Weimar zu verlassen, mitzutheilen und ihm zugleich eine kleine Summe als Reisegeld zuzustellen. Lenz wollte freilich diese Summe nicht annehmen und verlangte, »erst gehört zu werden, da seine Ehre ihm lieber als tausend Leben sei und er sich keines Verbrechens schuldig fühle«. Das Pasquill legte er bei, damit Goethe es von Anfang bis zu Ende lese. Doch konnte er, da man das Verletzende seiner unbesonnenen Aeußerungen zu deutlich erkannt hatte, keine Aenderung des gefaßten Beschlusses bewirken. Er wandte sich dann aufs neue an Herder mit der Bitte, der Herzog möge ihm gestatten, noch Einen Tag zu bleiben, um

*) Von hier aus berichtet er Lavater, er habe den Herzog gerettet, als er von einem Floß im Schloßgraben ins Wasser gestürzt sei. Von einem solchen Unfall des Herzogs ist sonst nichts bekannt, und Lenz, der sich gern gegen Lavater seines genauen Umgangs mit dem Herzog rühmt, könnte diese ganze Geschichte leicht ersonnen haben.

eine Schrift aus dem Archiv über das Leben des großen Herzogs Bernhard zu Ende lesen zu können; noch immer hoffte er auf eine Aenderung und suchte durch einen solchen sonderbaren Vorwand, womit er dem Herzog zu schmeicheln meinte, nur Zeit zu gewinnen. Allein räumte man ihm auch den Tag noch ein, am ersten December mußte er Weimar verlassen, wohin er vor acht Monaten mit so ausschweifenden Hoffnungen geeilt war, »ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant«, wie er an Herder schreibt. Der ganze Hof blieb ihm unsichtbar; auch Goethe und Herder verweigerten ihm den Zutritt, und das an Goethe gesandte Pasquill kehrte ungelesen zurück. Bezeichnend ist seine Aeußerung im letzten Briefe an Herder: »Ich gehe, sobald man mich fortwinkt, in den Tod aber nicht, sobald man mich herausdrücken will«, in demselben Briefe, wo er die Gnade des Herzogs anfleht, ihm noch einen Tag zu gestatten.

Fragen wir, wie Goethe sich zu Lenz gestellt und welchen Einfluß er auf sein Schicksal in Weimar geübt, so steht zunächst kaum zu bezweifeln, daß dessen Ankunft in Weimar diesen im Grunde wenig erbauen konnte, da er sein haltloses, närrisches Wesen kannte, das hier keinen Boden finden konnte, daß ihm bei seinem festen Willen, in das geschäftliche Leben einzutreten und sich möglichst aller Ausschweifungen und Tollheiten zu enthalten, ein solcher Jugendgenosse, der sich auf seine Freundschaft stützte, keineswegs ein angenehmer Begleiter auf seinem neuen Lebenswege sein konnte. Als Lenz zu Weimar ankam, war Goethe eben abwesend. Der Herzog, damals selbst unwohl, wird ihn nicht unfreundlich aufgenommen haben; er übernahm die Kosten seines Aufenthaltes im Gasthofe, wenn dieses nicht erst geschah, als Goethe drei Tage später nach Weimar zurückkehrte. Daß dieser ihn nicht unfreundlich empfangen habe, ersieht man aus der Aeußerung an Frau von Stein: »Liebste Frau, darf ich

heut früh mit Lenzen kommen? — Sie werden das kleine wunderliche Ding sehen und ihm gut werden.« An eine längere Anwesenheit von Lenz dachte man kaum, wie sich aus Seckendorff's Bericht vom 12. April ergiebt. Dieser trieb unterdessen sein närrisches Wesen in Weimar, ohne daß irgend von einem großartigen Unternehmen, von dem er in seinen Briefen gefabelt hatte, sich eine Spur fände. Die Schrift über die Soldatenehen dürfte kaum zum Vortrage gekommen sein. Man ließ ihn ruhig seiner Laune folgen, ergötzte sich an seinen Späßen und sah ihm manches nach. Er sollte auch ein Stück für das herzogliche Liebhabertheater schreiben, wie aus Goethe's Aeußerung an Merck vom 8. Mai hervorgeht: »Wir machen hier des Teufels Zeug, doch ich weniger als der Bursche, der nun ein herrlich Dram' auf unsern Leib schreibt.« Wir wissen nicht, welches Stück gemeint sei; wenigstens zur Aufführung kam es nicht, vielleicht in Folge des Todes der Schwester der Herzogin, der Gemahlin des Großfürsten Paul. Von einem innigen Zusammenleben Goethe's mit Lenz ist gar keine Spur, noch weniger von einem Gegenstreben gegen ihn. Goethe war des Herzogs zu sicher, als daß er auch einen gefährlichern Nebenbuhler hätte zu fürchten brauchen, wie Seckendorff, Einsiedel, Knebel und andere waren. Auch verlautet nichts von einem nähern Zusammensein des Herzogs mit Lenz; auf keinem seiner Ausflüge ist der wunderliche Dichter, der sich meist in Dichtungen versenkt haben dürfte, sein Begleiter. Goethe kämpfte zu derselben Zeit, wo die Hofleute wegen seiner bevorstehenden Ernennung zum geheimen Legationsrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Rathe auf ihn höchst erbittert waren, den blutigsten Entsagungskampf in seiner Verbindung mit Frau von Stein. Wie wenig mußte ihm um diese Zeit gewaltigster Aufregung und des entschiedenen Entschlusses, sich dem Herzog und seinem Lande ganz zu weihen, der träumerische Lenz sein? Als Dich-

ter von ihm verdunkelt zu werden fürchtete er um so weniger, als er vorab dem Dichten ganz entsagt hatte, und wie wenig eifersüchtig er auf dichterische Nebenbuhler war, erweist die innige Herzlichkeit, womit er am 24. Juni seinen Jugend- und Hausgenossen Klinger aufnahm, den er dem Herzog empfahl. Lenz begab sich am 27. Juni, einen Tag vor Goethe's Einführung in sein Amt, nach dem einsamen Berka, wo er ganz seiner Dichtung und wohl andern ihm vorschwebenden Arbeiten, unter ihnen wohl einem an den französischen Kriegsminister gerichteten Memoire, sich widmete, dessen Absendung Goethe mit bester Absicht verhindert zu haben scheint. (Vgl. B. 22, 188.) Wie wenig Lenz in Berka gegen Goethe verstimmt gewesen, beweist sein oben erwähntes Gedicht an Wieland. Auch nachdem dieser Ende August von Berka nach Weimar zurückgekehrt war, konnte Goethe bei dem, was ihn so sehr bedrängte und seine ganze Seele in Anspruch nahm, sich nicht zu ihm gezogen fühlen, noch weniger gegen ihn, von dem er nichts zu fürchten hatte, zu wirken sich bestimmt fühlen. Wenn Frau von Stein, die aus Sorge für ihren Ruf und aus Furcht, seine Leidenschaft zu erregen, ihn von sich fern hielt, Lenz mit sich nach Kochberg nahm, so konnte ihn dieses nur insofern eifersüchtig stimmen, als er das ihm verweigerte Glück genießen sollte, wie er es ein andermal in Bezug auf einen Diener ausspricht, der nach Kochberg gehen sollte; »die zerstörte Seele« von Lenz erregte eher sein Mitleid. Lenz ahnte so wenig den Grund, weshalb Goethe nicht auf das Gut der Frau von Stein komme, daß er diesen allein in den drängenden Geschäften fand. So hatte Goethe nicht den geringsten Grund Lenz entgegenzuwirken. Hätte er seine Entfernung gewünscht, er würde es ihm so entschieden gesagt haben, wie er es Klinger that, ohne es ihm näher erklären zu können. Man hielt Lenz, von dem auch Klinger bemerkte, er lebe in ewiger Dämmerung, ganz wie ein krankes Kind ,dem man alles

möglichst nachsah. Wie kann nach allem diesem nur der geringste Verdacht Bestand haben, Goethe habe den träumerischen Lenz aus Furcht oder Eifersucht entfernt? Als dieser aber in seinen Wunderlichkeiten alles Maß überschritt, als seine Tollheiten die Ehre der höchststehenden Damen des Hofes verletzten und er Goethe's Verhältniß zu der unendlich geliebten, in diesem Punkte so empfindlichen Frau von Stein mit losem Spotte besudelte, da war es unmöglich ihn länger zu dulden. Der träumerische Dichter, der acht Monate lang, wenn er auch bald dies bald das betrieb, wie er zuletzt an eine Lebensgeschichte des großen Bernhard von Weimar sich machte, doch ohne rechten Zweck und festes Ziel sich in und bei Weimar aufgehalten hatte, mußte, das forderte die Ehre des Hofes, der Frau von Stein und Goethe's, sofort entfernt werden. Wenn Goethe, dem Lenz vor seinem Abgange noch einen Brief an die Herzogin offen zugeschickt hatte, gegen Frau von Stein bemerkt, die Sache reiße so an seinem Innersten, daß er daran erst wieder spüre, wie tüchtig es sei und was es aushalten könne, so fühlt man, wie frei er sich von jeder Schuld fühlte, wie tief ihn aber die lose Verspottung seines edelsten Seelenverhältnisses und der für ihren Ruf so besorgten Geliebten erschüttert hatte.

Verzweiflungsvoll ging Lenz zuerst zu Goethe's Schwager Schlosser in Emmendingen, am Anfange des Jahrs 1777 zu Pfeffel nach Colmar. Von da scheint er sich nach Straßburg gewandt und Friederiken in Sesenheim besucht zu haben, wo er, wie überall, nichts Günstiges über Goethe berichtet haben dürfte. Einer Einladung von Lavater konnte er zunächst nicht folgen, wahrscheinlich weil er damals einen andern Plan verfolgte. Im Frühling fand er bereiteste Aufnahme beim Rathsherrn Sarasin in Basel, ging dann nach Zürich zu Lavater und machte mit seinem Freunde, dem Componisten Kayser, eine Reise in die kleinen Schweizer Cantons. Bei der Rückkehr nach Zürich traf

ihn die erschütternde Nachricht des Todes von Schlosser's Gattin; er eilte, den unglücklichen Gatten zu trösten, was ihm Sarasin's Gattin auf die Seele gebunden hatte. Bei Schlosser fand er den Baron von Hohenthal, mit dem er von Basel nach Italien reisen sollte. Aber schon hinter Sitten trennte sich Lenz von seinem Reisegefährten und ging nach Bern, kehrte dann auf einige Zeit nach Zürich zu Lavater zurück. Immer unstet und ohne festen Entschluß oder irgend eine anhaltende Thätigkeit, begab er sich nach Marschlins zu Salis, dann zu dem von seinem wunderlichen Reisezug nach dem Norden wiedergekehrten Lavaterschen Apostel Christof Kaufmann in Winterthur*), wo er von Irrsinn ergriffen, aber bald wieder hergestellt ward. Von Winterthur trieb es ihn wieder nach Straßburg und von da nach Sesenheim, wo seine nach dem Verlust aller andern geträumten Aussichten sich nun an Friederiken krampfhaft haltende Einbildung ihn zu den stärksten Ausbrüchen hingerissen haben dürfte. Voll verzweifelnder Verwirrung eilte er zu dem Pfarrer Oberlin zu Waldbach im öden Steinthale, wo sein Wahnsinn in verschiedenen Selbstmordversuchen ausbrach. Die letzten Auftritte mit Friederiken hatten seinen Geist ganz zerstört; ihren Namen rief er mit hohler Stimme aus; später war er überzeugt, daß sie gestorben sei und ihm vom Himmel herab winke. Er schrieb darüber einen Brief an ihre Mutter, welcher er dabei bemerkte, daß ihre Tochter Satisfaction erhalten werde. Einen andern Brief richtete er an Frau von Stein, worin er sich mit dem gefallenen Engel Abbadonna vergleicht, der nach Gott und dem Lichte sich schmerzlichst zurücksehnt. Man brachte ihn am 7. Februar 1778 nach Straßburg und von dort zu Schlosser nach

---

*) Brief 10 an Sarasin bei Dorer-Egloff ist vom 10. October (nicht December), Brief 12 vom 17. October (nicht September); zwischen beide fallen die Briefe 13 und 11. Ueber Kaufmann vgl. meinen Aufsatz in Raumer's „historischem Taschenbuche" 1859.

Emmendingen, wo aber bald darauf sein Wahnsinn auf das gewaltsamste ausbrach. In den lichten Zwischenräumen war er sehr schwermüthig; über sein Betragen in Weimar zeigte er sich äußerst gebeugt, und er meinte, zu wenig dafür gelitten zu haben. Als er sich etwas beruhigt hatte, that Schlosser ihn zu einem Schuster in seiner Nähe, wo die körperliche Beschäftigung und die Neigung zu dessen Sohne, seinem Mitgesellen, einen sehr günstigen Eindruck auf ihn übte. Aber als letzterer sich auf die Wanderschaft begab, griff ihn die Trennung von ihm so gewaltsam an, daß Schlosser sich genöthigt sah, ihn von dort wegzuschaffen und ihn zu einem Förster in Wiswyl zu thun. Auf Schlosser's an Herder gerichtetes Ersuchen trug man auch von Weimar aus einiges zu seiner Unterstützung bei; der Herzog übernahm es, die Kost für den Unglücklichen zu zahlen.

Erst im Juni 1779 holte ihn sein in Jena studirender Bruder auf mehrfaches wiederholtes Andringen Schlosser's nach seiner Heimath zurück. Man vermied auf der Rückreise Straßburg und Weimar. Die Reise schien ihm sehr zuträglich, und an völliger Herstellung kaum zu zweifeln. In Riga verweilte er nur kurze Zeit, da die Aussicht auf eine Anstellung als Rector an der dortigen Domschule sich nicht verwirklichte, wie sehr auch der Buchhändler Hartknoch sich für den »sehr bescheidenen und liebenswürdigen« Mann verwandte, der sich auf alles gelegt habe, was ein tüchtiger Rector wissen müsse. Auch andere Versuche, in eine wirksame Stellung zu kommen, mißlangen. Einmal war ihm eine Professur der Taktik, Politik und der schönen Wissenschaften in nahe Aussicht gestellt. Im Anfange des Jahres 1781 wandte er sich von Riga aus an seine Weimarer Freunde, deren Theilnahme er wieder zu erregen suchte. Er ging damals mit dem Plane einer vermehrten und verbesserten Ausgabe seiner Werke um. Wieland glaubte ihm dazu einen sehr förderlichen Weg angeben zu können. Auch an Goethe und

Frau von Stein hatte sich der Unglückliche gewandt, dessen eigenthümliche Geisteskraft mit der jugendlichen Glut erloschen zu sein scheint. Goethe sandte der Freundin seine Erwiderung, woraus sie sehen werde, was und wie sie ihm zu schreiben habe. Goethe's Erwiderung wird ablehnend gelautet haben, da er keine Lust empfinden konnte, mit einem verlorenen Manne anzuknüpfen, der, wie er unterdessen von Friederiken vernommen, gegen ihn intriguirt und nach seiner Abreise von Weimar ärgsten Unwillen gegen ihn an mehr als Einem Orte ausgesprochen hatte. Die Sorge um ihn glaubte er seiner zahlreichen Familie überlassen zu dürfen, die sich leider zu wenig seiner annahm. Zuletzt ging Lenz nach Moskau, wo er in großer Dürftigkeit am 24. Mai 1792 ganz vergessen starb. Goethe erneuerte das Andenken des Verstorbenen, indem er zwei Gedichte von ihm 1795 dem Pfarrer Ewald für dessen »Urania« überließ*) und sonstige in seinem Besitze befindliche Arbeiten von Lenz Schiller gab, um daraus, wenn es angehe, etwas für die »Horen« und den »Musenalmanach« zu wählen. Schiller fand darin zwar sehr tolles Zeug, meinte aber, die Wiedererscheinung dieser Empfindungsweise werde nicht ohne Anziehung sein und solche Bruchstücke immer einen biographischen und pathologischen Werth haben. So brachten denn die »Horen« die Erzählung »der Waldbruder«, der »Musenalmanach« die Gedichte »Tantalus« und »Liebe auf dem Lande«.

Lenz fehlte es bei aller schöpferischen Bildungskraft an reinem Gemüthe und tiefer Innigkeit, an jenem sittlichen Ernst, der mit entschiedener Kraft nur der innern Stimme folgt, sich nicht durch äußere Verhältnisse Gang und Richtung anweisen läßt. Er war unwahr gegen sich und andere; die Vorstellungen seiner zügellosen Einbildung suchte er im Leben zu verwirklichen,

*) Vgl. meine „neuen Goethestudien" S. 262 f.

und wie er sich hierdurch das Leben selbst verdarb, so verzerrte er seine dichterischen Gebilde durch grenzenlose Ueberspannung, durch die Sucht nach großartiger Wirkung, die nicht aus tiefer Erfassung der Seele stammte, sondern aus maßloser, wahre Stärke erheuchelnder Uebertreibung. Muß man ihm auch scharfen, eindringenden Verstand absprechen, so besaß er doch eine gewisse Schlauheit, die sich in allerlei Ränken und Planen ergeht, und Heuchelei zum Hauptmittel ihres geschäftigen Treibens erhebt, die aber ohne besonnene Umsicht ihres Zweckes verfehlt. So war er bei kindlicher Gutmüthigkeit ein toller Intriguant und als Dichter bei aller Glut der Darstellung und allem Schwunge des Gefühls ein auf Wirkung sinnender Mann kalter Berechnung, dem der mächtige Geist urkräftigen Lebens und wahrhaft schöpferischen Dranges abging. Die Seele fehlte seiner Dichtung, wie sittliche Haltung seinem Leben, im entschiedensten Gegensatz zu Goethe, auf dessen Verhalten gegen diesen geistsprudelnden Jugendgenossen kein Makel ruht. In »Wahrheit und Dichtung« ist sein Bild mit Treue und feinem Geschick dargestellt, wenn es auch nicht an einzelnen kleinen Versehen fehlt.

Wir haben den vor neun Jahren geschriebenen Aufsatz mit wenigen Erweiterungen und Berichtigungen abdrucken lassen, obgleich unterdessen ein von völlig verschiedenen Ansichten ausgehendes Buch von Gruppe unsern Lenz Goethe gegenüber höchlich gefeiert, diesen des Verrathes der Freundschaft geziehen, und sonst noch bedeutender Stoff zur Darstellung seines Lebens sich aufgefunden hat. Die Einseitigkeit und Verkehrtheit des Gruppe'schen Buches habe ich in der Anzeige desselben in den »Blättern für literarische Unterhaltung« 1865 Nro. 27 nachgewiesen, und auch von Maltzahn daselbst sich gegen Gruppe entschieden ausgespro-

chen, was freilich nicht hindern konnte, daß Dorer's und Gruppe's offenbare Irrthümer in den »deutschen Dichtern und Prosaisten« von Kurz und Paldamus als feststehende Thatsachen gelehrt werden. Der reichste neue Stoff zur Darstellung von Lenz findet sich in den Händen des Herrn Jegór von Sivers auf Raudenhof bei Wolmar*); da aber derselbe entschlossen ist, mit seinen höchst bedeutenden Entdeckungen nicht eher hervorzutreten, bis Rudolf Köpke und von Maltzahn die in ihren Händen befindlichen Papiere ihm überlassen oder selbst veröffentlicht haben, so dürfen wir leider eine so erwünschte Bereicherung unserer Kenntniß zunächst nicht erwarten. Wie viel Neues wir aber auch besonders durch Sivers über die sehr ausgebreitete literarische Thätigkeit von Lenz und manche seiner Lebensbeziehungen erfahren werden, wie sehr sich auch unsere Beurtheilung von ihm als Dichter durch Mittheilung noch nicht gedruckter bedeutender Dichtungen steigern wird, wie manche Einzelheiten wir auch selbst aus seinem Weimarer Leben noch gewinnen werden, die Würdigung des Verhältnisses von Goethe zu Lenz wird dadurch nach meiner Ueberzeugung nicht im geringsten sich anders gestalten, Goethe auch dann von jedem, der sein Auge offen und frei hält, als unschuldig an der Entwicklung des Schicksals dieser »zerstörten Seele« erscheinen, gegen die er keine Eifersucht, keinen Neid, keinen Haß hegen konnte, die er bei allem sprudelnden Geiste wegen ihrer fieberhaften Aufregung und ihrer sie aufreibenden Haltlosigkeit bedauern mußte. Nur die äußerste Noth, nicht feindseliger Einfluß geboten Lenz, dem man zu viel nachgesehen hatte, endlich vom Hofe und aus Weimar zu entfernen. Goethe steht auch ihm gegenüber rein da; er hatte dem Jugendgenossen noch seine herzliche Neigung lange Zeit bewahrt, die aber immer mehr schwinden mußte, je deutlicher und trauriger

---

*) Vgl. Baltische Monatsblätter XIII, 210 ff. (März 1866).

sich ihm die Erkenntniß aufdrang, daß er, statt mit sittlicher Kraft sich heranzubilden, sich, sein Wirken und Leben selbstmörderisch zerstörte, daß der herangereifte Mann ein eigenwilliges, launenhaftes, der Wahrheit und dem Ernst des Lebens abgewandtes, nur zu oft böswilliges oder durch Unbesonnenheit Unfug oder Schaden stiftendes Kind geblieben.

IV.

Johann Heinrich Voß.

Mängel und Schwächen an großen Männern geflissentlich aufzusuchen, verräth einen kleinlichen Geist, solche willkürlich anzudichten, eine niedrige Gesinnung. Wirklich vorhandene Fehler und Vergehen anzuerkennen, und sie in das verschlungene Gewebe mannigfachster Eigenschaften, deren tausendfältige Mischung die unendliche Zahl menschlicher Charaktere bildet, gebührend einzuschlagen, fordert die Gerechtigkeit, aber eben so dringend falsche Spiegelungen und Verunstaltungen abzuwehren; und dies ist eine um so heiligere Pflicht, je höher ein Mann auf der Stufe edler Menschheit steht, je würdiger und erhebender das Bild seiner gesammten Erscheinung sich darstellt. Wenn wir gerade bei Goethe sehr oft uns in dem Falle befinden, ungerechten Vorwürfen entgegenzutreten, so liegt der Grund davon nicht allein in der nun einmal so natürlichen Schwäche, das Große zu schwärzen und in den Staub zu ziehen, sondern auch gar oft in unzulänglicher Kenntniß und beschränkter Einsicht. Denn wie es gar zu verführerisch ist, auch in der Sonne Flecken zu erspähen, so bemerken wir häufig, daß die Verehrer und Freunde derjenigen, mit welchen Goethe in näherer Verbindung

stand, wenn sie das Leben und Wirken derselben zu schildern versuchen, ihre Helden in das herrlichste Licht zu setzen sich beeifern, wobei denn oft ein breiter Schatten auf den großen Dichter fällt, den die meisten schon für gar zu viel verehrt halten, dem man gern dies und das anheften möchte. So ist denn auch seine Beziehung zu Johann Heinrich Voß durch die Mittheilungen von dessen Gattin wesentlich verschoben worden. Glücklicher Weise ergänzen sich die allmählich hervorgetretenen urkundlichen Berichte zu einer genügenden Darstellung des ganzen Verhältnisses.

Voß und Goethe waren von Grund aus verschiedene Charaktere. Dem einen, dem die drückenden Verhältnisse düstere Falten in die Seele geschlagen hatten, waren ein freier, tüchtiger, willensstarker Geist, ein dem Wahren und Guten offen zugewandtes Gemüth, reger Sinn für Kraft und Bedeutsamkeit der Sprache verliehen, aber seine ganze Natur ruhte mehr auf klarem, gesundem Verstande als auf tiefer Empfindung eines warmen Herzens. Jener lebensfrische Schwung der Einbildungskraft, jene Anmuth und Lieblichkeit, jene schöpferische Gestaltungskraft, jener Sinn für vollendete Formschönheit, welche den vom reinsten Glücksstrahl erleuchteten Goethe zum Dichter bildeten, diese holden Grazien waren ihm fern geblieben. Wenn Voß streng, entschieden, ja hartnäckig seinen auf äußere Wirksamkeit zielenden, durch die herbe Nothwendigkeit ihm verleideten Lebensweg ging, mit derber Einseitigkeit urtheilte und handelte, so folgte Goethe ahnungsvoll dem innern Triebe seiner auf eigene vollendete Entwicklung hingerichteten Natur; feiner Menschensinn lehrte ihn auch über Andersdenkende billiger urtheilen, ihre Fehler williger tragen, ihrer Vorzüge sich freuen, wenn sie nur nicht aller freundlichen Neigung zum Trotze öffentlich das bekämpften, was gerade von ihm selbst ernst erstrebt ward. Die Tüchtigkeit seiner Natur, die Kenntniß der alten Literatur und der Metrik, auch

eine gewisse dichterische Begabung waren es, die Goethe bei Voß anzogen, wogegen dieser fast nur durch das hohe Ansehen, welches Goethe in Deutschland sich errungen hatte, so wie durch seine Stellung zu Weimar zu einer nähern Verbindung mit diesem geneigt war. Daß diese nicht zu einer wirklichen Vereinigung wurde, wenn auch nicht von der seelenhaften Kraft des Bündnisses mit Schiller, das verschuldete besonders Vossens schroffes Wesen und seine krankhafte Reizbarkeit.

Dem jungen aus Mecklenburg nach Göttingen versetzten Voß galt Klopstock als der erste Dichter, nicht allein wegen der edlen Würde und Kraft der Sprache, sondern auch wegen der Gegenstände seiner Begeisterung, Gott, Vaterland, Tugend, Freundschaft und Sprache. Der von ihm in Göttingen gestiftete Dichterbund lehnte sich an Klopstock an, und trat mit diesem durch die gleichfalls in Göttingen ihrem Dichterrausche sich hingebenden Stolberge in nähere Verbindung. Durch Goethe's »Götz« fühlten sich die von edler Deutschheit entflammten verbündeten Göttinger Dichter mächtig hingerissen. Bei der Feier von Klopstock's Geburtstag am 2. Juli 1773 wurde nach Klopstock, Luther, Hermann und dem Bunde selbst auch Ebert's, des Freundes von Klopstock, Goethe's, Herder's und anderer beim Rheinweine ehrenvoll gedacht. Voß schickte den »Götz« seinem Freunde Brückner »zur Erquickung seiner Seele«, und er empfahl ihm die Blätter »von deutscher Art und Kunst«, worin manches güldene Sprüchlein stehe. Von Goethe war in letztern der Aufsatz »von deutscher Baukunst«. Zu dem von dem Bundesmitgliede Boie herausgegebenen Göttinger Musenalmanach gab Goethe durch Gotter's Vermittlung gleich darauf einige Gedichte. Boie's persönliche Bekanntschaft mit Goethe ließ den Bund manches von diesem vernehmen. Klopstock selbst wollte sich des Bundes annehmen, zu demselben Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige andere einladen, so daß die Zahl der eigentlichen Mit-

glieder, der innere Bund, zwölf betrage. Als Voß im Frühjahr 1774 Klopstock zu Hamburg begrüßte, kam es zu den vertrautesten Mittheilungen über deutsche Literatur. Mit Goethe zeigte sich der Dichter des »Messias« ungemein zufrieden, nur wünschte er, daß er weniger ausländische Wörter gebrauchen möchte. Die kleinern Sachen Goethe's, sein »Prolog zu Bahrdt« und seine Farce gegen Wieland wurden freundlich begrüßt. Den »Hofmeister« von Lenz bewunderten Klopstock und Voß einige Zeit als ein Werk Goethe's, dagegen konnten sie sich in seinen »Clavigo« nicht finden; den Verfasser des »Götz« verkenne man hier ganz. Boie kam bald darauf von seiner Reise zurück, der, da er Goethe wieder gesprochen hatte, viel von ihm erzählen konnte; zu fernern Beiträgen für den »Musenalmanach«, den Voß vom nächsten Jahre an in Hamburg fortsetzen sollte, hatte er sich bereit erklärt. »Werthers Leiden« mußten auch in den Herzen der Bundesdichter zünden. Am 17. November 1774 schreibt Voß seinem Freunde Brückner: »Kennst du »Werther«, den »Hofmeister«, »Menoza« (von Lenz), »Clavigo«? Sonst kauf, wenn du Geld hast, und lies!« Zu Ostern 1775 zog Voß nach Wandsbeck. Hier traf er die zu Goethe reisenden Grafen Stolberg; auch Klopstock, der zu Frankfurt auf der Hin- wie auf der Rückreise bei Goethe gewohnt hatte, kehrte nach dem nahen Hamburg zurück. Der erste »Musenalmanach« von Voß brachte zwei Gedichte Goethe's. Ende December kamen die Grafen von ihrer Fahrt zurück. Sie hatten mit Goethe die Reise nach der Schweiz gemacht, und eben an dem Weimarer Hofe, wo er sich seit kurzem befand, an seiner Seite die vergnügtesten Tage verlebt. Graf Friedrich Leopold sollte als Kammerherr nach Weimar kommen. Aber Klopstock, beunruhigt durch die entstellenden Gerüchte vom Treiben zu Weimar, hielt diesen zurück, und seine schulmeisterliche Mahnung an Goethe führte den entschiedensten Bruch herbei. So war denn auch jede Verbindung zwischen

Voß und Goethe abgeschnitten. Was von Goethe in den nächsten Jahren erschien, war wenig geeignet, Voß zu ihm hinzuziehen. 1781 lenkte Vossens Uebersetzung der »Odyssee«, von welcher schon Wieland's »Merkur« zwei Jahre vorher einen Gesang gebracht hatte, Goethe's Aufmerksamkeit auf dieses ganz ausgezeichnete Werk der Nachbildung. Mit inniger Freude nahm er die 1784 im Novemberheft des »Merkur« erschienenen Idyllen seiner »Luise« auf, die er, wie er selbst sagt, leidenschaftlich verehrte und gern vortrug, was so allgemein bekannt war, daß man ihn zu Pempelfort im November 1792 durch eine Vorlesung derselben in gute Stimmung zu versetzen suchte. Die Uebersetzung von Virgil's »Landbau« (1789) übte gleichfalls einen bedeutenden Eindruck auf Goethe, der nur bedauerte, daß dasjenige, was Voß in der Vorrede über deutsche Hexameter geäußert hatte, ihm unverständlich blieb. »Schon seit vielen Jahren schrieb man in Deutschland nach Klopstock's Einleitung sehr läßliche Hexameter«, bemerkt Goethe im Jahre 1819; »Voß, indem er sich wohl auch dergleichen bediente, ließ doch hie und da merken, daß man sie besser machen könne, ja er schonte sogar seine eigenen vom Publikum gut aufgenommenen Arbeiten und Uebersetzungen nicht. Ich hätte das gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und Wieland waren in diesem Punkte Latitudinarier, und man durfte der Voß'schen Bemühungen, wie sie nach und nach strenger und für den Augenblick ungelenk erschienen, kaum Erwähnung thun. Das Publikum selbst schätzte längere Zeit die Voß'schen frühern Arbeiten als geläufiger über die spätern; ich aber hatte zu Voß, dessen Ernst man nicht verkennen konnte, immer ein stilles Vertrauen, und wäre, in jüngern Tagen oder andern Verhältnissen, wohl einmal nach Eutin gereist, um das Geheimniß zu erfahren: denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopstock, wollte, so lange der würdige, allgefeierte Dichter lebte, ihm nicht geradezu ins Gesicht sagen, daß

man in der deutschen Rhythmik eine strictere Observanz einführen müsse, wenn sie irgend gegründet werden sollte. Was er inzwischen äußerte, waren für mich sibyllinische Blätter. Was ich mich an der Vorrede zu den »Georgiken« abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gerne, der redlichen Absicht wegen, aber nicht des daraus gewonnenen Vortheils.« Moritz hatte in seiner »Prosodie« erklärt, man könne im Deutschen keine eigentlichen Hexameter machen, wovon sich Goethe nicht überzeugen wollte, der gerade jetzt sich der Distichenform zu seinen Elegien bediente. Wenn dieser so auf den Ernst und die Tüchtigkeit von Voß großes Gewicht legte, so scheint Voß dagegen von seinen Werken, selbst von den kunstvollendetsten, der »Iphigenie«, dem »Tasso«, auch von »Faust« und den lyrischen Gedichten keinen besondern Eindruck empfangen zu haben; noch weniger konnte dies bei dem »Groß-Cophta« und dem »Bürgergeneral« der Fall sein, die 1792 und 1793 erschienen. Im letztern Jahre trat Voß mit seinem ganzen Homer hervor, mit der neubearbeiteten »Odyssee« und der zum erstenmal von ihm übersetzten »Ilias«.

Am 2. Juni 1794 kam er selbst, von Wieland eingeladen, nach Weimar, wo, wie er von diesem erfuhr, sein Homer kein Glück gemacht hatte, da man ihn undeutsch und zu ängstlich fand, auch der ersten Uebersetzung der »Odyssee« den Vorzug gab. Als aber Voß mit Wieland einige Verse las, bekannte dieser sich bekehrt. Auch glaubte Wieland, Voß habe sich durch seine eben erschienenen, Heyne auf das schärfste bekämpfenden »mythologischen Briefe« das Durchdringen schwer gemacht, da der Anhang des Göttinger Gelehrten gar zu groß sei. Am 4. sah er Herder bei Wieland. Auch diesen wußte er durch eine Vorlesung eines Stückes der »Ilias« zu seinen Gunsten zu stimmen, so daß er unumwunden erklärte, er habe diese Melodie des Hexameters und diese Deutlichkeit der Sprache nicht erwartet; von Künstelei und übertriebenen Kühnheiten könne nicht die Rede

sein, er glaube Homer selbst zu hören. Man bat ihn, doch seine durchdachten Regeln des Hexameters und der Silbenmessung der Welt vorzulegen. Goethe war von Wieland nicht eingeladen worden, auch hatte Voß ihm seine Ankunft nicht gemeldet; aber Goethe's Verlangen, den vortrefflichen Uebersetzer, den Dichter der »Luise« kennen zu lernen, war so groß, daß er ihn nebst Wieland schriftlich auf den Mittag des 5. zu sich einlud. Voß fand auch Herder bei Goethe. »Wir setzten uns zu Tische«, meldet er sofort seiner Gattin, »und sprachen von Italien, Griechenland u. s. w. Ich merkte, daß Goethe mich oft scharf betrachtete. Er ward allmählich lebhafter. Nach Tische gingen wir in sein Gartenkabinet und tranken Kaffee. Er las Briefe von dem Maler Meyer, einem gar trefflichen Genie, der sich ganz nach den Alten gebildet und Zeichnungen für Wieland's Werke gemacht hat. Dann zeigte er einige Gemälde von ihm, zum Entzücken schön. Die Unterhaltung ward sehr herzlich und vertraut. Goethe wandte sich zu mir: warum ich so schnell abreisen wollte? ich möchte ihm noch einen Tag schenken. Ich gab ihm die Hand und versprach, einen Tag länger zu bleiben. Heute Morgen (den 6.) soll ich seine Kunstwerke sehen, und zu Mittag in der gestrigen Gesellschaft bei ihm essen.« Am Abend war er nebst Goethe, Wieland, Böttiger und Knebel bei Herder zum Thee und Abendessen. »Man umringte mich und wollte dies und jenes von meinen Untersuchungen über Homer hören. Am weitläufigsten ward von der Homerischen Geographie geredet, die sehr interessirte. Ich mußte die Karte von der »Odyssee« erklären und die Reisen des Odysseus. Alle gestanden, daß sie überzeugt wären, und freuten sich der Homerischen Einfalt. Aber nun sollte ich vorlesen. Die »Odyssee« ward gewählt, und ich las den Sturm des fünften Gesanges und den ganzen sechsten Gesang von Nausikaa. Ein einhelliger warmer Beifall erfolgte. Alle gestanden, sie hätten einen solchen Versbau, eine so Home-

rische Wortfolge, die gleichwohl so deutsch, so edel, so kindlich einfach wäre, sich nicht vorgestellt. Goethe kam und drückte mir die Hand, und dankte für einen solchen Homer. Eben so Wieland: ich hätte ihn belehrt; er begriffe nicht, wie er mich hätte verkennen können; man müßte von mir erst lernen, wie Homer müßte gelesen werden, und dergleichen. So auch Herder und seine Frau. Bei Tische ging das Gespräch fort über Homer's Gedichte und Zeitalter. Ich ward dringend gebeten, viel von meinen Ideen aufzuschreiben, und mich um die böse Rotte nicht weiter zu bekümmern. Ich mußte noch das Homerische Haus erklären. Alles schien neu und befriedigend. Wir wurden ausgelassen fröhlich. Die Erzväter der Bibel wurden recensirt mit unauslöschlichem Lachen, indem Herder komisch ihre Vertheidigung übernahm. Dabei ward rechtschaffen gezecht, Steinwein und Punsch. Goethe saß neben mir; er war so aufgeräumt, als man ihn selten sehen soll. Nach Mitternacht gingen wir auseinander. Wieland herzte und küßte mich auf dem Wege, und sagte, ich hätte allen im äußersten Grade gefallen; ich gehörte ganz zu ihnen, ich müßte hier leben (welches ich lebhaft verneinte); man hätte sich durchaus einen andern Begriff von mir gemacht; Goethe hätte mit Begeisterung von mir geredet.« Am 6. hatte Voß einen vergnügten Tag bei Goethe in der gestrigen Gesellschaft. Nach Tische zeigte dieser ihm die Gemälde im Schlosse, und stellte ihn der Herzogin vor, die sehr einnehmend war. Der Herzog befand sich gerade nicht zu Weimar. Goethe bat ihn, in seinem eben erschienenen »Reineke Fuchs« doch die schlechten Hexameter anzumerken. Wie Goethe über Voß nach diesem Besuche urtheilte, ergiebt ein kurz nach dessen Abreise geschriebener Brief an Meyer, worin er ihn einen recht wackern, liebenswürdigen, offenen Mann nennt, dem es strenger Ernst sei um das, was er thue, weswegen es auch in Deutschland mit seinen Sachen nicht recht fort wolle. Sehr lieb sei es ihm gewesen, ihn gesehen,

gesprochen und die Grundsätze, wonach er arbeite, von ihm selbst gehört zu haben: so lasse sich nun das, was im allgemeinen mit ihnen selbst nicht harmonire, durch das Medium seiner Individualität begreifen. Freilich war Goethe nicht durchaus mit Voß einverstanden, aber daß er im allgemeinen viel mehr von der Richtigkeit seiner Grundsätze durchdrungen war als Wieland und Herder, wird sich bald zeigen.

Briefliche Verbindung wird eine Folge dieser Bekanntschaft gewesen sein. Höchst wahrscheinlich ward Voß bald darauf von Schiller und Goethe als Mitarbeiter zu den »Horen« eingeladen. Das Urtheil, welches Voß über »Reineke Fuchs« aussprach, war Goethe nicht erfreulich; denn, wie Voß schon am 13. Juni schreibt, diese Hexameter schienen ihm durchweg schlecht und der ganze Einfall, den »Reineke« in Hexameter zu setzen, sonderbar. In den »Annalen« gedenkt Goethe der nicht tröstlichen rhythmischen Bemerkungen Vossens über seinen »Reineke«, auf die er bei seinen weitern Dichtungen geachtet, was freilich nur in beschränkter Weise geschah. Dagegen nahm sich Goethe des Voß'schen Homer lebhaft an. In seiner am 31. October 1794 wiedereröffneten Freitagsgesellschaft trug er die vier ersten Gesänge der »Ilias« nach seiner Uebersetzung in mehrern Sitzungen vor. Wir wissen durch Böttiger, wie er hier die härtesten Stellen durch trefflichen Vortrag und richtig abwechselndes Andante und Adagio außerordentlich sanft und milde gemacht, wogegen Wieland, der wenigstens einer Sitzung beiwohnte, Voß Schuld gab, er habe den natürlichen Ausdruck verworfen, um nur von seinem Vorgänger abzuweichen. So suchte Goethe die Vorzüge der Voß'schen Uebersetzung möglichst glänzend herauszustellen. Die neue Bearbeitung seiner »Luise« und der zweite Band seiner »Gedichte« konnten Goethe ebensowenig befriedigen, wie jenen der Anfang von Goethe's »Wilhelm Meister«. Als Schiller Mitte Mai 1795 Goethe fragte, ob er die »Luise« von Voß

schon gelesen, die er ihm schicken könne, erwiderte dieser, mit der Uebersendung derselben werde er ihm eine Gefälligkeit erzeigen. Von Voß selbst empfing er diese und seine »Gedichte« bald darauf. Am 27. Juni meldet Goethe an Schiller: »Voß grüßt und bietet eine antiquarische Abhandlung über die Hähne der Götter und allenfalls ein Stück alte Geographie an.« Voß, von dem schon das fünfte Stück der »Horen« ein paar Gedichte gebracht, hatte auf die Sendung des zweiten Bandes von »Wilhelm Meister« freundlich erwidert. Eigentlich verhielt er sich dazu, wie so manche andere, se defendendo, wie es in den »Annalen« heißt, »gegen die geheime Macht des Werkes sich in Positur setzend«.

Bei Vossens Befreundung mit dem Kapellmeister Reichardt und mit Fr. Aug. Wolf wirkte deren Zwist mit Schiller wegen der »Horen« auf die Verbindung mit Weimar störend ein, wo auch Wieland durch sein Schweigen auf eine an ihn gerichtete Frage Voß verletzt hatte. Im Sommer 1796 wollte Voß, der für die »Horen« Uebersetzungen aus Tibull und Theokrit geliefert hatte, von Halle aus mit dem Dichter Schmidt und Falk auch Jena und Weimar besuchen. Am 17. Juni vernahm Schiller, daß er an diesem Tage nach Jena kommen werde, aber nur einen Tag verweilen und Weimar nicht besuchen könne; auch hatte er seinen Wunsch ausgesprochen, Goethe in Weimar zu sehen. Dieser antwortet auf Schiller's Meldung: »Es thut mir recht leid, daß ich Voß nicht sehe; gute persönliche Verhältnisse sollte man ja nicht versäumen von Zeit zu Zeit durch die Gegenwart zu erneuern. Leider darf ich mich jetzt nicht einen Augenblick zerstreuen.« Aber Voß wurde auch in Jena vergeblich erwartet; er schrieb kurz an Schiller, unangenehme Störer machten die Reise rückgängig. »Es thut mir wirklich leid, seine persönliche Bekanntschaft nicht gemacht zu haben«, äußerte Schiller am 20. gegen Goethe; »indessen wäre sie mit einem sehr un-

angenehmen Auftritt erkauft worden, weil Reichardt, wie ich heute von Halle'schen Fremden erfuhr, ihn wirklich hat begleiten wollen. Die unvermeidliche Grobheit, die ich gegen diesen Gast hätte beweisen müssen, würde Vossen in große Verlegenheit gesetzt und wahrscheinlich ganz und gar verstimmt haben.« Goethe aber gestand, es gefalle ihm nicht an Voß, daß er nicht gekommen, besonders da er aus Schiller's Brief ersehe, daß sie einander noch nicht kennen gelernt. »Es ist das eine Art von Schluderei und Unattention, deren man sich wohl in jüngern Jahren leider schuldig macht, vor der man sich aber, wenn man einmal Menschen schätzen lernt, so sehr als möglich hüten sollte. Am Ende hat ihn doch Reichardt abgehalten; denn daß diesem bei seinem Halbverhältniß zu uns nicht wohl sein kann, ist nur zu deutlich.« Voß behauptete gegen Gleim, den er drei Wochen lang mit Frau und Kindern besuchte, die Streitigkeiten hätten ihn nicht abgehalten, sondern Halle und Giebichenstein, wo Reichardt anmuthig wohnte, ihn zu lange gefesselt; aber daß er darüber Weimar und Jena aufgab, veranlaßte doch nur jener leidige Zwist.

Auf freundlichste Weise wandte sich Goethe in Erwiderung von Vossens Brief und Sendung am 1. Juli von Jena aus mit folgendem eine nähere Verbindung wünschenden Briefe an den Eutiner Freund *): »Mit dem besten Danke für die übersendeten Bücher schicke ich hier einige Kleinigkeiten **) zum »Musenalmanach«. Ich bin arm an Gedichten, die in eine solche Sammlung passen, doch hoffe ich, es soll künftig besser werden. Nehmen Sie diese einstweilen freundlich an. Für das, was Sie an »Luisen« aufs neue gethan haben, danke ich Ihnen, als wenn Sie eine meiner ältesten Freundinnen ausgestattet und versorgt hätten. Ich habe besonders die dritte Idylle, seitdem sie im »Merkur« stand, so

*) Kölnische Zeitung 1866 Nr. 161. Die beiden dort mitgetheilten Briefe Goethe's an Voß befinden sich im Privatbesitz zu Düsseldorf.

**) „Die Liebesgötter auf dem Markte" und „Das Wiedersehen".

oft vorgelesen und recitirt, daß ich mir sie ganz zu eigen gemacht habe und, so wie das Werk jetzt zusammen steht, ist es eben so national als eigen reizend. Das deutsche Wesen nimmt sich darin zu seinem größten Vortheil aus. Ihre Sammlung »Gedichte« soll mir eine angenehme Gesellschaft im Carlsbade sein, wohin ich jetzt gehe. Ich wünsche, daß Ihr Abschied an Heyne*) wirklich ein Abschied sei. Es scheint mir, als wenn Sie eigentlich gar nicht hassen sollten. Ich würde mir diese Leidenschaft nie erlauben, wenn ich mich nicht dabei lustig machen könnte. Schiller ersucht Sie, ihm Ihre Abhandlungen zu schicken; er ist geneigt, sie in die »Horen« aufzunehmen, und wünscht sie und ihren Inhalt näher kennen zu lernen. Wenn Sie sich wieder zu einer Reise entschließen, so lassen Sie mich's doch voraus wissen, damit wir uns nicht verfehlen. Meinen Roman schicke ich, wenn die vier Bände beisammen sind. Fahren Sie ja fort mich mit dem bekannt zu machen, was Sie thun und treiben. Mit Herrn Prof. Wolf aus Halle habe ich auch vor kurzem Bekanntschaft gemacht, und freue mich auf eine nähere Verbindung mit demselben. Sie sollten nur auch noch in unserer Gegend sein, dann wollten wir noch von allen Seiten etwas zusammen arbeiten. Leben Sie recht wohl, gedenken mein und sein überzeugt, daß ich an allem, was Ihnen begegnet, den lebhaftesten Antheil nehme.«

Aber durch die »Xenien« ward Voß auf das ärgste verletzt; denn war seiner darin auch auf das ehrenvollste gedacht, so hatten sie doch seine Freunde Reichardt und Nicolai bis aufs Blut gegeißelt, und am meisten schmerzte ihn der Angriff auf Gleim, den »alten Peleus« und auf den »Schulmeister« Manso, da er jenen verehrte und er im »Schulmeister« sich selbst verletzt fühlte. Voſ-

---

*) Seinen Lehrer, den berühmten, auch Goethe befreundeten Philologen in Göttingen, womit er in Fehde gerathen war.

sens neuester »Musenalmanach« schien Schiller und Goethe, die ihn durch ihr eigenes gleiches Unternehmen unangenehm berührt haben werden, gar jämmerlich. »Vossens Almanach ist über die Maßen schlecht«, schreibt Goethe in Erwiderung einer ähnlichen Aeußerung Schillers. »Es thut mir leid für ihn und unser Verhältniß zu ihm; denn man muß seinen Nebenbuhlern doch einigermaßen gleich sein, wenn man sie nicht hassen soll.« Indessen suchte Voß doch das gute Verhältniß äußerlich zu erhalten. Goethe äußerte mit Bezug auf ein von Voß an Schiller gerichtetes Briefchen den 10. December 1796: »Die Art, wie Voß sich beim Almanach benimmt, gefällt mir sehr wohl; auf seine Ankunft freue ich mich recht sehr.« Noch am 26. Februar 1797 kündigte dieser Wieland, obgleich er vernommen hatte, daß dieser im neuesten Stücke seines »Merkur« üble Laune gegen ihn gezeigt, seine Ankunft auf den Juni an, wenn er ihn wolle; aber als er dessen schnöde Abfertigung seiner Leistungen gelesen hatte, schrieb er entschieden ab, und dieser würdigte ihn nicht einmal einer entschuldigenden Antwort. Darüber war Voß so entrüstet, daß er den 27. März gegen Nicolai, der ihn auf edelste Weise zu einer Badereise unterstützt hatte, sich zu der Aeußerung hinreißen ließ: »Es mag recht gut sein, daß ich von den Orten mit Gewalt zurückgehalten werde, wo nach der Erscheinung der »Xenien« noch weniger Freude und Herzlichkeit wohnt, als ich vor drei Jahren fand. «Und doch mit welcher Herzlichkeit hatten ihn damals Wieland, Herder und Goethe aufgenommen!

Anfangs Mai 1797 schrieb Voß an Goethe und Schiller sehr freundliche Briefe, worin er kurz bemerkte, daß er Jena und Weimar auf seiner Sommerreise nicht berühren werde. Für die »Horen« sandte er eine vortreffliche Uebersetzung aus Ovids »Verwandlungen«, und Goethe kündigte er seine Arbeiten über alte Geographie an, auf welche dieser sehr gespannt war. »In diesen Tagen, da ich mich seiner Homerischen Uebersetzung wieder

viel bediente«, schreibt Goethe den 6. Mai an Schiller, »habe ich den großen Werth derselben wieder aufs neue bewundern und verehren müssen. Es ist mir eine Tournüre eingefallen, wie man ihm auf eine liberale Weise könnte Gerechtigkeit widerfahren lassen, wobei es nicht ohne Aergerniß seiner salbaderischen Gegner (unter denen Wieland war) abgehen sollte. Wir sprechen mündlich hierüber.« Schiller antwortet, nachdem er die meisterhafte Bestimmtheit und Leichtigkeit des überschickten Ovidischen Phaethon anerkannt hat: »Schade nur, daß er sich durch die elenden Streitigkeiten abhalten läßt, hierher zu kommen. Daß er lieber bei seinem Reichardt in Giebichenstein liegt, als zu uns kommt, kann ich ihm doch kaum vergeben. Ich bin neugierig, auf welche Art Sie seine Uebersetzungsweise vertheidigen wollen, da hier der schlimme Fall ist, daß gerade das Vortreffliche daran studirt werden muß, und das Anstößige gleich auffällt.« Goethe kam nicht zu jener beabsichtigten Vertheidigung. Auch die Uebersetzung der Virgilischen Eclogen konnte ihn um so weniger zu einem öffentlichen Urtheil bestimmen, als er hier nicht so gut bewandert war, und er beim besten Willen Voß, der in so manche Streitigkeiten verwickelt war, gar zu verletzen fürchten mußte. Seinen Almanach und seine eigenen Gedichte sah er mit Bedauern immer abwärts gehen, die dünnste Prosa sich immer unleidlicher bis zum Lächerlichen einstellen. Die hohe dichterische Schönheit von Goethe's im Herbste erscheinendem herrlichem Gedichte »Hermann und Dorothea« zu empfinden, war der Dichter der »Luise« so wenig im Stande, daß er im guten Glauben stand, dieses erreiche seine epische Idylle bei weitem nicht, und er sich sogar mit dem Gedanken trug, den Gegenstand des Goethe'schen Gedichtes einmal auf seine Weise, wie er meinte, viel epischer und vollendeter, zu behandeln. In der schönen Elegie, die zur Einleitung von »Hermann und Dorothea«

bestimmt war, aber erst später gedruckt ward, hatte Goethe Vossens in ehrenvollster Weise in dem Wunsche gedacht:

Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband!

Im folgenden Februar vernahm Goethe durch Schiller, wie Voß sich gegen seinen Verleger Vieweg über »Hermann und Dorothea« geäußert hatte. »Er habe gefürchtet, sagt Voß, der »Hermann« werde seine »Luise« in Vergessenheit bringen. Das sei nun zwar nicht der Fall, aber er enthalte doch einzelne Stellen, für die er seine ganze Luise hergeben würde. Daß Sie im Hexameter die Vergleichung mit ihm nicht aushalten könnten, sei Ihnen nicht zu verdenken, da dies einmal seine Sache sei, aber doch finde er, daß Ihre neuesten Hexameter viel vollkommener seien.« Das herbere Urtheil, welches Voß gegen Gleim aussprach, mit der Andeutung, Goethe habe seine »Luise« auszustechen gesucht, kannten die Freunde nicht. Schiller fügt hinzu: »Man sieht, daß er auch keine entfernte Ahnung von dem innern Geiste des Gedichts und folglich auch keine von dem Geist der Poesie überhaupt haben muß, kurz keine allgemeine und freie Fähigkeit, sondern lediglich seinen Kunsttrieb, wie der Vogel zu seinem Nest und der Biber zu seinen Häusern.« Ja Voß hatte so wenig Sinn für die hohe dichterische Einheit und den beseelenden Hauch dieser herrlichen Dichtung, daß er nur sehr schöne Stellen neben manchen zu eilfertig gearbeiteten darin fand, und er noch auf ein vollendetes Kunstwerk wartete, welches Griechenlands Geist uns Deutschen gewähre. Daß ihm die Gabe abging, die einheitliche Vollendung eines Kunstwerks zu erkennen, ahnte er nicht. Wie edel äußert sich Goethe in Erwiderung der Mittheilung Schiller's! »Mein Gedicht scheint, wie ich aus diesen Nachrichten sehe, Voß nicht so wohlthätig als mir das seine. Ich bin mir noch recht gut des reinen Enthusiasmus bewußt, mit dem ich den Pfarrer von Grünau (die spätere

»Luise«) aufnahm, als er sich zuerst im »Merkur« sehen ließ, wie oft ich ihn vorlas, so daß ich einen großen Theil davon noch auswendig weiß, und ich habe mich sehr gut dabei befunden; denn diese Freude ist am Ende doch productiv bei mir geworden, sie hat mich in diese Gattung gelockt, den »Hermann« erzeugt, und wer weiß, was noch daraus entstehen kann! Daß Voß dagegen mein Gedicht nur se defendendo genießt, thut mir sehr leid für ihn; denn was ist denn an unserm ganzen bißchen Poesie, wenn es uns nicht belebt und uns für alles und jedes, was gethan wird, empfänglich macht? Wollte Gott, ich könnte wieder von vorn anfangen, und alle meine Arbeiten als ausgetretene Kinderschuhe hinter mir lassen und was Besseres machen!«

Auch in den folgenden Jahren scheint die Verbindung zwischen Voß und Goethe durch gegenseitige Sendungen und Empfehlungen fortgeführt worden zu sein, doch, statt inniger zu werden, kühlte sie sich immer mehr ab, da ihre neuern Leistungen für den andern Theil wenig ansprechend waren. Ein freieres, geistreicheres Uebersetzungstalent war in August Wilhelm Schlegel in Goethe's nächster Nähe aufgegangen; bei diesem konnte Goethe auch für seine metrischen Bedenken erwünschte Auskunft finden, und sie ward ihm in viel anspruchsloserer Weise als bei Voß, der sein Uebergewicht in diesen Dingen deutlich genug empfinden ließ. Ein Schüler von Voß, der Eutiner Fr. Aug. Eschen, war im Jahre 1797, von diesem an Schiller empfohlen, nach Jena gekommen, wo er bald ganz von Schlegel angezogen wurde, so daß ihm Voß nicht mehr genügte. Wenn Voß den auf die Kunst gerichteten Bestrebungen Goethe's ganz fern stand, wenn ihm Schiller's Dramen zuwider waren, so mußte es ihm noch widerwärtiger sein, als nun Goethe gar den Voltaire'schen »Mahomet« auf die Bühne brachte. Bei dem innigen Bündnisse der zum Streben nach vollendetster Kunst begeisterten Freunde fand Voß, bei dem jetzt, wie Schiller spottete, die

Furcht Gottes an der Stelle der Dichtkunst waltete, keinen lebenswarmen Verbindungspunkt mit ihnen; sie bildeten einen ihm fremden Kreis, mit dem er sich um so weniger zu verständigen wußte, als er eine Nebenrolle darin zu spielen sich nicht entschließen konnte, ja den Platz, der ihm allenfalls geblieben wäre, wenigstens bei Goethe durch seinen jüngern begabten Gegner Aug. Wilhelm Schlegel besetzt sah. Als er im Herbst 1799 nach Halberstadt und von dort nach Halle kam, wo sein ältester Sohn seit Ostern die Hochschule besuchte, fühlte er nicht die geringste Neigung nach Weimar; er reiste von dort geradezu nach Berlin, wo er freilich seinen Nicolai, den erklärtesten Feind Goethe's und Schiller's, verfehlte. Im August 1800 erschienen Goethe's neueste Gedichte, bei denen er Schlegel's metrischen Rath benutzt hatte, und in ihnen Goethe's herrliche, Voß so sehr ehrende Elegie »Hermann und Dorothea«, und auch Schiller trat mit der Sammlung seiner lyrischen Stücke auf. Welch ein entschiedener Gegensatz zu der hausbackenen Dichtung von Voß, der in demselben Jahre seine Idyllen herausgab und mit einer vollständigen Ausgabe seiner Gedichte sich lebhaft beschäftigte! Und doch sollten beide so entgegengesetzte Kreise bald in nähere Verbindung treten, Goethe's herzlichste Voß gewidmete Theilnahme sich thätig bekunden.

Der Herbst des Jahres 1800 brachte Vossens beide ältesten Söhne von Halle nach Jena, wo sie in dem einst von Schiller bewohnten Griesbach'schen Hause die freundlichste Aufnahme fanden. Voß hatte sie wohl auch an Schiller und Goethe empfohlen. Letzterer gedenkt ihrer in einem Briefe an Jacobi, der jetzt auch in Eutin seinen Sitz genommen hatte. »Die drei Schlosser und zwei Vosse machen eine der wunderbarsten jungen Gesellschaften«, schreibt er im November 1801, »die je zu meiner Kenntniß gekommen sind.« Und nach genauerer Bezeichnung der erstern fährt er fort: »Von den Vossens scheint mir der eine etwas überspannt und der andere etwas dunkel. Wäre es

nicht die Neigung und das Verhältniß zu diesen jungen Leuten, so würde schon die Neugierde, wie ein solches Phänomen sich auflösen kann, mich aufmerksam auf sie machen.« Goethe sah sie wohl mehrfach bei seinem häufigen Aufenthalt in Jena, doch scheinen sie sich mehr von ihm zurückgehalten als ihn gesucht zu haben. Freundliche Grüße zwischen Voß und Goethe wurden durch sie wohl vermittelt. Ernestine Voß gedenkt der angenehm unterhaltenden Nachrichten ihrer Söhne aus Jena, ohne darauf näher einzugehen.

Im Mai 1802 sah Voß durch seine jahrelange Nervenschwäche, deren Heilung er nur von beständiger Bewegung in freier Luft und völliger Gemüthsruhe erwarten konnte, sich endlich genöthigt, den Herzog von Oldenburg um seine Entlassung zu bitten. Dieser bewilligte ihm gern das verlangte Jahrgehalt von 600 Thalern und die freie Bestimmung über seinen Aufenthalt, den er sich in einem Winkel Sachsens suchen wollte. Griesbach hatte ihn schon vorher auf den Sommer zu sich eingeladen; als er von seiner Entlassung und dem Wunsche, sich in Sachsen niederzulassen, vernahm, bot er ihm für den nächsten Winter eine leer gewordene Wohnung in seinem eigenen Hause freundlichst an, worauf Voß sofort einging. Der Empfang war der herzlichste. Voß fühlte sich bei den schönen Herbsttagen heiterer und kräftiger als lange, so daß er wieder größere Spaziergänge und Ausfahrten wagte. Goethe, der gerade zur Weinlese in Jena war, besuchte die Ankömmlinge sofort. Vossens Gattin kam während seines Besuches aus einer Versteigerung zurück. »Es schien ihm zu gefallen«, erzählt diese selbst, »daß ich, erfreut durch meinen Ankauf, welcher die häusliche Bequemlichkeit vermehren sollte, mich durch seine Gegenwart nicht stören ließ, von allem zu erzählen, was ich erhascht. Ich holte Wein, und was sich sonst fand, herbei, um den Gast zu erfreuen, und wir stießen auf ein behagliches Leben in Jena an.« Den

30. October besuchten Voß und seine Gattin in Begleitung ihrer Hauswirthe Weimar, wo sie bei Goethe und Schiller vorsprachen. »Von letzterm wurden wir zum Mittagessen eingeladen«, berichtet Ernestine Voß. »Seine liebenswürdige Herzlichkeit stimmte uns schon bei dem Aussteigen aus dem Wagen gemüthlich, ich möchte sagen häuslich; er stand an der Hausthür, und seine freundliche blasse Gestalt hatte etwas Rührendes. Lebhaft ist mir noch im Sinne, wie wir Abends im Gasthofe uns mehrere Stunden im Gespräch über eine angenehme Zukunft erheiterten. Wir hatten beide das wohlthuende Gefühl, in Schiller einen Mann gefunden zu haben, dem man sein Herz aufschließen könne, und Voß hegte die frohe Hoffnung, daß sie sich auch in Dingen, bei denen das Herz keine Ansprüche macht, verständigen, wenn auch nicht vereinigen würden. Während ich mit Goethe im Schauspiel war, hatten beide manche Pläne gemacht, wie sie als gute Nachbarn mit einander leben wollten.« Hiernach wäre Schiller nicht mit ins Theater gegangen, wo den Abend »Titus« von Mozart gegeben ward. In Schiller's Kalender wird aber diese Vorstellung bezeichnet, als ob Schiller sie selbst besucht hätte. Griesbach war mit seinen Freunden bei Schiller vorgefahren, der sie gleich eingeladen hatte, so daß eine Einladung Goethe's zum Mittagessen nicht angenommen werden konnte, und eine Abendgesellschaft wird Voß ebenso wie den Besuch des Theaters abgelehnt haben. Gegen Goethe scheint Voß überhaupt zurückhaltend gewesen zu sein. Seine Gattin berichtet, sie hätten beide gleich gefühlt, daß ihr Verhältniß zu ihm kein herzliches werden könne, doch sich angestrengt, die Saiten, wo sie sich berührten, fest zu halten, und das Gute, das sie aneinander schätzten, zu würdigen, Goethe augenscheinlich weniger als Voß. Das ist die gerade Verkehrung der Wahrheit. Liebenswürdiger als Goethe konnte sich niemand zeigen, und wenn der schroffe, krankhafte Voß schon an sich zu einer vertrauten Annäherung an

Goethe wenig geneigt war, da er den Dichter für unchristlich und unsittlich hielt, so wird seine Gattin unmerklich ihn noch mehr verstimmt haben, weil Goethe's Verbindung mit Christiane Vulpius ihr ein Gräuel war. Wie sehr Goethe geneigt war, seine herzlichste Neigung und sein volles Vertrauen Voß zuzuwenden, zeigt sein Brief vom 30. November. »Durchlaucht der Herzog«, schreibt er, »der Ihnen, verehrter Mann, gern etwas Angenehmes zum Eintritt in sein Land erzeigte, hat hiervon durch Ertheilung der Schriftsässigkeit ein Merkmal zu geben geglaubt. Ihre Jenaischen Freunde werden das Angenehme, das mit diesem Privilegio verbunden ist, bald erklären. Ich lege die Copie dessen, was an fürstliche Regierung ergangen, hier bei. Sie erhalten zugleich einige Arbeiten, die gewissermaßen nur durch unmittelbare theatralische Zwecke entschuldigt werden können. Ich würde sie Ihnen nicht vorlegen, wenn ich nicht wünschte Ihre Meynung über unsern zehen- oder eilfsilbigen Jambus näher zu vernehmen. Wenn ich das Vergnügen habe Sie wieder zu sehen, so erlauben Sie mir wohl über eines und das andere anzufragen und zu Erleichterung meiner Absicht, einige Scenen gegenwärtiger Stücke mit Ihnen durchzugehen. So wie ich überhaupt noch einige andere dramatische Angelegenheiten an Sie zu bringen wünschte. Möchten Sie doch bei dem endlich eintretenden unfreundlichen Wetter sich recht wohl befinden und meiner freundschaftlich gedenken.« Goethe war es ohne Zweifel, der den Herzog bewogen hatte, Voß durch jene Bewilligung zu ehren. Die ihm übersandten Stücke waren das Vorspiel »Was wir bringen« und die Uebersetzungen des »Mahomet« und »Tancred«. Was Voß darauf erwidert, wissen wir nicht, eben so wenig, ob es zunächst zu einer weitern brieflichen Verbindung kam, wie man vermuthen sollte. An Heinrich Christian Boie schreibt Voß den 24. December: »Goethe hat mir neulich seine jüngsten Arbeiten geschickt, und mein Urtheil

über den Versbau verlangt. Er wünscht nach meiner Anleitung, wie er sich ausdrückt, die Sprache des Theaters etwas höher zu stimmen, auch im Gebrauch edlerer Versarten. Ja er scheint nicht abgeneigt, sich auch in der Ode zu versuchen, welches doch immer als Beispiel von Nutzen sein könnte. Goethe übersandte mir auch im Namen des Herzogs das freiwillige Geschenk der Schriftsässigkeit, wofür ich im Frühlinge wohl einmal zu Hofe gehen will. Es war im Werke gewesen, auf den Eutinischen Hofrath noch einen Weimarischen zu setzen; aber Griesbach hatte den gnädigen Einfall auf eine feine Art abgewehrt. — Ich werde gern bei guter Jahrszeit einmal einige Tage in Weimar zubringen, obgleich das Wohnen bei Goethe und seiner Nichtgattin mich etwas zurückschreckt.« So hatte also Goethe ihn, wie er es bei bedeutenden Männern zu thun pflegte, auf einige Zeit zu sich eingeladen, um zu einer gegenseitigen Annäherung und einer festen, auf vollem Verständniß ruhenden Verbindung mit ihm zu gelangen. Schon hatte Voß ein eigenes Haus mit Garten sich gekauft, das er im nächsten Frühling zu beziehen dachte. Leider litt er viel an gichtischem Zahnweh, und so glaubte er bereits damals, in Jena schwerlich zum Wohlgefühl zu gelangen, wie seine Gattin berichtet. Voß selbst schreibt Ende März 1803, er habe den Winter auf der Stube zubringen müssen, da sein gichtisches Zahnweh durch den leisesten Zug aufgeregt werde, doch habe er die Zeit noch leidlich genug hingebracht mit den Vorarbeiten zu seinem deutschen Wörterbuch von Luther bis zur Gegenwart, auch mit etwas strengern Arbeiten in der griechischen Literatur sich beschäftigt. Im Januar hatte er die berühmte Beurtheilung des Heyne'schen Homer begonnen. Goethe hatte einen nicht weniger schweren Winter bestanden, so daß er fast niemand sah, doch waren Voß durch einzelne Reisende freundliche Empfehlungen von ihm zugegangen. Als er am 24. Januar Zelter zu sich einlud, bat er

diesen, ja das mitzubringen, was er von ihren Freunden Herder, Voß und Schiller gesetzt habe, daß auch diese ihre Sachen durch sein köstliches Organ vernehmen möchten. Den 2. April kam die »natürliche Tochter« zur Aufführung, wobei Goethe selbst nicht anwesend war. Erst am 14. Mai gelang es diesem auf einige Zeit nach Jena zu kommen, wo er Voß in seiner neuen Wohnung in der Bachgasse besuchte. Einmal fand er Vossens Gattin im Garten auf dem Boden knieend, um die Einfassung auszubessern. »Er untersuchte theilnehmend mein Geschäft«, erzählt diese selbst, »und rieth Sachen zu wählen, die nicht so leicht vom Zufall gestört würden. Meine Antwort war, ich wäre noch zu unkundig in Jena, um die Plätze zu wissen, wo man sich dergleichen verschaffe. Ich arbeitete fort, während die Herren auf- und abgingen. Als wir einige Tage später Abends aus einer Gesellschaft heimkehrten, fanden wir alles gar zierlich und hübsch eingefaßt, und überall Sommerblumen hingepflanzt, unter denen so manches alte Bekannte. Goethe wollte den Dank dafür nicht annehmen, ward aber beim nächsten Besuch sehr heiter gestimmt durch unsere Freude daran.« Dem ältesten Sohn, den er eben beim Tapezieren fand, sagte er launig, er wolle ihn als Hoftapezier in Weimar empfehlen. Goethe wollte damals die eben zum Drucke bestimmte »natürliche Tochter« Voß vorlegen, um seine Ansichten über das Metrische zu benutzen, und es wurde dazu eine besondere Stunde festgesetzt. Aber die starren Forderungen von Voß, welche der Sprache Gewalt anthaten, verstimmten ihn so sehr, daß es bei dem ersten Versuche blieb. Das Stück selbst machte auf Voß einen widerwärtigen Eindruck. Auch über den Erziehungsplan seines Knaben, den er zuweilen mitbrachte, soll er sich mit Voß besprochen haben, was aber wenig wahrscheinlich, da er hierüber seine bestimmte Ansicht, auch längst einen Hauslehrer ihm gehalten hatte. Dagegen leidet kaum einen Zweifel, was Ernestine Voß erzählt, ihr Gatte habe

sich erboten, den Knaben während des Aufenthaltes in Jena täglich eine Stunde, auch wohl länger, zu beschäftigen. »Ein paarmal ging dies zu gegenseitiger Freude, so lange die Sache dem Knaben noch ein Spiel schien. In der Folge schlief er, das Buch vor sich habend, ein. Voß erzählte dies Goethe mit Laune, und fügte hinzu: Ich will nicht bestimmen, ob die Schuld an mir oder an August liegt; denn wir haben beide Gefallen an einander. Goethe meinte gleichfalls im scherzenden Ton, er könne es wohl bestimmen; denn er habe Aehnliches schon an sich selbst und andern erfahren. Der Knabe kam noch fortwährend zur bestimmten Stunde, war aber sichtbar froh, wenn Voß gerade beschäftigt war und ihn zu mir schickte.« Mehrmals holte Goethe Voß zu einer Spazierfahrt ab, wovon dieser stets heiter zurückkehrte. Abends kam er oft; nur sich anmelden zu lassen, war er nicht zu bewegen, da für das, was er sich bei ihnen holen wolle, auch das kleinste Mahl recht wäre. Und Vossens Gattin, welche dieses alles erzählt, wagt dennoch in ihrer spätern Verstimmung zu behaupten, die gewöhnlichen Gespräche, in denen so manches nicht zur Sprache gekommen, hätten Goethe nicht befriedigt, dieser habe Vossens Lage nicht zu schonen gewußt, er habe einer Unterhaltung bedurft, die er bei Voß nicht gefunden, da dieser in so vielen ihm bekannten Fächern ein Fremdling gewesen, auch von so manchen seiner neuesten Schriften nicht angesprochen worden, wogegen Voß empfunden, daß Beschäftigungen, die ihn gehoben, zum Theil nur zur Ausfüllung der Zeit gedient, Goethe nicht angezogen. Wer da weiß, daß es keine geistige Thätigkeit irgend einer Art giebt, woran Goethe nicht Antheil zu nehmen vermocht (und die Voß'schen lagen ihm am wenigsten ganz fern), daß gerade Goethe mit herzlichster Neigung sich den drückenden Verhältnissen seiner Freunde zuwandte, wenn er hülfreich zu sein vermochte, dem wird eine solche Behauptung ganz unglaublich scheinen. Goethe beschied sich wohl, daß Voß für

seine Farbenlehre und die bildende Kunst, ja auch für die höhere Dichtkunst keinen Sinn habe, und so verstimmte ihn dies nicht, aber es gab so viele Voß beschäftigenden Dinge, die einen trefflichen Stoff der Unterhaltung boten, wäre es auch nur der Gebrauch eines altdeutschen Wortes, das Voß gerade aufgefunden hatte.

Ende Mai ging Goethe nach Weimar zurück; Anfangs Juni finden wir ihn wieder einige Tage zu Jena. Auch diesmal wird Voß freundlich besucht worden sein, wenn damals auch gar manches Goethe im Sinne lag. Im August trieb ihn die Gründung einer neuen Literaturzeitung, da die alte nach Halle wandern sollte, wieder nach Jena, wo er darüber zunächst mit Paulus verhandelte, auch wohl Voß zu Rathe gezogen haben wird, der mit der Ernennung von Eichstädt zum Redacteur ganz zufrieden war. Den 29. August nennt er in einem Briefe an Zelter auch Voß unter den Mitarbeitern. Dieser kam damals gar nicht nach Weimar, da es ihm unmöglich schien, auch nur auf kurze Zeit sich von Hause zu entfernen. An Wolf, der ihn vergebens dringend zu sich einlud, schrieb er am 23. September: »Die (neue) allgemeine Literaturzeitung hat zu viel Rathgeber, die das junge, Leben verheißende Kind hindoktern können. Leider sind die Worte der Ankündigung schon so gewählt, daß unselige Händel daraus entstehen werden.« Am 13. October meldet Voß seinem vertrautesten Jugendfreunde, der Gedanke: »Weiter nach Süden!« sei in ihm zur Reife gekommen. »Hier ist manches, das anlocken will: ein schönes, bequemes Haus, ein hübscher Garten mit einer trefflichen Rankenhütte, nahe Spaziergänge, mehrere Freunde der Stadt, vor allen der ehrwürdige Griesbach u. s. w. Aber ich fühle mich unheimisch, und leide an Erkältungen nicht weniger als in Eutin. Dabei so manches Unangenehme, das die Nähe einer Akademie und einer Residenz mit sich führt. Ländliche Ruhe, entfernt von allem Geschwirre der

Leidenschaften, die suche ich, die werde ich im nächsten Frühling am Rhein oder am Neckar finden. — In Weimar bin ich seit dem ersten Besuche im vorigen Herbste nicht wieder gewesen, aber Goethe öfter bei mir, und neulich auch Schiller auf längere Zeit. (Er war vom 2. bis zum 7. in Jena gewesen.) Beide gefallen mir, der letzte vorzüglich als Mensch. (Seine Gedichte und Dramen waren ihm zuwider.) Herder hat mich einmal besucht, und mein Herz nicht erobert." Gleich darauf kam Goethe wohl auf einige Tage zur Weinlese nach Jena, darauf im Anfang November bis zur Mitte des Monats, und vom 24. einen ganzen Monat lang. Er war in dieser Zeit von so mancherlei Dingen, besonders von der neuen Literaturzeitung, wozu er selbst gleich einen bedeutenden Beitrag zu liefern hatte, und von den Angelegenheiten der Universität lebhaft in Anspruch genommen, so daß er zu keiner rechten Ruhe und Behaglichkeit gelangen konnte, und der December setzte ihm auch diesmal, wie gewöhnlich, sehr zu, woher er in trübster Stimmung war. Damals mochte er auch, wenn er zu Voß kam, nicht immer guter Dinge sein, was dieser und seine Gattin wohl empfanden, ohne die Schonung, welche sie selbst forderten, gegen ihn zu üben und auf seinen Zustand Rücksicht zu nehmen; auch legten sie wohl die Seltenheit seiner Besuche sich irrig aus. Den 5. November meldet Ernestine Voß an Schiller's Gattin, Goethe habe sie gerade in ihrer heitern Stimmung wegen der Herstellung ihres Sohnes Heinrich getroffen, und sie hofften, ihn noch öfter zu sehen. Am 2. December schreibt Goethe an Schiller: »Voß habe ich erst einmal gesehen (seit dem 24. November), da ich wegen der Nässe mich kaum bis an die Bachgasse getraue. Er hat nun Burkhard Waldis an die Reihe genommen, um dessen Worte und Redensarten ins Wörterbuch zu notiren. Ich muß mich erst wieder zu ihm und seinem Kreise gewöhnen, und meine Ungeduld an seiner Sanftmuth be-

zähmen lernen *). Dürfte ich an etwas Poetisches denken, so läse ich mit ihm wie sonst; denn da ist man gleich in der Mitte des Interesses.« Man sieht, Goethe fühlte selbst, wie wenig seine Unruhe dem behaglicher Ruhe bedürfenden, körperlich leidenden Manne, der freilich noch zwei Jahre jünger als er, aber viel peinlicher war, wohlthätig werden konnte, da er jetzt auf nichts mit voller Seele einzugehen vermochte. Hiernach beurtheile man es, wenn Ernestine Voß bemerkt, Lust zu häufigen Besuchen habe Goethe nicht haben können, da dasjenige, was sie gedrückt habe, außer dem Kreise seiner Theilnahme gelegen. Sie selbst muß zugestehen, daß sie ihn doch auch in dieser Zeit von seiner liebenswürdigsten Seite kennen gelernt. »Dann kam er Abends«, berichtet sie, »in seinen Mantel gehüllt, den er, wie er erzählte, noch in seiner Kriegsperiode (1792) genutzt, und hatte vorn auf der Brust eine Laterne, an einem Haken hängend. So faßte ihn einmal Voß, als er seine Hülle abgeworfen hatte, kräftig schüttelnd an beiden Schultern, und sagte: Ihr habt etwas gemacht, was uns sehr mißfallen. — Wie so? rief er verwundert mit ernstem Gesicht. — Ihr habt eine Sammlung so schöner Lieder (seine »der Geselligkeit gewidmeten Lieder« in dem von ihm und Wieland herausgegebenen »Taschenbuch«) so eben drucken lassen, und uns nicht einmal auf diese Freude vorbereitet. — Der Uebergang vom Ernst zu heiterer Gemüthlichkeit in seinem schönen Auge war unbeschreiblich, und er ließ uns beide fühlen, daß ihn dieses überrascht. Voß las nun mehrere Lieder selbst vor, über andere entstand ein lebhaftes Gespräch.« Daß Goethe keine Lust gehabt, ihm die Lieder vor dem Drucke vorzulegen, war sehr natürlich. »Ein andermal trat er in's Zimmer, als ich eben einen herzlich kindlichen Brief von seiner Nichte Nicolovius (zu Eutin) erhalten hatte, in dem sie auf ihre gar zu liebe Weise aus dem

*) Goethe ist hier, wie auch sonst, ungerecht gegen sich selbst, indem er andern Vorzüge beilegt, die er selbst in viel höherm Grade besaß.

häuslichen Kreise erzählte, wo ich so ganz heimisch war. Von dieser Nichte hatte ich ihm schon manches mitgetheilt. — Wenn Sie diesen Brief lesen, sagte ich zu ihm, so sehen Sie das liebe Kind ganz, wie es ist. — Er nahm ihn rasch aus meiner Hand, und fing mit heitern Zügen an zu lesen. Allmählich wurden sie ernster, und am Ende liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen. Er saß eine Weile schweigend, bis er mit lebhaftem Gefühl ausrief: Diese Tochter ist das wahre Ebenbild meiner Cornelia.« In dieser Zeit lud auch Vossens Gattin ihn einmal mit einem in Hexametern geschriebenen Gedichte im Namen der mitgesandten Stahlkolbe zu einem Stahlpunsche ein, wie sie am 5. November auch Schiller launig dieses echt nordische Getränk in Aussicht stellte. Auf eine Einladung sei er sonst nicht gern erschienen, und dann gewöhnlich steif und wortkarg gewesen, wird berichtet; diesmal aber habe er sich gleich anmelden lassen, und sich ganz herzlich gezeigt.

Nach der Mitte des Monats fand sich Goethe in so bitterer Verstimmung, daß er an Schiller's Gattin schreibt, er möchte sich am liebsten mit dem eben hingeschiedenen Herder begraben lassen; doch konnte er endlich der dringenden Anforderung nicht widerstehen, nach Weimar zurückzukehren, um Frau von Staël bei sich zu empfangen. Während des Januars 1804 war er sehr leidend. Da Böttiger in der Mitte des Monats seine Entlassung als Director des Weimarer Gymnasiums verlangte, trug man Voß die Stelle an, die er ebenso bestimmt ablehnte, wie die durch Herder's Tod erledigte Oberaufsicht der Landesschulen, obgleich diese nur einige Wochen seinen Aufenthalt in Weimar bedingte. Die grämliche Peinlichkeit, die Voß hierbei zeigte, war für Goethe verletzend. Da aber auch die Anstellung seines ältesten Sohnes am Weimarer Gymnasium in Anregung gebracht worden war, so ging Voß darauf um so lieber ein, als seine eigene Empfehlung desselben zu der Rectorstelle in Eutin ohne

Erfolg geblieben war. Zur genauern Besprechung der Sache kam er mit seiner Gattin Anfangs Februar auf einige Tage nach Weimar, wo Goethe, da er selbst leidend war, ihm eine Wohnung in seiner nächsten Nähe besorgt hatte. Der Herzog kam den Nachmittag zu Goethe, um den Hofrath Bach kennen zu lernen, der nach dem Thorzettel bei ihm abgestiegen sei; denn diesen Namen hatte sich Voß beigelegt, um den Herzog nicht besuchen zu müssen. Dieser nahm seine Entschuldigung freundlichst auf und bezeigte ihm warme Theilnahme. Goethe hatte Voß und seine Gattin in seinem Studirzimmer freundlichst empfangen. Zu Mittag aßen sie bei ihm, wo sich denn auch Schiller regelmäßig einstellte. Goethe's herzliches Wohlwollen äußerte sich in schönster Weise. Man beschloß, der Sohn solle sogleich auf einige Zeit ihn besuchen, um sich zu seinem neuen Lehramte vorzubereiten. Vom 10. Februar an weilte dieser neun volle Tage in Goethe's Hause, wo er sich der väterlichsten Neigung des verehrten Mannes erfreuen durfte und sich von der herzlichen Gesinnung desselben für seinen Vater überzeugen konnte. Ende März kam der junge Voß wieder zu Goethe, um den abwesenden Hauslehrer seines Sohnes auf einige Zeit zu vertreten. Wie höchst liebenswürdig sich der große Dichter gegen diesen bezeigte, dem er sogar insgeheim das Doctordiplom von Jena ausgewirkt hatte, wissen wir aus dessen Briefen an seinen Oheim Boie. Goethe ließ sich von ihm die Gedichte seines Vaters vorlesen, von denen er eine ehrenvolle Anzeige in der Literaturzeitung geben wollte. Voß selbst lieferte zu diesem neuen, von Goethe mit leidenschaftlicher Hast betriebenen Unternehmen einen ausführlichen Bericht über Adelung's Wörterbuch und Klopstock's »grammatische Gespräche«. Der Sohn war Zeuge, von welcher Rührung Goethe bei einzelnen Gedichten seines Vaters ergriffen wurde und wie ernst ihm sein Lob gemeint war. Manche Stellen der Beurtheilung führte dieser aus, so daß Goethe sie nur überarbeitete. Wenn, wie Er=

nestine Voß berichtet, das Gerede ging, diese Mitte April erscheinende Beurtheilung sei eine Satire, so konnte dies nur von Böswilligen ausgestreut werden. Nach zehn Tagen kehrte Heinrich Voß nach Jena zurück, um bald darauf zur Uebernahme seiner Stelle sich wieder einzufinden. Bei der Einführung zugegen zu sein, hatte der Vater abgelehnt, aber einen baldigen Besuch in Aussicht gestellt, der auch Mitte Mai erfolgte. Ein paar Tage blieb er mit seiner Gattin bei Goethe, besuchte auch den Sohn in der Schule; doch konnte Goethe ihn auch diesmal nicht bestimmen, dem Herzog, der sich so wohlwollend gegen ihn gezeigt, einen Besuch zu machen. Seine Ernestine berichtet, Goethe sei auch jetzt wieder sehr herzlich gegen sie gewesen, besonders Abends, wenn sie an einem kleinen Tische in einem kleinen Zimmer ihr Abendbrod verzehrt hätten. Da Voß gerade damals einen Antrag, nach Würzburg zu kommen, abgelehnt hatte, so wiederholte Goethe lebhaft den schon früher geäußerten Wunsch, er möge vom Herzog einen Jahrgehalt annehmen, und als Voß dies verwarf, meinte er, Kleinigkeiten für die Wirthschaft dürfe er doch nicht ablehnen, Korn zum Brodbacken, Futter für die Hühner, Brennholz, ein paar Hasen und Rehe. Nach seiner Rückkehr erhielt Voß wirklich eine Anweisung auf solche Dinge, deren Werth er selbst auf 200 Thaler schätzte. Auch bei seinem wiederholten Aufenthalte zu Jena im Juni und Anfangs Juli wird Goethe mit Voß sich freundlich zusammengefunden haben. Schiller kam am 19. Juli auf längere Zeit dorthin; leider aber befiel ihn eine bedenkliche Krankheit. Ende Juli ward der Antrag, nach Würzburg zu kommen, in noch ehrenvollerer Weise an Voß gestellt, der diesmal noch nicht ganz ablehnte, sondern bei seiner längst beabsichtigten Reise nach Ulm und Karlsruhe sich an Ort und Stelle entscheiden wollte, wie er am 2. August nach Würzburg schrieb. Heinrich Voß meldet schon am 22. August, bald nach der Abreise seines Vaters, das erste Feuer, womit ihn der

erneuerte Antrag ergriffen habe, sei etwas gedämpft, da man neben den Vortheilen auch die Nachtheile erwogen habe, und nur Dankbarkeit gegen Würzburg sei zurückgeblieben: allein die Sache war keineswegs ganz abgethan. Voß machte den Umweg über Würzburg, wo man die vorigen Anträge wiederholte; er sollte seine bisherige Lebensart beibehalten, nur ein philologisches Seminar begründen und beaufsichtigen. Die vom Grafen Thürheim gemachten Bedingungen übertrafen alle seine Erwartungen, nur die Bestätigung fehlte noch. Als Voß aber am 5. October nach Würzburg zurückkehrte, fand er die neuentworfene Schulordnung vor, worin der alten Literatur fast keine Stelle gegönnt war. Sofort erklärte er, nicht annehmen zu können, da diese Schulordnung ihn ganz überflüssig mache, und er ließ eine darauf bezügliche Erklärung in die Jenaer Literaturzeitung einrücken. Mit herzlicher Freude begrüßte Goethe diese Nachricht zu Vossens innigster Rührung.

Er kam eben zur Weinlese nach Jena, als Voß zurückgekehrt war. Die Bedenklichkeit wegen der Annahme eines Jahrgehaltes suchte Goethe von neuem zu heben, und man erging sich in mancherlei Plänen, sein künftiges Leben zu erheitern. Auch kamen Vorschläge von Weimar aus, seine als feucht sich erweisende Wohnung mit einer andern zu vertauschen, oder auf einem zu schenkenden Platze ein neues Haus zu bauen, wobei man ihn kräftig unterstützen wolle. »Daß Goethe bei allem diesem, wenn nicht Triebfeder, doch Mitwirkender war«, bemerkt Ernestine Voß, »wurde freilich nicht ausgesprochen, erhellte aber deutlich aus seiner herzlichen Theilnahme.« Auch Heinrich Voß wollte dem an ihn ergehenden Rufe nach Würzburg nicht folgen. So schien Voß für Jena gewonnen. Kam Goethe auch zunächst nicht dorthin, so wird es doch an freundlicher Verbindung nicht gefehlt haben.

Im April 1805 gelangte ein Ruf von Heidelberg aus an Voß,

der ihn aber ausschlug, da er dem angebotenen Jahrgehalte von 500 Gulden seine Jenaischen Verhältnisse vorziehen zu müssen glaubte. Als aber im Mai ihm 1000 Gulden und Umzugskosten angetragen wurden, ging er, ohne irgend eine Rücksicht auf das zu nehmen, was ihm in Jena geboten worden war und was ihm dort auf seinen Wunsch zugesichert worden wäre, sofort darauf ein. Er werde, schrieb er schon am andern Tage, obgleich mit schwerem Herzen, von seinen Gönnern und Freunden in Weimar und Jena sich loswinden und folgen, wohin der edelste Kurfürst mit so ehrender Freigebigkeit zum stillen Anbau der Wissenschaften ihn einlade. »Dem Durchlauchtigen Herzog von Weimar«, meldet er in demselben nach Heidelberg gerichteten Briefe, »werde ich am ersten heitern Tage persönlich für die zuvorkommenden Begünstigungen meines hiesigen Aufenthaltes Dank abstatten; bis dahin wird mein Freund Goethe mich vertreten.« Dieser, dem er nicht ein Wort davon früher gemeldet, dessen Freundschaft er durch keine Bitte um Rath geehrt, hatte gerade damals wieder einen starken Anfall seines oft wiederkehrenden Uebels erlitten, und war zugleich wegen des schwer erkrankten Schiller tief gebeugt. Er vernahm diese traurige Kunde erst neun Tage nach Schiller's Tod, am 18. Mai, wo er zum erstenmal wieder den Park besuchte, durch Riemer, den Hauslehrer seines Sohnes. Heinrich Voß, der ihm hier begegnete, meldet ein Jahr später: »Seine Krankheitsschwäche, Schiller's Tod und der Verlust meines Vaters, alles lag schwer auf seinem Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. Schiller's Verlust, sagte er unter andern mit einer Donnerstimme, mußte ich ertragen; denn das Schicksal hat mir ihn gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht!«

Als Voß mit seiner Gattin Mitte Juni Goethe in Weimar besuchte, fand er ihn kalt und zurückhaltend, was er der Zuträ-

gerei von Aeußerungen zuschrieb, die er über ihn gethan. Eine offene, gegenseitige Erklärung, die Voß überall und so oft mit Erfolg geübt, meint seine Gattin, hätte vielleicht zum richtigen Verständniß geführt, aber sie habe ohne ein Bedürfniß des Herzens (Vossens oder Goethe's?) nicht stattfinden können. Und doch hätte ihr eigener Sohn sie eines andern belehren können, ja es wäre sonderbar, wenn er dieses nicht versucht; denn dieser schreibt am 28. Juni an Schiller's Wittwe: »Jacobi, der liebenswürdige Mann, ist hier seit fünf Tagen und bleibt bis Montag (den 1. Juli). Gestern und vorgestern brachte er in Jena bei meinen Eltern zu. — Er hat es bei Goethe glücklicher getroffen als meine Eltern; denn jetzt ist Goethe um vieles heiterer. Goethe hat vorigen Sonnabend (den 22.) einen Anstoß seiner Krankheit gehabt, aber schon wieder schwächer als das letztemal. — Dieses Uebel hat in ihm gewühlt, als meine Eltern hier waren. Jacobi ist nach dem Ausbruch gekommen, und hat einen äußerst heitern, geselligen und mitunter lustigen Goethe gefunden. (Erst nach und nach erheiterte sich Goethe, wie Jacobi berichtet.) Goethe hat sogar einen Geniestreich gemacht. Kaum ist Jacobi nach Jena abgereist, so folgt ihm Goethe nach und überrascht ihn daselbst. Das freut mich herzlich, daß Goethe meine Eltern noch einmal in Jena sieht.« Aus Knebel's Briefen an seine Schwester erfahren wir, daß Goethe mit Jacobi den 27. in Jena war. Der Brief von Heinrich Voß ist noch vor seiner Rückkehr am 28. geschrieben. »Wir waren den größten Theil des Abends bei Voß zusammen«, erzählt Knebel, »und der Abend hat mir einen Theil meiner bisherigen Freudenlosigkeit abgestreift, da unter zusammengestimmten Menschen wirklich eine Art neuen Lebens entsteht.« Wer könnte nach dieser Aeußerung an eine Verstimmung denken! Goethe wird sich seinen Freunden offen hingegeben, aber nach seiner Art des traurigen bevorstehenden Ereignisses nicht gedacht haben. Voß war aber wohl verletzt

da er Goethe's Verhalten sich falsch auslegte, noch mehr seine Gattin, und selbst seine Heiterkeit mochte sie unangenehm berühren. So nur erklärt sich der Groll, den Voß und seine Gattin deshalb im tiefsten Herzen gegen Goethe hegten. Am 15. August schreibt Ernestine Voß an Schiller's Wittwe: »Mit Goethe sind wir gerade da stehen geblieben, wo wir standen, als ich Sie zuletzt sahe (beim Besuche in Weimar). Es ist auch nicht eine Silbe von unserm Wegziehen geredet, es ist nicht ein herzliches Wort gesprochen. Goethe ist nicht bestimmt, das Wohlthätige, was herzliche Verbindung geben kann, sich zu eigen zu machen. Ich beneide auch seine einsamen Stunden nicht; denn er muß doch manchmal eine dunkle Ahnung davon haben, daß es nicht gut sei, daß der Mensch allein stehe. Ich habe auch keine Sehnsucht nach seiner Nähe; mir ist gottlob die Welt noch nicht wieder so eng gewesen als in seinen Zimmern!« So bitter und hart wie ungerecht und ohne Einsicht! Goethe widerstrebte es, beim Abschiede sich dem Schmerze der Trennung zu überlassen und sich in gewohnten, wenn auch noch so herzlichen Freundschaftsversicherungen zu ergehen; von dem, was einmal nicht zu ändern war, von dem Unvernünftigen, wie er es nannte, wollte er weiter nichts wissen, und es gereichte ihm zur Freude, gerade in dem heitern Freundeskreise über das Gefühl der Trennung sich zu erheben. Und Voß hatte wahrlich wenig Neigung gegen Goethe gezeigt, da er bei seinem so bedenklichen Zustande, ohne ihm ein Wort zu sagen, die Einladung nach Heidelberg mit einem Jahrgehalte, das ihm auch in Weimar nicht versagt worden wäre, sofort annahm. Goethe verwand auch diesen sein herzliches Wohlwollen bitter treffenden Schmerz, da er die eigensinnige Hartnäckigkeit und den störrischen Unmuth von Voß kannte, der nicht allein in Jena bleiben wollte, da so viele seiner dortigen Bekannten nach dem Süden zogen. Seine Gesundheit würde sich in Jena wohl allmählich eben so gut wie

in Heidelberg hergestellt haben. Goethe wurde von Voß und seiner Gattin nie mit rechter Liebe beurtheilt, wenn er auch durch die herzliche Anmuth seines Wesens sie zuweilen hinriß. Als beide am 9. Juli durch Weimar reisten, war Goethe bereits in Lauchstädt; er hatte in Jena von ihnen Abschied genommen, und wohl schon in Weimar. Daß er auch ihretwegen, nicht bloß Jacobi zu Liebe, nach Jena gekommen war, hatten sie für nichts angeschlagen.

Heinrich Voß blieb zunächst in Weimar, wo er sich Goethe's väterlichster Theilnahme und Sorge, wie die Mutter selbst gestehen muß, zu erfreuen hatte. Auch soll Goethe selbst es gebilligt haben, als er, um sich ganz herzustellen, Ende 1806 nach Heidelberg übersiedelte. Die freundlichste briefliche Verbindung erhielt sich nach der Trennung. Auf Brief und Sendung des jungen Freundes erwiederte Goethe am 17. März 1807 in heiterer Weise: »Fahren Sie doch ja fort in den Schilderungen Ihres Heidelbergischen Kreises, damit ich immer mehr angereizt werde, wo nicht in Person, doch in meinen Progenituren einen Besuch abzustatten. August (sein Sohn) neigt sich schon sehr dorthin, um wieder, wie vormals, der Nachbar seines geliebten Lehrers zu sein.« Wie herzlich Heinrich Voß Goethe zugethan blieb, wie sehr er sein herrliches Gemüth zu schätzen wußte, zeigen seine Briefe an Schiller's Wittwe. Daß Goethe's Sohn nach Heidelberg kommen solle, gereichte ihm zur höchsten Freude, nur bedauerte er, daß der Vater ihn nicht begleiten wolle. Als August Goethe im Frühjahr 1808 nach Heidelberg zog, folgten ihm die besten Empfehlungen an die alten Freunde Voß und Thibaut, bei denen er wie im elterlichen Hause sich befand. Daß dieser in einem wirklich herzlichen Verhältnisse zu ihnen gestanden, sich an ihren Sohn kindlich angeschlossen, und Rath und Warnung gern angenommen habe, gesteht Ernestine Voß. Voß selbst schreibt im folgenden Januar an Knebel: »Sogar auf Goethe's Besuch

rechnen wir. Sein August ist mir gar lieb und gehört zu meinen Hausfreunden.« Aber so ganz wird dieser, der bis zum Herbst 1809 in Heidelberg blieb, den Einflüssen von Voß nicht gefolgt sein, da dieser fast mit allen bedeutenden Leuten in Heidelberg zerfallen war, nicht bloß mit Creuzer, sondern auch mit seinem Kieler und Jenaer Freunde Thibaut, und seine Plumpheit und Rechthaberei ihn überall verhaßt gemacht hatten, wie sich aus Thibaut's Briefen an Knebel ergibt. Auch in Thibaut's Hause war August Goethe freundlich aufgenommen. Das Sonett an Goethe, worin Voß die Sonettform bitter verfolgt (es erschien 1808 im Morgenblatt), mißfiel Goethe sehr. Vor lauter Prosodie, schrieb er an Zelter, sei Voß die Poesie entschwunden. Diese Verfolgung einer rhythmischen Form mit Haß und Wuth heiße gar nichts, und lächerlich sei es, sein Sonett, worin er einiges zu Ungunsten der Sonette gesagt, immer wiederzukäuen, aus einer ästhetischen Sache eine Parteisache zu machen, und ihn auch als Parteigesellen heranzuziehen. Auch die »kritischen Briefe über Götz und Ramler«, womit Voß seinen Jenaischen Freund Knebel verletzte, der ihn beim Abschiede so freundlich bewirthet hatte, thaten Goethe nicht wohl; die Sache selbst sei kaum der Rede werth.

Als Voß mit den Seinigen im Sommer 1811 nach Jena kam, fand er bei Goethe nicht die erwartete Herzlichkeit. »Ueber Goethe's Aufnahme sind meine Eltern nicht froh gewesen«, schreibt Heinrich Voß nach der Rückkehr. »Ich gestehe Ihnen, daß mich lange nichts so sehr gekränkt hat. Meine Aufnahme war, wie ich hinterdrein merke, im Grunde auch sehr kalt; ich merkte das nur damals nicht, weil meine Freude, den Mann wieder zu sehen, zu groß war, und weil es wirklich das zweite- und drittemal anders war. So wäre es auch meinem Vater geworden, aber dem verdenke ich's nicht, wenn er es nach dem erstenmal nicht zum zweitenmal versuchen wollte. Daß mein

Vater ihm, zum mildesten gesprochen, gleichgültig geworden ist, sehe ich deutlich: auch fand ich, was ich meinen Eltern nicht sagen will, im Gartensaale seine Büste nicht mehr, die ihm ehemals so theuer war.« Am 17. Juli war Voß nach Jena gekommen, aber da er seine Wohnung bei Grießbach besetzt fand, sogleich nach Rudolstadt zurückgekehrt. Eine Woche später kam er mit Frau und Sohn wieder. Voß, der Goethe hier in seiner Wohnung im Schlosse besuchte, mag ihn nicht in bester Laune getroffen haben, wie ihn auch Knebel einmal in dieser Zeit hypochonder traf, und es dauerte bei ihm lange, ehe er bei Freunden, die er mehrere Jahre nicht mehr gesehen, aufthaute und sich herzlich hingeben konnte. Auch mochte Voß, den Knebel diesmal »etwas trocken, mager und hölzern« fand, nichts weniger als liebenswürdig und offen sich zeigen, besonders da die alte Verstimmung noch in ihm saß. Und Vossens Verhalten in Heidelberg war wahrlich nicht der Art, daß dieser Vertrauen zu ihm fassen konnte. Dadurch, daß er nicht den ersten Augenblick aufjubeln konnte, stieß Goethe Voß und seine Gattin wohl gleich zurück, weshalb diese verschlossen blieben. Daß diese die Schuld Goethe allein aufbürdeten, da sie doch seinen Charakter besser kennen und wissen mußten, daß er nicht sein Herz dem ersten Eindruck zu öffnen vermochte, das war sehr natürlich. So blieb es denn bei diesem ersten Besuche, obgleich Goethe erst am 27. Jena verließ. Der Sohn kam auch nach Weimar, wenn er nicht etwa mit Goethe zurückfuhr, wogegen die Eltern auf der Rückreise Weimar mieden. Hiernach versteht man es, wenn Ernestine Voß am Ende des Jahres an Schiller's Wittwe schreibt: »Diesmal widerstand es unserm Gefühl, nach Weimar zu kommen, weil Goethe so kalt, so steif war. Voß hätte doch zu ihm gehen müssen, und wer sieht so was gerne mehr als einmal? Einmal ist fast schon zu viel, besonders wenn man sich keiner Veranlassung dazu bewußt ist. Wie solches Benehmen in einem

fühlenden Herzen Platz einnehmen kann, verstehe ich nicht, und manchmal hat er doch, als wir Nachbarn waren, ein Herz selbst uns nicht verhehlt. Es wird mir jetzt weit schwerer als vor der Reise, das Bild des liebenswürdigen Goethe in meine Seele zurückzurufen; den Schaden fühlt er nicht, aber ich fühle ihn wenigstens noch eine Weile.« Voß war Goethe freilich immer fremder geworden, aber das Herz würde sich ihm bald auch gegen ihn, den Wohlthäter seines August, erschlossen haben, hätte er ihm Ruhe gelassen, und sich selbst nicht gleich nach der ersten Berührung verletzt zurückgezogen. Heinrich Voß wurde offenbar durch seinen Vater, der einen übermäßigen Einfluß auf ihn übte, dazu verleitet, seinen eigenen Empfang bei Goethe anders aufzufassen, als er ihm selbst erschienen war. Wenn Ernestine Voß später schreibt, ihr Sohn habe mit traurigem Herzen empfunden, daß das alte Verhältniß sich anders gestaltet, so stimmt dies nicht mit der oben angeführten unmittelbaren Aeußerung des von seinen Eltern so stark bestimmten Sohnes.

Am 24. September 1814 kam Goethe mit Sulpiz Boisserée und Christian Schlosser nach Heidelberg, wo er bei den Brüdern Boisserée wohnte. Unter den Freunden wurde auch Voß besucht, bei welchem Goethe am 3. October mit seinen nähern Freunden zu Tische war. Ernestine Voß berichtet später, er sei damals in heiterer Stimmung, gegen sie sehr freundlich gewesen; an ihrer gemüthlichen Wohnung und an Vossens gestärkter Gesundheit habe er Gefallen gehabt. »Auf eine herzliche Theilnahme hatten wir nicht gerechnet, waren also vollkommen befriedigt mit der Unbefangenheit und Freundlichkeit. Er brachte auch einen Tag bei uns in heiterer Gesellschaft zu, und wir mit ihm bei andern Freunden.« Daß Voß ihm ganz unbefangen entgegen getreten sei, ist kaum zu glauben, und bei der mancherlei Zerstreuung dieser Tage war auch ein herzliches Eingehen auf die gegenseitigen Zustände kaum möglich. Bei dem zweiten Besuche Heidel-

bergs im September 1815 kam Goethe gleich am ersten Abend, am 21., zu Voß, den er in seinem kleinen Zimmer bei der Arbeit fand. »Die Aussicht aus dem Fenster«, erzählt Ernestine Voß, »machte ihm so lebhafte Freude, daß er ankündigte, er wolle zu einer Stunde wiederkommen, wo ihn die Sonne nicht störe, und diese herrliche Aussicht zeichnen. Die Stunde kam bei seinem Uebelbefinden nicht. Unser Sohn nahte ihm diesmal noch schüchterner als das erstemal (sein Vertrauen hatten die Eltern selbst zerstört), und merkte bald, daß ein kurzer Besuch der angemessene war.« Goethe war diesmal sehr in Anspruch genommen, besonders durch die Ankunft des Herzogs; mit diesem ging er nach Mannheim, mit Boisserée nach Carlsruhe, und als er von dort zurückgekehrt war, fühlte er sich so angegriffen, unruhig und unwohl, daß er seine Abreise beschleunigen, ohne Abschied zu nehmen, sich entfernen mußte. So unterblieb der in Aussicht genommene weitere Besuch des alten Freundes, der seinen übrigen Heidelberger Freunden feindlich oder fremd gegenüberstand.

Es war das letztemal, daß sich die Freunde sahen; jede nähere Verbindung unterblieb wohl. Im folgenden Jahre, und auch später, kam Zelter zu Voß, mit dem er sich gut zurecht fand, da sie beide von derber Natur waren. Dieser wird auch wohl von Goethe Grüße überbracht haben. Den Anfang der Shakespeareübersetzung sandte Heinrich Voß 1818 an Goethe, den Sulpiz Boisserée bereits vorher in dessen Namen um freundliche Aufnahme derselben gebeten hatte. Leider mußte dieser völlig Zelter's Urtheil beistimmen, sie beweise nur, daß Shakespeare ganz unverwüstlich sei. Vossens Angriffe auf Stolberg (1819 und 1820) waren ihm außerordentlich widerwärtig; die Schuld des öffentlichen Ausbruches trug ja Voß allein, der seinen Grimm nicht unterdrücken konnte und auch höchst einseitig urtheilte. Seine Uebersetzung des Aristophanes (1821) zog ihn lebhaft an. Im Frühling 1822 erschien Goethe's »Campagne in Frankreich«,

worin Voß als Uebersetzer Homer's, Metriker und Dichter der »Luise« ehrenvoll erwähnt war. Den am 20. October desselben Jahres erfolgten frühzeitigen Tod von Heinrich Voß wird Goethe schmerzlich empfunden haben. Als dieser selbst im Februar 1823 bedenklich erkrankt war, fühlten sich Voß und seine Gattin herzlich bewegt. Letztere schrieb den 9. März an Schiller's Wittwe dringend um baldigste Nachricht. »Möge es Gottes Wille sein, daß er wieder genese und noch eine Zeitlang unter uns weile! — Wie lebhaft dachten wir in dieser Zeit jeder schönen Stunde, die wir ihm danken, jedes Zeichens der Liebe, wodurch er unseres Sohnes Herz an sich gefesselt. Sie werden uns sehr erfreuen; je schneller je besser. Wir hielten ihn noch so gerne fest auf dieser Erde, wo noch so manches Gute zu wirken ist. — Könnte herzliche Theilnahme retten, so würde er bald wieder frisch und freute sich seines Lebens und aller, die ihn lieb haben.«

Die Erbitterung, womit Voß vom Jahre 1824 an Creuzer's »Symbolik« bekämpfte, ließ Goethe nur die herbe Schärfe des sonst so tüchtigen, aber einseitig hartnäckigen Mannes bedauern, den auch das Alter keine Milde und Schonung gelehrt hatte. Vergebens wollte Ernestine im Jahre 1825 Voß bewegen, den Großherzog von Weimar, der, obgleich er früher den schuldigen Besuch in Weimar versäumt, sich ihm so außerordentlich theilnehmend bewiesen hatte, als er sich in Wilhelmsthal von ihm verabschiedete — vergebens bemühte sich die Gattin, ihn zu bestimmen, diesen zu seinem fünfzigjährigen Regierungs- und Vermählungsfeste zu beglückwünschen; er wollte, äußert sie, nicht als zudringlich erscheinen: aber wahrscheinlich grollte er dem Großherzoge, daß er ihn im Herbste 1815 bei seinem Aufenthalte zu Heidelberg nicht aufgesucht hatte. Noch weniger dachte er daran, als ganz Deutschland gleich darauf am 7. November den Tag feierte, an welchem Goethe vor fünfzig Jahren nach Weimar gekommen war, dem großen Dichter ein Zeichen seiner Theilnahme zu widmen.

Wenige Monate später, am 29. März 1826, verschied Voß nach kurzem Unwohlsein. Ernestine zeigte Goethe ihren Verlust an, da ihr Herz sie dazu trieb. Goethe sandte ihr zum Zeichen seiner Gesinnung, »ohne einige Zeilen seiner Hand«, wie sie sich äußert, die zu seinem Jubelfeste geprägte Medaille in Bronze. Es war dies die Art, in welcher er damals ihm erwiesene Freundlichkeiten erwiederte. Der gebeugten Gattin Trostworte zu sagen, die höchstens Antheil auszusprechen vermochten, war seiner Natur zuwider. Freilich war es dieser empfindlich, daß kein tröstendes Wort der Erwiederung die Sendung begleitete, aber sie legte sich doch die Sache bald zurecht, wenn auch nicht in ganz billiger Weise.

Wie sehr Goethe Voß besonders als Uebersetzer des Homer und als Dichter der »Luise«, vor allem in ihrer ungekünstelten ersten Gestalt, zu schätzen und sein Verdienst für unsere deutsche Bildung zu würdigen wußte, zeigen Eckermann's Gespräche. Als er mit diesem im October 1827 zu Jena war, fuhr er mit ihm zur Bachgasse, wo Voß gewohnt hatte. Er führte ihn in das Haus und durchschritt mit ihm den Garten, wo sie auf Rasen unter lauter Obstbäumen gingen. Nachdem er launig der Vorliebe Ernestinens für ihre Eutiner Aepfel gedacht hatte, fuhr er fort: »Ich habe übrigens hier mit Voß und seiner trefflichen Ernestine manchen schönen Tag gehabt und gedenke der alten Zeit sehr gerne. Ein Mann wie Voß wird übrigens so bald nicht wieder kommen. Es haben wenig andere auf die höhere deutsche Cultur einen solchen Einfluß gehabt als er. Es war an ihm alles gesund und derb, weshalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältniß hatte, woraus denn für uns anderen die herrlichsten Früchte erwachsen sind. Wer von seinem Werthe durchdrungen ist, wie ich, weiß gar nicht, wie er sein Andenken würdig genug ehren soll.« Ziehen wir auch von dieser Aeußerung billig ab, was auf die Erregung

des Augenblicks fällt, die dankbarste Hochschätzung des Mannes und seiner Verdienste, ungetrübt durch die Erinnerung an seine Schroffheit, Einseitigkeit und Härte, tritt unverkennbar hervor. Goethe sah wohl, wie die Tugenden auch hier mit den Schwächen innig verwachsen waren. Hätten Voß und seine Gattin zu einer gleich liebevollen Beurtheilung Goethe's sich erhoben, hätten sie nicht, wo sie nicht seinen vollen Herzschlag fühlten, sich gleich tief verletzt zurückgezogen, so würde das Verhältniß ein völlig ungetrübtes geblieben sein. Aber mit wem hat sich bis zu Ende Voß ganz vertragen können, wenn das Verhältniß ein näheres war! Wirkliche Kälte des Herzens und treuloser Verrath der Freundschaft lag Goethe durchaus fern, und auch seine Beziehung zu Voß zeigt ihn viel reiner und billiger als den ihm grollenden Freund, der freilich, wie seine Gattin bekundet, ein gewisses Dankgefühl gegen ihn mit in das Grab nahm. Mögen wir Vossens stets dankbar eingedenk bleiben, und bei seinen Fehlern uns des Wortes von Goethe erinnern, daß niemand eine Faser seines Wesens ändern kann, aber auch Goethe ganze, volle Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, der es mit Voß so herzlich wohl meinte, aber endlich empfinden mußte, daß dessen Herz ihm widerstrebte.

V.

Reichardt.

Die Menschen kommen auf wunderbare Weise zusammen und auseinander; der Zufall treibt hier sein buntestes Spiel, und die wenigsten sind im Stande die Prüfung, welche jeder Freundschaft wartet, wohl zu bestehen, bei dem sich hervorthuenden Trennenden das Einigende in treuem, rein liebendem Herzen festzuhalten, da meist nur Gewohnheit und äußere Verhältnisse freundschaftliche Verbindungen, freilich nie wahre Freundschaft, schließen. Aber auch die richtige Beurtheilung solcher Bündnisse ist seltener, als man sich gewöhnlich vorstellt; statt das ganze Verhalten beider Theile in seinem innern Verlaufe und seiner Begründung parteilos zu würdigen, hält man sich an zufällige, aus ihrem Zusammenhang gerissene Einzelheiten, und das günstige Vorurtheil für den einen oder entschiedene Abneigung gegen den andern Theil, wenn nicht beides zugleich, spielen hier ihre Intrigantenrolle nur gar zu geschickt. Die größte Mißkennung hat in dieser Beziehung Goethe zu erleiden gehabt. Je begabter dieser sich erwies, je mehr ihn das Glück zu seinem Schützling erkoren zu haben schien, je länger er thätig zu wirken und lebendig einzugreifen vermochte, um so erbitterter wurde

er beurtheilt, man verfolgte ihn mit gehässigster Entstellung, während sein großer Freund, der so früh heimgehen sollte, mit einem reichen Heiligenschein umgeben, sich der unbeschränktesten Verehrung zu erfreuen hatte. Freilich hat es nicht an manchen Versuchen gefehlt, die schiefen Beurtheilungen auch von Goethe's Verhältniß zu seinen Freunden in ihrer Haltlosigkeit nachzuweisen, und auch geistreiche Ausländer, wie Lewes und Richelot, haben ein aus genauerer Kenntniß gebildetes höchst vortheilhaftes Bild des Herzens und Charakters unseres größten Dichters entworfen: allein was hilft dies der auf nichts als dem leersten Vorurtheil beruhenden Mißstimmung gegenüber, die einmal nicht belehrt, nicht bekehrt werden will! Und doch, so wenig sich die feindliche Partei durch die vorgebrachten unzweideutigen Beweise von Goethe's reiner Herzlichkeit und innigster Treue in ihrer eingesogenen Verbitterung stören läßt, so wenig dürfen diejenigen, welche das Bild des Dichters aus dem reichen Schachte der uns glücklich zu Gebote stehenden Quellen gewonnen haben, sich die Mühe verdrießen lassen, immer wieder ihren Wahrspruch der schleichenden Verleumdung entgegenzuhalten, immer wieder durch andere Belege dem, welcher die Stimme der Wahrheit hören will, es klar darzulegen, daß Goethe ein edler und guter Mensch im reinsten Sinne des Wortes gewesen.

Eine sehr erwünschte Darstellung des einst berühmten Capellmeisters und freisinnigen Schriftstellers Johann Friedrich Reichardt hat vor kurzem H. M. Schletterer begonnen. Wie unglücklich auch die ganze Anordnung des Buches, wie breitspurig es auch angelegt ist, wir begrüßen es freundlichst, da der Verfasser sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, sondern gewissenhaft, wenn auch nicht überall mit Glück, geforscht hat. Schletterer kommt schon im ersten Bande auf Reichardt's Verhältniß zu Goethe, und auch er schließt sich der Phalanx derjenigen unbedingt an, die dem Dichter selbstsüchtiges Zurückziehen in sich

selbst vorwerfen. Auch hier schallt uns der Ruf entgegen, Goethe habe sich gern verehren lassen, gern andere als Werkzeug benutzt, um sie, wenn er sie ausgenutzt, kalt zur Seite zu werfen, er habe ohne besondere Aufregung seinen Freunden den Rücken gekehrt. So wird denn auch seine Trennung von Reichardt als Beweis angeführt, er sei keiner wahren Freundschaft fähig gewesen. Ein genaueres Eingehen darauf hat Schletterer gar nicht versucht. Um so mehr fühlen wir uns veranlaßt, dieses etwas verwickelte Verhältniß im einzelnen zu verfolgen, woraus sich ergeben dürfte, daß auch hier auf Goethe's Seite keine Schuld liegt, er auch hier nicht zum Verrathe der Freundschaft sich hinreißen ließ, sondern durch das Auftreten Reichardt's selbst der Riß herbeigeführt wurde, der freilich um so tiefer sein mußte, als die Abweichung ihrer politischen und ästhetischen Ansichten zu gleicher Zeit hervorbrach und Reichardt einen Bund zu sprengen suchte, der wie ein neuer Frühling Goethe's ganzes Sein belebte.

Wie mächtig die ersten glänzenden Erscheinungen des jungen Frankfurter Genies auch auf Reichardt's Freundeskreis im fernen Königsberg gewirkt, wie man sie mit inniger Liebe genossen und immer wieder gelesen, berichtet uns Reichardt selbst. In demselben Jahre, worin dieser vom großen Preußenkönige, dem er eine Oper gesandt hatte, als Capellmeister nach Berlin berufen ward, kam Goethe nach Weimar. Eine Annäherung beider erfolgte nicht. Reichardt mochte wohl den entstellenden Gerüchten über das Treiben am Weimarer Hofe glauben und nichts Bedeutendes mehr von dem Dichter des »Götz« und »Werther« erwarten; auch hing sein Herz damals mehr an Klopstock. Als Goethe im Mai 1778 ein paar Tage in Begleitung des Herzogs zu Berlin war, besuchte er nur sehr wenige. Das Opernhaus sah er, mit Reichardt scheint er nicht zusammengekommen zu sein; dieser befand sich vielleicht damals gar nicht in Berlin,

das der König bereits verlassen hatte. Seit 1775 setzte Reichardt manche Lieder von Klopstock, Stolberg, Claudius und Hölty. Erst im Jahre 1780 versuchte er sich auch an Goethe. Seine zweite Sammlung »Oden und Lieder« enthält Lieder aus Goethe's »Erwin« und »Claudine«, aber Bürger, Voß und weniger bedeutende Dichter sind hier zahlreicher vertreten als Goethe, der sich freilich an erster Stelle findet. Dagegen bietet die dritte, Ende 1780 vollendete Sammlung fast nur Lieder von Goethe und Herder. Andere, wie Kayser und Seckendorff, waren Reichardt schon mit Melodien zu Goethe's Liedern vorangegangen. Daß Reichardt, als er im Sommer 1783 nach Italien reiste, zu Weimar Goethe's Bekanntschaft gemacht, wird eben so wenig bestimmt bezeugt, wie daß er auf der Rückkehr in Weimar eingesprochen habe, obgleich Schletterer beides annimmt. In musikalischer Beziehung stand Goethe damals mit seinem Frankfurter Jugendfreunde Ph. Chr. Kayser in engster Verbindung, der sein Singspiel »Jery und Bätely« in Musik gesetzt, und den der Herzog auf seinen Antrag zu einer Reise nach Italien unterstützt hatte, für den er auch 1784 die Oper »Scherz, List und Rache« schrieb. Zu einer Anknüpfung mit Reichardt war demnach von Goethe's Seite keine Veranlassung geboten, wenn er nicht etwa erwarten konnte, durch ihn etwas für seinen Freund Kayser zu erwirken, den er durch den Herzog mit dem von ihm verehrten Gluck in Verbindung gebracht hatte. Kayser setzte auch Goethe's Operette zu dessen Zufriedenheit, während Reichardt mit seinen Arbeiten für die Berliner Hofbühne nach italienischen Texten beschäftigt war und in den Weltstädten London und Paris Triumphe feierte. Goethe hielt sich an seinen Kayser, den er auch zu sich nach Rom kommen ließ, um ihn bei der Umarbeitung seiner Singspiele zur Hand zu haben und ein neues unter seinem Einflusse zu schreiben.

Erst nach Goethe's Rückkehr aus Italien beginnt Reichardt's

eigentliche Verbindung mit ihm; ob sie sich früher persönlich gekannt, läßt sich nicht bestimmen. Reichardt hatte Goethe's »Claudine« zu setzen begonnen. Wie wenig der Dichter persönlich von ihm hoffte, ja gegen ihn eingenommen war, ergiebt seine Aeußerung in einem Briefe an den Herzog Karl August vom 6. April 1789: »Reichardt schreibt mir, er werde mich ehestens besuchen und seine Composition der »Claudine« mitbringen. Wenn er mich nur das Vergnügen, das ich dabei empfinden kann, nicht allzu theuer bezahlen läßt.« Vielleicht hatte er gerade vom Herzog, der zum Carneval in Berlin gewesen war, zuerst von Reichardt's Bearbeitung der »Claudine« vernommen. Am 23. kam dieser in Weimar an. Goethe, bei dem er sich anmeldete, beschied ihn auf den Nachmittag. Er besuchte Herder's Gattin, bei welcher er zu Mittag blieb. Goethe fand gleich so großen Gefallen an ihm, daß er ihn bei sich wohnen ließ. Dies galt in Weimar, wo man sehr gegen Reichardt verstimmt gewesen sein muß, als ein Gräuel. Schreibt doch Herder's Gattin, obgleich sie den Berliner Capellmeister zu Tische behalten hatte, am 1. Mai, sie fühle und sehe, daß Goethe es zu toll mache. »Den Reichardt, der es von ihm verlangt, hat er zu sich ins Haus genommen. Er componirt die »Claudine«, die ich in Gesellschaft (am Clavier) bei ihm gehört habe, worunter nur einiges gut ist, Goethe aber alles hübsch findet. Nun fällt mir Goethe eine Zeit lang auch aus den Händen, da er gute und schlechte Menschen mit gleicher Freundlichkeit aufnimmt.« Schiller gedenkt in einem Briefe an Körner vom 30. April*) der Anwesenheit Reichardt's, welchen er einen unerträglich aufdringlichen und impertinenten Burschen nennt, der sich in alles mische und einem nicht vom Halse zu bringen sei. »Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt«, schreibt er an demselben Tage nach

*) Der Brief ist im Druck irrig vom 30. Mai datirt.

Rudolstadt, »und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut sein.« Außer der Behandlung und Aufführung der »Claudine«, die nächstens in Berlin erfolgen sollte, wurde auch manches andere Musikalische, besonders über die Form der Oper, zwischen Goethe und Reichardt, verhandelt, und die frische Natur des neuen Bekannten, sowie seine Kenntniß der mannigfachsten Verhältnisse in Berlin, Wien, London und Paris gewährte dem Dichter eine lebhafte Unterhaltung.

Von Berlin aus berichtete Reichardt über die Vorbereitung zur Aufführung. Goethe ließ durch Maler Kraus Zeichnungen zur Decoration machen, und empfahl besonders, auf den Vortrag der Verse zu achten, die zu seiner großen Freude nicht in Prosa aufgelöst zu werden brauchten. Auf Reichardt's Wunsch, eine Arie zu ändern, konnte er nicht eingehen. Daß die Sänger und besonders die Sängerinnen sich auch das Spiel angelegen sein lassen möchten, wünschte er dringend. Reichardt möge, wenn er es für angemessen halte, der Darstellerin der Claudine in seinem Namen einen recht schönen Kranz von künstlichen Blumen für den Anfang des Stückes und Lucinden ein recht junkermäßiges Porte-épée von breitem Band geben, wie es zu ihrer Kleidung passe; so eine Kleinigkeit thue manchmal wohl und vermehre den guten Willen. Die Auslage wolle er gern ersetzen oder sonst wieder dienstlich sein. »Claudine« ward am 29. Juli bei Hof zuerst aufgeführt und am 3. August als Festoper zum Geburtstage des Kronprinzen im Nationaltheater gegeben. Die darauf bezüglichen Briefe Reichardt's und Goethe's fehlen uns. Die briefliche Verbindung ging von da an ununterbrochen fort. Goethe berichtete von seinem Plane, die Halsbandgeschichte auf die Bühne zu bringen, wenn er dies nicht bereits früher gethan hatte. Reichardt war mit seiner Oper »Brenno« beschäftigt, die am 16. October mit wahrer Begeiste-

rung vom Könige wie vom Hofe, von Einheimischen und Fremden aufgenommen ward. Leider war die ihm aufgenöthigte Dichtung ein höchst elendes Machwerk. Goethe wünschte ihm am 2. November zu seinem Erfolge viel Glück. Auf Reichardt's Wunsch, von Goethe einmal eine ernste Oper zur Bearbeitung zu erhalten, erwiederte dieser: »Zu einem deutschen Texte zu einer ernsthaft genannten Oper kann Rath werden; nur müßte ich vor allen Dingen näher von dem Bedürfniß Ihres Theaters, vom herrschenden Geschmack, vom Möglichen auf Ihrer Bühne u. s. w. unterrichtet sein. Man kann, wie Sie wohl wissen, ein solches Werk auf mehr als eine Weise anlegen und ausführen. Der beste Effect ist, wenn es den Schauspielern recht auf den Leib gepaßt und wenn dem Lieblingsgeschmack des Publikums geschmeichelt wird, ohne daß man ihnen das schon Gewohnte bringt. Also erwarte ich darüber mehr. Auch kann ich unter einem Jahre solch ein Opus nicht liefern.« An freundlichen Mittheilungen ließ er es nicht fehlen, versprach Reichardt auch einmal eine Zeichnung von sich, da dieser Verlangen nach einer solchen geäußert hatte. Bei der bevorstehenden Reise nach Italien könne Reichardt immer im Vorbeigehen bei ihm ansprechen; es werde allerlei abzuhandeln geben.

Noch in demselben Monate kam Reichardt auf einer kleinen Reise nach Weimar, wo er »mit jovialischer Stimmung« bei Goethe eintrat. Die beabsichtigte Oper wurde besprochen, ein paar Arien aus der komischen Oper, welche die Halsbandgeschichte darstellen sollte, gesetzt, und die Behandlung Ossian's für das lyrische Theater angeregt. Gleich nach seiner Rückkehr wurde Reichardt durch einen unangenehmen Vorfall mißstimmt. Goethe, dem er denselben mittheilte, hoffte, wie er am 10. December schreibt, das Wölkchen werde bald vorübergegangen sein und die Tonkunst ihre Gewalt ausgeübt haben. »Ich habe der Idee nachgedacht, die Helden Ossian's aufs lyrische Theater zu

bringen«, bemerkt er in demselben Briefe; »es möchte gehen, wenn man die übrige Nordische Mythologie und Zaubersagen mit braucht, sonst möchten die Nebel auf Morven schwerlich zu einer transparenten Decoration Gelegenheit geben. Ich habe schon einen Plan ausgedacht, den Sie hören sollen, wenn Sie mich besuchen. Schicken Sie mir indeß die Büchelchen der Opern, welche seit dem Regierungsantritt des Königs gegeben worden, und notiren mit wenigem, was Effect gethan. Ich muß wissen, was schon da gewesen ist, damit ich suchen kann, etwas Neues zu geben und den Herrn Collegen Moisé*) womöglich zu übertreffen. — Von »Brennus« verlangt mich auch zu hören, wenn ich Sie wieder sehe. Richten Sie sich auf einige Tage. Sie sollen ein freundliches Zimmer in meinem Hause bereitet finden.« Das vorigemal hatte Goethe ihn wohl nicht aufnehmen können, weil er eben im Ausziehen begriffen war.

Herzog Karl August ging Ende 1789 nach Berlin, wo er auch mit Reichardt zusammenkam, dem er seine Ansichten über die Hebung der Bühne mittheilte. Dieser war davon sehr eingenommen, wie Goethe aus seinem Briefe sah. Seine Erwartungen von einem Aufschwunge der Bühne konnte Goethe nicht theilen. »Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen«, erwiedert er am 28. Februar 1790; »aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerks haben sie nicht den mindesten Begriff; das heißt mit einem Worte, sie haben keinen Geschmack — versteht sich auch im Durchschnitt. Den rohern Theil hat man durch Abwechslung und Uebertreiben, den gebildetern durch eine Art Honettetät zum Besten. Ritter, Räuber, Wohlthätige, Dankbare, ein redlicher, biederer Tiers-Etat, ein infamer Adel u. s. w. und durchaus eine wohl soutenirte Mittelmäßigkeit, aus

*) Ist eine Oper Moïse gemeint? Die Operntexte schrieb Filistri.

der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagt, das sind nun schon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele. Was ich unter diesen Aspecten von Ihrem Theater hoffe, es mag dirigiren, wer will, können Sie denken. Machen Sie es indeß immer zum Besten!« Reichardt's Mittheilung, daß er sein Singspiel »Erwin und Elmire« bearbeitet habe, erfreute ihn so sehr, daß er den Wunsch aussprach, es schon von ihm selbst bei sich am Claviere zu hören, doch möge er einstweilen verziehen, bis er aus Italien zurück sei, wohin er nächstens wahrscheinlich der Herzogin Mutter entgegengehe; nach seiner Rückkunft werde zu Reichardt's Besuche in mehr als einem Sinne die rechte Zeit sein.

Doch noch ehe Goethe selbst kurz vor der Mitte März diesen Weg antrat, schon am 8. desselben Monats, reiste Reichardt nach Italien. Ob er dies Goethe angezeigt, ob er selbst den Weg über Weimar gemacht, wissen wir nicht. In Venedig erfuhr Goethe von Angelika Kauffmann, daß Reichardt mit dem Vortrage seiner Werke ihr viel Freude mache, wie er an Herder berichtet, in der offenbaren Voraussetzung, daß dieser von Reichardt's Reise unterrichtet sei. Die Herzogin Mutter von Weimar fand Reichardt in Neapel. Am 6. Mai kam diese in Venedig an, und auch Reichardt traf hier ein, ehe sich Goethe mit der Herzogin von dort entfernte, wie wir aus einer zufälligen Angabe sehen, doch blieb er zunächst noch in Italien zurück. Als er von dort heimkehrte, befand sich Goethe mit dem Herzoge in Breslau, wo er die Bekanntschaft des Oberbergrichters Schuckmann, eines vertrauten Freundes von Reichardt, machte. Schuckmann theilte dies Reichardt am 11. August mit, worauf dieser sogleich an Goethe schrieb, dessen Erwiederung nicht vorliegt. Schuckmann entsprach Reichardt's Wunsch, recht viel von Goethe zu schreiben, acht Tage nach dessen Abreise. Er war Goethe

sehr nahe gekommen und hatte einen vortrefflichen Menschen in ihm gefunden. Reichardt hatte unterdessen die Oper »Olimpiade« von Metastasio gesetzt und auch »Jery und Bätely« wieder vorgenommen. Nach Goethe's Rückkunft brachte er sein Anliegen wegen eines von ihm zu liefernden Operntextes diesem wieder in Erinnerung, der am 25. October antwortete: »Ihr Brief, mein lieber Reichardt, trifft mich in einer sehr unpoetischen Lage. Ich arbeite an meinem anatomischen Werkchen, und möchte es gern noch auf Ostern zu Stande bringen. Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner emancipirten Kinder annehmen; ich denke nicht mehr an sie. Machen Sie damit, was Ihnen gut däucht; es wird mir lieb und recht sein. Eine große Oper zu unternehmen, würde mich jetzt viel Resignation kosten; ich habe kein Gemüth zu allem diesem Wesen: wenn es aber der König befehlen sollte, so will ich mit Vergnügen gehorchen, mich zusammennehmen und nach bestem Vermögen arbeiten. Auf »Jery und Bätely« verlange ich sehr, wie auch auf die andern Sachen. An den »Conte« (Cagliostro, die Halsbandgeschichte) hab' ich nicht wieder gedacht. Es können die Geschöpfe sich nur in ihren Elementen gehörig organisiren. Es ist jetzt kein Sang und Klang um mich her. Wenn es nicht noch die Fiedelei zum Tanze ist. Und da können Sie mir gleich einen Gefallen thun, wenn Sie mir auf das schnellste ein halb Dutzend oder halb Hundert Tänze schicken aus Ihrem rhythmischen Reichthume, zu Englischen und Quadrillen. Nur recht charakteristische; die Figuren erfinden wir schon. Verzeihen Sie, daß ich mit solcher Frechheit mich an einen Künstler wende. Doch auch selbst das geringste Kunstwerk muß der Meister machen, wenn es recht und echt werden soll. Geht mir's dann im Tanze und Leben leidlich, so klingt ja wohl auch eine Arie wieder einmal an.« Man sieht, Goethe ist nichts weniger als zudringlich, wenn auch dankbar für Reichardt's Bemühungen um seine Sachen. Die Bitte um Tänze that er

im Vertrauen auf seine freundliche Gefälligkeit. Die sonstigen Aeußerungen des Briefes zeigen herzliche Offenheit. Gleich darauf ward Reichardt von einer Krankheit befallen, die ihn hinderte, seine neue Oper beim nächsten Carneval zur Aufführung zu bringen. Und auch in seiner Stellung zum Könige sollte er bald eine empfindliche Zurücksetzung erleiden, da dieser den im vorigen Jahre angestellten Capellmeister Felice Alessandri, obgleich dessen »Dario« keinen Erfolg gehabt hatte, ihm vorzog und sich ungünstig gegen ihn gestimmt zeigte, wozu wohl unvorsichtige Aeußerungen Reichardt's wesentlich beigetragen hatten. Daß er bei der Ungnade des Königs nicht in Berlin bleiben könne, berichtete er an Goethe, der am 10. März 1791 erwiederte: »Die mir überschickte species facti ist nicht tröstlicher als der Aufsatz eines Arztes, wodurch er beweist, daß nach allen Regeln der Natur und Kunst der Kranke habe sterben müssen. Ich sehe den Gang der Sache recht gut ein, und kann mich doch nicht enthalten zu wünschen, daß es anders sein möge, und da dieser Wunsch nicht erfüllt werden kann, so tritt unmittelbar ein anderer ein: daß auch diese Veränderung zu Ihrem Wohl gereichen möge. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit, wie es Ihnen ergeht und was Sie für Plane haben.« Schließlich bittet er Reichardt um die Partituren der »Claudine«, des »Erwin«, des Singspiels »Jery und Bätely« und des Reichardtschen Te Deum, das zur »Huldigungsfeier« vor mehrern Jahren geschrieben worden, aber erst zu Ende des vorigen zur Aufführung hatte gelangen können.

Bald darauf theilte Reichardt dem Weimarer Freunde mit, daß er einen Landsitz zu Giebichenstein bei Halle sich erworben, wo er in Zukunft mit den Seinen zu leben entschlossen sei; zunächst werde er im Herbste einen dreijährigen Urlaub antreten. Goethe, der unterdessen die Leitung des neugegründeten Hoftheaters übernommen hatte, erwiederte den 30. Mai: »Sie haben sich also nach einem gefährlichen Sturme auf ein ruhiges

Plätzchen in Sicherheit gesetzt, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche. Ich dachte wirklich nicht, daß es noch so gut abgehen würde. Mögen Sie recht lange diese Ruhe genießen!« Die Partitur des »Erwin« und des Te Deum hatte er empfangen, wofür er den Betrag übersenden wolle. »Erwin« und »Claudine« würden freilich erst künftigen Winter zur Aufführung gelangen können. Nachdem er ihn befragt, ob er nicht für das Weimarer Theater eine Sängerin wisse, mit der man Ehre einlegen könnte, bemerkt er, daß das Theater ihm Vergnügen mache; es gehe schon um vieles besser als früher, und es komme nur darauf an, daß sie sich zusammenspielten, auf gewisse mechanische Vortheile aufmerksam gemacht und nach und nach aus dem abscheulichen Schlendrian herausgebracht würden. Er selbst werde wohl einige Stücke schreiben. Ueber Moritz und über seine Farbenlehre macht er ihm vertrauliche Mittheilungen.

Im Herbste ward Reichardt durch die Aufführung seiner »Olimpiade« und die sonstigen Festlichkeiten zu den beiden am Hofe stattfindenden Vermählungen wieder nach Berlin gezogen. Nach Beendigung der letztern kehrte er nach Giebichenstein mit dreijährigem Urlaub zurück. Gleich darauf meldete er Goethe seinen baldigen Besuch, worüber dieser am 17. November seine Freude aussprach. Könne er ihn auch jetzt nicht in seinem Hause aufnehmen, da der Maler Meyer bei ihm wohne, so werde er doch sonst auf das freundlichste empfangen werden, und hoffe er Zeit genug zu finden, die wichtigsten Angelegenheiten der fünf Sinne mit ihm abzuhandeln. An nichts weniger dachte er damals, als Reichardt's musikalisches Talent für sich in Anspruch zu nehmen. Dieser hatte in Bezug auf sein eben erschienenes erstes Heft der »Beiträge zur Optik« bemerkt, die Art der Behandlung habe ihn mehr als die Sache ergötzt. Goethe empfahl sein optisches Wesen und Treiben Reichardt's fortdauernder Aufmerksamkeit; er werde in der Folge noch wunderbare Dinge zu

sehen kriegen, da die Newton'sche Farbentheorie wie eine alte Mauer zusammenfallen werde. Reichardt möge mit ihm die Akustik angreifen; sie müßten darüber sich vereinigen und jeder von seiner Seite arbeiten. Von dem Besuche Reichardt's in Weimar ist keine Nachricht erhalten. Die Druckbogen seines »Groß-Cophta« theilte Goethe darauf dem Freunde mit, der sie Schuckmann anvertraute. Dieser, den Goethe vergeblich nach Weimar zu ziehen gesucht hatte, fand die Darstellung schön und des philosophischen Dichters würdig, wonach auch Reichardt wohl kein ungünstiges Urtheil darüber gefällt hatte.

Am Anfange des Jahres 1792 begab sich der gefeierte Tonkünstler über Frankfurt nach Paris; von da ging er nach London. Erst einige Zeit nach seiner Rückkehr wandte er sich wieder einmal an Goethe, dessen »Groß-Cophta« er am 15. Juli zu Lauchstädt nicht ohne Vergnügen gesehen hatte, so daß in ihm der Wunsch nach einer Bearbeitung dieses Stoffes zu einer Oper erwacht war. Auch scheint er Goethe um einige Gedichte gebeten zu haben, da er wohl gern ein Lied von ihm gesetzt hätte, das in seinen vor zwei Jahren erschienenen Gedichten nicht enthalten war. Goethe machte in seiner Antwort vom 29. Juli, wenige Tage vor seiner Abreise nach Frankfurt, Reichardt freundschaftliche Vorwürfe, daß er ihm nicht früher Nachricht von seiner Rückkunft gegeben, die er erst spät von andern Leuten habe erfahren müssen; doch würde er ihm jedenfalls vor seiner Abreise nach den kriegerischen Gegenden geschrieben haben; Reichardt beschleunige jetzt diesen Entschluß durch seinen Brief, wofür er ihm danke. Es freue ihn, daß er seine alte Neigung zum »Cophta« nicht verloren und die Vorstellung in Lauchstädt ihm nicht mißfallen habe; er werde das Stück wenigstens alle Jahre einmal als ein Wahrzeichen aufführen lassen. Eine Oper daraus zu machen, würde sehr leicht sein. »Allein da man das deutsche Theater und Publikum von innen und von außen kennt, wo soll

man den Muth hernehmen auch nur zu einer solchen Arbeit, und sollten Sie Ihre Bemühungen abermals verlieren, wie es bei »Erwin und Elmiren« und »Claudinen« gegangen ist, die man auf keinem Theater sieht? Ich schreibe jetzt wieder ein paar Stücke, die sie nicht aufführen werden; es hat aber nichts zu sagen, ich erreiche doch meinen Zweck durch den Druck. — Genießen Sie der Ruhe, die Ihnen gegeben ist, und erfreuen sich des Lebens mit den Ihrigen. Ginge nicht meine Reise in wenig Tagen südwärts, so besuchte ich Sie gewiß in der Zeit, wann Schuckmann zu Ihnen kommt, den ich von Herzen liebe und ehre. Grüßen Sie ihn ja aufs beste von mir. Ich dachte Ihnen aus meinen neuern kleinern Gedichten vor meiner Abreise etwas auszusuchen; es ist aber doch ganz und gar nichts Singbares darin. Es scheint nach und nach diese Ader bei mir ganz aufzutrocknen.« Wie sehr die Farbenlehre jetzt seine Herzensangelegenheit sei, theilt er ihm schließlich mit.

Erst Mitte December kehrte Goethe nach Weimar zurück, von wo er im folgenden Mai sich zur Belagerung von Mainz begab. Von einer brieflichen oder persönlichen Verbindung mit Reichardt während dieser Zeit ist uns wenigstens keine Spur erhalten. Und doch war dieser damals gerade mit Goethe's Dichtungen eifrigst beschäftigt. Oeffentlich hatte er das Erscheinen seiner »Musik zu Goethe's Werken« angezeigt, die auf sechs Theile berechnet war. Der erste Band sollte »Lieder im Volkston und höhere Gesänge« enthalten, alle musikalischen Oden und Lieder seiner »Schriften« und einige nicht darin befindliche. Der zweite bis vierte Band war für die Singspiele bestimmt: »Erwin«, »Claudine«, beide im Clavierauszuge, »Lila« und »Jery«, von denen das eine 1791, das andere 1790 gesetzt war. Die Musik zu den Trauerspielen (»Iphigenie«, »Tasso«, »Götz«, »Clavigo« und »Egmont«) sollte der fünfte Band bringen, der letzte die zu den Schauspielen, zum »Triumph der Empfindsam-

keit«, »den Vögeln« und dem »großen Faust«. Aber in dieser Folge erschien das Werk nicht. Das Jahr 1793 brachte als ersten Band »Erwin und Elmire« mit folgender Widmung »an Goethe« vom 30. Juni 1793: »Deinen unsterblichen Werken, edler, großer Mann, dank' ich den frühen Schwung, der mich auf die höhere Künstlerbahn erhob: Deinem nähern Umgange tausend Aufschlüsse und seelenerhebende Eindrücke, die mich als Mensch und Künstler hoben, festeten und auf immer beglücken werden. Im Innern überzeugt, daß solcher Gewinn dieser Arbeit einen höhern Werth gegeben, als meine bisherigen Werke hatten, geb' ich sie sicher und froh Dir in die Hände, und freue mich des wonnigen Gefühls, auf diese Weise dankbar sein zu können.«

Schon im August verließ Reichardt mit seiner Familie Giebichenstein, ohne Goethe, der erst gegen Ende des Monats nach Weimar zurückkehrte, ein Wort des Abschiedes gesagt zu haben. Er hatte sich nach Hamburg begeben, wo er die Seinigen zurückließ, während er selbst nach Stockholm reiste. Erst nach der Rückkehr von Stockholm wandte er sich von dem Goethe weniger geneigten, von Klopstock beherrschten Hamburg aus an den Weimarer Freund, dem er wohl erst damals den ersten Band seiner »Musik« übersenden konnte. »So sind Sie denn, für mich wenigstens, unvermuthet aus unsern Gegenden geschieden, ohne daß ich Sie noch einmal gesehen und gesprochen hätte«, erwiederte dieser am 18. November 1793. »Mögen Sie wohl und glücklich leben überall, wo Sie sich befinden. Von Ihrer Lebhaftigkeit hoffe ich, daß Sie uns doch einmal wieder erscheinen. Sie werden mich in dem alten Raume immer mit unveränderten Gesinnungen antreffen. Meyer ist noch immer bei mir, und die ästhetischen Freuden halten uns aufrecht, indem fast alle Welt den politischen Leiden unterliegt. Es wird viel in mancherlei Fächern gearbeitet. Haben Sie Dank für »Erwin

und Elmire«, für die Zeichen Ihres Andenkens und Ihrer Neigung. Leben Sie recht wohl und lassen mich bald wieder von Sich hören. Ich möchte auch wohl in einer ruhigen Stunde ausführlicher sein über das, was ich treibe. Leben Sie wohl!« Bei aller Mühe, welche sich Goethe giebt, möglichst freundlich und dankbar zu erscheinen, man fühlt, daß es ihm diesmal nicht recht von Herzen geht. Wohl mochte ihm der Abstand zwischen der von Reichardt nichts weniger als warm unterhaltenen persönlichen Verbindung und der begeisterten Ansprache vor der Welt auffallen, und mancherlei herbe Reden des musikalischen Freundes über seine politische Ansicht und Haltung ihm zu Ohren gekommen sein, da Reichardt in seinen Aeußerungen höchst reizbar und unbesonnen war. Daß es ihm nur darum zu thun sei, sich an ihn anzulehnen, daß keine persönliche Neigung den so eitlen wie geistvollen Mann anzog, mußte ihm immer deutlicher werden. So konnte denn auch im folgenden Jahre der zweite Band des Werkes von Reichardt, der seine lyrischen Gedichte brachte, wie glücklich auch die meisten dieser von innigem Verständniß zeugenden Tondichtungen waren, das sich lockernde Band nicht enger schließen. Ein briefliches Zeugniß, wie Goethe diesen Band aufgenommen, ist uns nicht erhalten. Die Verbindung scheint darauf ganz aufgehört zu haben. Die Lieder aus dem zweiten und dritten Bande »Wilhelm Meisters« (1795) erhielt Reichardt durch den Verleger Unger.

Dieser warf sich immer mehr in die Literatur und Politik, nachdem er seine Stelle zu Berlin 1794 niedergelegt hatte. Im folgenden Jahre begann er eine Zeitschrift »Frankreich«, zu welcher ein Jahr später eine andere trat, welche Deutschlands Namen führte. Schiller hatte sich mit Goethe zu den »Horen« verbunden; unter den zum Mitarbeiten eingeladenen Schriftstellern befand sich Reichardt nicht. Am 15. Mai 1795 meldet Schiller an Goethe: »Reichardt hat sich durch Hufeland zu einem

Mitarbeiter an den »Horen« anbieten lassen.« Goethe, der wohl wußte, wie abgeneigt Schiller ihm war, erwiederte, Reichardt sei nicht abzuweisen, aber seine Zudringlichkeit werde er sehr in Schranken halten müssen. Goethe kannte nur zu wohl seine zudringliche Natur, und wie hätte er dem neuen Freunde gegenüber, mit dem er sich zu gemeinsamer ästhetischer Wirksamkeit innigst verbunden hatte, daraus ein Hehl machen können? Ja, es war dies eigentlich ein Zugeständniß, wodurch er Schiller's Bitterkeit gegen Reichardt entwaffnete und diesem den Zulaß sicherte. Schiller wird wohl wirklich Reichardt's Anerbieten freundlich angenommen haben. Goethe war um dieselbe Zeit damit beschäftigt, seine »Claudine« mit Reichardt's Musik auf die Bühne zu bringen. Die Aufführung erfolgte am 30. Mai, aber das Stück erfreute sich bei allem darauf verwandten Fleiße keines besondern Beifalls, so daß Goethe es einstweilen fallen lassen mußte. Weder von der Vorbereitung, noch vom Erfolge der Aufführung scheint Reichardt durch Goethe benachrichtigt worden zu sein. Auf einen Brief Reichardt's vom 1. August erwiederte Schiller am 3.; er bezog sich wahrscheinlich auf die Composition von Liedern des im Erscheinen begriffenen »Musenalmanachs«. Am 28. sandte Schiller ihm »die Würde der Frauen«. Auch »die Macht des Gesanges« muß er ihm mitgetheilt haben; Reichardt sandte ihm die Composition dieses Gedichts am 31. Auch am 11. September empfing Schiller einen Brief Reichardt's; er antwortete den 5. October.

Gegen Ende des Jahres erhielt Goethe durch Reichardt eine Rechnung der Berliner Musikhandlung, von welcher er die Partituren seiner von diesem gesetzten Stücke erhalten hatte, und zugleich die Bitte, den Betrag derselben in Weimar für einen daselbst bestellten Kunstgegenstand zu zahlen. Nach Erledigung dieser Sache erwiederte der Dichter in freundlicher Weise am 21. December. Wisse er gleich der Musikhandlung keinen Dank,

daß sie ihn nicht wieder an die Zahlung gemahnt habe, so sei es ihm doch sehr angenehm, daß er jetzt Gelegenheit finde, Reichardt's treffliche Kunstwerke mit einer so guten Arbeit zu erwiedern. »Claudine« sei aufgeführt, fährt er fort, und er habe mit Vergnügen seine Arbeit bei den Proben und bei der Aufführung wieder genossen. Leider seien so viele Umstände zusammengetroffen, daß die Zuschauer zweifelhaft geblieben und er eine günstige Constellation abwarten müsse, um das Stück wieder geben zu können. Die Lieder zum »Wilhelm Meister« seien voll Anmuth und Bedeutung; bei einem vollkommenen Vortrag verfehlten sie gewiß ihre Wirkung nicht. Auf seinen Wunsch einer Zusammenkunft mit Goethe zu Weihnachten erwiederte er, dies möchte schwerlich zu einem Privatcongreß die rechte Zeit sein, da der Darmstädtische Hof dann gerade in Weimar zu Besuch sein werde. Eine spätere Zeit zu einer solchen nimmt er gar nicht in Aussicht, doch schließt er mit freundlichster Bezeigung seiner Theilnahme: »Ich wünsche zu hören, daß Sie sich wohl befinden, und daß Ihre Angelegenheiten, an denen ich vielen Theil genommen, sich wieder ins alte Gleis begeben mögen.« Das war freilich der beste Wunsch, den man für Reichardt hegen konnte. Als Capellmeister einer großen Bühne war er an seiner Stelle; dort wäre es ihm ohne Zweifel gelungen, recht Tüchtiges, Dauerndes zu schaffen, während er Kraft und Lust in Politik und eitler Tagesschriftstellerei verzettelte, und wie er leider unter den Mitbewerbern in seiner Kunst nur zu oft gethan, auch unter den Schriftstellern, den guten wie den schlechten, sich manche Gegner machte.

So sollte denn auch das Verhältniß zu Goethe in Folge dieses Treibens, das schlimmer wirkte, als es im Grunde gemeint war, zum völligsten Bruche kommen. Gleich das erste Heft seiner neuen, namenlos erscheinenden Zeitschrift »Deutschland« brachte eine »Notiz von den deutschen Journalen,« worin die »Horen«

scharf getroffen wurden. Den hier ohne Namen erschienenen »Unterhaltungen« Goethe's machte er den Vorwurf, daß sie, trotz des Versprechens, alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen zu vermeiden, doch die wichtigsten politischen Gegenstände mit dictatorischem Uebermuth aburtheilten und mit hämischer Kunst das einseitige Urtheil dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich machten, durch leere Gespenstergeschichten von dem zwar nicht reinen, aber wahren und edlen Interesse der Menschheit abzögen. Freilich lobte er Goethe in derselben Anzeige sonst mit vollen Backen. Schiller, der Ende Januar 1796 die erste Nachricht davon an Goethe mittheilte, erkannte in der Anzeige Reichardt's nicht genug verhehlten Ingrimm. Da sie eben mit den »Xenien« beschäftigt waren, so bat er Goethe, auch ihren soi-disant Freund Reichardt mit einigen zu beehren. »Wir müssen Reichardt, der uns so ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den »Horen« bitter verfolgen«, fügt er hinzu. Goethe, der durch Schiller erst vernommen, daß Reichardt auch der Herausgeber von »Deutschland« sei, erwiederte sogleich: »Hat er sich emancipirt, so soll er dagegen mit Carnevals-Gipsdragéen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange, und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet, welche künftigen Mittwoch, giebt es Gott, ankommen sollen.« Man sieht, Goethe hatte Reichardt nur geschont, weil er persönlich sich ihm freundlich erwiesen, und wenn er auch von andern hören mußte, daß er ungünstig von ihm gesprochen, so ließ er sich dadurch nicht zu entschiedenem Bruche reizen. Jetzt aber hatte er selbst den Angriff

begonnen. Um dieselbe Zeit hatte der beliebte Tonsetzer Wranitzky sich bei Goethe wegen seines zweiten Theils »der Zauberflöte« erkundigt, von welchem ihm Kunde geworden war. Dieser lehnte seine Anfrage nicht ab, doch blieb die Sache ruhen. In der ersten Abschrift der »Xenien«, die Goethe den 4. Februar an Schiller sandte, befanden sich seine Einfälle auf Reichardt. Schiller, der zur Handschrift 40 bis 42 Xenien hinzufügte, meinte, Reichardt sei nun »gut recommandirt«, müsse es aber noch mehr werden. »Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig ist, und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfolgt wird, da er uns auf unserm legitimen Boden den Krieg machte.« Schwerlich ließ sich Goethe dazu bestimmen, und die wirklich auf Reichardt als Musiker bezüglichen Xenien Nro. 145 bis 147 scheinen von Schiller zu stammen, da Goethe sich Reichardt als Musiker viel zu sehr verpflichtet fühlte, als daß er zu einem so entschieden ungerechten Ausfalle sich hätte hinreißen lassen können. Freilich giebt Schiller's Gattin diese Distichen Goethe, aber wie unzuverlässig ihre Bestimmungen sind, ist längst erwiesen. Von den auf Reichardt bezüglichen Xenien schreibt diese zehn Schiller, neun Goethe zu; mehrere andere hat sie zufällig nicht bezeichnet. Goethe griff Reichardt wohl meist von der politischen Seite an; auch einige auf seine Schriftstellerei bezüglichen Xenien dürften von ihm stammen, aber die bittersten und schärfsten gab gewiß Schiller, wie von ihm unzweifelhaft herrührt:

Zeichen des Skorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus G—b—n her;
Schmeichelnd naht es; ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

Goethe ist kaum zu verkennen in dem Xenion:

Umwälzung.

Nein! das ist doch zu arg! da läuft auch selbst noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Claven des Staats.

Am 17. Juni schreibt Schiller an Goethe, den Abend erwarte er Voß. »Er kommt von Giebichenstein, und bringt hoffentlich auch noch Reichardten mit — eine Scene, worauf ich mich beinahe freute.« Dieser antwortet darauf: »Grüßen Sie Vossen recht sehr. — Sollten noch andere Gäste, wie ich nicht hoffe, gegenwärtig sein, so will ich für dieselben gleich ein Gastgeschenk eingelegt haben:

Komm nur von Giebichenstein, von Malepartus! Du bist doch Reineke nicht, du bist doch nur halb Bär und halb Wolf."

Als Schiller darauf berichtete, Voß sei nicht gekommen, habe nur kurz gemeldet, daß unangenehme Störer die Reise rückgängig machten, auch wisse er von Fremden aus Halle, Reichardt habe ihn begleiten wollen, da meinte Goethe, dieser habe doch am Ende Voß abgehalten, da ihm bei seinem Halbverhältniß zu ihnen nicht wohl sein könne.

Unterdessen hatte sich der Tonsetzer Zelter, den Reichardt selbst in die Oeffentlichkeit eingeführt hatte, Goethe genähert, was diesem um so erwünschter sein mußte, als der Bruch mit Reichardt unvermeidlich schien und man zu den musikalischen Zugaben von Schiller's »Musenalmanach« einen Ersatz für diesen wünschen mußte. Durch die Gattin des Verlegers Unger hatte Zelter seine neuesten Lieder, unter denen mehrere von Goethe waren, diesem zugesandt. »Musik kann ich nicht beurtheilen«, schrieb Goethe der Freundin; »denn es fehlt mir an Kenntniß der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse; und so kann ich von Herrn Zelter's Compositionen meiner Lieder sagen, daß ich der Musik kaum solche herzliche Töne zugetraut hätte. Danken Sie ihm vielmals und sagen Sie ihm, daß ich sehr wünschte, ihn persönlich zu kennen, um mich mit ihm über manches zu unterhalten. In dem achten Bande (Buche) meines Romans wird zwar kein Raum für Gesänge

bleiben, doch ist der Nachlaß Mignon's und des alten Harfenspielers noch nicht erschöpft, und ich werde alles, was davon das Licht erblicken kann, Herrn Zelter am liebsten vertrauen. Indessen schick' ich vielleicht bald einige andere Lieder, mit der Bitte, sie für den Schiller'schen »Musenalmanach« zu componiren.« So war Zelter gegenüber die Absage von Reichardt ausgesprochen. »Es wäre die Frage«, schrieb Goethe den 22. an Schiller, »ob man Ungern selbst darüber (daß nicht Reichardt, sondern Zelter in Zukunft die Lieder componiren solle) ein vertraulich Wort sagen sollte; wenn auch eine solche Erklärung auskäme, so wäre doch die Kriegserklärung geschehen, zu der wir je eher je lieber schreiten sollten.«

Mit den Angriffen auf Reichardt hatte man zuerst die »Xenien« eröffnen wollen; als aber Schiller später an die Anordnung ging, fand er, daß dies auf der einen Seite zu viel Ehre, auf der andern eine zu große Beleidigung für diesen wäre, und so entschloß er sich, auch diese Xenien unter dem Haufen zu zerstreuen. Erst im October begann der Xenienschwarm in Deutschland zu summen. Unterdessen war Reichardt wieder in seiner Zeitschrift »Deutschland« gegen die »Horen« losgezogen. »Das Insekt hat das Stechen wieder nicht lassen können«, meldet Schiller den 16. October an Goethe. »Wirklich, wir sollten es noch zu Tode hetzen, sonst ist keine Ruhe vor ihm. Gegen den (von Goethe theilweise übersetzten) »Cellini« hat er seinen bösen Willen ausgeübt, und, um Sie zu chicaniren, die Stellen angepriesen, auch zum Theil extrahirt, die Sie ausgelassen haben rc. Von dem (gleichfalls von Goethe übertragenen) Aufsatz der Staël spricht er mit größter Verachtung.« Aber es gelang Schiller diesmal nicht, den Freund aufzureizen. Dieser antwortete: »Den Spitz von Giebichenstein müssen wir nun eine Weile bellen lassen, bis wir ihn wieder einmal tüchtig treffen (was ja zunächst die »Xenien« in vollstem Maße gethan hatten).

Ueberhaupt aber sind alle Oppositionsmänner, die sich aufs Negiren legen und gern dem, was ist, etwas abrupfen möchten, wie jene Bewegungsleugner zu behandeln: man muß nur unabläßig vor ihren Augen gelassen auf- und abgehen.« Da er aber fürchtete, Reichardt, der in seiner literarischen Betriebsamkeit zu allem fähig sei, werde nun eine Uebersetzung des ganzen »Cellini« bringen, so wollte er diesem durch die Ankündigung einer solchen von seiner Seite zuvorkommen. Daß sich ein Namenloser im Leipziger »Intelligenzblatte« der »Horen« gegen Reichardt annahm, belustigte Schiller. Am 2. November meldet derselbe an Goethe, wenig hätte gefehlt, so wäre Humboldt mit Reichardt nach Jena gekommen; dieser habe ihm nur durch List entgehen können. »Reichardt wird in vierzehn Tagen hier sein, wie er sagt, um Friedrich Schlegeln (an den er sich angeschlossen hatte) von hier weg nach Giebichenstein zu nehmen. Das heiß' ich recht vom Teufel geholt werden. Er soll sich bei den »Xenien« sehr sentimentalisch benehmen, und weil ihm Schlegel versichert, Sie hätten keinen Antheil an denen, die auf ihn gehen, so soll er sehr getröstet sein, und Humboldt meint, Sie wären vor seinem Besuch keineswegs sicher. Er glaube bei Ihnen noch immer was zu gelten. Auch hat er Ihre Stücke im »Almanach« sehr gelobt gegen Humboldt. Sie haben also Ihre Absicht mit ihm vor der Hand noch nicht erreicht, wie es scheint; er ist und bleibt vor der Welt Ihr Freund, wenigstens in seinen Augen, und wird sich auch wahrscheinlich jetzt mehr als je dafür auszugeben suchen.« Auch hierdurch konnte Schiller den Freund nicht weiter gegen Reichardt aufregen. Wenn dieser die Nachrichten über die Aufnahme der »Xenien« mit leidenschaftlicher Gier und persönlichem Antheil verschlang, so faßte Goethe die Wirkung im allgemeinen auf, und er sah mit Befriedigung, daß diese lustigen Schwärmer ihre rechte Wirkung gethan. »Nun kommen sie, gehen, rennen und trippeln auch wohl herbei«, bemerkt er,

»andere bleiben unterwegs stehen, andere kehren gar um, andere winken und verlangen, man solle wieder zu ihnen zurückkehren ins platte Land, aus dem man sich mit so vieler Mühe herausgearbeitet.« Unter den letztern versteht er ohne Zweifel Reichardt. Dieser blieb natürlich mit seiner Erklärung gegen die »Xenien« nicht zurück, die er als einen aus empörter Eitelkeit herstammenden Pasquillantenunfug bezeichnete. Er könne es im Nothfall durch die freundschaftlichsten und achtungsvollsten Briefe (Goethe's und Schiller's) bis zum Erscheinen seiner Zeitschrift »Deutschland« beweisen, daß nur seine Urtheile über die »Horen« die Schmähungen gegen ihn hervorgerufen, womit er im Grunde aber nichts als ein günstiges Urtheil über seine musikalischen Leistungen beweisen konnte — und die darauf gerichteten Schiller'schen Angriffe waren wirklich kaum zu entschuldigen —, da die meisten »Xenien« sich nur auf sein politisches und literarisches Treiben bezogen, die beide keineswegs von Goethe gebilligt worden waren. »Nichts könnte für den Herausgeber schmerzlicher sein«, fuhr er fort, »als wenn das wahr wäre, was er sich nicht als nur möglich denken kann, ohne mit innerm Schaudern zurückzutreten, wenn ein Mann, dessen einziges Genie er immer dankbar verehren wird, seine Größe so entweiht und sich bis zur Theilnahme an einer absichtlichen Verleumdung erniedrigt haben sollte. Doch würde auch dies die Sache nicht ändern. Kein Name ist so groß, daß er eine Ungerechtigkeit adeln könnte. Den Antheil hingegen, welchen Herr Schiller als Verfasser daran haben mag, kann der Herausgeber »Deutschlands« gar leicht verschmerzen. Seine herzliche Verachtung gegen Schiller's nichtswürdiges und niedriges Betragen ist ganz unvermischt, da desselben schriftstellerische Talente und Anstrengungen keineswegs auf derselben Stufe mit jenem echten Genie stehen, welches auch selbst dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht behält.« An Schiller halte er sich als an

den Herausgeber und fordere ihn hiermit laut auf, den Urheber der Verleumdungen anzugeben oder, falls er sich selbst dazu bekenne, seine Beschuldigung öffentlich zu beweisen; könne er dies nicht, so sei er für ehrlos zu achten, für zwiefach ehrlos seiner Feigherzigkeit wegen. Das war so unbesonnen als möglich. Wie konnte er denken, daß Goethe seine Sache von der des Freundes trennen werde, mit dem er sich zu gemeinsamem Wirken und Schaffen verbunden hatte? Und von eigentlichen Verleumdungen konnte nicht die Rede sein, da der Diebstahl, den man ihm vorwarf, nur ein literarischer und scherzhaft zu verstehen war, wie überhaupt der ganze Spott nur das literarische Treiben anging. Schiller war über Reichardt's Angriff ganz außer sich. »Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so, wie ich erwartet hatte«, schreibt er den 25. December an Goethe; »er will es bloß mit mir zu thun haben und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Trennungssystem ganz verläßt, so scheint's mir nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden zu schlagen. Ignoriren darf ich seinen insolenten Angriff nicht, wie Sie selber sehen werden; die Replique muß schnell und entscheidend sein. Ich sende Ihnen das Concept, ob es Ihnen so recht ist. Sowohl Ihre Abreise (mit dem Herzog nach Leipzig) als die Nothwendigkeit, bald mit der Gegenantwort aufzutreten, macht die Resolution dringend; daher bitte ich Sie um recht baldige Antwort. Wollen Sie selbst noch etwas thun, so wird es mir desto lieber sein, und ihm desto sicherer den Mund stopfen.« Goethe wußte Schiller's in der ersten Hitze geschriebene Erklärung zurückzuhalten, und er versprach selbst ein Gegenmanifest aufzusetzen. Dieser äußerte nach Goethe's Rückkunft, am 11. Januar 1797: »Die Reichardtische Sache habe ich mir diese Zeit über aus dem Sinne geschlagen, weil ich mich darin mit Freuden in Ihren Rath ergeben will. Sie überfiel mich in einer zu engen Zimmerluft,

und alles, was zu mir kommt, muß noch dazu beitragen, mir diese Widrigkeiten noch lastender zu machen.« Auf Schiller's Mahnung vom 16., Freund Reichardt's Abfertigung nicht ganz zu vergessen, erwiederte Goethe, der versprochene Aufsatz sei so reif, daß er ihn in einer Stunde dictiren könnte, doch müsse er nothwendig vorher noch mit ihm über die Sache sprechen. Als er aber am 12. Februar endlich zu Schiller nach Jena kam, vereinigte man sich, jede Gegenerklärung zu unterlassen, was gewiß die beste Antwort war, da eine solche Behandlung Schiller's in nüchterner Prosa sich selbst richtete.

Jede Berührung mit Reichardt unterblieb von jetzt an mehrere Jahre. Zum nächsten »Musenalmanache« lieferten Zelter und Zumsteeg die Lieder, die beiden andern Jahrgänge erschienen ohne Musik. Im Sommer 1799 trat Goethe mit Zelter in nähere Verbindung. Gegen Unger, bei dem seine neuen Gedichte erscheinen sollten, äußerte der Dichter, es würde der kleinen Liedersammlung zum großen Vortheil gereichen, wenn dieser vortreffliche Künstler einige neue Melodien dazu stiften wollte, ja vielleicht wäre es räthlich, die schon bekannten mit abdrucken zu lassen. Zelter war darüber höchst glücklich. »Ich sehe es für eine schöne Belohnung an«, schrieb er dem verehrten Dichter, »wenn Sie mir ferner Ihre Gedichte zur Composition anvertrauen wollen, die ich nicht anders zu loben verstehe als durch den unvermischten Widerklang meines innersten Gemüths; und ich darf sagen, daß ich an diesen Ihren Gedichten mit heiliger Sorge gearbeitet habe, was mein Talent reichen mögen.« Goethe dankte ihm, daß er an seinen Arbeiten lebhaften Antheil nehme und sich manches mit wahrer Neigung zugeeignet habe. Es sei das Schöne einer thätigen Theilnahme, daß sie wieder hervorbringe. Zelter's Melodien hätten ihn zu manchem Liede aufgeweckt, und gewiß würde er in seiner Nähe sich häufiger zur lyrischen Stimmung erhoben fühlen. Er theilte ihm darauf

seine »erste Walpurgisnacht« mit. Zelter unterließ nicht, das Verhältniß durch neue Mittheilungen bestens zu pflegen. Gar zu gern möchte er eine ernsthafte Oper Goethe's componiren, von welcher verlautet hatte, worüber dieser ihm dann Näheres mittheilt.

Indessen scheint auch das Verhältniß mit Reichardt wieder so weit sich hergestellt zu haben, daß Grüße zwischen ihnen gewechselt wurden. Wenigstens erzählt Steffens, Goethe habe ihm, als er im April 1799 von ihm Abschied genommen und mitgetheilt habe, er werde auch Reichardt besuchen, Empfehlungen an diesen mitgegeben, dem er sich wieder genähert habe. Eine eigentliche Herstellung des Verhältnisses erfolgte aber erst nach der gefährlichen Krankheit, von welcher Goethe am Anfange des Jahres 1801 befallen ward. Auf Reichardt's theilnehmende Anfrage und Beglückwünschung erwiederte Goethe in herzlichster Weise. »Nicht jedermann zieht von seinen Reisen solchen Vortheil als ich von meiner kleinen Abwesenheit«, schreibt er am 5. Februar, gleich in der ersten Zeit seiner Genesung. »Da ich von der nahfernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich so viele Theilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Ueberzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch Fremde und Entfremdete bezeigten mir ihr Wohlwollen; und wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung als die Abneigung herrscht, so sollte ich auch bei meinem Wiedereintritt ins Leben dieses Glücks theilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten. Wie angenehm mir Ihr Brief in diesem Sinne war, sagen Sie sich selbst mit der Herzlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältniß, wie das unsrige, konnte nur wie Blutsverwandtschaften durch unnatürliche Ereignisse zerstört werden. Um

so erfreulicher ist es, wenn Natur und Ueberzeugung es wieder herstellt.« Nachdem er in vertraulichster Weise über seine Krankheit und den Zustand seiner Genesung berichtet hat, fährt er fort: »Das erste höhere Bedürfniß, was ich nach meiner Krankheit empfand, war nach Musik, das man denn auch, so gut es die Umstände erlaubten, zu befriedigen suchte. Senden Sie mir doch ja Ihre neuesten Compositionen! ich will mir und einigen Freunden damit einen Festabend machen. Empfehlen Sie mich dankbar bekannten und unbekannten Wohlwollenden in Berlin. Ich wünsche nichts mehr als so vielen Freunden, die auf meine Existenz einen Werth setzen, auch künftig zur Freude und zum Nutzen zu leben.« In der weichen Stimmung der Genesung mußte es ihm freilich sehr wehe thun, daß sein Verhältniß zu einem so begabten Manne auf widerwärtige Weise gestört worden und manche Jahre geblieben war, da ja Reichardt auf demselben ernsten und reinen Wege die Musik, wie er mit Schiller die Dichtkunst, mit Meyer die bildende Kunst zu fördern glücklich bestrebt war. Aber leider hatte unruhige Betriebsamkeit den leidenschaftlich aufgeregten Mann auch auf das politische und schriftstellerische Gebiet verlockt, und seine Begeisterung für bürgerliche Freiheit ganz rückhaltslos und unbesonnen überall, wo er vermochte, sich ausgesprochen, auch Goethe's nicht geschont, der seinem Herzoge nach Frankreich und zur Belagerung von Mainz gefolgt war, der an einem Hofe lebte, dessen Fürst freilich eine zu große Vorliebe für die ausgewanderten Franzosen hegte, dem die Französische Umwälzung von Anfang an zuwider gewesen war, der sie in ihren blutigen Ausschweifungen verabscheute, der auch gegen die von Frankreich nach Deutschland sich erstreckende Wirkung der trügerischen Ideen von Freiheit und Gleichheit, deren sich manche gewissenlose Menschen aus den selbstsüchtigsten Absichten zur Aufregung bedienten, entschieden aufgetreten war. Als Reichardt nun gar, statt in seiner Kunst,

die ihm Gott verliehen hatte, das Reich des Edlen und Schönen immer weiter zu fördern, die Bahnen Goethe's und des zu gemeinsamem Wirken mit ihm verbundenen Freundes kreuzte, als er Schiller's »Horen« mit so manchen Gegnern nach dem Leben trachtete, da war der schwache Faden abgerissen und die entschiedenste Bekämpfung trat an die Stelle der frühern Verbindung. Je bedeutender Reichardt auf seinem Gebiete war, je mehr Goethe auf ein Zusammenwirken mit ihm gerechnet hatte, desto schärfer war die Erbitterung, die aber bei ihm nur augenblicklich wirkte, wenn er auch in den gegen alle falschen Richtungen sich wendenden »Xenien« gerade Reichardt ganz besonders treffen mußte. Der Unwille wurde durch Schiller, der von Anfang an gegen Reichardt verstimmt war, noch genährt; dadurch, daß er diesem die Anordnung jenes summenden Mückenschwarms ganz überließ, wurde der Riß um so bedeutender, da Schiller auch den Musiker Reichardt angriff. Und als nun gar Reichardt sich hinreißen ließ, Schiller so tief herunterzurücken, daß nur die Wahl zwischen Schiller und Reichardt geblieben war, da konnte es nicht zweifelhaft sein, nach welcher Seite sich die Schale neigte. Wenn Goethe in seiner Erwiederung Reichardt auf das freundlichste entgegenkommt, so spricht sich hierin die Anerkennung seiner bedeutenden Begabung so wie der Hoffnung entschieden aus, die er einst auf einträchtiges Zusammenwirken mit ihm gesetzt hatte; er bedauert den Riß, ohne aber sich die Schuld desselben beizumessen, die er vielmehr in der Verschiedenheit ihrer politischen Ansichten findet, deren scharfe Aeußerung Reichardt nicht unterdrücken konnte; des andern Zwiespaltes, der in ihrer Anschauung vom Wesen der Dichtkunst und in Reichardt's schriftstellerischem Gegenwirken lag, gedenkt er nicht.

Leider fehlen uns Goethe's weitere Briefe an Reichardt, obgleich ein wenn auch nicht lebhafter Briefwechsel zwischen ihnen fortgeführt wurde. Von Reichardt's Briefen an den Wei=

marer Freund ist bisher keiner veröffentlicht worden; sie ruhen ohne Zweifel in Goethe's Archiv, das sich doch früher oder später einmal öffnen wird. Das Verhältniß blieb ein äußerlich freundliches. Goethe's innige Verbindung mit Zelter, den er nicht aufgeben konnte, dessen rührende Anhänglichkeit ihn immer mit stärkern Banden anzog, mußte bei Reichardt's Eifersucht auf diesen ihm Abbruch thun und ließ es nicht zur vollsten Entwicklung gedeihen. Genauere Nachrichten fehlen uns hier, und wir sind nur auf einzelne zufällige Erwähnungen beschränkt.

Zur Eröffnung des neuen Theaters zu Lauchstädt am 27. Juni 1802 lud Goethe Reichardt freundlichst ein, den er schon in Weimar wiedergesehen haben wird. Dieser kam mit zwei anmuthigen Töchtern und freute sich des Triumphes, den Goethe, von Christiane Vulpius begleitet, hier errang; der Abend ward in heiterster Weise verbracht. Goethe versprach bei seinem Besuche Halle's, wohin er mit Fr. Aug. Wolf gehen wollte, auch Giebichenstein zu besuchen. Gegen den 12. Juli begab er sich nach Halle. Bei der Beschreibung des Aufenthaltes zu Halle heißt es in den »Annalen«: »Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt; eine würdige Frau, anmuthige, schöne Töchter, sämmtlich vereint, bildeten in einem romantisch ländlichen Aufenthalte*) einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen und glückliche

---

*) Dem der jetzigen Wirthschaft beim Wittekind gegenüberliegenden Garten nebst dem auf der Höhe gelegenen schönen und sehr geräumigen Wohnhause, das seit längerer Zeit von vielen Badegästen des Wittekind bewohnt wird. Reichardt's Name ist hier völlig verschollen, während der Reilberg noch den Namen des berühmten, auch von Goethe gefeierten Arztes trägt. Im Garten findet sich, wohl als einziges Andenken an Goethe, auf einer schwarzen Tafel mit dem Namen des Dichters das Epigramm „Philomele" (Bd. 1, 214), ursprünglich „der Nachtigal" überschrieben und dann im Park zu Tiefurt unter ein entsprechendes Bild Amors gesetzt, wo es noch jetzt zu sehen ist.

Verbindungen für das Leben anknüpften. (Goethe denkt an Steffens und Karl von Raumer, welche sich mit Töchtern Reichardt's verbanden.) Auch darf nicht übergangen werden, daß ich die Melodien, welche Reichardt meinen Liedern am frühsten vergönnt, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gefühlvoll vortragen hörte.« Auch Christiane Vulpius ging mit nach Giebichenstein*). Damals, wenn nicht schon früher, muß Goethe auch Reichardt sein Gedicht »frühzeitiger Frühling«, dessen zuerst in einem Briefe an Zelter vom 7. April 1802 gedacht wird, mitgetheilt haben; denn Zelter schreibt am 18. December 1802: »In einem Manuscripte zu einer neuen Liedersammlung von Reichardt, die ich bei Sandern (Buchhändler in Berlin) gesehen, habe ich auch den »frühzeitigen Frühling« gefunden, den Reichardt wahrscheinlich von Ihnen selber erhalten hat.« Zelter war diesen Sommer in Weimar gewesen und hatte in Goethe's Hause der freundlichsten Aufnahme sich zu erfreuen gehabt; auch bei Schiller und am Hofe hatte er sehr gefallen. Voll Begeisterung hatte er Goethe nach der Rückkehr geschrieben: »Ich danke Gott stündlich auf den Knien meines Herzens, daß ich endlich Ihr Angesicht gesehen habe. Die Erinnerung dieser Tage wird nur mit meinem Gedächtniß aufhören. Ein neuer Geist ist in mir

---

*) Die von Carus 1817 zu Halle oder Giebichenstein vernommene Anekdote (Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten I, 231) gehört zu den vielen ganz falschen Geschichten. Goethe soll sich beim ersten Besuche der schönen Anlagen von Giebichenstein Reichardt nicht zu erkennen gegeben und erst beim Fortgehen seinen Namen genannt haben, Reichardt dann schnell ins Haus zu seiner Frau gesprungen und, auf den in einer Staubwolke schon weit fortrollenden Wagen hinzeigend, in die Worte ausgebrochen sein: „Frau! dort fährt Goethe.“ Als ob Reichardt nicht Goethe schon längst gekannt hätte! Und hätte Goethe glauben können, er werde ihn nicht wieder erkennen, was konnte ihn antreiben, Giebichenstein zu besuchen, und sich sofort zu entfernen, nachdem er seinen Namen genannt? Es gehört der schlechte Geist leidiger Klatscherei dazu, ein solches Märchen auszusinnen, dem freilich Carus eine sinnbildliche Nutzanwendung gibt.

durch die Berührung erweckt, und wenn ich je etwas hervorgebracht oder hervorbringe, das der Musen würdig ist, so weiß ich, daß es Gabe ist, und woher sie kommt.« Er hatte bald darauf sich Reichardt's angenommen, dessen Monodram, »Hercules' Tod«, in Berlin gegeben worden war. »Das Gedicht ist, wie ich glaube, auch vom Componisten, nach dem Sophokles bearbeitet, und in der Art componirt, wie Gotter's »Medea«, nur daß Chöre dazwischen sind, die mit ihren Gruppirungen einen ungemein deutlichen und vortheilhaften Zusammenhang geben. Die Musik hat Vieles, woran man Reichardt's Genius besonders erkennt, der sich immer durch große und kühne Schritte verkündigt, allein ihr Bestes scheint mir in den Momenten der Ruhe zu liegen, die ungemein rührend und mannhaft sind.« Einen Monat später, am 9. Mai, hatte er an Goethe einen Aufsatz darüber gesandt, den dieser, vielleicht mit einem kleinen Zusatz, in das »Journal des Luxus und der Moden« einrücken lassen möge. »Der »Hercules« ist hier mit entschiedener Kälte aufgenommen worden«, schrieb er dabei. »Die Ursachen liegen theils im Sujet, das für ein gemischtes Publikum nicht verdaulich genug sein mag, und in einer jetzigen Animosität gegen den Componisten, den man vor Jahr und Tag auf Kosten anderer guten Meister bis an den Himmel erhob. Und dies möchte immer unter den Parteien ausgemacht werden, wenn nicht die Kunst darunter litte, die, bei den mäßigen Vorschritten zum Höhern, überall mit Laune, Hochmuth und Ignoranz den Krieg bestehen soll. Ich allein kann's nicht mehr tragen, daß ein fleißiges, kunstreiches und wohlgewolltes Werk auf so schnöde, petulante Art weggeworfen werden soll, das mit unsäglicher Mühe und vielen Kosten vor das Auge gebracht und für nichts geachtet wird.« Goethe nahm sich auch dieses Aufsatzes auf solche Weise an, daß Zelter seine Zuneigung dadurch besiegelt fand. Reichardt hatte unterdessen eine längere Reise nach Paris angetreten. Ob Goethe ihn

bei seinem Besuche Giebichensteins im Juni 1803 traf, wissen wir nicht genau; daß er von Halle aus dort gewesen, berichten die »Annalen«.

Als Goethe zur Erhaltung der Literaturzeitung für Jena alle Mittel in Bewegung setzte, wird er auch Reichardt zum Mitarbeiter eingeladen haben, der aber gerade in diesem Herbste (1803) nach Petersburg reiste. Gleich im Anfang des Jahres 1804 zeigte er selbst in der Literaturzeitung zwei Schriften Reichardt's an, die »vertrauten Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803«, und das namenlos erschienene, häufig dem Grafen von Schlabrendorf zugeschriebene scharfe Buch »Napoleon Bonaparte und das Französische Volk unter seinem Consulate«. Der erstern Schrift wird das Lob zuertheilt, daß sie vieles Gutgesehene lebhaft darstelle. »Gegen Musik und Oper verhält sich der Reisende als denkender Künstler, gegen das Theater überhaupt als einsichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künste und Wissenschaften als theilnehmender Liebhaber. Seine Kenntniß vieler Verhältnisse in frühern Epochen gibt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präsentation beim ersten Consul an die Zustände des höhern, mittlern und niedern Lebens zu beobachten, da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt, so haben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Verfasser auch hie und da die Lineamente mildert, so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bei Frauenzimmern, durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannigfaltigsten Putzes, empfehlen.« Von dem andern Werke heißt es: »Diese Schrift wird viele Leser finden, die sie auch verdient. Zwar kann man nicht sagen, daß der Verfasser sich auf einen höhern Standpunkt erhebe und als völlig unparteiischer Geschichtschreiber verfahre; er gehört vielmehr zu

den Mitlebenden, Mitleidenden, Mitmeinenden, und nimmt manches Aergerniß an dem außerordentlichen Manne, der durch seine Unternehmungen, seine Thaten, sein Glück die Welt in Erstaunen und in Verwirrung setzt.« In der Beurtheilung der Größe Napoleon's wich Goethe sehr von Reichardt ab.

In demselben Jahre ließ Reichardt einen »Monolog aus Goethe's Iphigenia« als »Probe einer musikalischen Bearbeitung dieses Meisterwerks« erscheinen. Zelter fragte am 12. Juli 1804 um Goethe's Urtheil darüber, wenn Reichardt ihm diesen Versuch mitgetheilt haben sollte; ihm selbst komme er wie eine Operation vor, die an einem gesunden, ausgewachsenen Körper versucht werde, und das Chor sei eine Flicke, wo kein Loch sei. Goethe's Erwiederung darauf fehlt. Jedenfalls hatte Reichardt die Verbindung mit Goethe unterhalten. Wahrscheinlich verfehlte er auch nicht, dem durch Schiller's Tod tief getroffenen Freunde seine Theilnahme zu bezeigen. Bei dem Aufenthalte zu Lauchstädt und Halle wird Goethe auch Reichardt mehrfach gesehen haben. Dieser bat ihn bald darauf um ein paar Aufsätze Zelter's für seine musikalische Zeitung; Goethe suchte sie auch heraus, fand sie aber so vortrefflich, daß er sie der »Literaturzeitung« nicht entziehen zu dürfen glaubte.

Nach dem Unglücke bei Jena besuchte Reichardt Danzig Königsberg und Memel; der Friedensschluß von Tilsit nöthigte ihn zur Rückkehr nach Halle. So kam er im November 1807 in Weimar an. Nach Knebel brachte er gar artige Anekdoten von Memel mit, wogegen dessen Schwester meinte, er gebe ganz den widrig traurigen Eindruck von Memel. Er suchte ohne Zweifel Goethe auf, der erst ein paar Tage später nach Jena ging. Seiner Stelle als Salinendirector beraubt, übernahm er die Leitung des Französischen und Deutschen Theaters in Cassel. Kurze Zeit nach den Tagen von Erfurt und nach Goethe's be-

rühmtem Gespräche mit Napoleon kam Reichardt durch Weimar. Goethe meldet an Zelter: »Reichardt von Cassel ist gestern (den 6. November) hier gewesen; er besucht die Theater des südlichen Deutschlands, um für die Casseler Bühne, die freilich seltsam genug eingerichtet werden muß, Personagen aufzusuchen, die à deux mains gebraucht werden können.« Im folgenden Jahre ließ Reichardt seine Compositionen von Goethe's Liedern, Oden, Balladen und Romanzen in drei Abtheilungen erscheinen, denen noch als vierte die Monologen aus »Iphigenie« und »Tasso« folgten. Eine günstige Beurtheilung der erstern brachte die Jenaer Literaturzeitung. Aber auch mit einem neuen schriftstellerischen Werke trat Reichardt auf, mit seinen »vertrauten Briefen, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den Oesterreichischen Städten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809«. Er selbst hatte, wie er im Februar 1810 gegen seinen Schwestersohn, den windigen Dorow, äußert, ihnen kein großes Glück versprochen, da es ein gar zu mißliches Ding sei, über einen Ort, den man wieder zu besuchen, wohl gar zu bewohnen gedenke, etwas anderes als Lob und Preis zu schreiben; doch könne er sich damit trösten, daß ihm Männer wie Goethe, Humboldt, Dohna ihre große Zufriedenheit damit bezeigt hätten.

Im März 1810 kam er nach Weimar, wo er auch bei Hofe war. Wir wissen von dieser Anwesenheit Reichardt's, der auch bei Goethe vorgesprochen haben muß, nur aus einem Briefe Knebel's an seine Schwester vom 8. März. Er war an diesem Tage zu Jena, wo er Knebel besuchte; auf den Abend hatte man ihn zu Hofe geladen. Knebel spottet bitter über den »großen Capellmeister Reichardt«, der über alle Höfe losgezogen sei, gegen ihn aber äußerst zuvorkommend gewesen. Sein Widerwille gegen ihn reißt ihn sogar zu einer widerwärtigen Schilderung seines Aeußern hin. Goethe war damals inniger als je mit Zelter verbunden, der seine »Johanna Sebus« gesetzt und sich mancher

Lieder Goethe's für seine Liedertafel zu erfreuen hatte. Reichardt begab sich nach Berlin, wo er, wie Zelter berichtet, als vierter Capellmeister am 5. April eintraf. Im April 1811 kam eine neue Oper Reichardt's, »der Taucher«, zur Aufführung, die aber nicht gefiel. »Das Gedicht ist zu mittelmäßig«, schrieb Zelter an Goethe, »und der Componist, der es weniger mit der Hexerei als mit der Geschwindigkeit hält, hätte sich wohl etwas mehr Zeit nehmen und diese etwas besser ausfüllen können, statt dessen er sich aus einem Hause ins andere frißt und politische Anekdoten sammelt oder verbreitet.« In einem vier Monate spätern Briefe äußert sich Zelter über Himmel und Reichardt, die nicht auf dem besten Fuße zu einander standen, aber beide darin fehlten, daß sie die Schule verachteten, ohne die keine Meisterschaft stattfinde. »Daher ist Himmel, sowie Reichardt, in dem Falle zu verehren, was er hätte verbessern können. Was ganz zuletzt jeder Künstler braucht, muß ganz zu allererst erlernt sein, und Sie selber haben es ja in »des Künstlers Apotheose« deutlich genug ausgesprochen, daß die Kunst Kunst bleibt, und Naturell und Instinkt ohne sie nicht ausreichen.« Und daß Reichardt sich selber vernachlässigte, daß seine spätern Werke bei weitem unbedeutender sind als die frühern, müssen auch seine größten Bewunderer gestehen. Goethe ehrte Reichardt's Talent, seine Frische und Lebhaftigkeit, er wußte seine Anhänglichkeit an ihn, die doch mit seiner Bewunderung Klopstock's als des größten deutschen Dichters nicht ganz stimmte, wohl zu schätzen, aber er bedauerte, daß sein übermäßiger Drang zu wirken seine Kraft verzettelte, er sich nicht zusammenzuhalten wußte, und in nutzlosem, raschem Treiben des Verschiedenartigsten seine Thätigkeit vergeudete, daß er auch der Sucht, in geselliger Unterhaltung zu glänzen, sich durch Witzworte einen geistreichen Anstrich zu geben, nicht widerstehen konnte. Mochte auch Zelter an genialer Begabung Reichardt nachstehen, so nahm er dafür seine ganze Kraft

zusammen und suchte sich immer weiter heranzubilden; dazu war er Goethe mit Leib und Seele zugethan, und erwarb sich durch seine frische Tüchtigkeit und sein offenes, gerades Wesen die volle Liebe, das ganze Vertrauen des Dichters. War er ja eine Natur, die sich selbst treu blieb und alles, was in ihr lag, mit anhaltendem, rastlosem Eifer entwickelte, während zudringliche Eitelkeit Reichardt um die seinem Talente bestimmten Erfolge brachte und seinem Umgange den reinen Genuß einer tüchtigen, kerngesunden, Vertrauen erweckenden Natur raubte.

Als Dorow mit Briefen von Wolf und seinem Oheim Reichardt am 3. October desselben Jahres in Weimar ankam, besuchte er zuerst Goethe's Schwager Vulpius, über den der von schrecklicher Einbildung aufgeblasene junge Mann ein sehr geringschätziges Urtheil fällt. Nach allem, was er berichtet, muß er in Weimar höchst anmaßend aufgetreten sein. Wieland soll über Wolf und Goethe geäußert haben: »Der da in Berlin und der hier in Weimar, die glauben beide hoch auf dem Olymp zu sitzen, und halten alles Lebende für Gewürm, das kaum werth ist, zu ihren Füßen zu kriechen.« Den 5. war Dorow zu Goethe beschieden, auf den der anmaßende Mensch wohl schon durch seine Anmeldung einen keineswegs günstigen Eindruck gemacht hatte. Daß Goethe sich nicht besonders mit ihm einlassen wollte, kann man ihm nicht verdenken, aber, was Dorow im einzelnen berichtet, ist gerade nicht in Goethe's Art. Daß er Wolf's und Reichardt's Briefe zur Seite legte, war ganz seiner Gewohnheit gemäß, und wenn er, statt auf Reichardt das Gespräch zu bringen, in theilnehmenden Aeußerungen über dessen vortreffliche Frau und liebenswürdige Töchter sich erging, so kann man daraus nicht im geringsten auf Kälte gegen Reichardt schließen; es war dies eben eine Artigkeit, und Goethe hatte auf den ersten Blick ganz den windigen Menschen durchschaut, mit dem er sich nicht tiefer einlassen wollte. Von Reichardt dachte er wohl aus

dessen Briefe Näheres zu vernehmen. Freilich war das Verhältniß ein rein äußeres geworden, das mit dem zu Zelter nicht im entferntesten verglichen werden konnte, ja Reichardt's Stellung gegen diesen mußte es noch mehr trüben. Zelter schreibt am 25. October an Goethe, sein Lied Ergo bibamus sei nicht übel gerathen, so daß Reichardt selbst es habe loben müssen, der sonst auf seine Lieder neidisch sei und sie nicht gern aufkommen lassen wolle. »Er ärgert sich, daß Sie sich mit allerhand Geschmeiß abgeben: ich weiß schon, wen er damit meint, und lache dazu. Er stipitzt mir Ihre Gedichte weg, kleckt sie auf ein Notenblatt und schickt sie warm in die Presse, um der Erste zu sein; sie sind aber auch darnach gemacht. So hat er den »jungen Jäger« und mehreres auf ganz nachlässige Weise behandelt. Er mag gern jeden gutwilligen Narren zu seinem gehorsamen Diener machen, wie ich es denn auch eine Zeitlang gewesen bin, und dann glaubt er einen undankbar.« Dorow schrieb um diese Zeit an Goethe und Reichardt wegen einer Empfehlung an A. von Humboldt, den er gern auf seinen Reisen nach Persien und Tibet begleiten wollte, was Goethe freilich sehr anmaßlich scheinen mußte. Eines darauf bezüglichen Briefes von Goethe an Reichardt gedenkt Dorow.

Fast scheint es, als ob Reichardt's Verhältniß zu Goethe jetzt ganz versiegt sei. Dagegen trat er dem durch Heirath ihm verwandten Tieck näher, mit dem er schon im Herbste 1811 eine »Sakontala« verabredet hatte. Eine Riesen- und Feenoper nach Calderon, die Tieck ihm vorlegen wollte, dachte er für das Berliner Theater zu bearbeiten, da Iffland schon längst eine neue Oper oder Operette von ihm gewünscht, man aber keinen passenden Text hatte finden können. Auch wollte Reichardt Tieck mancherlei mittheilen, was er in den letzten Jahren für die Bühne entworfen und zum Theil ausgeführt hatte, um seine Meinung und sein leitendes Urtheil darüber zu vernehmen. Mit

Goethe darüber zu verhandeln, scheint er keine Lust gehabt zu haben. Das Theater befriedigte ihn so wenig, daß er es gar nicht besuchte, weder zu Berlin, noch zu Halle, wo die Weimarische Truppe im Sommer 1811 spielte. Mit Tieck kam er im Herbste 1812 zusammen, und er ließ ihm manche seiner Arbeiten zurück, damit er vernehme, was ihm der weitern Ausführung am würdigsten scheine. Den Winter brachte er mit seiner Familie bei seinen Schwiegersöhnen in Breslau zu, und er scheint es nicht mehr verlassen zu haben. Obgleich die Verbindung mit Goethe, der seine Sachen an Zelter gab, wohl ganz abgebrochen war, so freute er sich doch immer, seine Goethe'schen Compositionen vortragen zu hören; auf diese und die Schiller'schen legte er jetzt ganz besondern Werth. Bald zeigte sich das unheilbare Uebel, das ihn, wie wenig er auch eine Ahnung davon hatte, hinraffen sollte. Der Aufschwung Deutschlands, dessen Zeuge er in Breslau war, erfüllte ihn mit Begeisterung; der alte Haß gegen Napoleon, gegen den er zuerst in Deutschland mit bitterer Schärfe aufgetreten war, flammte mächtig in ihm auf, und er segnete sein Schicksal, das ihn diese Tage frischen vaterländischen Muthes hatte erleben lassen. Und wie freute er sich der großartigen Erfolge der Verbündeten, der Befreiung Deutschlands, des Einzuges in Paris und des daselbst abgeschlossenen Friedens! »Er fühlte seinen Geist so kräftig, so lebendig«, schreibt Reichardt's Gattin, »und dieses Gefühl nahm gerade mit der Abnahme seiner Kraft immer mehr zu. Besonders in den letzten Monaten, in denen er auch wieder herrlich componirte und lebhaft schriftstellerische Arbeiten zum Druck vorbereitete, hielt er sich seiner baldigen Besserung so versichert, daß er weit aussehende Lebenspläne machte, sich über alle Hindernisse so erhaben fühlte, daß er auch gegen die unwahrscheinlichsten Aussichten nicht die Spur eines Zweifels äußerte.« So wollte er sein Leben beschreiben, dessen erster Band fertig vorgelegen haben

muß, da er im Januar 1814 äußerte, dieser könnte, wenn ein Verleger sich fände, der wenigstens sechs Friedrichsd'or für den Bogen zahlte, sogleich abgeliefert werden. Und in demselben Briefe ist von seinem schon seit drei bis vier Jahren mit mehreren poetischen und gelehrten Freunden vorbereiteten Journal aus dramatischen Stücken und Romanen die Rede. Kaum dürfte er bei diesem frischen Aufschwung seiner ganzen Natur sich wieder Goethe zugewandt haben. Ein sanfter Tod löste am Morgen des 27. Juli 1814 sein Leben, nachdem er mehrere Tage ganz schmerzenfrei und milde gewesen war. Noch am vorletzten Tage hatte er ausführlich von der Musik gesprochen, die er bei der Rückkunft des Königs in Berlin aufführen werde.

Die Nachricht von Reichardt's Tod mußte in Goethe, der sich damals eines heitern Lebens am Rhein erfreute, die traurige Betrachtung erwecken, wie ganz anders ein solcher Mann hätte wirken können, wenn er sich selbst beschränkt, seine Kraft zusammengehalten und sich nicht von eitler Ehrsucht hätte hinzerren lassen, wie ganz anders auch sein eigenes Verhältniß zu ihm sich gestaltet haben würde, das gerade durch Reichardt's literarisches Treiben und die unbesonnene, augenblicklichen Einfällen und losem Witzhaschen folgende Leichtfertigkeit seiner Aeußerungen getrübt worden war. In dem Briefwechsel Goethe's mit Zelter ist keine Spur einer darauf bezüglichen Aeußerung erhalten. Als Zelter im Sommer 1815 nach Halle kam, besuchte er Reichardt's Grab im Garten zu Giebichenstein, und er rief sich dabei, wie er an Goethe schreibt, diesen Mann in seiner Frische und Treibseligkeit nach außen zurück. Goethe erwähnte in seiner 1821 bearbeiteten »Campagne in Frankreich« Reichardt's tüchtiger Composition einiger Baßarien seiner beabsichtigten Oper, aus welcher später »der Groß-Cophta« hervorging. Als Dorow 1825 Goethe zu Weimar besuchte, ward er von diesem auf das freundlichste aufgenommen und »mit einem splendiden Frühstück rega-

lirt«. Wir lassen diesen das Weitere selbst erzählen und — vertreten. »Jetzt, nachdem Reichardt todt war, brachte Goethe das Gespräch selbst auf denselben, ließ sich viel von seinen letzten Tagen, seinem Tode erzählen, und schien besonders an Karl von Raumer, dem Mineralogen, Interesse zu nehmen. Dorow empfand große Freude über die Wärme, mit welcher Goethe von Reichardt sprach. Auf Dorow's Aeußerung, daß er nicht begriffe, wie man die Compositionen des alten, plumpen Zelter, denen Zartheit und Phantasie fehlten, den Reichardtischen vorziehen könne, und daß man wohl nur das Gefühl, den guten Geschmack preisgebe, um Privatleidenschaft und Haß zu befriedigen, machte Goethe ein sehr unfreundliches Gesicht und sagte: »Reichardt war ein sehr reich begabter Mann; seine Compositionen meiner Lieder sind das Unvergleichlichste, was ich in dieser Art kenne. Ich habe in Giebichenstein mit Ihrem Onkel sehr glückliche Tage verbracht. Möge es seiner vortrefflichen Wittwe wohl gehen!« Darauf kam Goethe auf Spontini, und meinte, Reichardt's Abneigung gegen den Mann und seine Werke komme aus einer zu großen Freundschaft für Cherubini.«

Schon vorher hatte Goethe in den »Annalen« die sein Verhältniß zu Reichardt betreffende Stelle (unter dem Jahre 1795) niedergeschrieben, welche dasselbe keineswegs ganz richtig darstellt, da sie auf die Verschiedenheit in den politischen Ansichten einen zu großen Nachdruck legt, ohne des durch die »Horen« veranlaßten Bruches, der leichtfertigen Aeußerungen, zu denen sich Reichardt über alle Personen hinreißen ließ, und seiner hiervon erlangten Kunde zu gedenken. »Man war mit ihm, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen gestanden«, heißt es hier; „er war der erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte.« Man fühlt, daß die Erinnerung an diese Zeit nur in schwachen Um-

rissen ihm vorschwebte, und wie das Verhältniß aus keiner innigen Neigung hervorgegangen war, so fehlte der Erinnerung auch jeder gemüthliche Hauch, das Trennende hatte über das Einigende die Oberhand gewonnen. So finden sich auch sonst in den »Annalen« viel seltener Erwähnungen Reichardt's, als man bei der so viele Jahre bestandenen, auch später durch persönliche Zusammenkunft mehrfach aufgefrischten Verbindung erwarten sollte. Es waltete eben kein heiterer Geist in der Erinnerung an den so bedeutenden Mann, der ihm viel weniger geworden war, als er unter andern Verhältnissen hätte werden müssen, und vor Zelter's ihn so viele Jahre frisch beglückender Freundschaft mußte Reichardt zu tief in den Schatten treten. Nur beschuldige man Goethe nicht eines Treubruches der Freundschaft. Nach Reichardt's Auftreten war der Bruch unvermeidlich, und zur Zeit der Wiederanknüpfung die Verbindung mit Zelter bereits zu innig geworden, als daß diese, besonders bei Reichardt's Eigenheiten, die ihm so viele entfremdeten, mehr als ein äußerliches Band zu bilden vermocht hätte, das sich zuletzt ganz lockern mußte.

VI.

Tischbein.

Seit der Engländer Lewes für Goethe's menschliche Größe in die Schranken getreten, hat sich in manchen Kreisen eine günstigere Vorstellung von unserm größten Dichter auch in dieser Beziehung gebildet, obgleich etwas Neues von Lewes im Grunde nicht vorgebracht worden, vielmehr die urkundlichen Beweise von Goethe's Edelsinn längst von seinen Landsleuten ins Licht gesetzt worden waren. Glücklicherweise fließen unsere Nachrichten über Goethe's Leben so reichlich, daß sie uns den genauesten Blick in sein ganzes Dasein gestatten. In der ersten Weimarer Zeit bis zum Jahre 1789 können wir jetzt fast von Tag zu Tage ihn verfolgen, wodurch dem frühern thörichten Gerede, daß der Dichter in Weimar sich und dem deutschen Volke ungetreu worden, ein Ende gemacht ist, wenn man es anders nicht vorzieht, aus Groll gegen die unbequeme Größe des einzigen Mannes sich in seinen Vorurtheilen zu verstocken. Eben so entschieden wie hier tritt die reine Menschlichkeit und edle Würde seiner Natur hervor, wenn man sein freundschaftliches Verhältniß zu den bedeutendsten Zeitgenossen näher betrachtet, wo jedes unbefangene Urtheil immer Goethe als wahrhaft edlen Freund im schönsten Licht erkennen wird. Deshalb dürfte es an der Stelle sein, den neuerdings

erhobenen Vorwurf*), Goethe habe gegen Tischbein, den »Treuesten der Treuen«, sich nicht als Freund erwiesen, mit dem, was uns thatsächlich überliefert wird, genau zusammenzuhalten, um dessen Berechtigung oder Haltlosigkeit ins Licht zu setzen.

Der eben achtundzwanzigjährige Tischbein erfreute sich zu Berlin als Porträtmaler höchster Anerkennung und ehrenvollster Verhältnisse, als ihn die freudige Nachricht überraschte, sein Landesherr, der Landgraf von Hessen-Cassel, habe sich entschlossen, alle drei Jahre einen Zögling seiner Akademie nach Italien zur Ausbildung in seiner Kunst zu schicken, und auf Empfehlung seines Oheims, des Directors Johann Heinrich Tischbein, sei er zuerst dazu bestimmt worden. Indessen scheint er die Gunst des Landgrafen durch Eigenwilligkeit verscherzt zu haben, indem er dessen Anordnungen, vielleicht auch den Bestimmungen seines Oheims, sich weniger fügte, als diese wünschten. Die Reiseunterstützung wurde auf anderthalb Jahre beschränkt, wobei freilich die Sparsamkeit des Landgrafen mitbestimmend gewesen sein mag.

Von Rom aus, das Tischbein Ende 1779 erreichte, trat er mit dem als Kunst- und Naturkenner allgemein geachteten Kriegsrath Merck zu Darmstadt, Goethe's einflußreichem Freunde, in Verbindung. Diesem klagte er bereits im Spätherbst 1780, daß er bald Rom verlassen müsse, da des Landgrafen Befehle nicht weiter reichten. »Diesen wollte ich auch pünktlich nachkommen; dieses Frühjahr wollte ich aus Italien reisen, um die andere Hälfte der Zeit in Frankreich zuzubringen. Aber es wäre doch nöthig, ehe ich aus Italien reise, daß ich auch noch andere Städte besuchte, besonders Neapel. In Florenz möchte ich auch gern noch einige Zeit bleiben. Nun habe ich gedacht, ob ich den Herrn

---

*) Vgl. Aus meinem Leben von J. W. Tischbein. Herausgegeben von Dr. C. G. W. Schiller. Braunschweig 1861. Goethe und Tischbein. Von C. Schiller („Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen," XXXI, 277 ff.)

Landgrafen um etwas zu dieser Reise ansprechen könnte; denn ohne etwas mehres Geld kann ich nicht hinter und nicht vorwärts reisen; denn zu der Reise nach Italien hab ich von meinem Geld gethan, das ich mit von Berlin gebracht hatte. Das ist aber nunmehr alle, und ich habe hier nichts suchen zu verdienen, sondern alle meine Zeit darauf verwendet, was zu lernen.« Tischbein scheint Merck's Verwendung ganz gewiß erwartet zu haben; aber die ersehnte Unterstützung erfolgte nicht, und so sah er sich genöthigt, Mitte April des folgenden Jahrs auf dem kürzesten Wege Italien zu verlassen.

Zunächst begab er sich nach der Schweiz, wo seine Hoffnung auf Lavater, den großen Physiognomisten, gesetzt war, den er durch seine Kunst zu gewinnen hoffte, dessen Freundschaft mit Merck und Goethe ihm nicht unbekannt war, dessen Begeisterung und Menschenliebe ihn zur Empfehlung und wirksamsten Unterstützung aller mittellosen Talente trieb. Daß er gerade in Zürich blieb und sein erster eiliger Besuch Lavater galt, kann nicht absichtslos gewesen sein. Dieser, hoch erfreut, in ihm einen Porträtmaler ganz nach seinem Herzen gefunden zu haben, bereitete ihm eine Wohnung im Hause seines Herzensfreundes Pfenninger und ließ ihn viele Porträts zeichnen. Seine Freude, endlich einen solchen Künstler getroffen zu haben, theilte er dem Herzoge von Weimar mit, der dies am 31. Mai an Merck berichtete. Karl August kannte Tischbein bereits aus Zeichnungen und seinen von Rom aus geschriebenen Briefen, welche Merck, ohne den Namen des jungen Malers, der sie geschrieben, näher zu bezeichnen, in Wieland's »Mercur« hatte einrücken lassen. Tischbein erfuhr Letzteres auf überraschende Weise in Zürich, als Lavater diese Briefe ihm aus dem eben angekommenen Hefte jener Zeitschrift als eine anziehende Neuigkeit vorlas.

Im Juli kam Prinz Constantin von Weimar nach Zürich. Lavater vermittelte es, daß Tischbein diesen malte, und er schickte

das Porträt an Goethe, dem es ausnehmend gefiel: es schien ihm wohl gesehen und wohl angelegt, der Charakter sprechend und die Stellung gut gewählt, und wenn die Aehnlichkeit nicht von allen erkannt werde, so liege dies wohl vorzüglich in der Farbe und in der vom Maler dem Prinzen gegebenen größern Männlichkeit und Stärke der Züge. Er selbst behielt es für sich und sprach seine Freude darüber auch an Merck aus, den er nach dem Aufenthalte des Malers befragte.

Tischbein scheint ernstlich darauf gesonnen zu haben, mit Goethe und dem Herzoge von Weimar in nähere Verbindung zu kommen, wozu ihm Lavater und Merck die erwünschteste Vermittlung zu bieten schienen. Schon im Jahre 1776 hatte er nach seiner eigenen Aeußerung den Wunsch, mit den Weimarer Dichtern zusammenzuleben, doch bei seiner Durchreise durch Weimar im Sommer 1777 scheint er gar keinen Versuch gemacht zu haben, sie persönlich kennen zu lernen. An Merck wandte er sich von Zürich aus, um diesem seinen Drang nach weiterer Ausbildung und besonders seinen Wunsch, sich in der geschichtlichen Malerei zu versuchen, lebhaft darzustellen, während er sich wohl hütete, Lavater's Eifer für ihn durch ein derartiges Geständniß abzukühlen, da dieser sich freute, einen solchen Porträtmaler in seiner Nähe zu besitzen. Merck verwandte sich für ihn in Cassel, aber erfolglos, wie er ihm im Februar 1782 mittheilte. »Ich wollte die Antwort vorher gesagt haben«, erwiederte Tischbein gleich darauf; »denn so lange mein Onkel lebt, ist da nichts zu machen. — An Goethe haben Sie auch wegen mir geschrieben; mit dem Manne hätte ich schon längst gerne Bekanntschaft gehabt. Aus Rom wollte ich einmal an ihn schreiben. Ueber die deutsche Geschichte hatte ich einen großen Zank mit den Künstlern; die wollten mir nicht gestehen, daß sie so gut zum Malen sei als die Römische, und ich glaube, in der Deutschen sind eben so große und edle Vorfälle als in jener, nur unbekannter, und die Deutsche

Kleidung wird eben so viel Effect machen als die Römische, und vielleicht noch mehr (lachen Sie nicht! ich will es nicht allein sagen, sondern eine Probe machen); schon aus Goethens »Götz« könnte man viele schöne Bilder machen.«

Unzweifelhaft schwebte ihm schon damals der Gedanke vor, durch ein solches Bild den Dichter des »Götz« zu erfreuen, an dessen Beifall ihm außerordentlich viel gelegen war, da er als deutscher Dichter so berühmt und sein Einfluß auf den Herzog bekannt war. So war es ihm denn ein dringendes Bedürfniß, Merck mitzutheilen, in welcher ungünstigen Lage er den Prinzen Constantin gemalt habe, damit Goethe nicht durch das Porträt desselben zu einer ungünstigen Meinung über ihn verleitet werde. Daß dieser beim Besuche der Casseler Gallerie im Herbste 1779 sich dahin geäußert, der Maler müsse die Farben mit einem Strich hinsetzen, hatte er, wahrscheinlich durch seinen Bruder, den Gallerieinspector, erfahren. »Ich wünschte Gelegenheit zu haben«, fährt er in demselben Briefe fort, »ein Bild zu machen, wo ich Fleiß und Zeit anwenden könnte, das Goethe zu sehen bekäme. Sie glauben, daß der Mann einem behülflich wäre, in der Kunst weiter zu kommen. Ich hätte mich schon längst einem Fürsten suchen bekannt zu machen, aber ich habe mich immer geschämt, die Zahl der Haufen Bittender größer zu machen, von denen ein Fürst beständig umgeben ist, und darunter sind so viele, die es nöthiger haben als ich. Ich glaubte es immer durch mich selber machen zu können, aber nun sehe ich es ein, wie schwer es ist. Sollte noch was aus mir werden, so könnte es auf die Art angehen, wenn ein Herr, ein Fürst wäre, der Liebhaber von der Malerei ist, und der mich als eine Hand betrachtete, die er arbeiten läßt. Die Anfangsgründe im Zeichnen habe ich in Rom ziemlich durchgearbeitet. Nun müßte ich eine Arbeit machen, worin ich das verwenden könnte, und auf die Art könnte ich für das erhaltene Geld erkenntlich sein und von Zeit

zu Zeit mit einem Bild die Schuld abbezahlen. Wenn jemand Lust dazu hat, mich noch ein oder zwei Jahre reisen zu lassen, so will ich ihm Alles, was ich mache, schicken und nach dem zu ihm kommen und für ihn malen, und das für einen Preis, den er beliebt; ich brauche wenig. — Ich will Ihnen einige Zeichnungen schicken, damit Sie sehen, wie mein Wille war zu studiren; nicht die Zeichnungen als Zeichnungen müssen Sie betrachten. Wenn Sie mir schreiben, daß mich jemand noch reisen lassen will, dann will ich ihm ein Bild schicken, woran ich meinen Fleiß gewandt habe. Wenn ich nur Zeit habe, es auszuarbeiten; es gilt mir gleich, was es vorstellen soll; es kann mir aufgegeben werden.«

Tischbein hatte indessen seine Aussicht auf Cassel noch nicht ganz aufgegeben; aber einen deshalb an den Landgrafen gerichteten Brief hielt sein Oheim zurück, indem er den nach weiterer Ausbildung strebenden, über das ewige Porträtmalen fast verzweifelnden Mann auf die Zukunft vertröstete. Um so glücklicher machte ihn ein bald darauf eintreffender Brief von Goethe, der ihm Hoffnung eröffnete, und so wieder »Frühjahr« in seinem Herzen weckte. Am 13. April erwiederte Tischbein in einem ausführlichen Briefe, worin er seinen Drang nach Muße zu künstlerischer Ausbildung und seine darauf bezüglichen Wünsche und Anerbietungen in ähnlicher Weise aussprach wie früher gegen Merck. Da die Verhältnisse des Herzogs von Weimar diesem damals zu seinem höchsten Bedauern nicht gestatteten, Tischbein für sich selbst zu gewinnen, so schlug Goethe am 22. April mit dessen Genehmigung dem Herzoge von Gotha vor, den jungen, jede Unterstützung verdienenden Maler vorab zu sich kommen und verschiedene Porträts malen zu lassen, sodann nach abgelegter Probe ihn auf Reisen zu schicken. Doch wünschte er ihn vor der Reise einige Zeit in seinem Hause aufzunehmen, um ihn einiges zeichnen und malen zu lassen, und ihn dann mit seinem

besten Dichter- und Künstlersegen zur Reise zu weihen. Er brenne vor Verlangen, ihn über gewisse Sachen zu sprechen, und ihn auf diejenigen Theile der Kunst hinzuweisen, die er nach Anleitung der größten Meister für die wesentlichsten und höchsten halten müsse. Der Mann sei nach seiner Kunst und nach seinem Herzen ein wahrer Schatz, und der Herzog werde auf diesem von den Bauleuten verworfenen Ecksteine eine wohlgegründete Schule aufrichten, wozu er ihm im voraus Glück wünsche.

Der Herzog von Gotha war sofort bereit, Tischbein noch einige Jahre in Italien reisen zu lassen, um ihn dann zu sich zu nehmen. Dies meldet der Herzog von Weimar schon am 24. April an Merck, zugleich mit der Nachricht, daß die von Cassel geschickten Bilder Tischbein's angekommen seien. »Es kann etwas Treffliches aus diesem Menschen werden«, fügt er hinzu; »er besitzt ein außerordentlich richtiges Auge, und das unermüdete Suchen und Streben und Klimmen muß ihn dem Punkte nahe bringen, den so viele nicht erreicht haben.« Doch hielt man bis zur genauern Bestimmung des Herzogs mit der Nachricht von diesem Entschlusse zurück. Merck's und Goethe's Schweigen setzte Tischbein in große Verlegenheit, da er fürchtete, seine Bilder möchten in Weimar nicht gefallen haben. Endlich erhielt er von Merck vorläufige Nachricht, daß man entschlossen sei, ihn noch einige Jahre reisen zu lassen, worüber er bald nähere Auskunft zu erhalten wünschte. Karl August ließ durch Merck Zeichnungen aus Goethe's Werken bei Tischbein bestellen, die er diesem zu seinem Geburtstage verehren wollte.

Endlich langte Goethes ersehnter Brief an, den Tischbein so voll schöner Sachen fand, daß es ihm unmöglich fiel, darauf zu antworten. Goethe hatte ihm die Mittheilung gemacht, der Herzog von Gotha wolle ihm jährlich hundert Ducaten geben, was ihm aber zu wenig scheine, da er dabei zu viel für seinen

Unterhalt sorgen müsse*). Statt der von Karl August bestellten Zeichnungen hatte Tischbein mit gewohntem Eigenwillen ein ihm lange vorschwebendes Bild begonnen: Götz, wie er den Weißlingen in sein Zimmer führt. Die von Cassel aus nach Weimar gesandten Bilder und Zeichnungen Tischbein's, die auf dortiger Ausstellung so sehr gefallen hatten, wurden auch in Weimar höchst beifällig aufgenommen. Goethe wünschte von jenen Lavater's Porträt zu erhalten. Diesem schreibt er am 29. Juli: »Treibe Tischbein, daß er mir bald näher antwortet. Der Herzog von Gotha ist ungeduldig zu wissen, wie und wann er nach Italien gehen will. Segne ihn noch recht ein auf Treue und Wahrheit, Reinheit und Reinlichkeit.«

Bei Uebersendung des vollendeten Bildes des Götz sprach sich Tischbein über dasselbe im einzelnen aus. Goethe wie der Herzog waren von seiner Kunst und seiner Treuherzigkeit tief ergriffen und verlangten sehr, ihn bald möglichst in Rom zu wissen. Aber dieser wünschte in Bezug auf die Richtung seiner Reise ungebunden zu sein. Da verlautete, der Herzog von Gotha werde nach Stuttgart kommen, so wollte Tischbein ihn dort besuchen; sollte er aber den Herzog nicht sprechen, so möge Merck ihm seinen Wunsch aussprechen, dorthin reisen zu dürfen, wo es ihm am vortheilhaftesten zu sein scheine. Er selbst wandte sich darauf an den Herzog; nach Frankreich zu reisen wäre nach seiner Kenntniß das Nützlichste, meinte er, doch wollte er auch, wenn er darauf bestehe, nach Italien gehen. Der Herzog ward über diese Aeußerung ungehalten. Goethe schrieb deshalb am

---

*) Wie wenig zuverlässig Tischbein's Lebensbeschreibung sei, ergiebt sich aus der Art, wie Tischbein diese für ihn so wichtige Geschichte erzählt. Hiernach hätte ihm Merck geschrieben, wenn er vom Herzoge von Gotha einen Gehalt zum weitern Studiren annehmen wolle, so habe ihm der Dichter Goethe diesen ausgewirkt, und sei es des Herzogs Wille, daß er nach Rom zurückkehre. Von seiner eigenen Verwendung bei Merck und Goethe kein Wort! Auch alles übrige daselbst ergibt sich als ungenau.

4. October an Tischbein und verwies ihn auf einen Brief an Lavater, gegen den er sich also äußerte: »Du wirst meinen Brief wohl verstehen, aber er nicht ganz. Ich kann ihm weder gewähren noch verschaffen, was er gerne möchte. Denn der Herzog von Gotha sieht's anders an und hat seine festgesetzten Begriffe über die Sache, auf die ich weiter nicht wirken kann. Rede ihm ja zu, daß er sich besonders gegen Reiffensteinen (Reiffenstein war zu Rom Geschäftsführer des Herzogs von Gotha) leidlich beträgt; denn dieser Mann hat Einfluß auf die Großen. Freilich mag dem guten Tischbein, der, Gott sei Dank, in weltlichen Dingen noch nicht geübt ist, so ein Verhältniß ganz und gar fatal und unerträglich scheinen; indessen ist immer besser, er weiß so etwas voraus und richtet sich einigermaßen darnach, als daß er in seinem Wesen hingeht und wir in einem halben Jahr den Lärmen haben. Es wird ohnedies nicht ganz ohne alles abgehen. — Besonders treib' ihn, daß er fortkommt; denn der Herzog ist schon über das Zaudern und über meine Vorstellungen, die ich nicht gespart habe, verdrießlich. — Ein großer Herr will gehorcht sein.« Tischbein scheint sich darauf zur sofortigen Abreise bereit erklärt zu haben. Mitte October erhielt er Brief und Wechsel von Gotha, und am 24. trat er die Reise an, nachdem er vorher noch zwei Bilder an den Herzog und die Herzogin gesandt hatte.

Von Italien aus scheint Tischbein zunächst keine briefliche Verbindung mit Goethe unterhalten zu haben. Der Herzog hatte bei aller Anerkennung des Erfindungsgeistes, der Kraft und des künstlerischen Verstandes nicht ganz günstig über das Bild des Götz geurtheilt. Goethe wünschte, Merck solle Tischbein nichts davon merken lassen, da ein so guter Mensch leicht irre gemacht werde, so daß er gar nicht wisse, woran er sei. Da aber Merck diese Vorsicht nicht geübt hatte, so wünschte Tischbein zu wissen, was der Herzog, über dessen Kennerschaft er sich

freute, unter dem Vorwurf mangelnder Einheit gemeint habe. Auch möchte er Goethe's Urtheil über sein Bild erfahren, der ihm nichts darüber geschrieben habe. Ein besonderes Blatt, worin er sich über Mengs und Winckelmann äußerte, ließ er durch Merck an Goethe gelangen.

Erst im Januar 1784 wandte er sich unmittelbar an Goethe, dem er Zeichnungen und zwei ausgeführte Köpfe aus dem für den Herzog von Gotha unternommenen Bilde Conradin's sandte, von welchem er durch Merck den Herzog von Gotha hatte benachrichtigen lassen. Die Köpfe hatte er Goethe mitgetheilt, damit dieser sehe, wie er sich die Charaktere denke, und er sie an den Herzog von Gotha schicke, wobei er diesen bitten möge, ihm noch etwas Geld zukommen zu lassen, das er höchst nöthig habe, um die Modelle zu bezahlen, deren er dazu bedürfe; er wolle ihm dann alles dafür geben, was er in Rom mache. »Ich wünschte, daß es der Fürst thun möchte; denn auf die Art brauche ich meine Studien, welche ich hier mache, nicht zu verkaufen, und ich finde selbige wieder in Gotha, wenn ich nach Deutschland komme, und kann sie zu meiner künftigen Arbeit brauchen.« Goethe kannte des Herzogs Eigenheiten zu wohl, als daß er dem guten Tischbein zur Erfüllung seines Wunsches hätte verhelfen können; doch fehlen uns hier alle nähern Nachrichten. Die endliche Absendung seines Conradin (Anfangs 1785) begleitete Tischbein wieder mit der Bitte um eine Unterstützung zu einem größern Bilde, um nur die Modelle und Farben bezahlen zu können, wogegen er das Bild selbst unentgeltlich überlassen wolle. Dem Herzog gefiel das Bild ungemein, wie Tischbein aus einem von ihm nach Rom geschriebenen Brief erfuhr; erst später, nach seiner Rückkehr von einer nach England unternommenen Reise, schrieb er ihm selbst, in allen Ateliers der Maler, die er besucht, habe ihm nichts so gefallen wie sein Conradin. Goethe sah das Bild erst im November 1785 zu höchster Be-

friedigung; doch hinderte ihn so manches, was ihn bedrängte, sich gegen Tischbein darüber zu erklären, für den er leider nichts thun konnte, da der Herzog zu einer weitern Unterstützung sich um so weniger bereit finden ließ, als Tischbein gegen seinen Geschäftsführer Reiffenstein eine Stellung eingenommen hatte, welche diesen um so ungünstiger stimmte, da der Herzog, ohne ihn zu befragen, Tischbein nach Rom gesandt hatte. Dieser beschränkte sich denn darauf, seine Unterstützung fortzahlen zu lassen und seine Bereitwilligkeit zu erklären, ihn später in Dienst zu nehmen. In seiner Lebensbeschreibung erzählt Tischbein freilich, der Herzog habe an Reiffenstein geschrieben, weil Tischbein mehr fordere, als er ihm geben wolle, so seien sie geschieden; aber dies ist eine der vielen Ungenauigkeiten dieser späten Aufzeichnungen, wie sich aus Goethe's Aeußerung vom Jahre 1789 ergiebt: Tischbein habe geglaubt, den Herzog entbehren zu können; er habe ihm selbst vor zwei Jahren erklärt, daß er sich als vom Herzog geschieden betrachte, und er habe sein Jahrgehalt nicht mehr erhoben. Auch die Verbindung mit Goethe stockte, so daß dieser, da er auch von Gotha aus nichts weiter von ihm hörte, gar nicht wußte, ob er noch in Rom sei. Aber Tischbein grollte Goethe so wenig, daß er für ihn eine Reihe Copien nach den besten Meistern in Kreide, Sepia und Aquarell fertigen ließ, ihm kurz vor seiner Ankunft in Italien eine Sammlung von Musterstücken der Steine, womit die Alten und Neuern gebaut, nach Weimar sandte, und keinen herzlichern Wunsch hegte, als dem Dichter und Kunstkenner, der ihm zu seinem zweiten Besuche Italiens verholfen, die ewige Stadt zu zeigen. Goethe bedauerte es aber, daß Tischbein seine so deutlichen Winke in Bezug auf den Herzog und Reiffenstein nicht besser befolgt hatte, und er sah die Unmöglichkeit, bei jenem etwas für ihn zu erlangen; und wie wäre er im Stande gewesen, bei seiner eigenen Bedrängniß und bei der schmerzlichen, fast krankhaften Sehnsucht,

die jeder Gedanke an Italien in seiner Brust weckte, sich des fernen Freundes anzunehmen, für dessen Künstlerlaunen einzustehen ihm unmöglich war! Wenn er gegen seine ältesten Freunde, selbst gegen seine Mutter damals verstummte, wenn die Spannung mit dem Herzoge sich erst kurz vor seiner Abreise nach Italien löste, wie hätte er da seinen herzlichen Antheil an dem vielleicht längst von Rom geschiedenen Künstler durch die That beweisen können!

Vollbeglückt fühlte sich Tischbein, als Goethe am Abend des 29. Octobers 1786 in Rom eintraf. Wie sie hier sich getroffen, ob Goethe in Italien von Tischbein's Anwesenheit zu Rom Kunde erhalten oder das Begegnen ein zufälliges gewesen, wissen wir nicht. Aber gleich am ersten oder in den ersten Tagen muß er mit Tischbein sich zusammen gefunden haben, da er schon am 2. November mit diesem zum Quirinal eilte, wo sich die köstliche Geschichte mit dem Maler Müller ereignete, der, wie der Herzog von Weimar bemerkte, das Wort Maler zu früh vor seinen Namen gesetzt hatte. Von Tischbein's innigster Freude unterrichtet uns sein Brief an Lavater vom 9. December. »Goethe war mir durch Sie und seine andern Freunde schon ziemlich bekannt, durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm hörte«, äußert er, »und ich habe ihn eben so gefunden, wie ich mir ihn dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mich noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm dann leicht verschaffen konnte, weil er mit so Wenigem zufrieden ist. Da sitzet er nun jetzo, und arbeitet des Morgens, an seiner »Iphigenie« fertig zu machen, bis um neun Uhr, dann gehet er aus und sieht die großen hiesigen Kunstwerke. — Ich

freue mich, daß ich jetzo lebe, des Goethe und Lavater's wegen.«

Mit voller Innigkeit gab sich Tischbein dem Dichter hin, der es als das größte Glück fühlte, an der Seite eines begabten und kenntnißreichen Künstlers, der sich so echt deutsch aus sich herausgebildet und die innigste Vertrautheit mit allem, was Rom Großes bot, sich verschafft hatte, die unermeßlichen Kunstschätze der ewigen Stadt auf sich wirken zu lassen. Schon am 12. December meldete er dem Herzoge, Tischbein werde mit ihm nach Neapel gehen. »Er ist mir unentbehrlich. So einen reinen, guten und doch so klugen, ausgebildeten Menschen hab' ich kaum gesehen. Wie leid thut mir's, daß er nicht zu den Ihrigen gehört, nicht allein als Künstler, sondern auch als verständiger, thätiger Mensch. In seinem Umgange beleb' ich mich aufs neue; es ist eine Lust, sich mit ihm über alle Gegenstände zu unterhalten, Natur und Kunst mit ihm zu betrachten und zu genießen.« »Das Stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein«, schreibt er Anfangs Januar 1787; »ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes.« Zu besonderer Freude gereichte ihm seine leidenschaftliche Lust an den Thieren, die er mit ganz eigenem Sinne aufzufassen wußte. Und mit welchem künstlerischen Blicke schaute er die Landschaft an! »Er findet bedeutende Gruppen«, bemerkt Goethe, »und andere anmuthige, vielsagende Gegenstände da, wo ein anderer nichts gewahr würde, und so glückt es ihm auch, manchen menschlichen naiven Zug zu erhaschen, es sei nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß.« Auch besaß er die große Gabe,

Götter- und Heldengestalten in Lebensgröße und darüber mit der Feder zu umreißen. Höchst beifallswürdig fand Goethe Tischbein's Gedanken, daß Dichter und Künstler sich zu idyllischen Darstellungen mit einander vereinigen sollten. Auf ihren Spaziergängen unterhielt Tischbein ihn oft mit der Angabe von Gegenständen, die er auf diese Weise bearbeitet wünschte, um ihm Lust zu machen, sich darauf einzulassen, und Goethe mußte gestehen, daß die von ihm bezeichneten Gegenstände von der Art seien, daß weder dichtende noch bildende Kunst allein zu ihrer Darstellung hinreichend wäre. Das Titelkupfer zu diesem gemeinsamen Werk wurde wirklich entworfen, aber zur Ausführung des Ganzen fehlten Zeit und Fassung. Auch zu einer Sammlung von Zeichnungen, worin er die Urzeiten des menschlichen Geschlechts darzustellen suchte, wünschte er ein verknüpfendes Gedicht, welches dem Dargestellten zur Erklärung diente und ihm durch bestimmte Gestalten Körper und Reiz verliehe. Goethe fand den Gedanken sehr schön und nahm lebhaften Antheil daran; besonders erfreute ihn das Bild, welches den Menschen als Bändiger der Thiere darstellte; aber auch hier waren Muße und längeres Zusammenleben nöthig. Eine Beschreibung zweier Bilder aus dieser Sammlung, die er als »Gedicht« bezeichnet, sandte Tischbein im Herbst 1787 an Merck. »Es ist auf eine wunderliche Art«, so erklärt er sich darüber, »und vielleicht das einzige, das je auf diese Art gemacht worden. Ich habe Vorfälle, die ich in meinem Leben gesehen, und Bemerkungen, die ich gemacht über die Natur und besonders über die Gemüther der Menschen und über mein eigenes, in Zeichnung gebracht. So wie der Dichter Geschichten handelnd erzählt, so habe ich die Vorfälle gezeichnet, und wäre Willens, diese alle in eine zusammenhängende Geschichte, in eins zu bringen. Es gehören aber auch noch Wörter dazu, aber so, daß eines dem andern aufhilft. Die Zeichnungen stellen einem die Geschichten

lebhafter dar, als man sie mit Wörtern ausdrücken könnte, oder man muß deren gar viel brauchen, und dadurch wird es langweilig, da ein Gedicht nur eine zierliche Rede ist, die vergnügt und unterhält; wenn nun mit Zeichnungen dieses verbunden ist, so vergnügt es noch mehr, und man kann sich viel deutlicher machen.« Auch spricht er daselbst von dichterischen Vergleichen, die er in Zeichnungen dargestellt und diese durch Worte erklärt habe.

Manche scherzhafte Bildchen entstanden im freundlichen Zusammenleben mit Goethe, der sie auf das sorgfältigste aufhob. Auch das große Oelgemälde, das diesen als Reisenden, in einen weißen Mantel gehüllt, darstellt, wie er in freier Luft, auf einem umgestürzten Obelisken sitzend, auf die Campagna di Roma schaut, neben sich ein Relief des Orestes und des Pylades vor Iphigenien, wurde gleich in den ersten Monaten entworfen und gedieh zu Goethe's schönster Freude. Es blieb in Italien, bis Freiherr Karl von Rothschild es in seinen Besitz brachte. An Goethe's »Iphigenie« nahm Tischbein herzlichen Antheil, obgleich auch ihm die fast völlige Entäußerung der Leidenschaft nicht zu Sinne wollte; doch legte er es sich auf seine Weise zurecht, und stellte seine Ansicht in einem symbolischen Bildchen dar: er verglich das Stück einem Opfer, dessen Rauch, von einem sanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinziehe, während die Flamme freier nach der Höhe strebe.

Ende Februar nahm Goethe den Freund mit sich nach Neapel, weil es diesem zur Freude gereiche und er in seiner Gesellschaft »dreifach lebe«. Vier Wochen lang erfreute ihn Tischbein's »treues Geleit« durch Neapels Natur- und Kunstschätze. Die Stadt und die Umgegend, der Vesuv, Pompeji, Herculanum und Portici wurden in freundlichstem Zusammensein genossen. Aber auf Goethe's Wunsch, ihn nach Sicilien zu begleiten,

glaubte Tischbein nicht eingehen zu können, da ihn so manche eigene Angelegenheiten fesselten. Er hatte sein Verhältniß zum Herzog von Gotha bereits gelöst, und war ernstlich bedacht, sich eine andere sicherere Stellung zu gewinnen. Besonderes Vertrauen scheint er auf die Verbindung mit dem Fürsten Christian von Waldeck gesetzt zu haben, der verschiedene Arbeiten bei ihm bestellte und ihm überaus gewogen war. Zugleich aber hatte sich die Aussicht auf die Stelle eines Directors der Malerakademie in Neapel eröffnet, mit deren Umgestaltung man sich damals trug. Wie schmerzlich es Goethe auch fiel, eines solchen Reisebegleiters, auf dessen innigste Hingabe er gerechnet hatte, entbehren zu müssen, so wußte er sich doch in das Unvermeidliche zu fügen, und Tischbein zu entschuldigen, der ihm nicht mehr dasjenige sein sollte, was er früher gewesen, die ihm ganz zugewandte, an allen seinen Bestrebungen innigsten Antheil nehmende, ihn herzlich fördernde Freundesseele. »Zwar ist Tischbein mit mir«, äußert er einmal, »aber als Mensch und Künstler wird er von tausend Gedanken hin und her getrieben, von hundert Personen in Anspruch genommen. Seine Lage ist eigen und wunderbar; er kann nicht freien Theil an eines andern Existenz nehmen, weil er sein eigenes Bestreben so eingeengt fühlt.« Am 19. März hören wir, es habe sich aus wechselseitiger Betrachtung ergeben, daß Tischbein's Kunstwerke sowohl als diejenigen Geschäfte, die er, eine künftige Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe betreiben müsse, mit Goethe's Absichten, Wünschen und Liebhabereien nicht zu vereinigen seien; deshalb habe dieser, immer für ihn besorgt, ihm seinen Freund, den Maler Kniep, zum Reisegesellschafter vorgeschlagen. Hiernach kann es nicht als begründet gelten, wenn Tischbein in spätern Jahren bemerkte, Goethe habe es ihm sehr übel vermerkt, daß er ihn nicht nach Sicilien begleitet. Diesem war es klar, daß Tischbein seine eigenen Zwecke verfolgen zu müssen glaubte,

und nicht so ganz sich ihm hingab, wie er dies eine Zeit lang gewähnt hatte.

Auch als er nach seiner Rückkunft aus Sicilien erfuhr, daß Tischbein, der ihm nachfolgen wollte, den Fürsten von Waldeck nach Rom begleitet habe, grollte er ihm nicht. Am 6. Juni nach Rom zurückgekehrt, traf er mit Tischbein freundlichst wieder zusammen. »Tischbein ist sehr brav«, äußert er am 27., »doch fürchte ich, er wird nie in einen solchen Zustand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von diesem auch wunderbaren Menschen. Mein Porträt wird glücklich; es gleicht sehr und der Gedanke gefällt jedermann.« Was Goethe meinte, war ohne Zweifel Tischbein's Streben, durch geschickte Benutzung der äußern Verhältnisse sich eine sichere Stellung zu erwerben, wozu es ihm aber an Weltklugheit, Nachhaltigkeit und Schweigsamkeit fehlte, während treues Festhalten und unbeirrtes Fortschreiten auf seiner künstlerischen Laufbahn ihn auch äußerlich wahrhaft gefördert haben würden. Was er an ihm vermißte, sollte er in vollstem Maße bald an dem Schweizer Heinrich Meyer finden, an den er sich jetzt entschieden anschloß, dessen Förderung und einstige Berufung nach Weimar er sich schon jetzt vorgesetzt haben mag, während er Tischbein seinen eigenen Wegen überlassen mußte. Hätte er diesen so rein anhänglich gefunden, wie er früher geglaubt, gewiß würde er nicht geruht haben, bis er ihm an seiner Seite eine Stätte bereitet.

Anfangs Juli begab sich Tischbein nach Neapel zurück in Begleitung und auf dringende Einladung des Cavaliere Venuti, der nach Rom gekommen war, um das Standbild des Farnesischen Hercules einzuschiffen. Goethe bezog nun sein Studium, einen großen kühlen Saal. Von Neapel aus erfreute Tischbein ihn mit den lebhaftesten Berichten über seine Reise, das Leben und Treiben in Neapel, wie über sein eigenes Schauen und

Schaffen. Besonders erfreulich war Goethe die Nachricht von seinem dort unternommenen großen Bilde des Orest am Opferaltar vor Iphigenien, wozu er die Studien an der durch ihre mimischen Darstellungen allgemein bewunderten Gattin des Ritters Hamilton machte, in welchem er jetzt den freigebigsten Gönner gefunden hatte. Von Hamilton, auf dessen Veranlassung er sich besonders mit dem Abzeichnen Etrurischer Vasengemälde beschäftigte, und von seinen Neapolitanischen Verbindungen wurde Tischbein allmählich ganz verschlungen, so daß das Verhältniß zu Goethe mehr und mehr erlosch. Dieser klagt am 2. October, daß Tischbein nicht so eingeschlagen, wie er gehofft, daß er nicht mit herzlicher Vertraulichkeit ihm zugethan geblieben. »Es ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heißen, die man so macht? Das Leben eines Menschen ist sein Charakter.« Auch der strengste Beurtheiler wird hier nur Goethe's Eifersucht der Freundschaft erkennen, nur diese ihm zum Vorwurf machen können, wenn dies anders zu einem solchen berechtigt. Unser Dichter kannte die Eigenheiten der Menschen zu wohl und übte zu viel Nachsicht, als daß er Tischbein deshalb gegrollt und sich von ihm abgewandt haben sollte.

Daß dieser im October den Dichter zu Neapel erwartet habe, sehen wir aus seinem Briefe an Merck vom 10. »Goethe bleibt auch noch hier (in Italien)«, schreibt er; »der ist ein halber Maler geworden; ich höre, daß er in Rom fleißig zeichnet, Köpfe und Landschaften. In einigen Tage erwarte ich ihn hier und werde dann wieder nach Rom mit ihm zurückgehen.« In Goethe's eigenen Briefen findet sich über diesen beabsichtigten Besuch Neapels keine Spur; er brachte diese Zeit in der Villeggiatur zu Castel Gandolfo zu, von wo er gegen den 23. nach Rom zurückkehrte. Ob Goethe selbst gegen Tischbein den

Gedanken geäußert, ihn von Neapel abzuholen, wissen wir nicht, jedenfalls war es nur ein flüchtiger Einfall.

In Rom fand er sich glücklicher als je; für ihn fing jetzt, wo sein Gemüth durch das viele Sehen und Erkennen ausgeweitet worden und er seine Individualität zum erstenmal ganz erkannt hatte, eine neue Epoche an. Die Ankunft des längst erwarteten Musikers Kayser Anfangs November war ihm ein höchst freudiges Ereigniß. »Kayser ist nun da«, schreibt er am 10., »und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt. Es ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist. Tischbein kommt von Neapel zurück, und da muß beider Quartier und alles verändert werden; doch bei unsern guten Naturen wird alles in acht Tagen wieder im Gleis sein.« Zu Weihnachten meldet er Herder, nachdem er eine Zeitlang ganz allein gestanden (seitdem Tischbein von ihm abgefallen), habe sich jetzt wieder ein enger Kreis um ihn gezogen, die alle gut, die alle auf dem rechten Wege seien und Freude in seiner Gegenwart fänden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege seien: denn er sei unbarmherzig, unduldsam gegen alle, die auf ihrem Wege schlenderten oder irrten, und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollten. »Mit Scherz und Spott treib' ich's so lange, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, geraden Menschen die Rede; Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gesondert.«

Auf Tischbein zu wirken, hatte er aufgegeben, doch hätte er gern den talentvollen und kenntnißreichen Mann bei seinen Versuchen, es in der Malerei bis zu einer gewissen Ausbildung zu bringen, an seiner Seite gehabt. Aber die erwartete Rückkehr erfolgte nicht, und auch wiederholte Versprechungen, im Frühling zu kommen, gingen nicht in Erfüllung. Goethe hatte

darauf so sicher gerechnet, daß er Anfangs März 1788 den von Tischbein bewohnten großen Saal räumte und ein anderes Zimmer bezog. In dem 1829 zu den Briefen aus Italien geschriebenen Berichte bemerkt Goethe, bei Tischbein, mit dem sonst gut zu leben gewesen, sei ein gewisser »Tik« auf die Länge lästig gefallen: er habe nämlich alles, was er zu thun vorgehabt, in einer gewissen Unbestimmtheit gelassen, wodurch er oft ohne eigentlich bösen Willen Andere zu Schaden und Unlust gebracht, wie er ihn denn auch durch die Anzeige seiner baldigen Rückkehr ohne Noth veranlaßt habe, in den obern Stock zu ziehen. Tischbein's reines Vertrauen und frische Offenheit waren geschwunden; er überließ sich ganz seinen Neigungen, verzögerte seine Rückkunft immer mehr, die endlich ganz unterblieb, so daß Goethe, ohne ihn wiedergesehen zu haben, Italien verließ.

Nach des Dichters Heimkehr setzte Tischbein die briefliche Verbindung fort. Da es ihm in Neapel noch immer nicht gelingen wollte, so äußerte er den Wunsch nach Herstellung des Verhältnisses zum Herzoge von Gotha. Obgleich Goethe wohl erkannte, daß es ihm damit nicht ernst gemeint sei, daß er keineswegs beabsichtige, später in die Dienste des Herzogs zu treten, sondern sich nur eine Hinterthür offen halten wolle, was er freilich sehr natürlich fand, so suchte er doch die Versöhnung zu bewirken, und die Sache war auf bestem Wege, als Reiffenstein durch einen rücksichtslosen, Tischbein's Benehmen schroff darstellenden Brief den Herzog ganz abwendig machte. Bei Herder's Aufenthalt in Neapel zu Anfang des Jahres 1789 forderte Tischbein diesen auf, doch Goethe seinetwegen zu mahnen. Goethe berichtet in seiner Antwort an Herder vom 2. März den ganzen Stand der Dinge und theilt dem innigst vertrauten Freunde seine Ansicht über Tischbein's Charakter unverhüllt mit. »Tischbein ist mit allen guten Qualitäten ein wunderliches Thier«, schreibt er, »eine Art Hasenfuß, ist faul, unzuverlässig, seitdem

er von den Italienern in das Metier der Falschheit, Wort- und Bundbrüchigkeit zu pfuschen gelernt hat. — Jetzt kann ich nichts weiter thun, weil ich, um den Eindruck von Reiffenstein's Brief auszulöschen, mich stärker für Tischbein verbürgen müßte, das ich nicht kann und mag. — Wenn es unser Herzog wäre, dem sagte ich gerade, wie die Sache steht, und der wäre großmüthig genug, das so gehen zu lassen. Der Herzog von Gotha aber will für sein Geld was haben, und was man ihm zusagt, soll man halten. Ich habe es vorausgesehen, daß Tischbein nicht reüssiren würde. Er hält sich für fein, und ist nur kleinlich, er glaubt intriguiren zu können, und kann höchstens die Leute nur verwirren. Er ist unternehmend, hat aber weder Kraft noch Fleiß zum Ausführen. Einen subalternen impiccio weiß er noch leidlich zu leiten. Ueber Deutsche hat er durch die Exuvien von Redlichkeit, mit denen er sich aufstutzt, und durch seine harmlos scheinenden naiven Hasenfüßereien eine Weile ein Ascendant. Ein Nachklang von Gemüth schwankt noch in seiner Seele. Es ist schade um ihn. Ich kenne ihn recht gut und wußte, daß er mich in einigen Jahren würde sitzen lassen; ich habe aber doch gewagt, ihm den Herzog zu versöhnen. Interim aliquid fit! dachte ich. Allein der Alte hat mit seiner Tatze mir alles verdorben. Der und Hackert verstehen das Handwerk, und Tischbein wird zwischen zwei Stühlen niedersitzen, ohne daß ihm jemand helfen kann. So steht das ungefähr. Laß meinen Brief niemand sehen, besonders um Tischbein's willen. Ich sage niemand, wie ich von ihm denke. Wer mit ihm zu thun hat, mag ihn selbst kennen lernen.«

Man sieht, Goethe war seines Urtheils ganz sicher; er fühlte, daß Tischbein nicht auf reinem Boden stand, daß er, statt mit offener Redlichkeit zu verfahren, seinen eigenen Vortheil auf Schleichwegen zu erlangen strebte und sich mit seiner dabei zu beweisenden Feinheit etwas wußte, wie wenig er auch wirkliches

Geschick zu einem solchen hinterlistigen Durchführen seiner Absichten besaß. Je entschiedener Goethe früher auf die allerinnigste Verbindung mit ihm gehofft hatte, um so schärfer wurde sein Urtheil, das wir aber in der Hauptsache als durchaus begründet anerkennen müssen. Er selbst hatte in Meyer unterdessen einen Freund von »himmlischer Klarheit der Begriffe« gefunden, dessen »edle Reinheit, englische Güte des Herzens« ihn den Gegensatz Tischbein's um so greller empfinden ließen. Wie er, als er in Lavater den entschiedenen Gegner seiner ganzen Geistesrichtung, den herrschsüchtigen Propheten, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllen will, zu erkennen glaubte, kein herzlich vertrauliches Wort mehr mit ihm sprechen konnte, so war auch jetzt mit Tischbein keine weitere Vereinigung möglich, wie sehr er auch dessen Begabung als Künstler anerkannte und als solchen ihn gern gefördert hätte.

Daß Goethe in der Beurtheilung Tischbein's nicht Unrecht hatte, daß dieser wirklich mit seinen Versuchen, sich emporzubringen, im Grunde wenig erreichte, das zeigt dasjenige, was Hackert über seine Bestrebungen am Hofe zu Neapel mittheilt. Er bemühte sich, durch weibliche Vermittlung an Hackert's Stelle der Prinzessin Unterricht im Malen zu geben, hatte aber davon fast nur Zeitverlust. Nach dem Tode des Directors Bonito spannte er alles an, um dessen Stelle zu erhalten, mußte diese aber doch zuletzt mit seinem Nebenbuhler theilen. In seiner Lebensbeschreibung hat Tischbein die Geschichte der Bewerbung um jene Stelle in einer mit Hackert's früherm und glaubwürdigerm Berichte nicht übereinstimmenden Weise mehr zu seinen Gunsten geschildert. Was in Goethe's Lebensbeschreibung Hackert's über Tischbein bemerkt wird, daß er durch das Zeichnen Etrurischer Vasen vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch gethan, ist ohne Zweifel eine Aeußerung aus Hackert's dabei zu Grunde liegenden Papieren.

Nachdem Tischbein Director an der Akademie zu Neapel geworden war, hörte seine Verbindung mit Goethe, dem er gegrollt zu haben scheint, ganz auf, wogegen er das Verhältniß zu Merck Ende Juni 1790 durch einen Brief wieder erneuerte, worin Goethe's gar nicht gedacht wird. Die Einnahme Neapels durch die Franzosen trieb ihn neun Jahre später nach Deutschland zurück. Ein Jahr vorher scheint Goethe Tischbein's Vetter zu Jena gesprochen zu haben; denn er schreibt im März 1798 an Schiller: »Möchten Sie vielleicht Schlegel einen sparsamen Zutritt gönnen, so wäre jetzt, da Tischbein Sie zu besuchen wünscht, die beste Gelegenheit. — Da ich diese Personen sehen muß und Tischbein zu besuchen nicht versäumen kann, so wünschte ich Ihre Gesinnungen zu vernehmen.« Der hier gemeinte Tischbein ist wohl Johann Friedrich August Tischbein, der Sohn des Oheims Johann Valentin, der sich als beliebter Porträtmaler viel in Thüringen aufhielt, wie er z. B. im Jahr 1796 nach Weimar kam, wo er unter andern Herder zeichnete. Herder's Gattin schreibt am 8. Februar 1796 an Gleim, nachdem sie berichtet, Tischbein nehme für jedes Porträt 6 Carolin: »Sie sehen daraus, daß die Herren sich zu schätzen wissen. An den Porträts meines Mannes hat er sich gröblich versündigt, war eigensinnig, empfindlich und dergleichen. Kurz und gut, am Ende ist hier kein Mensch mit seinen Porträts zufrieden gewesen. Er ist ein Künstler für die reichen Leute, die nicht wissen, wo mit dem Geld hin. Damit aber will ich seiner Kunst, die bis auf einen gewissen Grad schön und artig ist, nichts zu Leide gesagt haben. Je unbedeutender das Gesicht ist, je besser trifft er's.« Ueber den Vetter in Neapel wird Goethe wohl kaum etwas von ihm erfahren haben, wenn auch das Gespräch nothwendig auf diesen führen mußte.

Nach seiner Rückkunft aus Italien hielt sich Tischbein, der zunächst in Cassel seinen Wohnort nahm, ganz von Goethe zu=

rück. Diesen beschäftigten damals seine für die bildende Kunst so bedeutenden »Propyläen«, und durch die von Weimar ausgehenden Preisaufgaben war dieser Ort für alle Maler sehr wichtig geworden. Aber Goethe hatte in Heinrich Meyer einen so innig vertrauten, sein Urtheil in manchen Dingen leitenden Künstler gefunden, daß Tischbein neben ihm einen Einfluß zu gewinnen nicht hoffen konnte, und für eine äußere Stellung, die Tischbein zu gewinnen suchen mußte, zeigte sich in Weimar keine Aussicht, da Meyer Director des dortigen Kunstinstituts war. Auch an den Preisaufgaben scheint sich Tischbein gar nicht betheiligt zu haben, wie sehr auch die Wahl Griechischer Stoffe ihm zusagen mußte. Ihn beschäftigte damals sein »Homer nach Antiken gezeichnet«, wozu Heyne Erläuterungen zu geben versprach. Als Goethe im Sommer 1801 Heyne zu Göttingen besuchte, sah er daselbst zu großer Freude Tischbein's ausgeführte Köpfe Homerischer Helden. »Ich kannte die Hand des alten Freundes wieder«, berichtet er später, »und freute mich seiner fortgesetzten Bemühungen, durch Studium der Antike sich der Einsicht zu nähern, wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe.« Goethe war damals nach der schweren Krankheit, an deren Folgen er noch litt, milder als je gestimmt, und so wird er auch mit innigem Antheil der frühern freundschaftlichen Beziehungen zu Tischbein gedacht haben. Heyne dürfte Tischbein, der häufig nach Göttingen kam, davon erzählt haben. Aber dieser hielt sich noch immer absichtlich zurück. Bald darauf begab er sich nach Hamburg, wo er eine Zeichenschule zu gründen beabsichtigte und wirklich eine Gesellschaft der Kunstfreunde stiftete. Nachdem er einige Zeit sich dem Porträtmalen ganz hingegeben hatte, schuf er hier im Jahre 1805 das große Bild des Ajax, der die Kassandra vom Altare reißt.

Erst im Anfang des folgenden Jahres, als Goethe sich eben veranlaßt gesehen, keine Preisaufgaben mehr auszuschreiben, trat

er mit Weimar und Goethe in Verbindung. Die Veranlassung dazu bot ihm ein Herr Albers, der, da er über Weimar ging, von Tischbein eine Empfehlung gewünscht hatte. Dieser sandte, nebst einem freundlichen Briefe, worin er die Bemerkung machte, daß die flüchtigsten Bilder oft die glücklichsten Gedanken haben, einige aquarellirte Copien und zur Ansicht der Herzogin Amalie einen mäßigen Folioband mit Federzeichnungen in Aquarell, worin er ganz Ausgezeichnetes leistete. Goethe sprach im Kreise der Herzogin Amalie mit höchster Anerkennung davon und hob Tischbein's Talent und Uebung in der Kunst hervor, während Wieland diese Federzeichnungen nicht besonders hoch anschlagen wollte, worüber es zu einem lebhaften Streite kam, wie Knebel's Schwester am 27. Januar ihrem Bruder berichtet. »Ihre Briefe, mein bester Tischbein«, erwiederte Goethe am 24. Februar, »haben mir sehr viel Freude gemacht, wie alles Uebrige, was Sie schriftlich nach Weimar erlassen haben. Vorzüglich aber sei Ihnen Dank gesagt für die größern und kleinern Zeichnungen, die Sie uns mittheilten, die uns genugsam überzeugten, daß Ihr Sinn für die Natur noch der alte ist, daß Sie Ihre Arbeiten noch immer durch geistreiche Gedanken beleben und bedeutend machen, und daß die in Italien angezündete Flamme des guten Styls und eines freiern Lebens noch wacker bei Ihnen fortbrennt. Nächstens sollen in Ihr heiteres Buch auch einige Worte von uns eingezeichnet werden, und wenn Sie diese schönen Blätter zurück erhalten, so säumen Sie ja nicht, uns von Zeit zu Zeit etwas Neues zu senden. Besonders verlangend wäre ich, Ihre Kassandra, auch nur in dem leichtesten Federumrisse, zu sehen, wodurch man sich doch wenigstens die Composition vergegenwärtigte. Ich habe noch alle Blätter aufgehoben, auf welchen Sie mit wenigen Strichen so viel Bedeutendes vor den Geist brachten. Herr Albers hat sehr viel Anlagen und ist von uns auf das freundlichste behandelt worden. Ich danke Ihnen

für die nähere Schilderung dieses werthen Mannes. Lassen Sie mich doch manchmal etwas von Ihren Umgebungen erfahren. Es ist höchst erfreulich zu empfinden, daß frühere gute Verhältnisse durch Zeit und Entfernung nicht leiden, ja sich eher durch fortdauernde Wirkung verbessern.« Freundlicher konnte sich Goethe unmöglich einem Manne gegenüber äußern, dessen Talente er hoch schätzte, dem er sich freilich in mancher Beziehung verpflichtet fühlte, der sich aber so viele Jahre grollend zurückgezogen hatte, und an dessen Charakter er jene Reinheit vermißte, welche der Freundschaft ihre Weihe verleiht.

Tischbein erfreute den Dichter bald durch eine neue Sendung, wobei sich auch eine Erklärung einer dieser Copien, der Schatzgräber und Hexenmeister, befand, über welche Goethe B. 27, 211 berichtet. Für das Album von Federzeichnungen dichtete Goethe im April in seinem Namen und für die Herzogin Amalia und Fräulein von Göchhausen mehrere Gedichte, die von den Betreffenden ohne Zweifel eigenhändig und mit ihrer Unterschrift eingetragen wurden. Sie sind in den Werken B. 6, 73 f. abgedruckt, mit der bloßen Ueberschrift: »An Tischbein.« Wahrscheinlich ist das dritte für die Herzogin, das vierte für die lustige Göchhausen gedichtet. Goethe selbst begrüßte ihn mit folgenden beiden Gedichten:

Erst ein Deutscher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thaldurchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philosoph und doch kein Aner,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibest du derselbe
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil! so wie du strebest,
Leben! so wie du belebest,
So genieße! laß genießen!
Bis die Nymphen dich begrüßen,

Die sich in der Ilme baden,
Und aufs freundlichste dich laden.

Alles, was du denkst und sinnest,
Was du der Natur und Kunst
Mit Empfindung abgewinnest,
Drückst du aus durch Musengunst.
Farbe her! dein Meisterwille
Schafft ein sichtliches Gedicht:
Doch, bescheiden in der Fülle,
Du verschmähst die Worte nicht.

Bei der am 5. Mai erfolgenden Rücksendung des mit diesen freundlichen Sprüchen bereicherten Albums sprach Goethe ihm für die »Mittheilung so angenehmer und lehrreicher Bilder« seinen lebhaften Dank aus und forderte zur Fortsetzung solcher Sendungen auf. Besonders habe das Bild der Schatzgräber und Hexenmeister ihm und allen Kunstfreunden ein großes Vergnügen gemacht, auch seine Entwicklung dieses schätzbaren Bildes sei erfreulich und gut gerathen, und werde es ihm eine frohe Stunde machen, wenn er nächstens daran gehen und ihm auch noch einige Worte darüber sagen werde. Nachdem er seinen Wunsch nach Radirungen von Bamboccio geäußert, schließt er »in Hoffnung eines baldigen Anlasses zu mehrerer vergnüglichen Mittheilung«. Aber ein solcher Anlaß erfolgte nicht, und so brach die Verbindung bald ab; denn weitere Briefe liegen aus diesem und den nächsten Jahren nicht vor. Auch entsprach Tischbein der so freundlichen Einladung nach Weimar nicht.

Im Juni 1808 folgte Tischbein dem am 1. Januar erfolgten Rufe des Herzogs Peter von Oldenburg nach Eutin, wo ihm eine schöne Thätigkeit eröffnet ward. Das Verhältniß zu Goethe blieb abgebrochen*). Am Schlusse des Jahres 1810

*) Nach Riemer äußerte Goethe im December 1808 scherzweise, Tischbein sei ein rückschreitender Jehovah; erst habe er Menschen gemalt, nun male er Thiere.

begann er, zunächst durch die von einem Freunde an ihn gerichtete Bitte um biographische Nachrichten veranlaßt, sein Leben niederzuschreiben. Wenn der Herausgeber die Veranlassung dazu in Goethe's »Wahrheit und Dichtung« findet, deren Ton ihn nicht angesprochen habe, weil ihm diese Selbstschilderung auf Kosten der ungeschminkten Wahrheit zu dichterisch ausgeschmückt geschienen habe, so beruht dies auf Irrthum: denn der erste Band des Goethe'schen Werkes erschien erst im Spätherbst 1811. Nur daß Tischbein über Goethe's »Wahrheit und Dichtung« verstimmt gewesen, wird gegründet sein. Wenige Monate vor dieser eigenen Lebensdarstellung war Goethe's Leben Philipp Hackert's erschienen, »meistens nach dessen eigenen Aufzeichnungen entworfen«. Die Mittheilungen, welche hier über Tischbein gemacht werden, mochten diesem wenig behagen, obgleich sie ihm weder als Menschen noch als Künstler zu nahe treten; sie zu unterdrücken, war Goethe nicht berechtigt, da er einmal die Darstellung übernommen hatte. Die Erzählung seines zweiten Aufenthaltes in Rom begann Tischbein am 15. Februar 1812. In Bezug auf Goethe ist die ganze Lebensbeschreibung äußerst kühl gehalten; was dieser ihm geworden, tritt nirgendwo hervor, die erste Anknüpfung mit ihm ist ganz übergangen und überall zeigt sich das Streben, ihn so wenig als möglich zu berühren, was fast nur in ganz nebensächlichen Dingen geschieht, wie er einiges aus der mit Goethe gemachten Reise nach Neapel berichtet, ohne anzugeben, daß Goethe ihn dorthin als Gesellschafter mitgenommen.

Im Jahre 1816 erschien der erste Theil von Goethe's »Italienischer Reise«, worin Tischbein's mit höchster Anerkennung gedacht ward; denn es waren ja meist die begeisterten von Goethe aus Italien geschriebenen Briefe selbst, welche hier zur Herausgabe gelangten. Hierdurch fühlte sich denn Tischbein veranlaßt, sich Goethe wieder zu nähern, wie wir aus folgender Erwiede-

rung des Letztern vom 28. Februar 1817 ersehen: »Auf das angenehmste überraschte mich Ihre werthe Sendung, deren glückliche Ankunft ich hiermit vermelde. Sie fand mich in einem Drang von Umständen, der mir nicht erlaubt, recht ausführlich und gemüthlich Ihre freundschaftliche Mittheilung zu erwiedern. Der erste ruhige Augenblick soll Ihnen gewidmet sein. Dies nur zur Nachricht, welche Sie ungesäumt erwarten können.« Daß die versprochene ausführliche Mittheilung erfolgt sei, steht nicht zu bezweifeln, da Goethe so besorgt war, sogleich den Empfang der Sendung anzuzeigen; aber von neuem brach die Verbindung ab. Gleich darauf erließ Goethe im zweiten Hefte »über Kunst und Alterthum« eine Kriegserklärung gegen die neuern Kunstrichtungen in dem von H. Meyer geschriebenen Aufsatze »Neudeutsche religiös-patriotische Kunst«. Hier ward auch Tischbein's gedacht. Von seinem Bilde Conradin's wird bemerkt, daß man es zu den besten in unsern Tagen entstandenen Bildern zählen könne. »Aber obgleich der Künstler dasselbe verschiedenemale und auf verschiedene Weise im Kleinen wiederholte, regte sich doch damals noch keine lebhafte Neigung für dergleichen Gegenstände, und er selbst wandte sich kurz nachher wieder zu Darstellungen aus dem Griechischen Alterthum.« Von ihm, heißt es weiter, sei wohl zu allererst größere Werthschätzung der vor Raphael blühenden Maler ausgegangen. »Dem Natürlichen, dem Einfachen hold, betrachtete er mit Vergnügen die wenigen in Rom vorhandenen Malereien des Perugino, Bellini und Mantegna, pries ihre Verdienste und spendete, vielleicht die Kunstgeschichte nicht gehörig beachtend, vielleicht nicht hinreichend mit ihr bekannt, ein allzu freigebiges Lob dem weniger geistreichen Pinturicchio, der mit seinen Werken so manche Wand überdeckt hat.« Doch habe diese Vorliebe damals noch keinen Einfluß auf die Ausübung der Kunst gehabt. Die Weimarer Kunstfreunde, mit deren Chiffre der Aufsatz unterzeichnet war, hatten hier nur

ihre Ansicht über Tischbein's Ueberschätzung jener ältern Kunst ausgesprochen, seiner eigenthümlichen Verdienste ausführlich zu gedenken, war da nicht der Ort.

Noch vor dem Ende desselben Jahres 1817 erschien der zweite, den Aufenthalt in Neapel darstellende Theil der »Italienischen Reise«, worin sich jenes oben erwähnte Urtheil über Tischbein befand, daß er, weil er sein eigenes Bestreben so eingeengt fühle, keinen freien Antheil an eines Andern Existenz nehmen könne. Auch dieses Urtheil konnte Tischbein mit Recht nicht verletzen, da es nur darauf hindeutete, wie sehr derselbe von allen Seiten in Anspruch genommen sei, und er sich so lange wieder grollend von Goethe fern hielt. Doch mochte er darüber mißstimmt und so eine weitere Entfernung bewirkt werden.

Die Fortsetzung von Tischbein's »Homer« am Ende des Jahres 1820 ward von Goethe freundlich begrüßt, dem sie zu manchen Vergleichungen Anlaß gab. Im folgenden Jahre näherte sich Tischbein dem Dichter wieder durch die Sendung eines Bandes mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe und der Abbildung eines Vasengemäldes in verkleinertem Maßstabe. Goethe erwiederte am 21. April in freundlichster Weise: »Wenn Sie sich, mein theuerster alter Freund, wieder einmal anmelden, so ist Ihre Erscheinung gewiß die erfreulichste. Mit liebevollen, einsichtigen Worten, geistreichen Federstrichen und harmonischer Färbung wirken Sie von Zeit zu Zeit in die Ferne, immer willkommen. Seit Ankunft jenes lieblichen Bändchens, das so viel heitere, wohl gedachte, anmuthig dargestellte Symbole mittheilt, ist es wenig in meinen Händen gewesen, sondern, von Freunden zu Freundinnen wandelnd, hat es manche Familie erfreut und ist einigemal an demselbigen Platz wieder verlangt worden. Sie können also denken, wie angenehm es mir ist zu hören, daß Sie in dieser mittheilbaren Art fortgefahren haben, und würden mich und werthe Personen gar sehr verbinden, wenn Sie von Zeit zu

Zeit etwas dergleichen durch die Post wohl eingepackt übersenden und zugleich die Zeit bestimmen wollten, wann es wieder zurückgehen müßte. Nach diesem Verhältniß würde ich mich beeilen, so viel Freunde der sittlich bildenden Kunst als möglich daran Theil nehmen zu lassen.« Die Vasenzeichnung habe ihn und Meyer sehr ergötzt, während andere Freunde, die sonst von der Kunst etwas verständen, nicht hätten nachkommen können. »Wenn Sie uns jemals besuchten, würden Sie gewiß Freude haben zu sehen, daß ich jeden Federstrich von Ihnen aufgehoben und die Römischen Scherze alle gar wohl verwahrt habe; da ist das verteufelte zweite Kissen, die Schweineschlacht im Minerventempel (worüber Goethe B. 31, 407 f. berichtet), und sonst noch viel Liebes und Gutes, das wir zu einer Zeit in freundschaftlicher Thätigkeit genossen, die bei Rückerinnerung durch den nachfolgenden Contrast erst noch schätzenswerther empfunden wird.« Zum Schlusse bittet er ihn, doch auch vom Wachsen und Gedeihen der Seinigen und sonst Persönliches und Häusliches mitzutheilen. »Ich habe mich diesen Winter über ungewöhnlich wohl befunden. Mein Sohn hat eine liebenswürdige muntere Frau gewonnen und schon laufen zwei Enkel um mich her. Möge unsern alten Tagen und Jahren noch manches Gute vorbehalten sein.« Man sieht, Goethe suchte den alten herzlichen Ton des vollen Vertrauens wieder anzuschlagen und Tischbein zu gleich innigem Antheil zu veranlassen.

Bald darauf sandte Tischbein wieder »allerliebste Zeichnungen«, woran sich die Kunstfreunde sehr ergötzten. »Was nur eine dichterische Ader fühlt«, erwiedert Goethe am 3. Juni, »wird nicht ermangeln an der Seite freundliche Zeilen beizufügen, wie sie dem Idyllendichter nicht unangenehm sein können.« Zugleich sandte er die vor zwei Jahren gedichtete Parabel »Fuchs und Kranich«, mit der Bitte, dieselbe auf seine Weise darzustellen, was gewiß niemand besser als er könne. Vor seiner am 26.

Juli erfolgenden Reise nach Marienbad sandte er die Zeichnungen zurück, denen er kleine Gedichte beigefügt hatte. In Marienbad fühlte er sich getrieben, diese Gedichte noch durch Prosa zu erläutern, und er ließ dann das Ganze in den Heften »über Kunst und Alterthum« abdrucken. Die betreffenden Druckbogen sandte er im December noch vor Vollendung des Heftes dem Freunde, mit dem Wunsche, daß dieselben ihm Freude machen und ihn von seinem fortdauernden Antheil überzeugen möchten. Zugleich meldet er, daß er gleich nach seiner Rückkunft von Marienbad alles, was er von seiner Hand besitze, zusammengebracht und es nun in drei Portefeuilles, zu seiner und der Freunde anmuthiger Erinnerung und Aufregung nach dem Format geordnet, vor sich liegen habe.

In Goethe's Nachlaß befinden sich zwei Portefeuilles und ein Lederband mit Tischbein'schen Zeichnungen. Der letztere, der die Ueberschrift »Genius« trägt, enthält zehn leicht aquarellirte Zeichnungen, jeder gegenüber eine kleine Erzählung in der Weise Anakreontischer Gedichte. In einem der Portefeuille finden sich 85 Zeichnungen und 40 flüchtige Skizzen, von Goethe wohl geordnet, bezeichnet und beschrieben. Im andern Portefeuille, mit der Aufschrift »Tischbein — Schweiz«, liegen 42 landschaftliche Zeichnungen, größtentheils mit der Feder gezeichnet und braun angetuscht, einige leicht gefärbt, sämmtlich sorgfältig aufgezogen und mit Rändern versehen, nebst 19 Blättern meist ganz flüchtiger Skizzen. Goethe sandte dem Freunde zugleich den Catalog des ersten Portefeuilles, indem er die Hoffnung aussprach, dieser werde, mit der guten Ordnung und Aufbewahrung zufrieden, noch einiges dazu spenden, was er überhaupt seinem freundschaftlichen Künstlerherzen überlasse. Insbesondere aber spricht er den Wunsch aus, eine der Nummern des Catalogs, welche den Reisenden im weißen Mantel, auf dem Obelisk ausgestreckt, darstelle, was Tischbein bekanntlich in dem großen Bilde Goethe's

ausgeführt, in einem größern Blatte, am liebsten in Querkleinfolio, in einer zwar flüchtigen, aber hinreichenden Zeichnung von ihm zu erhalten, da die vorhandene, die nur in wenigen Feder- und Pinselzügen bestehe, kaum dem geübtesten Schauer lesbar sei; ein solches Blatt würde den Hauptschmuck der Sammlung bilden. Der Brief schließt mit den die Fortsetzung ihrer freundschaftlichen Verbindung als innigsten Wunsch aussprechenden Worten: »Mögen Sie mir ferner auch Einiges mittheilen, was ich auf Verlangen sogleich zurücksende, so gäbe das eine gewisse Vollständigkeit des Anschauens vergangener Zeiten, die sich uns, wenn ich mich zu meinem zweiten Aufenthalt in Rom wende, beiden zum anmuthigen Denkmal früherer Zeiten heraufbauen dürfte. Mit den treulichsten Wünschen und den schönsten Grüßen an die lieben Ihrigen empfehl' ich mich zu fortdauerndem freundschaftlichen Andenken.« Die Unterschrift zeigt das in spätern Jahren gewöhnlich Goethe's Briefen an Freunde eigenhändig beigefügte »treulichst Goethe«. Es ist dieses der letzte vorliegende Brief Goethe's; die Verbindung brach aber hiermit noch nicht ab.

In den »Annalen« aus seinem Leben meldet Goethe unter dem Jahre 1822: »Tischbein, aus alter guter Neigung, überraschte mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs; die Arbeit roh, Gedanke und Composition ganz vortrefflich.« Daß aber Tischbein's Eigenheit gerade in diesem Jahre ihn auf eine höchst unangenehme Weise berührte, zeigt deutlich folgende von Riemer mitgetheilte Aeußerung vom 9. August 1822: »Tischbein ist ein Jehovah, der da ist und war und sein wird. Hätten wir uns mit ihm verbrüdern können, so wäre es vor fünfunddreißig Jahren geschehen. Noch immer aber, wie man sich ihm nähert, scheucht er einen zurück; thut man ihm was zu Liebe, so soll man gleich den ganzen Complex seiner Eigenheiten gelten lassen. Hackert sagte schon von ihm: Wie er einmal gezwirnt ist, muß

man ihn vernähen.« Ist hier auch der Grund der Trennung in Italien nicht genau bezeichnet, so geht doch aus dieser von dem Vertheidiger Tischbein's gegen Goethe übersehenen Aeußerung unzweifelhaft hervor, daß eine Anforderung desselben, die Goethe beschwerlich fiel, da sie ihm etwas zumuthete, was seine Kreise störte, Ursache der Entfremdung gewesen. Was dieses gewesen, wagen wir nicht zu vermuthen; die noch in Goethe's Archiv ruhenden Briefe an Tischbein werden darüber sichern Aufschluß geben. Möchte der noch ungehobene Schatz der reichen Sammlung ungedruckter Briefe an Goethe, die wir bei allen Forschungen nach den Beziehungen zu seinen Zeitgenossen so bedauerlich vermissen, uns endlich zu Theil werden! Goethe's Bild wird durch die Veröffentlichung derselben ohne Zweifel nur an Reinheit gewinnen.

Seine Verstimmung gegen den Freund hielt den Dichter nicht ab, noch in demselben Jahre im neuen, Anfangs 1823 erscheinenden Hefte »über Kunst und Alterthum« das siebente Heft von Tischbein's »Homer« ausführlich zu besprechen. Aber die briefliche Verbindung blieb abgebrochen, wahrscheinlich weil Tischbein sich durch Goethe's Ablehnung seines Wunsches verletzt fühlte. In den folgenden Jahren arbeitete Goethe an den »Annalen« aus seinem Leben, worin Tischbein's mehrfach mit großer Anerkennung gedacht wird; doch erschienen diese erst nach Tischbein's Tod. Im Frühjahre 1829 ging der Dichter an die Redaction seines zweiten Aufenthaltes in Rom, der zunächst in der seit zwei Jahren begonnenen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erscheinen sollte. Die Tischbein betreffenden Auszüge aus den Römischen Briefen und die einzuschaltenden Berichte waren höchst wahrscheinlich schon zusammengestellt, als Goethe die Nachricht von dem am 26. Juni 1829 erfolgten Tode Tischbein's empfing. Vergleicht man die herben Ausdrücke über Tischbein in dem S. 234 f. mitgetheilten Briefe an Herder, so wird man gestehen müssen,

daß Goethe sich hier sehr gemäßigt hat. Was er über Tischbein bemerkt hatte, konnte er unmöglich tilgen, wollte er ein Bild seines zweiten Römischen Aufenthaltes gewähren; doch mag er einzelnes vor dem Drucke noch gemildert haben.

Und was sagt er hier von Tischbein? Daß dieser nicht so eingeschlagen sei, wie er zuerst gehofft, daß er sich ihm nicht ganz rein hingegeben, sondern seine eigenen Zwecke verfolgt, daß er ihn durch die wiederholte Ankündigung seiner Rückkunft, die endlich ganz unterblieb, hingehalten und ihm unnöthige Sorge gemacht, daß er die Unart gehabt, alles im Unbestimmten zu lassen. Das also wäre wirklich ein Verrath an der Freundschaft, an einer Freundschaft, die Tischbein launenhaft nach sechzehnjährigem Schweigen wieder angeknüpft, dann nach längern Unterbrechungen immer wieder erneuert hatte, die seit sieben Jahren ganz gelöst war? Sittlich macht Goethe Tischbein keinen Vorwurf, er spricht nur von seiner Eigenheit, wodurch er andern oft unbequem gefallen, und er bedient sich dabei des mildesten Ausdrucks. Freilich hatte er im Jahre 1821 darauf hingedeutet, daß er in der Darstellung seines zweiten Römischen Aufenthaltes ein anmuthiges Denkmal zu beiderseitiger Freude heraufzubauen hoffe; allein Tischbein hatte sich mittlerweile ganz von ihm abgewandt, und es mochte damals Goethe nicht klar vorschweben, daß dieser bei dem zweiten Aufenthalt in Rom mit ihm nur wenige Tage verkehrte, fast nur durch Briefe mit ihm in Verbindung blieb und ihm durch sein nicht gehaltenes, oft wiederholtes Versprechen Unruhe machte. Das schönste Denkmal, welches er ihm hier errichten konnte, waren Tischbein's eigene Briefe, und aus diesen hat er wirklich das Bedeutendste mitgetheilt. Zu einer ausführlichen Darstellung Tischbein's in Italien fühlte sich Goethe nicht aufgelegt; dazu hätte er frisch quellender Kraft bedurft, die ihm gerade damals sehr abging, wie die eingeschalteten Berichte leider zu deutlich beweisen. Freilich waren Tischbein's

Hinterlassene sehr erbittert über Goethe's Mittheilungen, die zufälligerweise einige Monate nach Tischbein's Tod erschienen, und sie gingen damit um, ihm dieses derb zu Gemüthe zu führen; aber sie waren am wenigsten im Stande, die Sache richtig zu würdigen, und sahen in dem einen Verrath der Freundschaft, was Goethe zu äußern nicht unterlassen konnte, wodurch er seiner Sittlichkeit nicht zu nahe trat, wenn er auch freilich nicht als der durchaus reine, von edelster, aufopferungswilligster Freundschaft erfüllte Mann erschien, als den sie ihn verehrten.

Fassen wir kurz das Ergebniß zusammen. Goethe hatte nach Tischbein's Briefen und eingesandten Bildern und Zeichnungen in ihm einen rein gemüthlichen, aller Weltklugheit fremden Menschen, der so ganz Herz und Seele sei, einen talentvollen, das Höchste versprechenden Künstler zu erkennen geglaubt und alles gethan, seine Wünsche nach einer weitern Reise und endlichen sichern Stellung in Deutschland zu erfüllen. Dieser hatte den ihm gegebenen Rath in Bezug auf sein Verhältniß zu seinem Gönner unbeachtet gelassen und sich denselben entfremdet. Als Goethe nach Italien kam, fand er zu seiner Verwunderung hier noch den Künstler, der in letzter Zeit die Verbindung mit ihm aufgegeben hatte. Tischbein kam ihm mit einer Herzlichkeit und gemüthlichen Hingabe entgegen, als ob er für ihn allein zu leben entschlossen sei, und der Dichter, der sich mit vollster Vertraulichkeit ihm eröffnete, der die glühendste Liebe zur Kunst und das selige Glück einer endlich zum höchsten Schauen gelangten, nach reiner künstlerischer Entwicklung hinstrebenden Seele ihm unverhohlen zeigte, gab sich der Hoffnung brüderlichen Zusammenlebens hin. Ja es dürfte ihm der Gedanke vorgeschwebt haben, ihn in Zukunft nie von seiner Seite zu lassen, wie auch sein eigenes Schicksal sich wenden möge. Aber der Rausch begeisterter Liebe hielt bei Tischbein nicht lange an. Zwar begleitete er den Freund nach Neapel, dessen Natur- und Kunst-

schätze sie zusammen genossen, aber durch die vielversprechenden Verbindungen, in welche er hier trat, wurde er bald von Goethe's Herzen weggerissen, und an die Stelle begeisterter Freude an dieser herrlichen Natur trat die Sehnsucht, hier in Neapel, wo es ja auch seinem Landsmanne Hackert gelungen war, sich festzusetzen, da sein künstlerischer Drang nur hier volle Befriedigung zu finden glaubte. Dazu kam die ihm eröffnete Aussicht auf eine bedeutende Wirksamkeit an der neu zu gestaltenden Kunstakademie. So ließ er denn Goethe fahren und verfolgte seine eigenen Plane, wobei er recht klug zu Werke zu gehen glaubte, wie sehr ihm auch jede Anlage zu wahrer Weltklugheit abging. Den schlauen Italienern gegenüber meinte er recht schlau sein zu müssen, worunter leider die Reinheit und herzliche Gemüthlichkeit seiner Seele litt. Sein Absehen war zunächst auf die Vornehmen gerichtet, durch die er sich heben und besonders bei Hofe anzukommen hoffte. Goethe sah ihn nach der Rückkehr aus Sicilien nur wenige Tage in Rom, da ihn die Betreibung seiner Angelegenheit, wozu man ihm die besten Aussichten machte, nach Neapel zurücktrieb. Daß seine frühere Beurtheilung Tischbein's nur eine Täuschung gewesen, daß dieser seine eigenen Wege mit schlauer Berechnung zu verfolgen suche, konnte diesem nicht mehr entgehen; doch hoffte er noch, seine Freundschaft werde ihn auf einige Zeit zur Rückkehr nach Rom veranlassen, was er sehnlichst wünschte, da die Nähe des begabten Künstlers für seine ihm so sehr am Herzen liegende künstlerische Ausbildung von bedeutendstem Einflusse sein mußte. Brieflich wurde das freundschaftliche Verhältniß erhalten, aber Tischbein konnte es nicht über sich gwinnen, ihm zu Liebe nach Rom zurückzukehren, und so ließ er Goethe nach der Heimath zurückreisen, welchem freilich der Schmerz, ihn verloren zu haben, durch einen Kreis anderer Freunde, besonders durch die innige

Verbindung mit dem so guten und reinen Heinrich Meyer gelindert wurde, den er zu sich nach Weimar zu ziehen schon damals beabsichtigte. Nach seiner Rückkunft verwandte sich Goethe auf Tischbein's Bitte beim Herzog von Gotha, wie sehr er auch überzeugt war, daß der Künstler ein unsicherer Charakter sei, der sich an sein Versprechen nicht gebunden halten werde, wenn ihm eine bessere oder mehr zusagende Gelegenheit komme. Auch bei den spätern mehrmaligen Annäherungen des alten Freundes, der so lange grollend sich von ihm zurückgehalten, war Goethe bestrebt, die Verbindung mit einem so talentvollen Künstler zu erhalten, wenn es ihm auch unmöglich war, ganz besondere Sorge auf die Pflege dieses Verhältnisses zu verwenden; ließ er es auch an persönlichen Freundlichkeiten im Anklang an die guten alten Zeiten nicht fehlen, so lag diesem eine herzliche Vereinigung mit ihm doch fern, da er Tischbein's eigenthümlichen Charakter zu wohl erkannt hatte.

Keineswegs war es eine augenblickliche, später ausgeglichene Mißstimmung, welche Goethe jenes harte Urtheil über Tischbein's Charakter eingab, vielmehr war dies das feststehende Ergebniß seiner aus längerm Zusammenleben mit ihm geschöpften Beobachtungen, bei denen freilich die Eifersucht der Freundschaft nicht ganz ohne Einfluß geblieben war, aber im Allgemeinen ergaben sie sich als wohlbegründet. Auch Hackert, auf dessen bis zum Tod ungetrübte Freundschaft sich Tischbein's Vertheidiger beruft, war, wie wir oben vernommen, seine Eigenheit aufgefallen, und daß sein ganzes ehrsüchtiges Wirken, sich bei Hofe geltend zu machen, ihm wunderlich vorkam, liest man deutlich genug aus den von Goethe seinen Papieren entnommenen Berichten heraus.

Wie herzlich und gemüthlich sich auch Tischbein im Kreise der Seinen zeigen mochte, wie anspruchslos seine Natur auch in vertraulichen Briefen hervortrat, die Verhältnisse zu seinem

Zwecke auszubeuten, scheint er stets bestrebt gewesen zu sein, und so dürften auch seine spätern Annäherungen an Goethe nicht sowohl aus freundschaftlicher Neigung als aus der Absicht hervorgegangen sein, die Verbindung mit dem großen Dichter, dem durch sein Wort einflußreichen, am Weimarer Hofe so hoch stehenden Manne, zu äußern Zwecken zu benutzen, wobei wohl zu beachten, daß er sich zur Zeit, wo er mit Goethe wieder anknüpfte, auch an die Herzogin Amalia wandte. Ohne deshalb ein zu hartes Urtheil über Tischbein fällen zu wollen, müssen wir Goethe's feiner Menschenkenntniß in dem, was er zu verschiedenen Zeiten übereinstimmend über ihn äußert, vollkommenes Zutrauen schenken. Auch in seinem Verhältniß zu diesem talentvollen, aber launenhaften, von sich selbst eingenommenen, seinen Vortheil stets berechnenden Künstler bewährt Goethe sich als reiner, edler Mensch, der, wie sehr er auch bedacht sein mußte, sich zusammenzuhalten, um unter den mancherlei Thätigkeiten, die sein Leben durchschlangen, sich selbst nicht zu verlieren, doch stets seiner herrlichen Lehre eingedenk blieb:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!

VII.

Cornelius.

Einer andauernden Unart muß man auch in der Wissenschaft immer und immer wieder den Spiegel der Wahrheit entgegenzuhalten nicht ermüden. Noch immer gewahren wir, daß, wo die Beziehungen des Großmeisters unserer neuern Dichtung zu hervorragenden Zeitgenossen von Verehrern der Letztern besprochen werden, dies fast überall nicht allein mit entschiedener Vorliebe für diese und zu Ungunsten des Gewaltigen geschieht, gegen den man sich etwas herausnehmen zu dürfen glaubt, sondern auch mit unzulänglicher Kenntniß und einer Oberflächlichkeit, die den geraden Gegensatz zur vielgerühmten deutschen Gründlichkeit bildet. So ist es denn auch mit Goethe's Verhältniß zu dem vor kurzem hingeschiedenen großen Meister geschehen, den das Rheinland neben Beethoven dem deutschen Vaterlande und der Welt als Schöpfer einer neuen Kunstwelt geschenkt hat. In dem sonst gründliche Kenntniß und Forschung bekundenden Werke von Hermann Riegel: »Cornelius, der Meister der deutschen Malerei« (1866), tritt dies in auffallender Weise zu Tage. Riegel kennt nicht einmal alle in Goethe's Werken enthaltenen Aeußerungen über Cornelius, viel weniger solche, welche zufällig in die

Werke nicht aufgenommen worden, oder in Briefen und sonstigen Mittheilungen sich finden. Obgleich ihm nicht unbekannt geblieben, daß Cornelius sich dreimal bei den Weimarischen Preisaufgaben betheiligt hat, kümmert er sich gar nicht um die ausführlich gedruckt vorliegenden betreffenden Berichte, welche nicht allein für die Würdigung dieses Verhältnisses von höchster Wichtigkeit sind, sondern auch für jene Erstlingsarbeiten des Meisters selbst, von denen zwei von Riegel sogar ganz falsch bezeichnet werden. Alfred von Wolzogen in seiner Schrift »Peter von Cornelius« stützt sich ganz allein auf Riegel's unzureichende Angaben, und begnügt sich mit der die Sache ganz entstellenden Behauptung, die Preisstücke hätten Cornelius nicht die gehoffte Anerkennung von Seiten Goethe's eingetragen. Die Aeußerung: »Statt dem Cornelius ward für Theseus und Peirithoos dem heute gänzlich vergessenen Heinrich Kolbe der Preis zuerkannt, und gewiß erscheint es bemerkenswerth, daß unter den Künstlern, die damals von Weimar aus prämiirt wurden, niemand eine höhere Stelle errungen hat, während der durchaus originelle Cornelius bei jenen Vertretern des Classicismus keine Aufmunterung fand«, enthält in jedem Satze eine Unwahrheit, ja weder Kolbe noch Cornelius hat einen Theseus und Peirithoos eingesandt. Solchen Entstellungen gegenüber halten wir es für Pflicht, die Beziehungen Goethe's zu Cornelius in möglichster Vollständigkeit darzustellen, wodurch über manches, auch über die Erstlingsarbeiten des Meisters, ein richtigeres Urtheil sich ergeben wird.

In den vier Preisbewerbungen, welche Goethe im Namen der Weimarer Kunstfreunde in den Jahren 1799 bis 1802 ausschrieb, hatte einmal Kolbe aus Düsseldorf, zweimal Hoffmann aus Köln den Preis davongetragen. Der viel jüngere Cornelius konnte neidlos beiden Männern, von denen der eine an der Düsseldorfer Akademie angestellt, der andere dort gebildet

war, den Preis zuerkannt sehen. Für das Jahr 1803 ward im Programm vom 1. Januar Ulyß, der den Kyklopen hinterlistig durch Wein besänftigt, oder die Küste der Kyklopen nach Homerischen Anlässen verlangt. Diesmal blieb Cornelius nicht zurück. Der begeisternde Gedanke an die Wiedererweckung der gesunkenen Kunst hatte ihn ergriffen; aber dieses Ziel zu erreichen bedurfte er einer Erlösung aus seinen drückenden Verhältnissen, und eine solche hoffte er von Weimar. Die Kölnische Zeitung hat 1867 Nr. 84 und 86 unter mehreren Briefen von Cornelius an seinen Neußer Freund Flemming, seinen Plato, auch einen während der Beschäftigung mit dieser Arbeit geschriebenen, undatirten, ohne Zweifel in den Spätfrühling oder in den Frühsommer 1803 fallenden Brief gebracht, worin er seine Hoffnung einer Berufung nach Weimar ausspricht, die sich auf die von Sulpiz Boisserée und Bertram ihm gegebenen Nachrichten über den Maler Hoffmann gründete. Jene beiden jungen Männer von feiner Bildung und großer Kunstliebe hätten ihm zu seiner größten Verwunderung erzählt, schrieb er, »daß jener so fameuse Hoffmann nichts als ein elender Mechaniker sei, ohne alles Gefühl für das Große und Schöne seiner Kunst, ohne alle feinere Bildung des Herzens und des Geistes — kurz ein phlegmatischer trockener Mensch; daß alle jene schönen Ideen, die seine Bilder ausschmückten, die Erfindungen des Professors Wallraf seien, womit er jetzt total gebrochen habe, und seitdem nichts als Schmiererei mache, die ihm nur in den Wurf käme«. Weiter berichtet er, Goethe habe, entzückt von den dichterischen Ideen Wallraf's in Hoffmann's Bildern, ihm einen freundschaftlichen Brief über den andern geschrieben, sich nach seinem Alter und seiner Lage erkundigt, einen Plafond für den Salon der Herzogin bei ihm bestellt, und ihn nach Weimar mit einem Gehalte von 1000 Thalern berufen, wobei ihm noch die herrlichsten Arbeiten zu guten Preisen aufgetragen werden sollten. Cornelius hebt dabei beson-

ders den täglichen Umgang mit den drei großen Männern Goethe, Schiller und Wieland und den Genuß alles dessen hervor, was von jeher die größten Künstler nur kärglich genossen. Hoffmann habe sich dazu unfähig gefühlt, Wallraf selbst, da er ihn kenne, ihm davon abgerathen. Mit dem Plafond sei Goethe jahrelang hingehalten worden, und werde dieser wohl nie fertig, da Hoffmann ohne Wallraf nichts machen könne. In diesen Aeußerungen beruht ohne Zweifel gar Manches auf leerem Geklatsch. Gewiß verdankte Hoffmann in der Erfindung nicht alles dem etwas phantastischen Wallraf*), und die vortreffliche Ausführung war es ganz besonders, die Goethe anzog. Boisserée selbst urtheilte später ganz anders über Hoffmann, wenn er auch freilich Wallraf's Unterstützung desselben bei seinen Preisbildern gedenkt. Das Zerwürfniß mit Wallraf war eben nur ein augenblickliches. Nach Boisserée's Angaben führte er später eine schöne Zimmerdecoration zu Falkenlust bei Brühl aus, und zu seinem Domwerk lieferte er ein schönes Blatt. Auf das ehrenvollste äußert sich Boisserée in einem Briefe, worin er Goethe im Jahre 1812 den frühen Tod des verdienstvollen Künstlers mittheilt. Doch kehren wir zu Cornelius zurück. »Hr. Goethe hat im Sinne, die Kunst noch auf eine höhere Stufe zu stellen«, fährt dieser fort; »sie sollte nicht allein zum Herzen, sondern auch zum Verstand sprechen; sie sollte nicht allein vergnügen und erschüttern, sie sollte auch belehren: denn die Menschheit würde nie so abstract werden, daß sie alle sinnlichen und bildlichen Mittel zu ihrer Veredlung entbehren könnte. Darum will er auch immer, daß ein Bild sich selbst ausspricht, so daß jeder Unbefangene, wenn er auch die Geschichte nicht kennt, den Sinn des Bildes

*) A. W. v. Schlegel pflegte zu erzählen, Wallraf habe ihn, als er ihn zum Dom geführt, ernstlich gefragt, ob er ihm den Dom pfeifen solle, und er habe sich wirklich nicht enthalten, ihm die Idee des Doms vorzupfeifen.

gleich erkennt, und da dann seine Resultate ziehen kann *). Auf diese Art würde die Kunst mit der Philosophie verwandt werden, und immer mit ihr Hand in Hand gehen; sie würde wichtig, gemeinnützig und am Ende der Menschheit ganz unentbehrlich werden. Um nun diesen großen und schönen Plan auszuführen, muß er einen jungen und talentvollen Künstler um sich haben, er muß ihn gleichfalls zu diesem großen Endzweck bilden und fähig machen, er muß ihm täglich das erhabene Ziel vor Augen stellen und die Mittel, es zu erreichen, liebreich in Händen geben. — Hr. Goethe hat sich zwar an Hoffmann geirrt, er wird aber um einer solchen Kleinigkeit seinen herrlichen Plan nicht aufgeben.«

Cornelius, der Goethe's »Propyläen« und dessen bei Gelegenheit der Preisbewerbung und Preisvertheilung gegebene bedeutsame Winke in sich aufgenommen hatte, täuschte sich freilich in Bezug auf den Zweck des großen Dichters, der, neben der Absicht, auf die classische Reinheit der bildenden Kunst belebend einzuwirken, die Ausschmückung des neuen herzoglichen Schlosses im Sinne hatte. Bei der Lösung der Preisaufgabe that Cornelius alles, um Goethe's Anforderungen zu entsprechen. Zwei Skizzen der Homerischen Erzählung verwarf er, weil sie ihm nicht sprechend genug schienen; ein anderer Punkt der Handlung, der viele malerische Schönheiten enthielt, schien ihm deutlicher dargestellt werden zu können. »Polyphem, mehr schon liegend als sitzend, stützt sich, um sanfter zu sinken, auf seinen Baum (Baumstamm); er biegt sich unter der drückenden Last des Ungeheuers. Dieses, däucht mir, ist ein glückliches Motiv; es drückt das Kolossalische und Ungeheure nicht übel aus. Der Kopf ist in den Nacken zurückgesunken; das Gesicht drückt viehische

*) Vgl. in den „Propyläen" den Aufsatz „über die Gegenstände der bildenden Kunst".

Dummheit und gänzliche Abwesenheit des Geistes aus. Die Unterlippe des Mundes hängt schwer herunter, und die darauf ruhende Zunge drückt sie noch mehr; die Oberlippe scheint ihr gleichfalls nachzusinken. Die Nasenlöcher dehnen sich durch das Schnarchen weit offen; das Auge ist zu; borstiges Haar umstarrt Kinn und Schädel, und ein großes Ohr drängt sich aus ihm hervor. Die Hand, womit er dem Odysseus den geleerten Krug zurückgegeben hat, ist auf ein etwas erhöhtes Bein gesunken; das andere Bein streckt er, vom Sitzen ermüdet, in thierischer Behaglichkeit von sich. Neben ihm liegen die Ueberbleibsel gefressener Menschen und Thiere. Odysseus steht gleich neben ihm. Ich suchte alle möglichen Mittel auf, um den Contrast zwischen diesem und jenem auszudrücken. Kraft, Festigkeit, besonders List und Gegenwart des Geistes, glaubte ich, müßten die Hauptzüge seines Charakters sein. Die Figur ist am meisten zum Polyphem gerichtet, der Kopf aber zu seinen Gefährten, aber dabei immer einen listigen und aufmerksamen Blick auf den Kyklopen werfend, gerichtet. Sprechend hebt er die Hand in die Höhe. Mit dem Zeigefinger auf die Stirn deutend, entdeckt er seinen Gefährten seinen Vorschlag; die Rechte streckt er, auf den Kyklopen zeigend, aus, worin er auch den geleerten, so eben erhaltenen Krug hält. Ein reicher Helm bedeckt sein Haupt, worauf eine goldene Sphinx, als das Symbol einer höhern List, ruht. Mir däucht, dieses spricht besser (als die vorige Skizze, worauf Odysseus dem Polyphem den Krug darreicht); man sieht gleich, daß der Kyklope betrunken ist; daß der ihn muß betrunken (gemacht) haben, der mit dem Blick voll List neben ihm steht, sieht man an dem geleerten Krug, den er noch in der Hand hält: daß er ihn hinterlisten will, sagen alle seine Mienen und Bewegungen; warum er ihn hinterlisten will, gibt sich dann von selbst, wenn man nur die ungeheure Größe des Kyklopen und die Ueberbleibsel gefressener Menschen sieht. Die Nebenfiguren sind in der höchsten Span-

nung; drei davon arbeiten schon den Baum, den sie Tags zuvor zugespitzt und unter den Mist, der in der Höhle zerstreut liegt, verborgen, jetzt hervor. Diese Figuren stehen hinter dem Kyklopen, so daß dieser und Odysseus gerade in der Mitte sind. Uebrigens hat dieses Bild schon ein angenehmeres und eleganteres Kleid als meine übrigen Sachen.«

Gewann sich auch dieses bisher noch nicht wieder aufgefundene Bild keineswegs den Preis, so fand es doch von Seiten der Weimarer Kunstfreunde die verdiente Würdigung. In der Beurtheilung heißt es von diesem mit Lit. G. bezeichneten Bilde: »Oelgemälde, aus Düsseldorf eingesandt. Die Hauptfarbe ist Grau in Grau, aber die Gewänder sind verschieden nüancirt, so daß einige etwas ins Gelbe, andere ins Röthliche fallen. Zeichnung, Stil und Geschmack der Formen in diesem Bilde fordern uns nicht zu Lobsprüchen auf; man stößt wechselsweise auf Unrichtigkeiten der Anatomie und der Proportionen und auf Stellen mit kleinlichem Detail überladen. Demungeachtet hegen wir von den Fähigkeiten des Verfassers keine geringe Meinung; denn der Inhalt seines Bildes ist mit Fleiß zusammengedacht. Seine Gedanken haben zwar eine für bildende Kunst nicht ganz passende Richtung, aber doch, so wie sie dargestellt sind, innerlichen Zusammenhang. Polyphem scheint in trunkener Verwirrung laut zu stöhnen, und im Begriff von seinem Sitz herunterzusinken stützt ihn kaum noch die Keule, welche er mit der Rechten gefaßt hält. Odysseus, das leere Gefäß in der Hand, macht gegen die Gefährten Zeichen, daß der Wein an dem Riesen zu wirken beginne. Der vornehmste unter den Gefährten antwortet ebenfalls mit Zeichen, ein anderer entsetzt sich über das Gebrüll des Kyklopen, ein dritter nimmt erschrocken die Flucht. Auf der andern Seite hinter dem Riesen befinden sich noch drei Gesellen des Odysseus; sie halten den Ast oder Pfahl, der jenem ins Auge gebohrt werden soll. Einer horcht bloß, dem Andern scheint der

wilde Laut eine schmerzhafte Empfindung zu verursachen, der Dritte äußert Furcht. Unten im Schatten liegen menschliche Schädel und Knochen. Hoch in der Höhle sieht man einige halbversteckte Ziegen. Verschiedene Köpfe sind mit Ausdruck und Geist gemalt; auch zeigen manche Glieder, manche Theile der Gewänder, daß der Künstler die Natur nachzuahmen beflissen war. Mit einem Wort: die ganze Arbeit läßt uns einen jungen Mann von Fähigkeit wahrnehmen, welchem wir bei seinen künftigen Unternehmungen gebildete Rathgeber wünschen; denn so läßt sich zwar bei gegenwärtigem Gemälde, wie schon gezeigt worden, aus dem Schreien des Kyklopen das Uebrige, was in dem Raume vorgeht, recht gut entwickeln, allein eben zu einem solchen Hauptmotiv, als einem fürs Ohr und nicht fürs Auge berechneten Anstoß, würden wir nicht gerathen haben.«

War das im Brief erwähnte Gemälde wirklich nach Weimar geschickt worden, so hätte Goethe das Schnarchen für Schreien genommen, das Deuten auf die Stirn für ein Zeichen, daß dem Kyklopen der Wein zu Kopfe gestiegen, und die Absicht, welche Cornelius in den Gegensatz zwischen Odysseus und Polyphem gelegt, über der Wirkung auf die Gefährten nicht erkannt. Hiervon dürfte aber die Schuld auf Cornelius selbst fallen, dessen sonstige Fähigkeiten Goethe ehrenvoll anerkennt. Nach des Dichters Absicht sollte der Künstler bei dieser Darstellung ahnen lassen, daß der ungeschlachte Riese dem weisen Helden unterliegen müsse, und so dem Beschauer eine große Wahrheit und Lehre symbolisch vor die Augen gebracht und ins Gemüth geprägt werden. Hiernach hatte Cornelius gerade den rechten Punkt der Handlung verfehlt. Wagner aus Würzburg, der am meisten sich dem Rechten genähert hatte, erhielt den Preis.

Entsprach die erste Bewerbung auch nicht den gehegten Erwartungen, so ließ sich Cornelius doch von einem zweiten Versuche nicht abschrecken. Für das Jahr 1804 ward am 1. Januar

als Aufgabe gestellt: »Das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedroht«. Möge man diese Bedrängniß als allgemeine oder besondere Ueberschwemmung, als Austreten eines Berg- oder Thalstromes, als Zerreißen eines Dammes oder sonst denken, jede Bearbeitung sollte wohl aufgenommen werden, welche die höchsten und mannigfaltigsten Motive der Thätigkeit und des Leidens in gebildetem Kunstsinne vorzulegen wisse. Diesmal wurde keinem der eingesendeten Stücke der Preis zuerkannt, da mehrere derselben bei eigenthümlichen Vorzügen überhaupt ein gleiches Maß von Verdienst im Einzelnen zu haben schienen, aber keiner der Künstler den Gegenstand bis zur völligen Befriedigung glücklich gedacht und dargestellt habe. Das Bild von Cornelius wird im Bericht über das Ergebniß der Preisbewerbung unter R aufgeführt, als große Zeichnung auf grau Papier mit Sepia getuscht und weiß gehöht, von Hrn. Cornelius aus Düsseldorf, »ein strandendes Schiff darstellend und Familienscenen unter den Verunglückten«, und der Inhalt genauer also beschrieben: »Im Vorgrunde, auf dem Stück eines Felsenriffs, kniet ein bejahrter bärtiger Mann, und scheint mit aufgehobenen Händen die Götter um Rettung anzuflehen. Ein Weib, Frau oder Tochter, liegt ermattet über das eine Knie des Mannes, und zu der ermatteten bewußtlosen Frau strebt aus den Wellen herauf ihr Kind. Hinter dieser Gruppe erblickt man eine andere Mutter mit ihrem Kind halb im Wasser, die sich mit beiden Händen fest an einem Felsenstück anklammert; hoch auf demselben sitzt noch eine Frau, den Knaben am Arm haltend, und wirft einem Jüngling im Schiff den Schleier zu, daß er sich heranziehen soll; neben diesem trägt ein junger nackter rüstiger Mann den schwachen greisen Vater, denselben zu retten, aber die Gattin sinket eben jammernd hin, ihr Knabe entstürzt häuptlings dem Schiff in die schäumende Brandung; zwei andere Frauen jammern furchtsam, ein Mann hält sich kräftig mit der

Rechten am Mastbaum, mit der Linken ergreift er einen andern Unglücksgefährten bei den Haaren, welcher mit dem Hintertheil des Schiffs untersinken will.« In der Beurtheilung heißt es, fast alle Motive des Bildes seien von der sanftern Art, ja schienen sogar in das Fach der sentimentalen zu gehören. »Handlung, Bewegung, Anstrengung, Gefahr, Noth und Bestreben, derselben zu entgehen, walten übrigens durch das ganze Werk, wie auch ein edler, zierlicher Geschmack, gute Haltung und Massen von Licht und Schatten. Es zeigen sich ferner gefällig abgewechselte Charaktere, auch verschiedene Köpfe, die in Gestalt und Ausdruck wohl gelungen sind. Nicht weniger muß man die Sorgfalt der Ausführung loben, die weder ins Kleine noch ins Frostige fällt. Demungeachtet ist hier und da gegen die Richtigkeit der Zeichnung sowie gegen die Regeln der Verhältnisse gefehlt. Auch wäre vielleicht der Anordnung des Ganzen mehrere Einheit zu wünschen. Diese Anmerkungen sollen indessen den Künstler nicht niederschlagen, sondern ihm vielmehr unsere besondere Aufmerksamkeit beweisen. Er hat in Jahresfrist recht große Vorschritte gemacht (das Oelgemälde Lit. G. im Programm vom vorigen Jahr war von ihm), und verdient Aufmunterung.« Und bei der Vergleichung der verschiedenen Preisstücke, unter denen sich auch eines von Hoffmann in Köln befand, wird bemerkt: die Beurtheiler seien auch dem Bilde von Cornelius geneigt, weil derselbe mit angemessenem Fleiß, und vielleicht unter allen mit der zartesten Empfindung, gearbeitet habe. Cornelius konnte mit dieser Anerkennung sehr wohl zufrieden sein und sich der Hoffnung hingeben, bei fortgesetztem Streben Goethe's Anforderungen ganz zu befriedigen. Das damals nach Weimar gesandte Bild soll sich in dem zur Zeit nicht nachweisbaren Nachlaß der Frau von Hadermann in Frankfurt befunden haben.

Als Aufgabe für das Jahr 1805 war für den Künstler, der sich mit menschlichen Gestalten beschäftige, eine der Arbeiten des

Hercules bestimmt, unter denen die Wahl freigelassen wurde. Cornelius entschied sich für die letzte, die Entführung des Cerberus aus der Unterwelt, oder vielmehr bloß für den Eintritt des Hercules in die Unterwelt, welchen Apollodor also beschreibt: »Als ihn die Seelen sahen, flohen alle außer Meleager und Medusa Gorgo. Er zog gegen die Gorgo, als ob sie lebend wäre, das Schwert, und erfuhr von Mercur, daß sie ein bloßes Schattenbild sei.« Diesmal sandte Cornelius zwei noch vorhandene Zeichnungen ein, die seltsam genug von Riegel, von welchem Wolzogen ganz abhängig ist, vielleicht nach einer irrigen Angabe von Cornelius selbst, als Theseus und Peirithoos in der Unterwelt bezeichnet werden. Riegel setzt sie 1805 oder 1806. Diesmal war Cornelius, der sich eine der allerschwierigsten Aufgaben gestellt hatte, noch unglücklicher, da ein Goethe's Anforderungen in hohem Grade befriedigendes Werk eines Mitbewerbers eingelaufen war, und zwar von Hoffmann aus Köln. Sein Hercules, der den Fluß in den Stall des Augias hereinführt, war nicht allein, wie Goethe sich äußert, höchst geistreich gedacht, sondern auch mit Lust und Freiheit vollendet*). Der Gegenstand der »zwei Zeichnungen des Hrn. Cornelius aus Düsseldorf« wird also angegeben: »Hercules tritt in der Unterwelt auf, die Schatten fliehen vor seinem erzürnten Anblick. Meleager und Medusa stellen sich ihm allein entgegen, und diese will der Held vordringend bekämpfen; Mercur aber scheint ihn zurückhalten und besänftigen zu wollen.« Auch diesmal ist das Urtheil, obgleich ganz entschieden, doch möglichst anerkennend und wohlwollend. »Die erste dieser Zeichnungen ist von sehr beträchtlicher Größe und kräftig mit vielem Fleiß in Sepia getuscht«, heißt es hier. »Beinahe alle Köpfe sind wegen Lebendigkeit und

*) Beim Tode Hoffmann's befand sich dieses Bild als verkäuflich in Hoffmann's Nachlaß, wie Boisserée an Goethe meldete. Ueber den Verbleib desselben gibt auch Merlo keinen Nachweis.

geistreichen Ausdrucks lobenswerth, und ebenso befriedigt auch die weiche gefällige Behandlung überhaupt sowie die mit Geschmack angelegten Gewänder. Hingegen ist die Zeichnung unrichtig, und noch mehr die Verhältnisse, wodurch die meisten Figuren mißgestaltet erscheinen. Der Künstler hat überdem noch aus Irrthum einen bejahrten bärtigen Mann im Mantel, anstatt der Medusa, zum Meleager gesellt. Dies nebst einigen Stellen, welche in Hinsicht auf Anordnung und Bewegung der Figuren unsern Freund nicht befriedigten, veranlaßte ihn, denselben Gegenstand zum zweitenmal in einer etwas kleinern Zeichnung, bloß Umrisse mit der Feder und leicht angetuscht, zu bearbeiten, und dieser letzte Entwurf hat in der That mehr Kunstverdienst als jene ausgeführte Zeichnung. Dort erscheint Hercules bloß drohend, hier aber in höchster Anstrengung und im Begriff zuzuschlagen, wodurch das Fliehen der Schatten besser motivirt wird. Auch Mercur hat eine angemessenere Stellung erhalten. Medusa ist durch ihr Schlangenhaar kenntlich gemacht, und die Figuren der Schatten haben ebenfalls Verbesserungen erhalten. Noch bemerken wir, daß die Unterwelt, welche in der ersten Zeichnung durch Gewölbe, etwa wie man sie in der Villa des Mäcenas sieht, angedeutet worden, in der zweiten passender zu einer weiten Felsenhöhle abgeändert erscheint. Wollte Jemand die Frage aufwerfen, ob dieser Gegenstand, welchen, wie unsere Leser oben bemerkt haben, auch Hr. Peroux, wiewohl in den Hauptmotiven von Hrn. Cornelius etwas abweichend, bearbeitete, günstig für die bildende Kunst ist, so antworten wir, daß es uns wirklich also scheint, weil derselbe bei zweckmäßiger Behandlung sich durch sich selbst deutlich aussprechen kann. Die rasch angestrengte Thätigkeit des Hercules dem Ruhigen, Leidenschafts- und Empfindungslosen in der Haltung der Medusa und des Meleager, mit einem Wort Leben und Bewegung dem Erstarrten gegenüber, und zwischeninne die edle, gewandte Figur des besänftigenden

vermittelnden Mercurs, begünstigen den Künstler theils durch den Contrast, zu dem sie Gelegenheit geben, theils durch abwechselnde große, kräftige und schöne Charaktere. Nur ist die Aufgabe in der Ausführung ungemein schwer, und wird bloß einem ganz vorzüglichen Kunstvermögen glücken; denn die Erfindung verträgt weder das Gemeine noch das Sentimentale; der Stil muß groß und ernst, die Formen richtig sein. Es wird meisterhafte Darstellung sowohl des Schönen als des Kräftigen nothwendig erfordert.« *)

Will man Goethe's Urtheil über die Preisstücke von Cornelius würdigen, so kann es nur nach genauester Betrachtung dieser geschehen; will man über die Zuertheilung des Preises rechten, so muß man die einzelnen Kunstwerke neben einander stellen, und da würde sich denn wohl unzweifelhaft herausstellen, daß jene Arbeiten von Kolbe und Hoffmann, obgleich deren Urheber später von Cornelius weit überragt wurden, doch vor den Erstlingsarbeiten von Cornelius in der Ausführung den entschiedensten Vorzug verdienten. Verargt man es Goethe, daß er aus diesen ersten ungenügenden Versuchen noch nicht den künftigen mächtigen Meister ahnte, so fordert man von ihm eine kaum mögliche Spürkraft. Daß er eine besondere Begabung anerkannte, zeigt der wohlwollende Ton gegen Cornelius, den er als »unsern Freund« bezeichnet, und die beachtenswerthen Winke, durch welche er ihn zu fördern bedacht war. Dieser hatte wohl in den Begleitbriefen seiner Sendungen, worin der Künstler sich nennen mußte, seiner innigen Verehrung Goethe's und seinem eigenen begeisterten Streben Ausdruck gegeben, vielleicht auch seiner beschränkten Verhältnisse gedacht, und dadurch des Dichters

*) Wolzogen behauptet, ich weiß nicht worauf gestützt, Cornelius habe „Partien" in seinem „Theseus und Peirithoos" selbst auch noch später so geschätzt, daß er es nicht verschmäht, sie bei seinen Compositionen in der Glyptothek „von neuem zu verwenden".

besondern Antheil hervorgerufen. Um so mehr mußte es der junge Künstler bedauern, daß die Preisaufgabe für das Jahr 1805 die letzte war, welche von Weimar aus gestellt wurde. Mit Schmerz sahen die Weimarer Kunstfreunde, wie die Richtung der Zeit von ihrem Streben, in der Kunst das Sinnlich-Höchste darzustellen, sich entfernt hatte, wie man Gemüth über Geist, Naturell über Kunst setzte, und die Mängel dieser durch das Sittlich-Hohe, das man sich vorsetzte, auszugleichen bedacht war. Besonders auf das neukatholische Künstlerwesen, das sich immer mehr ausbreitete, war Goethe höchst erbittert, und er ging schon damals mit dem Gedanken um, dasselbe ein- für allemal darzustellen. Doch hierzu kam es nicht, da er bald von der bildenden Kunst ganz abgelenkt ward.

Cornelius fand unterdessen zunächst an Wallraf in Köln einen freundlichen Beförderer, unter dessen Leitung er in der Quirinskirche zu Neuß Chor und Decke mit neutestamentlichen Bildern in Wasserfarben Grau in Grau ausschmückte. Es ist ein von Riegel übersehener Brief von Cornelius an Wallraf vorhanden *), der von seiner damaligen Kunstbegeisterung zeugt; hier erbietet er sich, zu dem ihm bewilligten Preise, wenn man auf seinen Vorschlag eingehe, eine sechsmal größere Arbeit zu machen; denn so etwas werde ihm in seinem Leben vielleicht nicht mehr begegnen, mit Hülfe eines Wallraf eine solche Kirche auszuschmücken. Zu Frankfurt, wohin er 1809 übersiedelte, erfreute er sich eine Zeitlang der Gunst des Fürsten-Primas, spätern Großherzogs, Dalberg. Cornelius konnte sich in Folge der Strömung der Zeit der mächtigsten Einwirkung des Altdeutschen und der Richtung zum Religiösen nicht entziehen, die, besonders durch Fr. Schlegel's »Europa« gefördert, in Deutschland und bei den deutschen Malern zu Rom die reichste Pflege fanden. Einen höchst bedeutenden

---

*) Ennen, „Zeitbilder aus der neuern Geschichte der Stadt Köln.“ S. 468 f.

Gegenstand bot seiner künstlerischen Schöpfungskraft Goethe's »Faust«. Sechs Blätter*), welche den Theil des Gedichts von Auerbach's Keller bis zum Vorübersausen am Rabenstein darstellen, gab Cornelius im April 1811 dem nach Weimar reisenden Freunde Sulpiz Boisserée mit. Der von Cornelius beabsichtigte Brief an den Dichter kam nicht zu Stande, doch bat dieser brieflich den Freund, er möge dem Dichter die Mittheilung machen, daß er die Faustzeichnungen in zwei Lieferungen, jede zu zwölf Blättern, herauszugeben gedenke, von denen die zweite bei seinem Aufenthalte in Italien vollendet werden solle. Boisserée schickte Goethe nach dem ersten Besuche die Zeichnungen, deren Ankündigung diesem gefiel, nach Tische zu. Am andern Tage traf er ihn vor denselben. Dem gleichzeitig eintretenden Heinrich Meyer, dem er im Kunstfach das allerreinste Urtheil zuschrieb, rief er lebhaft zu: »Da sehen Sie einmal, Meyer! die alten Zeiten stehen wieder lebhaft auf.« Dieser gab der Arbeit Beifall, konnte aber seinen Tadel über das angenommene Fehlerhafte in der Altdeutschen Zeichnung nicht unterdrücken. Goethe gab dies zu, lobte aber sehr vieles; sogar der Blocksberg gefiel ihm; die Bewegung des von Faust Gretchen gebotenen Arms und die Scene in Auerbachs Keller nannte er gute Einfälle. Meyer aber freute sich über die technischen Fortschritte, die Cornelius in den letzten Jahren gemacht. Boisserée gab dem Dichter zu verstehen, Cornelius werde sich über seinen Beifall doppelt freuen, weil er gefürchtet, die Zeichnungen würden schon des Altdeutschen Stils wegen bei ihm keine Gnade finden. An seinen und Boisserée's Freund, den Grafen Reinhard, meldete Goethe bald darauf: »Boisserée hat mir ein halb Dutzend Federzeichnungen von einem jungen Mann, Namens Cornelius, der

*) Nicht sieben, wie Riegel und Wolzogen angeben. Das Blatt „Gretchen in der Kirche" zeichnete er erst im Laufe des Jahres.

sonst in Düsseldorf lebte und sich jetzt in Frankfurt aufhält, und mit dem ich früher durch unsere Ausstellung bekannt geworden, mitgebracht, die wirklich wundersam sind. Es sind Scenen, nach meinem »Faust« gebildet. Nun hat sich dieser junge Mann ganz in die alte Deutsche Art und Weise vertieft, die denn zu den Faustischen Zuständen ganz gut passen, und hat sehr geistreiche, gut gedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er es noch weit bringen wird, wenn er nur erst die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen.« Wie wenig Goethe der Rücktendenz zum Mittelalter geradezu feindlich war, ergibt sich aus der Aeußerung, die er im vorigen Jahre gegen Riemer gethan, er wolle sie recht gern gelten lassen, weil er überzeugt sei, daß etwas Gutes daraus entstehen werde, nur müsse man ihm damit nicht glorios zu Leibe rücken. »Die Neigung der Jugend zu dem Mittelalter halte ich für einen Uebergang zu höheren Kunstregionen; daher verspreche ich mir viel Gutes davon. Jene Gegenstände fordern Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede Kunst verbreitet wird. Es braucht freilich noch einige Lustra, bis diese Epoche durchgearbeitet ist, und ich halte dafür, daß man ihre Entwicklung weder beschleunigen kann noch soll.« An Cornelius, der ihm selbst nicht geschrieben hatte, richtete er am 8. Mai einen durch Boisserée zu übersendenden freundlichen Brief*), worin er zunächst seine Freude über die Fortschritte äußert, welche der Künstler in der Zeit gemacht, seitdem er nichts mehr von seinen Arbeiten gesehen. »Die Momente sind gut gewählt und die Darstellung derselben glücklich gedacht, und die geistreiche Behandlung sowohl im Ganzen wie im Einzelnen muß Bewunde-

*) Zuerst mitgetheilt in dem Aufsatze „Cornelius und Overbeck" in der Beilage zur Augsburger „allgemeinen Zeitung" 1858 Nr. 128.

rung erregen. Da Sie sich in eine Welt versetzt haben, die Sie nie mit Augen gesehen, sondern mit der Sie nur durch Nachbildungen aus früherer Zeit bekannt geworden, so ist es sehr merkwürdig, wie Sie sich darin so rühmlich finden, nicht allein was das Costüm und sonstige Aeußerlichkeiten betrifft, sondern auch der Denkweise nach; und es ist keine Frage, daß Sie, je länger Sie auf diesem Wege fortfahren, sich in diesem Element immer freier bewegen werden.« Doch warnt er ihn, die Deutsche Kunstwelt des sechzehnten Jahrhunderts, die seinen Arbeiten als eine zweite Natur zum Grunde liege, für vollkommen zu halten, und sich an dieser allein zu bilden, die nie zur vollsten Entwicklung gelangt sei. Indem er also seinen Wahrheitssinn immer gewähren lasse, möge er zugleich an den vollkommensten Dingen der alten und der neuen Kunst den Sinn für Großheit und Schönheit üben, für welchen seine Zeichnungen deutlich die trefflichsten Anlagen zeigten. Zunächst verweist er ihn auf Dürer's Gebetbuch, da dieser Künstler sich nirgend so frei, so geistreich, groß und schön bewiesen habe. Dann aber empfiehlt er ihm die gleichzeitigen Italiener, nach denen die trefflichsten Kupferstiche so leicht zu finden seien. So werde sich Sinn und Gefühl immer glücklicher entwickeln, und er im Großen und Schönen das Bedeutende und Natürliche mit Bequemlichkeit auflösen und darstellen. »Daß die Reinlichkeit und Leichtigkeit Ihrer Feder und die große Gewandtheit im Technischen die Bewunderung aller derer erregt, welche Ihre Blätter sehen, darf ich wohl kaum erwähnen. Fahren Sie so fort auf diesem Wege alle Liebhaber zu erfreuen, mich aber besonders, der ich durch meine Dichtung Sie angeregt, Ihre Einbildungskraft in diese Regionen hinzuwenden, und darin so musterhaft zu verharren.« Freilich mußte Cornelius die Mahnung, sich an die besten Italiener zu halten, und die Verweisung auf Dürer's Gebetbuch, über dem ihn zufällig dieser ihn so sehr ehrende Brief antraf, etwas sonderbar scheinen,

aber Goethe wußte nicht, daß dieser von Jugend an nach jenen gezeichnet, und es galt ihn von der blinden Nachahmung der Altdeutschen Schule zurückzuhalten. Auch bei Hof wurden die Zeichnungen vorgezeigt, und sie fanden allgemeinen Beifall. Da es Cornelius besonders um ein öffentliches Urtheil über seine Faustzeichnungen zu thun war, ging Boisserée den Dichter darum an, wobei er ihn das Gewicht seines Einflusses fühlen ließ, und ihm nahe legte, wie er dadurch den jungen Mann, der nach Italien zu gehen gedenke, unterstützen würde. »Ja, warum nicht?« antwortete Goethe. »Zeigen Sie nun erst einmal die Blätter in Leipzig; vielleicht findet sich da ein Verleger, und ich will meinerseits auch gern etwas dafür thun.« In Leipzig erklärte sich der Berliner Buchhändler Reimer zum Verlag der Faustzeichnungen wirklich bereit; nur verlangte er einen Text dazu, und er sprach den Wunsch aus, Goethe möchte selbst einige Blätter dazu schreiben. Boisserée meldete dies an Goethe mit dem Zusatz, er habe es gleich auch an Cornelius geschrieben. »Ich glaube, daß er dergleichen Aussichten auch schon in Frankfurt hat, und es steht wohl nur bei Ihnen, die Sache durch ein öffentliches Wort zur Ausführung zu bringen.« Dieser hatte indeß nicht an eine sofortige Empfehlung in einem Vorwort gedacht, und so antwortete er Boisserée: »Wie dem guten Cornelius zu helfen sei, sehe ich nicht so deutlich. Wie hoch schlägt er seine Zeichnungen an? und wenn er keinen Verleger findet, um welchen Preis würde er sie an Liebhaber verlassen?« Wie sehr er auch das von Cornelius Geleistete anerkannte, mit der Herausgabe geschah ihm kein Gefallen; er wollte die Bilder nur als Studien gelten lassen, die in der Mappe eines reichen Liebhabers ihre Stelle fänden. Vor Empfehlungen, wie sie Cornelius sofort wünschte, schreckte er zurück, und so forderte er sogar besondere Gelegenheit, um für Boisserées Domwerk ein Wort zu sagen; Zeichnungen zu seinem eigenen Werke ganz aus dem Steg-

reif zu empfehlen, fühlte er sich damals nicht geneigt, und Nauwerk's gleichzeitig ihm vorliegende Zeichnungen hätten dann ebenfalls eine Erwähnung verdient. Boisserée verkannte dies, wenn er nicht unterließ, weiter in Goethe zu dringen. »In Frankfurt habe ich den Cornelius fröhlich und guter Dinge gefunden«, schreibt er dem Weimarer Freunde. »Ihr Beifall und die Aussicht, die ich ihm mit Reimer in Berlin eröffnet, hat hingereicht, den Buchhändler Wenner in Frankfurt zur Unternehmung des Werks zu bewegen. Cornelius sieht sich dadurch im Stande, seine Reise nach Italien auszuführen. Er vollendet vorher noch drei Zeichnungen: eine, »Gretchen in der Kirche«, ist schon fertig, die andere, »Gretchen vor der Mater dolorosa«, wird es bald, dann folgt die dritte, »Gretchen bei Faust in der Laube«. Im September geht er mit einem braven jungen Kupferstecher, der die Blätter unter seinen Augen stechen soll, nach Rom. Nun das Werk erscheint, werden Sie doch gelegentlich der Welt Ihr Urtheil darüber mittheilen mögen? Es ist natürlich mit darauf gerechnet worden, da ich bei Ueberschickung Ihres Briefes an Cornelius geschrieben hatte, daß Sie sich dazu geneigt geäußert hätten. Ueber den neuen Beweis Ihrer Güte durch die Anfrage wegen Verkaufs der Blätter war er sehr gerührt, und bat mich Ihnen dafür aufs wärmste zu danken.« Goethe war hierüber verstimmt, und er erwiederte deshalb in seiner Antwort vom 8. August auf diesen Punkt gar nicht. Wenn es in dieser im Gegensatz zu Boisserée heißt, er könne nicht immer jungen Männern, welche einiges Vertrauen zu ihm faßten, ihre gute Meinung erwiedern, da ihre Wege zu weit von den seinigen abführten, so dürfte er hiermit nicht auf Cornelius gezielt haben. Was sein Vertrauen auf diesen hinderte, war der Umstand, daß der junge Künstler, der seine Bitte nur durch Boisserée hatte vortragen lassen, auf seinen Brief und die darin enthaltenen Mahnungen nicht geantwortet, ja auch Boisserée keine darauf bezüg-

liche Bemerkung aufgetragen hatte, so daß sein Wort keine gute Stätte gefunden, er entschlossen schien, auf seinem Altdeutschen Wege fortzuwandeln; und was lag näher, als daß er in Rom ganz von dieser dort unter den Deutschen Malern herrschenden Richtung verschlungen werden würde? Wie konnte Goethe da Lust finden, diese Bilder zu seinem eigenen »Faust«, die dazu dem Gedicht keineswegs gerecht wurden, sondern sich selbständig daneben stellen, der Welt zu empfehlen, und diese von ihm nur als eine Vorstufe gebilligte Weise zu preisen? Auch hatte Cornelius gerade die ihm selbst bedeutendsten Punkte der Dichtung fast ganz übergangen, und die Hauptfiguren, Faust und Mephistopheles, dem er die Krallen nicht erlassen, waren am wenigsten gelungen. Hiernach war es nicht zu verwundern, daß Goethe auf jene etwas zudringliche Aufforderung Boisserées ganz schwieg.

Cornelius ging, ohne Goethe ein schriftliches Wort zu sagen, im folgenden Monat nach Italien, wo er sich an die christlichen Romantiker anschloß. Durch die ihm verwandten Gebrüder Schlosser erhielt Goethe, wie er im Februar 1814 an Boisserée schreibt, »stupende Dinge« von Overbeck und Schlosser. Wahrscheinlich waren dies Darstellungen aus der Bibel, vielleicht auch aus den Nibelungen *). »Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum erstenmal ein«, fügt er hinzu, »daß bedeutende Talente Lust haben, sich rückwärts zu bilden, in den Schooß der Mutter zurückzukehren, und so eine neue Kunstepoche zu gründen. Dies war den ehrlichen Deutschen vorbehalten, und freilich durch den Geist bewirkt, der nicht Einzelne, sondern die ganze gleichzeitige Masse ergriff.« Boisserée ließ den Spott des Dichters zur Seite, und äußerte nur seine Freude über Goethe's

*) In der Sammlung des Raths J. Fr. H. Schlosser befanden sich die Zeichnungen vom Abschiede des Paulus von den Ephesern (von 1813) und von der Gefangennehmung Christi (von 1812 oder 1813).

große Theilnahme für das verdienstliche Bestreben dieser beiden braven Leute, die offenbar den edelsten und zugleich beschwerlichsten Weg eingeschlagen, worauf sie einer mächtigen Aufmunterung, wie der des großen Dichters, gar sehr bedürften. »Diese Rückkehr zum Fleiß, zur Eigenthümlichkeit, Bedeutsamkeit und Einfalt der alten Maler kann zu einem schönen Ziele führen, wenn dabei Selbständigkeit und Freiheit erhalten, Ziererei und Kleinlichkeit vermieden, nur der Seele und dem Geiste der Alten gefolgt wird.« Hiermit mußte Goethe einverstanden sein; nur vermißte er gerade diesen freien Geist in ihren bisherigen Bestrebungen. Im September, bei Goethe's längerm Zusammensein mit Boisserée, bei dem er acht Tage wohnte, ganz entzückt vom Anschauen seiner herrlichen Altdeutschen Sammlung, wird auch auf Cornelius die Rede gekommen sein. Im folgenden Jahre, wo der Dichter wieder den Rhein auf längere Zeit besuchte, legte ihm Boisserée die Stiche der Faustzeichnungen von Cornelius vor, und er zeigte sich, wie Boisserée es sich auslegte, nicht abgeneigt, ein Gedicht dazu zu schreiben. Zu Frankfurt sah er beim Buchhändler Wenner auch Zeichnungen von Cornelius und Overbeck, die ihm sehr mangelhaft schienen. Im jetzigen Zustande der Kunst, äußerte er mit Bezug darauf gegen Boisserée, herrsche bei vielem Verdienst und bedeutenden Vorzügen große Verkehrtheit. Ein andermal bemerkte er, daran, daß ihm von jenen bei Wenner gesehenen Zeichnungen keine behagt habe, sei doch auch der Gegenstand mit Schuld, da dieser bei allen aus alten Zeiten stamme, die Bilder nicht unmittelbar aus erster Quelle geflossen seien. In dem Bilde von Cornelius, welches den Schluß von »Romeo und Julie« darstellt, fanden Goethe und Boisserée die Auffassung verfehlt. Zu einer beabsichtigten genauern Besprechung der Faustzeichnungen kamen Beide nicht. Nach Goethe's Rückkehr fragt der Heidelberger Freund bei ihm an, was er wegen derselben zu thun gesonnen sei. Wäre es ihm

Ernst, dazu ein Gedicht zu schreiben, so würde er den Künstler und den Buchhändler sehr glücklich machen; nur müßten diese es vorher wissen, um sich wegen der ihm zugedachten Widmung darnach richten zu können. Wenner habe ihn ersucht, ihn wegen der Widmung und der dazu entworfenen Verzierung zu fragen. Aber Goethe antwortete auf diesen Punkt gar nicht; auch eine wiederholte Anfrage blieb unerwiedert. Die Sache war ihm zu unbequem, da er die neue Weise nicht unbedingt loben konnte. Er war damals gerade mit dem Abdruck des Berichts über seine Rheinreise für das erste Heft »Ueber Kunst und Alterthum am Rhein und Main« beschäftigt, worin er, um das Seinige zur Förderung des Werks beizutragen, unter Frankfurt folgende Bemerkung drucken ließ: »Hr. Wenner, auf seiner Reise nach Rom, erwies thätigen Antheil an den dortigen Deutschen Künstlern, förderte die HH. Riepenhausen, Overbeck und Cornelius, und übernahm den Verlag der von diesem in Federzeichnungen dargestellten Scenen aus »Faust«. Sie sind von Ferdinand Ruscheweih mit großer Liebe und Genauigkeit gestochen, wie sich Liebhaber an den Probedrucken überzeugen können.« So sagte er also kein Wort zum Lobe dieser Zeichnungen selbst, nur die Stiche rühmte er, um die Theilnahme weiterer Kreise darauf zu lenken. Cornelius hatte unterdessen folgende aus Rom vom September datirte Widmung der Zeichnungen an Goethe geschrieben, falls dieselbe wirklich ganz aus seiner Feder geflossen ist: »Wenn auch jede wahre Kunst nie ihre Wirkung auf unverdorbene Gemüther verliert, und die Werke einer großen Vergangenheit uns mächtig in die damalige Denk- und Empfindungsweise hineinziehen, so sind doch die Einwirkungen einer gleichzeitigen Kunst noch ungleich größer und lebendiger, und ganze Völker, ja ganze Zeitalter sind oft von den Werken eines einzelnen großen Menschen begeistert worden. Wie Ihre Excellenz auf Ihre Zeit und besonders auf Ihre Nation gewirkt haben, ist

davon der sprechendste Beweis. Möchten Sie unter den tausend Stimmen der Liebe und Bewunderung, die sich dankbar zu Ihnen drängen, die meinige nicht ganz überhören, und diesem geringen Werk, als einem schwachen Wiederschein Ihrer lebendigen Schöpfungen, eine kleine Stelle in Ihrem Andenken so lange gönnen, bis ein Würdigerer kommt, der mit größerer Kunst und reichbegabterm Geiste das wirklich vollführt, wonach ich so sehnlich, aber mit geringem Erfolge gestrebt habe.«

Von der Uebersendung der vollendeten Faustzeichnungen an Goethe und von Goethe's dankender Erwiederung ist, auffallend genug, keine Spur zu finden, auch nicht im Briefwechsel Goethe's mit Boisserée, der in dieser Zeit nur der Bereitwilligkeit von Cornelius gedenkt, mit Overbeck und andern Künstlern bei einer beabsichtigten Kunstanstalt am Rhein thätig einzutreten. Aber schon vor dem wirklichen Erscheinen der Faustzeichnungen hatte Goethe derselben ehrenvoll gedacht. Im zweiten Hefte von »Kunst und Alterthum« hatte er nicht unterlassen können, der frömmelnden Kunstrichtung hart zu Leibe zu gehen. Der mit der Unterschrift der Weimarer Kunstfreunde versehene Aufsatz »Neudeutsche religiös-patriotische Kunst«, mit welchem Boisserée selbst sich nicht zufrieden erklären konnte, gedenkt auch der Richtung mehrerer Maler zu solchen Gegenständen, die irgend einigen Bezug auf vaterländische Geschichte oder Dichtung haben und älteres Deutsches Costüm zulassen. Vor allem geschieht der großen Anziehungskraft des »Faust« Erwähnung, und zunächst der Darstellungen von Näke in Dresden. »Ebendaselbst hat ein anderer Künstler, Retzsch, eine über das ganze Gedicht sich erstreckende Folge von 26 Blättern eigenhändig radirter Umrisse zu Stande gebracht. Viele Stücke aus dieser Folge sind als geistreiche Compositionen zu loben, alle empfehlen sich durch angemessenen Ausdruck und Charakter der Figuren. Doch das Bedeutendste in solcher Art von Darstellungen hat vor ganz kurzer Zeit

Cornelius geliefert, ein Niederrheinischer Maler von ungemeinen Anlagen, der, seit einigen Jahren in Rom sich aufhaltend, unter den Bekennern des neualterthümlichen Geschmacks als einer der Häuptlinge angesehen wird. Von seinen erwähnten Darstellungen aus »Faust«, welche als Folge ebenfalls das ganze Gedicht umfassen sollen, wird ehstens eine Abtheilung, von Ruscheweih zierlich radirt, im Publikum erscheinen; sie enthalten reichere Compositionen als Retzsch's Blätter, und der Künstler scheint darin Dürern sich zum Vorbild genommen zu haben. Ungefähr in gleichem Geschmack hat Cornelius auch verschiedene Zeichnungen nach dem Liede der Nibelungen ausgeführt.« Goethe war demnach weit entfernt, wie Riegel ihm vorwirft, die Arbeiten von Retzsch und Cornelius sich gleichzustellen. In einer Anmerkung bemerkt er, Cornelius habe zu den Weimarischen Kunstausstellungen schätzenswerthe, gutes Talent und redliches Streben verrathende Beiträge gesandt. In Goethe's Sammlungen findet sich kein Exemplar der Faustzeichnungen. Sollte die Kriegserklärung Goethe's gegen die »neudeutsche religiös-patriotische Kunst« etwa gar die Uebersendung des Widmungsexemplars gehindert haben? Vielleicht aber geschah die Uebersendung durch den Verleger, und Goethe hielt sich durch jene ehrenvolle Hinweisung jedes besondern Dankes überhoben, da auch Cornelius sich nicht persönlich an ihn gewandt hatte. Das Exemplar ward vielleicht im Laufe der Zeit verschenkt. Jedenfalls unterblieb in Folge jenes scharfen Angriffs auf die religiös-patriotische Kunst jede weitere Verbindung zwischen Dichter und Maler.

Ein neues höheres Leben ging Cornelius auf, als der Kronprinz Ludwig von Baiern im April 1818 ihn beauftragte, die Säle der neuen Glyptothek mit Darstellungen aus der Hellenischen Götter- und Heldengeschichte auszuschmücken. Mit freudigster Entschiedenheit wandte er sich jetzt zur sinnigen Betrachtung der höchsten Werke der alten Kunst und der alten Dichter, und versenkte

sich in Raphael's unsterbliche Schöpfungen in der Farnesina. Die Grundidee des Ganzen ward noch in Rom gefaßt. Im Herbste 1819 brachte er bereits einige Cartons mit nach München. Von dort ging er nach Berlin, und im Jahr 1821 nach Düsseldorf als Director der Akademie. Weimar besuchte er nicht, da er keine Förderung seiner mächtig erregten Schöpferkraft von dort her erwartete, Goethe ihm Nichts bieten zu können schien. Dieser gedachte seiner auch gar nicht in den folgenden Heften »über Kunst und Alterthum«. Cornelius verweilte in dieser Zeit abwechselnd zu Düsseldorf und München.

Als Freund Zelter im November 1823 Düsseldorf besuchte, verkehrte er auch freundlich mit Cornelius, worüber er an Goethe berichtete. Von einer Beziehung zu Letzterm findet sich hier keine Spur. Drei Jahre später fand Zelter den mit der herrlichsten Darstellung der antiken Welt beschäftigten Meister in München, wohin er nach dem Tode seines Lehrers Langer berufen worden war. Diesmal unterließ Goethe nicht dem großen Künstler, den er »vor derselben Schmiede fand, vor welcher er selbst gestanden«, das Freundlichste sagen zu lassen*). Der König von Baiern hatte kurz vorher Goethe an seinem Geburtstage durch seinen Besuch und die persönliche Ueberbringung des ihm verehrten Großkreuzes auf das ehrenvollste überrascht. Damals wird auch wohl das Gespräch auf die Glyptothek und Cornelius gekommen sein. Goethe, dem eine Verbindung mit Cornelius nahe gelegt war, sandte demselben gegen Neujahr 1828 seine Medaille, wohl die von Bovy; vielleicht sprach er zugleich den

*) Ich weiß nicht, worauf es beruht, wenn es im angeführten Aufsatze „Cornelius und Overbeck" heißt, Goethe sei noch im Jahre 1825 auf das lebhafteste erstaunt, als er vernommen, in der Schule des Cornelius werde Raphael über alle hoch erhoben. Von seiner neuen Richtung war er damals wohl längst unterrichtet.

Wunsch aus, etwas von den neuesten Arbeiten des Meisters zu sehen. Boisserée, gleichfalls seit kurzem nach München gezogen, berichtete am 13. Januar über die neuesten Cartons von Cornelius: »Auch hier zeichnet er sich durch geist- und phantasiereiche Compositionen vor Allen aus. Zugleich ist in den beiden ersten Blättern eine Einfachheit und Ruhe sichtbar, die man sonst bei ihm meist vermißt. In einiger Zeit, wenn der König die Entwürfe gesehen und gebilligt hat, wird Cornelius Ihnen hoffentlich eine oder die andere Durchzeichnung senden können. Er trägt mir auf Ihnen die besten Empfehlungen zu sagen und seinen Dank für die übersandte Medaille auszudrücken.« Cornelius sandte Goethe im Sommer, wahrscheinlich durch den Hofmaler Stieler, den König Ludwig, um sein Bild zu malen, nach Weimar gesandt hatte, den lithographirten Umriß der Zerstörung von Troja, welche in der Glyptothek den Abschluß des Trojanischen Saales bildet. Dieser erwiederte am 26. September: »Ew. Hochwohlgeboren haben durch die geneigte Sendung ein wahres Bedürfniß, das ich längst empfinde, zu erfüllen gewußt; denn gerade dieses mitgetheilte Blatt, als der Schlußstein im würdigen Cyclus, läßt uns mehr als ahnen, auf welche Weise Sie die einzelnen Felder des großen Umkreises werden behandelt haben. Hier ist ja der Complex, die tragische Erfüllung eines ungeheuern Bestrebens. Jedermann wird bekennen, daß Sie sich in jene großen Welt- und Menschenereignisse hineingedacht, daß Sie deren wichtigen symbolischen Gehalt im Einzelnen wohl gefühlt, sich in Erfüllung des Darzustellenden glücklich, in Zusammenbildung des Ganzen meisterhaft erwiesen. Und so bleibt denn auch wohl keine Frage, daß ein solches Bild in stattlicher Größe, durch Licht und Schatten, Haltung und Farbe dem Beschauer entgegengeführt, ja aufgedrungen, große Wirkung ausüben müsse. Hiernach darf ich also wohl nicht betheuern, wie sehr es mich schmerzt, Ihre bedeutenden Leistungen in Fülle und Folge, zugleich mit

Allem, was auf Ihrer Majestät Wink Imposantes im Ganzen entsteht, nicht gegenwärtig genießen und bewundern zu können.« Er spricht sodann den Wunsch aus, einen farbig angelegten Umrißdruck zu besitzen, um das Verdienst des Bildes den Sinnen näher zu bringen. Auch bittet er um den Besuch des Meisters in Weimar. Cornelius sandte darauf einen farbigen Umriß. Bei aller Anerkennung hielt sich Goethe doch fern, da er noch immer einen Abstand gegen seine eigene Auffassung des Alterthums erkannte, und von einer persönlichen Annäherung des Meisters sich keine Spur zeigte. Es bleibt sogar fraglich, ob dieser irgend brieflich sich gegen Goethe geäußert, da wir noch immer nicht einmal vom Inhalt des Goethe'schen Hausarchivs Kenntniß haben. Wann Goethe die Durchzeichnungen mit schwarzer Kreide auf Pflanzenpapier von neun Köpfen aus der Zerstörung Troja's erhalten, die sich in seinem Archiv befinden, wissen wir nicht, wahrscheinlich zugleich mit jenem farbigen Umrisse.

In demselben Jahre mußte Goethe in »Kunst und Alterthum« der Zeichnungen von Lacroix zur Französischen Uebersetzung seines »Faust« gedenken. Dabei ließ er die »Aeußerungen eines Kunstfreundes« abdrucken, der bemerkte, diese Blätter und die Versuche Deutscher Künstler könnten mit Ehren neben einander bestehen. »Ein Deutscher jedoch (Cornelius ist gemeint) hat Alles durchgängig ernster genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wissenschaftlicher gezeichnet; einem Andern (Retzsch), der mehr auf cyclische Folge der Bilder geachtet, mag es gelungen sein, die Charaktere mit mehrerer Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.« In demselben Hefte wird bei der Anzeige von Nauwerck's Faustzeichnungen die Absicht ausgesprochen, vielleicht die aus der Vergleichung der sämmtlichen bildlichen Darstellungen des »Faust« sich ergebenden Betrachtungen in der Folge mitzutheilen. Goethe hatte früher auch eine Besprechung des großen Münchener Kunstlebens in »Kunst und Alterthum« im

Sinne, diesen Gedanken aber aufgegeben, weil alles, was man darüber sagen dürfe, im »Kunstblatt« erschöpfend behandelt sei, Anderes, was bedenklich und zweifelhaft sei, sich nicht wohl aussprechen lasse. Von Boisserée war dieser Entschluß aufrichtig gebilligt worden, da er scharfen Wiederspruch gegen Goethe's Urtheil fürchtete, dessen Ausstellungen man schwerlich geduldig hinnehmen werde. Den Stich des Aufsteigens der Aurora, ein Kunstvereinsblatt von 1829, erhielt Goethe wohl nicht von Cornelius selbst.

Zu Anfang des Jahres 1830 sandte Cornelius den Stich der Unterwelt aus der Glyptothek an Goethe, der am 21. Februar das Bild als sehr brav durchdacht und ausgeführt gegen Eckermann rühmte; dabei wurde bemerkt, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Composition liege. Drei Tage später berichtet Eckermann: »Nach Tisch zeigte Goethe mir den Umriß eines Bildes von Cornelius, den Orpheus vor Pluto's Throne darstellend, um die Eurydice zu befreien. Das Bild erschien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüth kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt die Färbung eine größere Harmonie hinein; vielleicht auch wäre der folgende Moment günstiger gewesen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits gesiegt hat und ihm die Eurydice gegeben wird. Die Lage hätte sodann nicht mehr das Gespannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde sie vollkommene Befriedigung gewähren.« Ohne Zweifel waren dies nicht alle Bedenken Goethe's, und das letztere gehört wohl eher Eckermann selbst an. Gewiß fand Goethe im »gräßlichen, wüthenden, zornfunkelnden« Pluto, woran auch Verehrer von Cornelius Anstoß nahmen, nicht den alten Gott der Unterwelt, um anderer Anstände nicht zu gedenken. Da ist es nicht zu verwundern, daß er mit seinem Danke gegen Cornelius zurückhielt, da er etwas Nichtssagendes zu

erwiedern sich nicht entschließen konnte, seine Bedenken in Bezug auf die Auffassung und wegen der Art des Kupferstichs zu äußern scheute. Cornelius aber unterließ nicht, sich ihm durch Boisserée bestens empfehlen, und anfragen zu lassen, ob er den Kupferstich empfangen habe. Da Goethe nichts darauf erwiederte, schrieb Boisserée vier Monate später: »Cornelius hat Ihnen schon längst einen Abdruck seiner Unterwelt geschickt, und hat immer noch nichts darauf vernommen. Können Sie denn dieser Composition gar keinen Geschmack abgewinnen?« »Mögen Sie Herrn Cornelius etwas Freundliches von mir ausrichten!« lautete die Antwort. »Ich bin nicht sowohl wegen seiner als wegen München überhaupt in Verlegenheit. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, wie unfreundlich man dort in sämmtlichen Tages- und Wochenblättern gegen mich und die Meinigen verfährt; was wir denken, ist nicht richtig, was wir empfinden, falsch; loben wir, so ist es nicht für hinreichend, tadeln wir, für nicht begründet zu halten. Freilich sollte es mir leid thun, wenn ich mein Leben zugebracht hätte, um zu denken wie die Augsburger Kunst- und Literaturblätter, und ich verzeihe ihnen gern jede Feindseligkeit, weil sie ja auch nach ihrer Art leben, wirken und gelten wollen. Aber mir wird man gewiß beistimmen, wenn ich fest entschlossen bin, kein Urtheil über irgend ein Kunst- und Dichtwerk, was dort entsprungen ist, dahin zu äußern und zu erwiedern.« Goethe hatte besonders aus der Art, wie die von ihm getheilten Urtheile seines Freundes Meyer im »Kunstblatt« behandelt wurden, deutlich erkannt, wie wenig man auf ihn und seine Kunstanschauung halte, und so schien es ihm bedenklich, sich über ein dortiges Kunstwerk zu äußern, wenn er nicht vollkommen dadurch befriedigt war. Mit dem, was in München geschah, war er nicht zufrieden; er glaubte zu erkennen, wie man hier falsche Wege ging. So war es ihm anstößig, daß der junge Kupferstecher Schäffer beim Bild der Unterwelt die Weise Marc-

Anton's angewendet, und man ihn nicht darauf hingewiesen hatte, daß jetzt das gefordert werde, was Longhi, Anderloni und Toschi geleistet. Auch dies schien ihm eine der traurigen Folgen des Deutschen Rückschritts in das Mittelalter, woran noch manches schöne Talent verkümmern werde. Boisserée hatte wohl Recht, Goethe darauf hinzuweisen, er möge nicht die Münchener Künstler entgelten lassen, was Stuttgarter oder Münchener Blätter gegen ihn verschuldeten, aber ein freies Wort blieb doch immer bedenklich, und Goethe merkte zu wohl, daß man sein Urtheil dort für unzulänglich hielt. »Die eigentliche Schwierigkeit in Ihrem Verhältniß zu den Münchener Künstlern, unter denen Cornelius allerdings der bedeutendste ist, liegt offenbar darin«, meinte Boisserée, »daß die Ansichten derselben in manchen Stücken von den Ihrigen abweichen; indessen haben sie so viel Talent und ein so edles Bestreben, und bewährt namentlich Cornelius so viel Geist und Phantasie in seinen Compositionen, daß es mir hart, ja ich möchte sagen unrecht scheint, diese ganze Wirksamkeit ignoriren zu wollen. Ich spreche dieses um so zuversichtlicher aus, weil Manches auch meinen Ansichten und Wünschen nicht gemäß ist, und weil ich von der andern Seite überzeugt bin, daß Sie, bei der hohen Achtung, welche die Künstler für Sie hegen, immer noch einen sehr wohlthätigen Einfluß auf dieselben ausüben könnten, wenn Sie wohlwollend anerkennten, was an ihnen wahrhaft zu rühmen ist, und freundlich aussprächen, was Sie mit billigen, dem gegebenen Standpunkt angemessenen Kunstforderungen nicht übereinstimmend finden. So ließe sich, um ein Beispiel von einer Nebensache zu nehmen, Ihre Meinung über den Kupferstich der Unterwelt nach Cornelius, welche im Wesentlichen auch die meinige ist, mit der gehörigen Entwicklung sehr wohl mittheilen, wenn Sie dabei die treue Auffassung und das ernste fleißige Bestreben des jungen Künstlers lobend anerkennen wollten.« Goethe ließ es indessen bei dem freundlichen

Gruß an Cornelius bewenden, da er kaum die Möglichkeit eines nähern Verhältnisses sah.

In demselben Jahr 1830 erschienen Goethe's »Annalen«, die bis zum Ende des Jahres 1822 reichen. Hier geschah zweimal des großen Meisters Erwähnung. Unter dem Jahr 1811 heißt es von Sulpiz Boisserée: »Ferner hatte derselbe Federzeichnungen nach dem Gedichte »die Nibelungen« von Cornelius mitgebracht, deren alterthümlich tapfern Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte.« Fällt auch hier die Verwechslung der Nibelungenbilder mit den Faustzeichnungen auf, so gab der Dichter doch ein höchst ehrenvolles Urtheil über jene ab. Weniger entschieden, aber doch die Bedeutung der Leistung anerkennend, ist die Aeußerung unter dem Jahre 1816, es hätten ihn transparente Gemälde nach seinem »Hans Sachs« und Zeichnungen zum »Faust« von Cornelius und Retzsch sehr erfreut, mit der bloß auf die Faustzeichnungen bezüglichen Bemerkung: »Denn ob man gleich eine vergangene Vorstellungsweise weder zurückrufen kann noch soll, so ist es doch löblich, sich historisch-praktisch an ihr zu üben und durch neuere Kunst das Andenken einer ältern aufzufrischen, damit man, ihre Verdienste erkennend, sich alsdann um so lieber zu freiern Regionen erhebe.« Ob diese Aeußerungen je Cornelius zu Gesicht gekommen, wissen wir nicht. Goethe scheint weder die neue Ausgabe seiner Werke noch die Hefte »Kunst und Alterthum« dem Münchener Meister mitgetheilt zu haben.

Gleich nach der Genesung von der gefährlichen Krankheit, welche Goethe im November befiel, erhielt er von Boisserée eine Lithographie von dessen Bilde, das Cornelius gemalt hatte. Der Dichter fand es zwar recht anmuthig ähnlich, aber Boisserée's Bild von Schmeller habe mehr von seinem eigentlichsten Wesen; Cornelius habe ihn durch sein Auge und seine Hand durchge-

hen lassen. Auch dieser selbst und die Seinen waren nicht ganz mit dem Bilde zufrieden.

Jede weitere Verbindung zwischen Goethe und Cornelius unterblieb. Schätzte auch Cornelius in Goethe den großen Dichter, er selbst hatte sich längst von der Abhängigkeit von Dichtern so ganz gelöst, daß er die Scenenmalerei nach ihnen für eine niedere Stufe der Malerei erklärte, die ganz freischöpferisch sich erheben müsse. Die Kunstbeurtheilung des Weimarer Alten, aus dessen betreffenden Schriften er einst reiche Nahrung gesogen, schien ihm jetzt zu beschränkt und frostig. Goethe selbst fühlte den Abstand zwischen ihren Anschauungen, und konnte bei der Strömung der Zeit keinen förderlichen Einfluß auf diesen zu üben hoffen. Hätten beide sich persönlich berührt, ja wäre nur Cornelius zu brieflicher Mittheilung geneigt gewesen, so würde eine innigere Verbindung leicht möglich geworden sein. Aber die beiden großen Meister sahen sich nie von Angesicht, und so konnte ein Band, das der romantische Drang des jugendlichen Cornelius nach der Altdeutschen Schule und die gleichzeitige Abwendung des Dichters von aller bildenden Kunst zu schließen nicht gestattet hatten, auch damals sich nicht knüpfen, als der Meister in München jene kühnen Farbenschöpfungen der Glyptothek dichtete, welche freilich nur eine Vorstufe zu seiner höchsten Entwicklung bilden sollten, aber eine Kraft und Fülle dichterischen Schwunges zeigen, die ihm allein eine Ehrenstelle unter den größten Malern aller Zeiten anweisen würden. Diese in aller ihrer Pracht und in ihrer Gesammtwirkung zu schauen war dem Dichter des »Faust« verwehrt, dessen Niedergang in die Zeit des mächtigen Aufgangs von Cornelius fiel. Menschlich sind beide sich nie nahe gekommen, und ihre Anschauungen der Kunst wie die vom Schicksal ihnen angewiesenen Lebenswege schieden sie von einander. Eine ganz besondere Einwirkung auf einander zu üben waren sie nicht berufen, doch sind Goethe's

Dichtungen und Kunstlehren nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des nach dem höchsten Kranze der Kunst sehnsüchtig emporblickenden Jünglings geblieben, dessen Arbeiten der wohlwollende Rath des Dichters nicht entging. Der schwärmerische Traum des Jünglings, durch Goethe zur höchsten Vollendung der Kunst geweiht zu werden, hat sich nicht erfüllt, der Meister ist siegreich seinen eigenen Weg zur Unsterblichkeit gewandelt.

VIII.

Sulpiz Boisserée.

Der untrüglichste Probestein des Menschen ist der Mensch selbst. Im Umgange mit Andern streichen sich die Charakterzüge jeder besondern menschlichen Natur rein und deutlich auf, und je ausgedehnter und vielseitiger, je dauernder und inniger die Verbindungen sind, in welche wir bedeutende Menschen gesetzt sehen, um so treuer spiegelt sich ihr inneres Wesen dem Beschauer ab. Wenn in der Liebe zu Frauen die Wärme und Reinheit des männlichen Herzens sich offenbart, das sich ganz in ein weibliches ergießt und in gegenseitiger Hingabe sein höchstes Glück feiert, so wird das Band wahrer Freundschaft zwischen Jünglingen und Männern durch gleiches Streben nach einem hohen, menschenwürdigen Ziele geknüpft. Während in uns selbst der Drang nach innerer Ausbildung und äußerer Wirksamkeit mächtig treibt, nehmen wir an des Freundes gleich regem Streben vollen Antheil; aber so wenig wir von diesem fordern, daß er sich uns unterordne, daß er mit eigener Aufopferung unsere Zwecke fördere, so wenig können wir selbst von dem festen, durch die Natur uns vorgezeichneten, mit Aufwendung aller unserer Geisteskraft durchzusetzenden Wirksamkeit durch die

Liebe zu ihm uns abziehen lassen, uns ganz verleugnen, wie sehr wir auch sonst ihm jede Liebe zu bezeigen uns gedrungen fühlen. Freilich wird die Freundschaft um so leichter genährt werden, je mannigfaltigere Verbindungspunkte in der geistigen Richtung und Thätigkeit sich ergeben, aber der Kern der Freundschaft liegt keineswegs im Streben nach demselben Ziele der Wirksamkeit. Näheres Zusammenleben und gleiche Bestrebungen gründen gar oft Verbindungen, die der Freundschaft edlen Anschein gewinnen; aber das Zufällige und Wesenlose derselben ergibt sich gar bald, wenn von der einen Seite Forderungen gestellt werden, welche die freie Selbstbestimmung des Andern ausschließen, wenn man die Anähnlichung oder Mitwirkung zu eigenem Zwecke ohne Rücksicht auf jene als Bedingung des Fortbestandes des Bundes gebieterisch verlangt. Nur die reine, freudige Anerkennung einer andern bedeutenden Natur begründet wahre Freundschaft, nicht, wie es in jenem alten Worte heißt, die Uebereinstimmung in allem, was wir wollen und nicht wollen. Zuweilen entwickelt sich freilich edle Freundschaft auch da, wo zunächst nur das Zusammenwirken zu demselben Zwecke die Verbindung hervorgerufen, bei bewußtem innerm Zwiespalt, wenn nämlich gerade die nähere Vereinigung uns über dasjenige erfreulich aufklärt, was am Andern ungenügend, ja widerwärtig erschienen, und aus der innigsten Verehrung der herrlichen sich uns aufschließenden Seele des Verbündeten sich herzlicher Antheil erhebt, wovon das großartigste Beispiel in dem einzigen Bunde zwischen Goethe und Schiller vorliegt.

Kaum dürfte es einen Mann im weiten Reiche menschlicher Natur geben, der gerade in der Freundschaft sich so schön bewährt, dessen Seelenadel bei allem Festhalten an seiner eigenen kräftig sich entwickelnden und sich hervorthuenden Natur so wohlthuend uns entgegenleuchtet, als **der** Mann, den man so lange als den entschiedensten Selbstsüchtler, als ein kaltes, eigennütziges,

nur in sich lebendes Wesen zu verdächtigen gesucht hat, bis die urkundliche Mittheilung und Erörterung so mancher Lebensbezüge zunächst in Deutschland, wo freilich die Gegner so lange Zeit die hellleuchtende Wahrheit anzubellen nicht unterließen und zum Theil sich noch immer nicht bekehren lassen, dann aber in England durch Lewes eine wahre Beurtheilung anbahnte. Und nach Lewes ist in Frankreich ein längst auf anderm Gebiete rühmlichst bekannter Schriftsteller, Henri Richelot, aufgetreten, der in seinem drei Bände umfassenden Werke Goethe ses mémoires et sa vie auch bei unserm geistreichen Nachbarvolke die noch herrschenden Vorurtheile zu verscheuchen und den wahren Goethe darzustellen versucht hat, aussi digne d'affection par la générosité et la bonté du coeur, aussi digne d'estime par la noblesse et la dignité du caractère que d'admiration par la grandeur sublime de l'intelligence. Neuerdings hat unsere Kenntniß Goethe's und besonders seiner freundschaftlichen Beziehungen, eine bedeutende Bereicherung erhalten in dem Werke »Sulpiz Boisserée«, das uns den Briefwechsel dieses für die Geschichte der Niederrheinischen Malerei und Baukunst so hoch verdienten Mannes eröffnet hat.

Sulpiz Boisserée, der Sohn eines wohlhabenden Kölner Kaufherrn, hatte die nachhaltigsten Eindrücke aus dem längern Umgange mit dem schon damals ganz zum Mittelalter hinneigenden Fr. Schlegel empfangen. Die Umgebungen in seiner dem traurigsten Verfall anheimgegebenen Vaterstadt hatten seinen Sinn für die Deutsche Malerei und Baukunst mächtig geweckt. In dem unvollendeten Riesenbaue des Doms war ihm ein Werk entgegengetreten, das ihm, als höchste Vollendung des Gothischen Baustils, ein unerschöpflicher Gegenstand der Betrachtung und Bewunderung wurde und ihn zum tiefern Eingehen auf die Geschichte der Baukunst hinwies. Auch legte er bereits während Schlegel's Aufenthalt in Köln mit seinem Bruder Melchior

und dem wunderlichen, aber tief schauenden Bertram den Grund zu jener berühmten Sammlung Niederrheinischer Gemälde, die den Namen Boisserée in die weitesten Kreise tragen sollte. Seine Ansicht von der Kunst war eine frommsinnige, da er als Grundursache derselben das mehr oder weniger bewußte Streben des Menschen betrachtete, nach Gottes Vorbild eine neue Schöpfung zu seiner Verehrung hervorzubringen; alle seine Betrachtungen über die Kunst, über die Weltgeschichte und den Gang des menschlichen Geistes wiesen ihn auf den Aufschwung zum Höhern hin, den alle gebildeten Völker versucht haben und zu versuchen nicht aufhören werden. Da mußte ihm natürlich Goethe, wie hoch er auch seine dichterische Begabung achtete, wenig genügen, hätte auch Schlegel nicht immerfort seine Verstimmung gegen den großen »Heiden« spielen lassen, der die Alten begeistert pries und die völlige Freiheit aller Kunst von sittlichen Zwecken in Wort und That verkündete.

Im April 1808 verließ Schlegel das alte Köln, wo er mit seiner Frau zu Boisserée's eigener Ueberraschung zur katholischen Kirche übergetreten war, und begab sich über Weimar nach Wien. Bei seiner Anwesenheit in Weimar besuchte er auch Goethe, den er durch eine Beurtheilung des Anfangs der neuen Ausgabe seiner Werke erfreut hatte. Schlegel sprach ihm von der alten Kölnischen Malerei, und er fand ihn geneigt, auf seine Ansicht einzugehen. Auch hörte Goethe nicht ohne Antheil ihn von einer beabsichtigten Sammlung von Zeichnungen solcher Gemälde sprechen, die er mit seinen Freunden vom Untergang gerettet habe, und er versprach, sich der Sache ernstlich anzunehmen. Goethe schien ihm gewissermaßen bekehrt, indem er neulich Etwas zum Lobe von Albrecht Dürer geschrieben habe, was sich auf eine Aeußerung über die im Steindruck erschienenen Federzeichnungen des Deutschen Meisters bezieht. Indessen nahmen die bald darauf erhaltene Nachricht von Schlegel's Uebertritt und

das Urtheil des mit Goethe befreundeten frühern Französischen Gesandten Reinhard den Dichter des »Faust« gegen Schlegel ein, der selbst immer mehr von diesem abkam.

Unterdessen hielt sich Boisserée an das beabsichtigte Domwerk, dessen Zeichnungen endlich im Anfange des Jahres 1810 vorläufig vollendet wurden. Mitte März verließen die beiden Brüder nebst Bertram ihre Vaterstadt, um sich in Heidelberg niederzulassen, wohin ihre Gemäldesammlung ihnen folgen sollte. Wie sehr auch Boisserée gegen den großen Dichter verstimmt war, der entschieden auf Seiten der Griechischen Kunst stand und dessen freiere Ansicht über die Dichtkunst ihm widerstrebte, so hegte er doch den Wunsch und eine gewisse Hoffnung, diesen für sein großes Unternehmen zu gewinnen, auf dessen Förderung sein ganzes Streben gerichtet war. Hierzu scheint ihn besonders Bertram getrieben zu haben. Die Vermittlung übernahm der gemeinsame Freund Reinhard, der unterdessen als Gesandter nach Kassel berufen worden war. Von dort aus wandte dieser sich am 16. April 1810 an Goethe, um ihm die Angelegenheit seines jungen Freundes zu empfehlen. »Dieser junge Mann, Miterbe des sehr angesehenen dortigen Handlungshauses Nicolaus de Tongres«, schreibt er, »hat statt der Ziffern sich unter das Panier eines freien Studiums der freien Künste begeben, ist durch eine in Paris gestiftete Bekanntschaft halb Mäcen, halb Schüler und Jünger von Fr. Schlegel geworden und lebt seit einigen Monaten in Heidelberg. Er ist Besitzer einer sehr merkwürdigen Sammlung Altdeutscher Gemälde, die er vom Untergang gerettet hat. — So, durch verschiedene Impulsionen, ist er zu einer Unternehmung geführt worden, die ihm Ehre macht und für die Sie sich gewiß interessiren werden. Er gedenkt nämlich eine Beschreibung der Domkirche zu Köln und ihrer Alterthümer nebst der Geschichte ihres Baues herauszugeben. Die Zeichnungen von der Hand eines geschickten Künstlers, Quaglio aus

München (einige wenigstens sind von diesem) liegen bereits fertig und haben in Frankfurt und Heidelberg allgemeinen Beifall gefunden. Was aber eigentlich Herrn Boisserée am meisten am Herzen liegt, ist bei dieser Gelegenheit Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und er würde sich entschließen, die Zeichnungen entweder selbst Ihnen zu überbringen oder selbst Sie abzuholen, wenn er nicht fürchten müßte, den Zweck seiner Reise entweder durch Ihre Geschäfte oder durch Ihre Abreise nach Karlsbad vereitelt zu sehen. Hierüber wünscht er durch mich Gewißheit zu erhalten. Ich kann ihn als einen sehr wohlgesitteten, rechtlichen und gutmüthigen Menschen Ihnen durchaus empfehlen.« Goethe erwiederte hierauf aus Jena, er sei jetzt durch die Farbenlehre und das Theater so sehr bedrängt, daß er dem jungen Manne eine Reise zu ihnen augenblicklich nicht rathen könne, da er in einem solchen eingeengten Zustande bei ihm noch weniger Freude und Nutzen genießen würde, als ohnehin zu erwarten stehe. »Denn, wie Sie selbst am besten fühlen, so müßte ein Schüler von Fr. Schlegel eine ziemliche Zeit um mich verweilen, und wohlwollende Geister müßten uns beiderseits mit besonderer Geduld ausstatten, wenn nur irgend etwas Erfreuliches oder Auferbauliches aus der Zusammenkunft entstehen sollte. So ein Versuch wäre etwa gegen den Herbst und Winter zu machen, wo ich in Weimar wäre, wo man eine mehrsinnige Gesellschaft, Theater, Musik, Bibliothek, Sammlungen aller Art um sich hat. Ihre Empfehlung und Einleitung soll ihm so wie jedem Andern bei mir den freundlichsten Empfang vorbereiten; ja er soll auch bei mir in Punkten, die mir sonst feindselig sind, mehr Geduld und Nachsicht finden, als ich sie sonst zu üben pflege. Was das zu unternehmende Werk betrifft, so will ich wohl überlegen und meine und meiner Freunde Ueberzeugungen sammeln, und solche nach Befinden entweder den Theilnehmern oder Ihnen redlich und theilnehmend mittheilen.«

Reinhard schrieb gleich den Hauptpunkt der Erwiederung an Boisserée, dem Weimarer Freunde aber sprach er seinen Dank aus. Die Einsicht der Zeichnungen werde ihm wahrscheinlich Gelegenheit geben, sich von dem jungen Manne eine mehr oder minder gefällige Zeichnung zu entwerfen, und davon möchten die weitern Begünstigungen abhängen, welche dieser von ihm zu erwarten haben werde. Schon am 8. Mai sandte Boisserée sechs Zeichnungen des Doms nach Weimar. Die Schwierigkeit und Größe des Unternehmens mache es ihm zur Pflicht, bemerkte er hierbei, das Urtheil des Mannes aufzufordern, dessen Beifall mehr wie der jedes Andern ihn selbst in seinen Arbeiten leiten und ermuntern und auf die äußere Vollendung des Werkes den entschiedensten Einfluß haben müsse. Nachdem er kurz das zur Erklärung der Tafeln nöthige Geschichtliche erwähnt hat, fährt er fort: »Alles, was ich bisher mit dem Kölnischen Dom verglichen, steht ihm vorzüglich wegen der hohen Einheit, die hier so durchgehend in der Fülle der Gestaltung herrscht, weit nach. Wohl einige Theile findet man in andern Gebäuden mit gleicher Reinheit und Vollkommenheit ausgeführt, nirgend aber so das Ganze, und häufig zeigt sich Ueberladung und Wirrwarr der Zierrathen im Einzelnen. Sonst ist auch noch viel der Fall, daß die Gebäude nicht nach einem, sondern nach verschiedenen Entwürfen aufgeführt sind, wie der Münsterthurm zu Straßburg.« Zugleich macht er ihn mit seinem Plane bekannt, in etwa siebzig bis achtzig mäßigen Folioblättern eine vollständige Reihe von Kirchen, Klostergängen, Häusern, Säulen, Grabmälern u. s. w. zu geben, welche die Geschichte der Baukunst vom gänzlichen Verfall der Griechischen und Römischen Kunst bis zur Entwicklung der Deutschen im dreizehnten Jahrhundert veranschaulichen sollten. Endlich kommt er auch auf ihre Gemäldesammlung. »Wir haben nicht nur merkwürdige, sondern wenigstens durch den Ausdruck höchst edle und schönere Gemälde, als man gewöhnlich

von der Altdeutschen Malerei sieht. Der glücklichste Zufall hat es gewollt, daß dies selber bei den Stücken der Fall ist, die uns von auswärtigen Malern, als van Eyck, Dürer und Lucas Leyden, in die Hände gerathen sind. Aber das Wichtigste bleibt immer die durch unsern Sammlungseifer gemachte Entdeckung einer bis zur Zeit Johann van Eyck's fortlaufenden, durchaus die Spur Griechischer Bildung verrathenden Art der Malerei, wie man sie uns vor Raphael in Italien beschreibt, und die man nach der bisherigen Meinung in Deutschland gar nicht erwartete.« Am Schlusse wagt er die Hoffnung zu äußern, daß es ihm, vereint mit Reinhard, gelingen werde, bei seinem Besuche im Herbste Goethe zu einer Reise an den Rhein für das nächste Jahr zu bewegen, um selber zu sehen, was weder Wort noch Zeichnung in ganzer Wahrheit schildern könne.

Bei der noch vor der Abreise nach Karlsbad erfolgenden Rücksendung lud Goethe den jungen Freund zu einem Besuche auf Michael höflich ein, verwies ihn aber wegen seiner Beurtheilung der Blätter auf einen Brief an Reinhard, der ihm die auf ihn bezüglichen Aeußerungen sofort mittheilte. »Alles das ist höchst schätzbar«, hatte er geschrieben, »was uns den Sinn einer vergangenen Zeit wieder vergegenwärtigt, besonders wenn es in einem wahrhaft treuen, historischen und kritischen Sinne geschieht. Nach diesem sind die Bemühungen des jungen Mannes, durch welchen die vorliegenden Zeichnungen zu Stande gekommen, höchlichst zu loben. Er ist dabei gründlich zu Werke gegangen, wie ich denn gern bekenne, daß der Grundriß des Domes zu Köln, wie er hier vorliegt, eines der interessantesten Dinge ist, die mir seit langer Zeit in architektonischer Hinsicht vorgekommen. Der perspektivische Aufriß gibt uns den Begriff der Unausführbarkeit eines so ungeheuern Unternehmens, und man sieht mit Erstaunen das Märchen vom Thurme zu Babel an den Ufern des Rheins verwirklicht. Desto erfreulicher, obgleich eben so erstau-

nenswerth, ist die Restauration oder vielmehr der auf dem Papier unternommene Ausbau, welcher mit sehr viel Sorgfalt aus dem Vorhandenen, aus manchen Ueberlieferungen und aus dem sonst Bekannten dieser Kunstzeit und Bauart das Wahrscheinliche, so harmonisch, als man es wünschen mag, zusammenstellt, und man müßte sehr viel bewanderter in diesen Dingen als ich sein, um etwas daran auszusetzen.« Nachdem er das große Verdienst der unschätzbaren Zeichnungen ausgesprochen, die seine Neugier auf das spannten, was dieselben Künstler aus früherer Zeit zu bieten gedächten, macht er das Geständniß, daß er augenblicklich kaum eine Möglichkeit sehe, dieselben in Kupfer stechen und einem größern Kreise mittheilen zu lassen. »Ich habe mich früher auch für diese Dinge interessirt, und ebenso eine Art von Abgötterei mit dem Straßburger Münster getrieben, dessen Façade ich auch jetzt noch, wie früher, für größer halte als die des Domes zu Köln. Herr Boisserée hat mir einen sehr hübschen, verständigen Brief geschrieben, der, wie die Zeichnungen, mich für ihn einnimmt.« Bei aller Mühe, die sich Goethe giebt, seine Anerkennung in freundlichster Weise auszusprechen, seine Ablehnung dieser Dinge und der ihm als Schwärmerei geltenden Bewunderung des Domes als eines Werkes vollendeter Einheit konnte er nicht verhehlen; er sah hierin nur den Einfluß des ihm immer klarer als unwahr und scheinheilig sich darstellenden Friedrich Schlegel und einen der Jugend und beschränkter Vaterlandsliebe eigenen Rausch, die er von sich fern zu halten suchte Was Boisserée am meisten verdroß, war ohne Zweifel die Behauptung der Unausführbarkeit und die Bezeichnung als Abgötterei. Seinen Mißmuth hierüber muß er Friedrich Schlegel mitgetheilt haben, dessen Gattin ihm am 15. August schreibt: »Ueber Alles bin ich begierig, Ihre Arbeiten zu sehen: mir ahndet, als würde dieses Ihr Werk vielleicht das einzige Große sein, was zu unserer Zeit vollendet wird. Der alte Götz (An-

spielung auf die »Abgötterei«) verdiente es keineswegs, es zu sehen, bevor es uns Andern vergönnt war; seine Beurtheilung dieses herrlichen Werks ist seine eigene Verurtheilung.« Goethe's Auffassung spricht sich in der von Reinhard absichtlich unterdrückten Aeußerung aus: »Am wunderbarsten kommt mir dabei der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar Saracenische Pflanze als aus seinem Grund und Boden entsprungen gern darstellen möchte. Doch bleibt im Ganzen die Epoche, in welcher sich dieser Geschmack der Baukunst von Süden nach Norden verbreitete, immer höchst merkwürdig. Mir kommt das ganze Wesen wie ein Raupen- und Puppenzustand vor, in welchem die ersten Italienischen Künstler auch gesteckt, bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche concipirte, die Schale zerbrochen und als wundersamer Paradiesvogel sich der Welt dargestellt hat. Ich verarge es indessen unsern jungen Leuten nicht, daß sie bei dieser mittlern Epoche verweilen; ich sehe sogar dieses Phänomen als nothwendig an, und enthalte mich aller pragmatischen Betrachtungen und aller welthistorischen Weissagungen.«

Boisserée ließ indessen den Mißmuth nicht lange vorwalten; er glaubte, besonders da Reinhard ihm die letztere Aeußerung vorenthalten hatte, Goethe sträube sich nur noch gegen die sich ihm aufdrängende Einsicht. »Der junge Mann hat flugs sich eingebildet«, schreibt Reinhard den 3. Juli an Goethe, »Sie sähen die ganze Sache mit seinen Augen. Er meint, sie sei Ihnen als etwas Großes, wovon Sie vor Zeiten einen Jugendtraum, seitdem aber keine Kunde mehr gehabt, so eigentlich aufs Herz gefallen.« Mit diesen Worten leitet er Boisserée's Wunsch ein, Goethe möge die erste Ankündigung seines Unternehmens im »Morgenblatt« geben, wobei dieser nur dringend bitte, um der beabsichtigten Empfehlung keinen Abbruch zu thun, nicht die Straßburger Façade als vorzüglicher zu bezeichnen. Da Reinhard zweifelt, Goethe werde auf diesen Wunsch eingehen, so ersucht

er ihn um die Erlaubniß, dem jungen Freunde das Verständniß zu eröffnen, und ihm zu gestatten, unter dieser Beschränkung in der von ihm selbst zu erlassenden Ankündigung von seinem Urtheil Gebrauch zu machen. Goethe aber bittet von Karlsbad aus den Freund, doch ja Boisserée deutlich und hinreichend aufzuklären, damit er seine Meinung erfahre, da es ein verdrießliches Verhältniß geben würde, sollte er erst in Weimar darüber belehrt werden. »Das, was er mit seinen Künstlern geleistet hat, kann man ohne Bedingung loben. Die Behandlung des Gegenstandes ist trefflich, der Gegenstand selbst aber für uns nur an seiner Stelle schätzenswerth, als ein Document einer Stufe menschlicher Cultur. Betrachteten freilich diese guten jungen Leute nicht einen solchen Mittelzustand als den obersten und letzten, wo sollten sie den Muth zu einer so unendlich mühsamen Arbeit hernehmen? Wenn der Ritter seine Schöne nicht für die schönste und einzige hielte, würde er Drachen und Ungeheuer um ihretwillen bekämpfen? Ich habe schon oft genug in meinem Leben ähnliche Fälle mit jungen Leuten gehabt, so daß ich neulich mich ganz und gar auch von den bessern enthalte. Einfluß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und den erstern zu Gunsten der letztern zu nutzen ist eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel, aber ich mag mich weder gutmüthig selbst betrügen, noch fremde Zwecke gegen meine Ueberzeugung befördern.« Reinhard, der schon vor diesem Briefe dem begeisterten Domfreunde in diesem Sinne geantwortet hatte, mußte gestehen, daß Goethe diesen nach dem Leben gezeichnet habe; denn umsonst sei er nicht zu Friedrich Schlegel's Füßen gesessen. Reinhard's niederschlagender Brief traf Boisserée in dem Augenblicke, wo er mit Cotta wegen der Herausgabe seines Werkes abgeschlossen hatte.

Als Goethe im Herbst durch reisende Heidelberger die Kunde

empfing, Boisserée und die Seinen wollten, ohne Weimar zu berühren, sich mit ihren Kunstschätzen nach Wien wenden, fühlte er sich, wenn auch freilich etwas unangenehm überrascht, doch zugleich wie von einem Alpdruck befreit. Es thue ihm sehr leid, äußerte er, ihre Sachen nicht zu sehen, über die er vom Erbprinzen und von andern Seiten viel Schönes vernommen habe, und er hätte gern die Vernünftigen unter ihnen kennen gelernt; es scheine aber ihrer Gesellschaft auch nicht an verrückten Mitgliedern zu fehlen (von Bertram's Wunderlichkeiten muß er wohl Uebertriebenes vernommen haben), und es wäre gewiß nicht gut bei ihnen abgelaufen. »Ich will diese ganze Rücktendenz nach dem Mittelalter und überhaupt nach Veraltetem recht gern gelten lassen, weil wir sie vor dreißig bis vierzig Jahren ja auch gehabt haben, und weil ich überzeugt bin, daß etwas Gutes daraus entstehen wird; aber man muß mir nur nicht damit glorios zu Leibe rücken.« Hiergegen glaubte er sich jetzt von Boisserée's Seite ganz sicher gestellt, als er durch Reinhard erfuhr, dieser befinde sich noch in Heidelberg und gehe damit um, ihn in Cassel zu besuchen, in welchem Falle sich Goethe immer darauf gefaßt halten möge, einen Besuch von ihm zu erhalten. Sollte dies geschehen, so wolle er den jungen Pilgern so das Gewissen schärfen, daß man erkenne, man müsse zur Tilgung der Sünden und zur Stärkung des Glaubens mit Demuth sich der geheiligten Stätte nahen.

Erst am 24. November wendete sich Boisserée in einem durch Reinhard übermittelten Briefe wieder an den Weimarer Dichter. Daß er um Michael nicht nach Weimar gekommen, entschuldigt er nicht allein mit den seit der Uebereinkunft mit Cotta ihm zugefallenen Arbeiten und Geschäfte, sondern auch mit dem auf glaubwürdigen Gerüchten begründeten Glauben, ihn in Weimar nicht zu treffen. Er möge ihm demnach gestatten, seinen Besuch auf den nächsten März zu verlegen, wo er in

den dortigen Gegenden, in Leipzig, Dresden oder Berlin, einen Künstler zu finden hoffe, dem er die perspektivischen Blätter und besonders das Schönste und Schwierigste, die äußere Ansicht, anvertrauen könne. In dieser Beziehung fragt er an, ob Darnstedt in Dresden ihm bekannt sei, und er bittet überhaupt um die Angabe tauglicher Künstler zu seinem Werke. Sollte er hierzu nicht bis zum Frühjahr den rechten Künstler in Deutschland finden, so würde er genöthigt sein, deshalb nach Paris zu gehen, was ihm hauptsächlich darum sehr unangenehm wäre, weil sich dadurch das Glück, Goethe's persönliche Bekanntschaft zu machen, noch länger von ihm entfernen würde. Die hoch perspektivischen Blätter in Aquatinta arbeiten zu lassen, trage er Bedenken, da dadurch die Einheit der Behandlung gestört und die vielen Glieder und Zierrathen an Bestimmtheit verlieren würden. Auch hierüber möchte er Goethe's erfahrenes Urtheil vernehmen. Vielfache Geschäfte hinderten diesen in der ersten Zeit, Boisserée's und Reinhard's Briefe zu beantworten. Letzterm schreibt er am 23. Januar 1811: »Den Brief des guten Boisserée beantworte ich ehestens ausführlicher. Haben Sie indeß Gelegenheit, ihm zu sagen, daß nach unserer Meinung denn doch vielleicht für diese perspektivischen Blätter die Aquatinta das Beste sein möge. Sie giebt in Absicht auf Haltung und Leichtigkeit der Arbeit gar viele Vortheile, und wenn man 500 Exemplare eines solchen Werks, als soweit wohl die guten Abdrücke reichen, verkauft, so können Autor und Verleger immer zufrieden sein. Doch ist das nur eine Meinung, und wir lassen gern eine andere Ueberzeugung gelten. Jeder muß freilich sehen, wie er am Ende selbst sich nothdürftig rathen kann. Auf jeden Fall würden die werthen Kölner zur guten Jahreszeit hier wohl aufgenommen sein. Der Erbprinz, der sie in Heidelberg sah, hat sie zum schönsten und vortheilhaftesten angemeldet.« Die hier in Aussicht gestellte Antwort an Boisserée unterblieb, was

diesen aber nicht hinderte, bei der im Frühjahr zur Aufsuchung eines passenden Künstlers unternommenen Reise nach Leipzig und Dresden auch in Weimar einzusprechen.

Boisserée, von der Würde und Wahrheit seiner Sache warm überzeugt, in seinen Kenntnissen und Anschauungen tief begründet, trat mit allem frischen, frohen Selbstbewußtsein und echter Rheinländischer Offenheit vor Goethe, dessen Gunst seinem Unternehmen zu gewinnen ihm so wichtig war, daß er bei diesem entscheidenden Versuche seine ganze Kraft zusammen nahm; dabei war er freilich gegen Goethe's gesammte Anschauung vom Leben und von der Kunst eingenommen, und das Heidenthum des großen Dichters ihm ein eben so starker Anstoß, wie er sich die Fabel von Goethe's stolzer Vornehmheit und gemüthloser Kälte hatte einreden lassen. Die Wichtigkeit des Augenblicks rief alles, was ihm in Geist und Seele lag, zu diesem Wagstück mächtig auf, so daß sein ganzes Wesen in lebendigstem Zusammenwirken sich erhob. Goethe behauptete anfangs eine große Zurückhaltung vor dem Schüler des ihm immer wunderlicher sich offenbarenden Friedrich Schlegel; der Gedanke, daß dieser gekommen sei, mit jugendlicher Anmaßung ihn von der Grundlosigkeit seines Vorurtheils gegen die Altdeutsche Kunst zu überzeugen, daß es im Grunde ihm nur um die Benutzung seines Einflusses zu thun sei, er an wahrer Einsicht weit über den alten Herrn erhaben sich denke, alles dies mußte ihn gegen den Ankömmling erkälten und seine Seele zurückscheuchen. Aber gar bald überzeugte er sich, daß ihm hier eine tüchtige Natur entgegentrete, der es heiliger Ernst um die Sache sei, und so öffnete sich ihm seine Seele und er suchte ihn heranzuziehen, indem er alles, was sie von einander schied, fallen ließ und sich an die Vereinigungspunkte in freundlichster Anerkennung fest hielt, so daß Boisserée selbst bereits an eine völlige Bekehrung glaubte, während Goethe nur auf seinen Standpunkt eingegangen war

und in freundschaftlichster Gesinnung seine Bestrebungen zu fördern sich bereit zeigte.

In Boisserée's Brief an seinen Bruder spricht sich das freudige Bewußtsein des über Goethe erfochtenen Sieges aus. »Ich komme eben von Goethe, der mich recht steif und kalt empfing«, schreibt er am 3. Mai; »ich ließ mich nicht irre machen, und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße. »Recht schön!« sagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Cotta und alle die äußern Dinge. »Ja, ja, schön, hem, hem!« Darauf kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit eben so vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte.« Noch immer hatte sich Goethe nicht völlig überzeugt, daß er es hier mit etwas mehr als anmaßlicher Jugend zu thun habe, die ihr Verdienst dem alten Herrn zu Gemüth führen wolle. »Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf, bei dem Lob der Neugriechischen lächelte er.« Das Lächeln verrieth seinen Unglauben, doch hatte die gründliche Kenntniß, die Gerechtigkeit gegen die alte Kunst, bei welcher er festen Boden unter sich fühlte, und der ganze Eindruck ihn dem begeisterten Verkünder der Deutschen Kunst näher gebracht und ihn eine tüchtige Natur ahnen lassen, so daß er ihm jetzt näher, aus seiner vorsichtigen Zurückhaltung heraustrat. »Er fragte nach Eyck, bekannte, daß er noch Nichts von ihm gesehen habe, fragte nach den Malern

zwischen ihm und Dürer und nach Dürer's Zeitgenossen in den Niederlanden. Daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst in Niederland viel edler und gefälliger als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein. Ich war in allen Stücken so billig, wie du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich, und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein »Ja, ja! Schön! Merkwürdig!« Ich gab großmüthig meine Gedanken über den Gang der Malerei durch die Einwirkung von Eyck zum Besten.« Zuletzt kam das Gespräch auf Reinhard, und nun wurde Goethe freundlicher, das Lächeln häufiger; hatte er sich ja von der Tüchtigkeit des jungen Mannes überzeugt, den er sich ganz in seiner Weise hatte aussprechen lassen. Er lud Boisserée auf den andern Tag zu Tische, erinnerte ihn auch, daß er noch dem Erbprinzen seinen Besuch machen müsse, und erklärte sich bereit, Alles einzuleiten, daß der Hof seine Zeichnungen sehe. Boisserée hatte auch die Zeichnungen von Cornelius zum »Faust« mitgebracht, welche dieser ihm mitgegeben, um Goethe's Urtheil zu vernehmen und etwa eine Empfehlung derselben von Seiten des Dichters zu erlangen. Als er am andern Tage zu Goethe kam, sprach dieser seinen lebhaften Beifall über diese Zeichnungen aus. Während des Mahles thaute er immer mehr auf. An den folgenden Tagen war Boisserée regelmäßig bei Goethe zu Tische, wo es denn an den eingreifendsten Gesprächen und den vertraulichsten Aeußerungen nicht fehlte; nur mit seinem Widerspruche gegen Boisserée's Ansichten, besonders über die unübertreffliche Vortrefflichkeit des Doms und die Vollendung der Altdeutschen Kunst, hielt er möglichst zurück, da er diesen rein sich aussprechen und ihn ganz kennen lernen wollte, innigst angezogen von der Frische und Tüchtigkeit des begeisterten jungen Freundes.

Schon am 8. schrieb er an Reinhard, Boisserée gefalle ihm sehr wohl und er komme auch sehr gut mit ihm zurecht. »Denn

ein bedeutendes Individuum weiß uns immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen; ja was uns an Gesinnungen und Regungen desselben nicht ganz gemäß ist, ist uns wenigstens nicht zuwider: denn jeder Einzelne muß ja in seiner Eigenthümlichkeit betrachtet werden, und man hat neben seinem Naturell auch noch seine frühern Umgebungen, seine Bildungsgelegenheiten und die Stufen, auf denen er gegenwärtig steht, in Anschlag zu bringen. So geht es mit diesem, und ich denke, wir wollen in Frieden scheiden. Ueberhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, so muß man die jungen Leute gelten lassen für das, was sie sind, und muß es wenigstens mit einigen halten, damit man erfahre, was die übrigen treiben.« Freilich spricht aus dieser Aeußerung nur eine milde, dem Alter zustehende Beurtheilung und freundliche Theilnahme an den Bestrebungen einer begabten Natur; aber wer, der Goethe's Scheu vor einer Schaustellung seiner tiefsten Gefühle kennt, mag auch erwarten, daß er die keimende Freundschaft für den jungen Mann, dessen Ankunft er mit einem gewissen Mißbehagen entgegengesehen hatte, in deutlichen Worten verrathen hätte!

Goethe war so weit gegangen, Boisserée einen Besuch in seinem Gasthofe anzubieten, damit sie einmal die Sache wegen des Doms allein, mit Vergleichung aller Zeichnungen, besprechen könnten; dieser aber lehnte eine solche Freundlichkeit mit den höchsten, ihm von Herzen kommenden Freuden- und Ehrenbezeugungen ab, und erklärte sich bereit, ihm sein großes Portefeuille zuzuschicken. Mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte er den Ausführungen des jungen Freundes, als er am 7. mit diesem bei den Zeichnungen allein war, und er ließ dessen beredte Darstellung in stillem Herzen auf sich wirken. Boisserée schrieb an Bertram, Goethe habe dabei zuweilen wie ein angeschossener Bär

gebrummt, man habe gesehen, wie er in sich gekämpft und mit sich zu Gericht gegangen, so Großes je verkannt zu haben: aber dieser unterdrückte nur, um ihn nicht zu stören, seine Gegenbemerkungen. Und es gelang ihm hiermit so wohl, daß dieser mit nichts zurückhielt, auch das Gefühl seiner redlichen Unbefangenheit aussprach, die Goethe nicht werde entgangen sein. »Nachmittags nach Tisch saßen wir allein«, vertraut Boisserée am 8. seinem Tagebuche; »er lobte recht mit aller Wärme und allem Gewicht meine Arbeit. Ich hatte das erhebende Gefühl des Siegs einer großen, schönen Sache über die Vorurtheile eines der geistreichsten Menschen, mit dem ich in diesen Tagen recht eigentlich einen Kampf hatte bestehen müssen. Ich hätte *ihn* gewiß nicht errungen, wäre ich nicht durch so genaue Bekanntschaft mit meinem Gegner, mit dessen Gesinnungen ich besonders durch Reinhard sehr vertraut war, gar trefflich vorbereitet gewesen. Ich gewann hauptsächlich dadurch, was auch meiner eigenen innersten Neigung und Ueberzeugung am gemäßesten ist, daß ich rein die Sache wirken ließ und immer nur auf die Gelegenheit bedacht war, wann ich sie am besten wirken lassen konnte. Er äußerte sich auch ganz demgemäß über das Werk. »Ja, was Teufel! man weiß da, woran man sich zu halten hat. Die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis ins Kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu thun, zu wirken, um Aufsehen zu erregen.« Ich fühlte die uns im Leben so selten beschiedene Freude, einen der ersten Geister von einem Irrthum zurückkehren zu sehen, wodurch er an sich selber ungetreu geworden war; es konnte keinen wohlthätigern, wahren Beifall für mich geben. Ich sagte ihm, wie ich es erkenne, wie hoch ich den Beifall schätze von ihm, der diese Kunst gewissermaßen ein- für allemal abgefertigt gehabt, wie sehr mich eine so ernste, wahrhafte Erkenntniß meines Strebens in der Sache entschädige für den oft schmerzhaften, nie

aber das Herz erfreuenden, leider unentbehrlichen Beifall der großen Welt, zumeist der Fürsten, die gewöhnlich jedem Hanswurst und Schauspieler denselben schenken. Ich sprach, wie eben meine Stimmung mir es eingab; ich weiß nicht, wie ich die Worte setzte, sie mußten meine Bewegung kund geben; denn der Alte wurde ganz gerührt davon, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals; das Wasser stand ihm in den Augen.« Gerade dieser gemüthliche Erguß seines aufgeregten Herzens hatte Goethe in die Tiefe seiner Seele schauen lassen, deren Reinheit, Edelsinn und Tüchtigkeit in diesem Augenblick ihn den Bund mit ihm für das ganze Leben eingehen ließen.

Wir wissen es aus Schiller's Mittheilung, wie das Schöne, das Wahre Goethe oft bis zu Thränen rührten. Daß bei großen, edlen, rührenden Zügen aus der Geschichte, der Kunst, dem Leben der Menschen, mochte er sie nun selbst erzählen oder von Andern vortragen hören, ihm Thränen in die Augen zu kommen pflegten, berichtet sein langjähriger Hausgenosse Riemer. So hatte denn auch das volle Gefühl dieser so edlen, frischen, begabten Natur ihm Thränen der Rührung entlockt, unter denen die Freundschaft für den ein volles Menschenalter jüngern Sohn des alten Köln von seinem Herzen Besitz nahm. Auch hier wird jeder, der sich auf Herzen versteht, Goethe's reines, edles, warmes Gefühl für das menschlich Schöne mit innigster Freude begrüßen. Nicht die Aussicht auf ein förderliches Verhältniß, sondern herzliche Anerkennung dieser einem hohen Ziele nachringenden begabten Natur sprach hier das schöpferische Werde.

Wie sehr Goethe mit seinen eigenen Gegenbemerkungen zurückhielt, ergiebt sich aus Boisserée's Aeußerung vom 10: »Alle Einwendungen des Alten gegen die eigene vaterländische Erfindung der Gothischen Baukunst verstummen, und Alles, was er wegen dem Straßburger Münster zu sagen hatte, ließ er bald fallen. — Die Vergleichung mit diesem führte uns vor allem auf

die Thürme; je tiefer wir da in die Untersuchung kamen, desto höher stieg sein Erstaunen. Am meisten äußerte sich das an der Vorhalle und ihren ungeheuern, reich gegliederten innern Pfeilern. Denen hatte er in der kleinen Gestalt des ganzen Risses keinen Verstand abgewinnen können; jetzt, wo ich sie ihm groß vorlegte und von Allem Rechenschaft gab, drangen sie ihm die lebhafteste Bewunderung ab, und es freute mich, daß er sich von selbst hier gerade an das dickste, verwickeltste Ende machte, worin so tiefe Schönheit und Geist verborgen liegt und wozu ich noch immer so wenige Menschen habe bewegen können; da sieht man doch, wo der rechte Sinn zu Hause ist. Selbst die schöne Rose am Straßburger Münster hat er zwar nicht aufgegeben, wiewohl das zum Theil Widerstrebende mit den spitzen, dreieckigen Gestalten des Ganzen eingestanden, und daß er dem großen Fenster, als unserer Domkirche angemessener, für diese durchaus den Vorzug einräume, wie er das runde Rad zu dem übrigen Bau von Straßburg ziemender halte.«

Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, zu sehen, wie Boisserée, ganz auf den Sieg seiner Sache hingerichtet, über Goethe's völlige Zustimmung sich verblenden konnte, wie er darüber das so warm und innig sich bethätigende Herz des von seiner Persönlichkeit hingezogenen Dichters fast ganz übersah und nichts weniger als jene innige Liebe empfand, die dessen Seele glühend ergriffen hatte, ja ihm unedle Gefühle zutrauen konnte, die ihm fern lagen. Goethe hatte ihn gleich in den ersten Tagen über seine Beziehungen zu Fr. Schlegel befragt, über den er sich, da er Boisserée's Verehrung für diesen seinen Meister kannte, nur kurz, aber recht gut äußerte. Als Boisserée aber am 10. näher auf jenen einging, hielt auch Goethe gegen den jetzt ihm innig verbundenen Freund mit seiner Ansicht nicht zurück. »Da kam nun leider eine schwache Seite zum Vorschein«, schreibt Boisserée an Bertram, »gemischter Neid und Stolz des furchtsamen Alters:

er schalt die Schlegel unredlich, und alles, was ich mit Mäßigung, doch mit Bestimmtheit in Rücksicht Friedrich's, an den ich mich hauptsächlich hielt, dagegen einwandte, diente nur dazu, um ihm Erklärungen zu entlocken, die zwar zum Theil gegründet, und mit dem, was Jeder, der Schlegel nicht genauer kennt, einräumen muß, zusammenstimmen, indessen blieb eine Menge, und das Hauptsächlichste übrig, was sich lediglich auf Persönlichkeiten stützen kann. Alle kleinen Kränkungen: Novalis, das Stillschweigen von August Wilhelm über die »natürliche Tochter« u. s. w. wurden angerechnet, und Jedes, worin sie die Anerkennung seines Werths an den Tag gelegt, als Absicht ausgelegt; sie hätten ihn mehr aus Klugheit als aus Achtung, den einzigen von den Alten, bestehen lassen: alles sei Absicht.« Wie aber konnte er hieraus auf Neid und Stolz schließen!

Die Schlegel hatten Goethe im Gegensatz zu Schiller wirklich nur so lange gepriesen, als es ihnen zuträglich schien; später besetzten sie den Parnaß mit Lieblingen aus ihrem Kreise, und auch sich selbst glaubten sie eine bedeutende Stelle anweisen zu müssen. Wenn Boisserée die Schuld von Goethe's so hartem Urtheil unedlen Triebfedern zuschrieb, so ließ er sich durch sein Vorurtheil für Schlegel bestechen; er bedachte weder daß gerade das persönliche Verhältniß sich in solchen Kleinigkeiten ausspricht und ihm eine anschauliche Kenntniß aller betreffenden Lebensbezüge abging, noch daß Goethe zu edel und hoch dastand, um Neid gegen eine durch Tüchtigkeit zu Ansehen und Wirksamkeit gelangte Persönlichkeit zu empfinden, daß es vielmehr die lebhafte Anschauung eines unredlichen, nur auf möglichst weitreichenden Erfolg gerichteten Treibens war, was ihm die Schlegel widerwärtig machte. Doch auch hier wollte Goethe den neuen Freund nicht verletzen, und so schloß er mit der Aeußerung, wenn er ganz in Boisserée's Ansicht eingehe, die sich bei Friedrich Schlegel sehr gut mit dem Schein von Unredlichkeit vertrage,

so müsse er doch sagen, wer zu viel unternehme, müsse am Ende immer ein Schelm werden, möge er auch sonst so redlich sein wie er immer wolle. Gerade Boisserée's Streben mit dem Dom setzte er als ein redliches jenem entgegen, und er bedauerte gar sehr, daß seine Abreise nach Karlsbad ihm nicht gestatte, sich länger mit dem jungen Freunde über den ihm selbst solchen Antheil erregenden Gegenstand zu unterhalten. Bei der Vorzeigung der Zeichnungen am Hofe gab sich Goethe alle Mühe, dieselbe für Boisserée so erfreulich und wirksam als möglich zu machen; er selbst half ihm bei der ganzen Einrichtung mit eigener Hand und freute sich des glücklichen Erfolges. Auch zeigte er sich bereit, sowohl für die Zeichnungen von Cornelius wie für Boisserée's eigene Unternehmung öffentlich das Wort zu ergreifen, und er bemühte sich, ihm auf jede Weise zu zeigen, welchen Werth er auf sein Unternehmen lege. Auch nach Jena folgte Boisserée dem nach Karlsbad reisenden Dichter, der ihn bei seinen dortigen Freunden einführte. Er gab ihm noch einige wohlgemeinte Rathschläge zu seinem Werke, das um so mehr gelingen werde, je tiefer er sich durch fortwährende Anschauung und Erwägung in die Sache hineinversetzen werde.

Wie erfreulich das neue Verhältniß für Goethe geworden, mit welcher innigen Theilnahme er an Boisserée hing, verräth seine Aeußerung an Reinhard vom 4. Juni: »Mit tüchtigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend; denn sie kehren entfernt meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht, in der Nähe jedoch findet sich bald, in wiefern man sich vereinigen kann. Ich habe ihn in allen Dingen, die ihn interessiren, sehr gut begründet gefunden, und ich glaube ihn, was die Geschichte der Architektur und Malerei betrifft, auf dem rechten Wege; und so wie man Niemanden, der für seine Stadt oder sein Vaterland wirken will, einen ausschließlichen Patriotismus für diese verargen darf, so wenig konnte es mir zuwider sein,

einen jungen thätigen Mann vor allen andern Dingen sich mit der vaterländischen Kunst beschäftigen zu sehen. Ich gestehe gern, daß in seinem Umgang jene für mich schon verblichene Seite der Vergangenheit sich wieder aufgefrischt, daß ich manches durch ihn erfahren, und daß ich seine Behandlungsart gar wohl zu billigen Ursache habe. Ueberhaupt hat er auch bei uns, sowohl bei Hofe als in der Stadt, durch seine Persönlichkeit gar guten Eindruck gemacht, so wie auch durch seine Zeichnungen. Daß er mir als ein natürlicher, gebildeter und einsichtsvoller Mensch sehr wohl gethan, brauch' ich kaum zu sagen, aber das will ich noch hinzufügen, daß er als Katholik mir sehr wohl gefallen hat, ja ich hätte gewünscht noch genauer einzusehen, wie gewisse Dinge bei ihm zusammenhängen.«

Nicht so rein war Boisserée's Beurtheilung Goethe's, dessen volle Größe und Reinheit ihm noch nicht aufgegangen war, so daß er sich sogar an Kleinigkeiten hing und von der seelenhaften Zuneigung des Mannes, den er allein durch seine gründliche Darlegung und sein wohlberechnetes Eingehen auf seine Eigenheiten gewonnen zu haben glaubte, keine Ahnung hatte. Neben seinem erfochtenen Siege kam ihm Goethe's edle Persönlichkeit, die sich gerade in seiner unbeirrten Anerkennung und herzlichen Liebe so herrlich bewährte, kaum in Betracht, ja er nahm die Sache zum Theil spaßhaft. Dem Bruder schreibt er, bei seiner Zurückkunft wolle er ihnen den alten Herrn nachmachen, der ein gar wunderlicher Heiliger sei. Seine Bekanntschaft gebe ihm einen Beitrag zur Kenntniß der menschlichen Natur und des Lebens überhaupt, den ein Dutzend Bücher und Geschichten großer Männer nicht so verschaffen könne, und seine eigene Lebensbeschreibung, womit er eben beschäftigt sei, nie liefern werde. Und doch hatte Boisserée den eigentlichen Keimpunkt von Goethe's ganzem Verhalten gegen ihn über seinem eigenen berechneten Spiel und allerlei kleinen Beobachtungen völlig verkannt,

da er von Haus aus gegen ihn eingenommen war, und er in den Eigenheiten, von denen er manches durch Schlegel und besonders durch Reinhard erfahren hatte, seine Eigenthümlichkeit erfaßt zu haben wähnte.

Als Bertram von den durch seine Schilderung der Bekanntschaft mit Goethe veranlaßten Aeußerungen des Professor Daub berichtete, meinte Boisserée, dieser habe den rechten Fleck getroffen: gerade das Heidenthum, dem sich Goethe mit Leib und Seele ergeben habe, mache ihn unglücklich. »Er ist zu tief und gemüthvoll, um nicht, besonders in jetziger Zeit und bei seinem Alter, eine große Leere und Dunkelheit darin zu fühlen, und ich kann mir denken, daß ihm ein verständiger, billiger Umgang, der ihm durch die Geschichte der Völker sowohl als des menschlichen Lebens überhaupt die würdige, wahre Ansicht des Christenthums eröffnete, sehr troſtreich und beruhigend werden könnte; denn er hat Sinn für die Geschichte auch in höherer Bedeutung. — Goethe mahnt mich in manchen Stücken an den Faust, nur daß umgekehrt bei ihm das Leben von der leichten, sinnlichen, genußreichen Seite anfing, und nun erst aus Ermüdung und Verzweiflung gleichsam zum Grübeln und Tiefsinnen überschlägt; daher das böse Wühlen in den Eingeweiden, möchte ich es nennen, des menschlichen Herzens in den »Wahlverwandtschaften«, daher selbst das Philisterwesen der Farbentheorie. Es käme nur darauf an, daß er das rechte Grübeln und Forschen ergriffe.« Nichts kann irriger sein als eine solche Beurtheilung Goethe's, dessen ganzes geistiges Sein und Streben sich aus dem tiefen Keime seines Wesens ergab, der stets in einem thätigen Leben, Forschen und Dichten den vollen Gehalt seines Daseins fand, sich auf der Erde fest genug und gegen jede Anwandlung, in das Jenseits hinaus ängstliche oder sehnsuchtsvolle Blicke zu richten, sicher fühlte, gerade wie er seinen Faust am Schlusse des zweiten Theils schildert. Nichts weniger als Verzweiflung hatte ihn zum For-

schen getrieben, das die eigenste Seele seines Wesens von früh an gewesen, und Boisserée erkannte so wenig seine fest in sich gegründete Natur, als einst Fräulein von Klettenberg, wenn sie sein jugendliches Ungestüm vom Mangel an einem versöhnten Gott herleiten wollte.

Aus dem Traume, Goethe ganz bekehrt zu haben, ward Boisserée durch Reinhard geweckt, der ihm dagegen die Versicherung geben konnte, daß er ihm wirklich zugethan sei. Statt das wirkliche Verhältniß zu ahnen, wird er einen Rückfall aus der augenblicklichen Anwandlung jugendlicher Begeisterung in die seinem Geiste so lange eingeprägte Anschauung vorausgesetzt haben, wie er bereits in Weimar Zweifel gehegt hatte, daß jene lange vorhalten werde. Schon die Hoffnung, bei wiederholtem Zusammentreffen mit Goethe noch eindringlicher auf diesen zu wirken, ließ ihn wünschen, denselben, wenn auch nur auf kurze Zeit, in Karlsbad aufzusuchen, und so kündigte er ihm am 17. von Dresden aus in einem äußerst freundlichen Schreiben seinen bald zu erwartenden Besuch an, wobei er den Wunsch eines empfehlenden Wortes für das Domwerk wiederholt aussprach, das bei dem traurigen Zustande des Buchhandels ihm vor allem Noth thue. Leider konnte Goethe seine Ankunft nicht abwarten; doch ließ er ihm einen äußerst theilnehmenden Brief zurück, worin er ihn der Erfüllung des Versprechens einer öffentlichen Empfehlung versicherte, nur könne er dieselbe nicht in einem der Tageblätter geben, wo sie die gewünschte Wirkung verfehlen würde, sondern behalte sich ein »bestimmtes, vernünftiges Wort« für eine passende Gelegenheit vor. Schon in Weimar hatte er dazu den zweiten Theil seiner Lebensbeschreibung ersehen, aber damals wie jetzt hielt er mit diesem Geheimniß zurück, da er ihn damit zu überraschen gedachte und er eine voreilige Bekanntmachung seiner Absicht fürchtete. Wie unangenehm sich auch Boisserée bei seiner Ankunft in Karlsbad durch Goethe's

Abreise überrascht fand, so tröstete er sich doch, als er von dessen Gattin vernahm, er sei nach Jena zurückgeeilt, um den ersten Theil seiner Lebensbeschreibung zu vollenden und dann vielleicht im September nach dem Rhein zu reisen, wozu, nach ihrer Meinung, der junge Freund, den er sehr lieb habe, ihn gewiß bereden werde. Auch der freundliche Empfang, den er bei dem auf Goethe's Kunstansichten so bedeutend einwirkenden, der Altdeutschen Kunst wenig gewogenen Heinrich Meyer fand, überzeugte ihn, daß Goethe ernstlich auf seine Bestrebungen eingehen wolle, woran er bis dahin noch immer gezweifelt hatte.

Bertram unterließ nicht, sein Vertrauen auf Goethe wirksam zu heben und den Anschluß an ihn auf das dringendste zu empfehlen, wie er denn auch immer auf eine Verbindung mit Goethe hingedeutet hatte. Er unterscheide bei diesem zwei Ansichten, die gemeine weltliche Denkart, die sich in den Römischen Elegien offenbare, und die schöne Gesinnung, welche sich in der Freundschaft mit Schiller und dem »Prolog« zum »Faust« zeige. »Frage dich selbst, ob dieser Mann, der mit der höhern Empfänglichkeit für geistige Wechselwirkung unter dem chaotischen Vernichten und Wiedergebären der Zeit einsam dasteht, nicht das bessere Streben der Jugend freudig anerkennen wird, wenn es ihm die neu errungene Ansicht versöhnend und vermittelnd entgegenbringt, offen und frei, wie die Redlichkeit der Gesinnung es erheischt, aber auch ohne herben Widerspruch, und (wie) die gegründete Achtung für den seltenen Genius es fordert. Daß der, welcher am mächtigsten auf seine Zeit gewirkt, in dem verödeten Gebiete der Poesie die Keime neuen Lebens aufgeregt und in den mannigfaltigsten Formen und Gestalten entwickelt hat, für das Bessere, was die Zeit in ihrem Fortschritte wirklich zu Tage gefördert, nicht ganz unempfindlich geblieben, das hat er oft durch Wort und That bewiesen. Seine kalte Zurückgezogenheit mögen die ihm wenigstens nicht verargen, die, von

revolutionärem Schwindelgeist ergriffen, den Wiederspruch schonungslos auf die höchste Spitze trieben, und als die gute Sache Raum gewann, (sie) nur nach individuellen Absichten zu lenken und als die Verkündiger des neuen Evangeliums die Richterstühle über Israel für sich einzig in Anspruch zu nehmen bemüht waren. Was hat denn der Alte für eine Wahl gehabt? Stupide oder absichtliche Bewunderer und Narren und Extravaganten. Es ist ein natürliches Bedürfniß jedes schöpferischen Geistes, seine Denkart in den kommenden Geschlechtern fortleben zu sehen; das Alter blüht so gerne in der Jugend wieder auf. Es liegt auf den letzten Augenblicken des Scheidens guter Menschen von diesem Leben oft eine Innigkeit und Kraft, die mit dem reinen Enthusiasmus der Jugendjahre zu wetteifern im Stande ist. Wie die Sonne bei ihrem Auf- und Untergehen in der höchsten Glut von Liebe strahlt, so erscheint mir der Alte, und es ist hier nur die Frage, ob es für uns und unsern Lebenszweck gerathen scheint, durch inniges Anschließen ihn ganz für unsere Zwecke zu gewinnen und die letzten Kraftäußerungen seines Genius auf die Anerkennung der guten Sache zu wenden.« Boisserée gab den Aeußerungen des Freundes, der nur verkannte, daß eine so durchaus selbstständige Natur wie Goethe eigene Zwecke verfolgen müsse, vollkommen Recht, allein ein absichtlicheres Betragen schien ihm hier so wenig wie sonst den Vorzug zu verdienen.

Gleich darauf wandte er sich von Köln aus an den Weimarer Freund, um ihn auf das dringendste zu der in Aussicht genommenen Reise an den Rhein aufzufordern, wozu er keine glücklichere Zeit als den jetzigen Herbst wählen könne, der früher, schöner und reicher als je zu werden verspreche. Auch ihm zu Liebe möge Goethe es thun; denn es sei ihm selbst von großem Werthe, ihn zu allen den ehrwürdigen Denkmälern zu führen, da in den folgenden Jahren Reisen und Studien ihn immer weiter

wegziehen würden. Er fühle es, daß er etwas von Goethe verlangen dürfe; denn dieser habe es ihm zu deutlich gezeigt, daß er ihn lieb gewonnen. »Ja, meine ganze Denkart und Ansicht der Welt, so verschieden sie sein mag, scheint sich mit der Ihrigen freundlich verbinden und Ihnen in manchen Stücken erfreulich sein zu können. Gerade diese stete Forderung dessen, was da wirklich und leibhaftig ist, bei allem Suchen und Erkennen eines höhern geistigen Lebens, bei allem Spiel einer freien, schöpferischen Einbildungskraft, bei aller Innerlichkeit eines tiefen Gefühls, gerade dieser treue, ruhige Sinn für menschliches Maß und Wahrheit überhaupt, den ich bei keinem unserer ausgezeichneten Geister, die ich kennen gelernt, so gefunden wie bei Ihnen — eben das ist es, worin ich einen Grund zu entdecken geglaubt, aus dem mir, trotz meinem ungeheuern Abstand von Ihren großen Eigenschaften, ein freundschaftliches Verhältniß mit Ihnen erwachsen kann, das zur Erhebung meines ganzen Treibens und Thuns wie ein edler Wein wirken und Ihnen eben dadurch zu eigenem Wohlgefallen gedeihen muß. Es mag sich selber entschuldigen, daß ich mich hier so frei erkläre; meine Natur ist nun einmal so geartet, daß ich, wovon das Herz mir voll ist, es nicht lassen kann. Wie sollte mir auch schon bei meiner Liebe für das Deutsche Alterthum nicht die ganze Seele gegen Sie erfüllt sein, der Sie, der erste deutsche Mann seiner Zeit, am frühesten und mächtigsten Altdeutsche Sinnesart und Wesen wieder ins Leben eingeführt, und dadurch alles Gute, was in diesen Tagen Aehnliches für die Erkennung und Erhaltung der Werke unserer Voreltern geschieht, zuerst begründet haben, und wie sollte ich mich scheuen, da ich bei der Freiheit der Mittheilung, die Sie mir gewährt, überzeugt bin, nicht mißverstanden zu werden.«

Wie sehr auch Bertram's Aeußerung auf Boisserée eingewirkt haben mochte, noch immer war ihm die innige Anschauung

von Goethe's edlem Herzen und seiner innigen Theilnahme nicht geworden. Leider konnte dieser der freundlichen Einladung nicht Folge leisten, was er mit dem aufrichtigen Geständniß seines Bedauerns sofort mittheilte, wobei er zugleich seinen herzlichen Antheil aussprach. »Da ich nicht immer jungen Männern, welche einiges Vertrauen zu mir hegen, ihre gute Meinung erwiedern kann, weil sie auf Wegen wandeln, die zu weit von dem meinigen abführen, so war es mir um desto angenehmer, Sie zu finden, dessen allgemeine Richtung mir ganz gemäß ist und dessen besonderes Studium unter diejenigen gehört, welche ich liebe und in denen ich mich sehr gerne durch Andere unterrichten lasse, da ich sie selbst zu behandeln durch Zeit und Umstände bin abgehalten worden. Lassen Sie uns daher immer in Verbindung bleiben und sagen Sie mir von Zeit zu Zeit, wie es Ihnen geht. Vor allen Dingen wünschte ich, daß Sie bei einiger Muße sich die Mühe nähmen, mir die Hauptsumme Ihrer bisherigen Arbeiten, so wie Ihrer nächsten zu recapituliren. Ich habe zwar so ziemlich dasjenige gefaßt, was Sie in Ihrem Kreise theils als Erfahrung, theils als Resultat gewonnen haben, allein unser Zusammensein war doch zu kurz, als daß ich damit völlig im Reinen sein könnte. Wollen Sie daher, wie gesagt, mir die Hauptpunkte in Erinnerung bringen und die Verknüpfung sowohl des Geleisteten als Ihrer Vorsätze mir im Zusammenhange darlegen, so wird es auch zu meinem Vorhaben dienlich sein, wenn ich eine Gelegenheit ergreife, von Ihren Bemühungen öffentlich zu reden, welches ich doch gerne gründlich und in Ihrem eigenen Sinne thun möchte.« Boisserée aber unterließ die ihm so nahe gelegte baldige Erwiederung auf diesen Brief, dessen volle Innigkeit ihm entgangen zu sein scheint; wahrscheinlich berührte es ihn unangenehm, daß Goethe noch immer ganz unbestimmt von einer gelegentlichen Empfehlung sprach. Die herzliche Liebe desselben hatte er noch nicht durchzufühlen vermocht,

da die ihm eingeimpften Vorurtheile, besonders bei der durchaus verschiedenen Stellung beider gegen die Religion, ihn irre leiteten. Aller von Goethe ihm gewidmeten Liebe und eines wiederholten vertraulichen Zusammenlebens bedurfte es, in seinem Herzen die innige Zuneigung zu dem großen Dichter anzufachen, dessen volle Freundschaft ihm bereits zugefallen war, ehe er ernstlich daran glauben wollte.

Die Angelegenheiten des Doms und die letzten Zeichnungen beschäftigten Boisserée bis in den Januar des folgenden Jahres (1812) zu Köln und Darmstadt, und auch von Heidelberg aus ließ er den Weimarer Dichter, der ihn noch in einem verlorenen Briefe wieder auf den Herbst nach Weimar eingeladen hatte, zunächst ohne Antwort. Erst auf Veranlassung eines Auftrags der Familie des früh hingeschiedenen Kölner Malers Hoffmann, der in Weimar zweimal den Preis davon getragen hatte, brach er das Stillschweigen, wo er denn Näheres über seine Arbeiten und Vorsätze mittheilte. An dem Besuche Weimars hoffte er damals auch durch die öffentlichen Begebenheiten nicht gehindert zu werden. Merkwürdigerweise enthält dieser vom 24. April datirte Brief gar keine Aeußerung über den bereits im vorigen Herbste erschienenen ersten Band von Goethe's Lebensbeschreibung, der alle Freunde des Dichters lebhaft ergriffen hatte. Goethe scheint hierauf in Erwartung des versprochenen Besuches nicht erwiedert zu haben, dagegen gedachte er im zweiten Bande seiner Lebensbeschreibung, bei Gelegenheit seiner eigenen Bemühungen um den Straßburger Münster, der Bestrebungen des Kölner Freundes in höchst anerkennender Weise. Er könnte sich tadeln, bemerkt er hier, daß er nach dem Aufwande von Zeit, den er dem Straßburger Münster, und nach der Aufmerksamkeit, die er den Domen zu Köln und Freiburg gewidmet, deren Werth er immer mehr empfunden, diese ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunst angezogen, diese nachher völlig

m Hintergrunde gelassen. »Sehe ich nun aber«, fährt er fort, »in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenstände hingelenkt, Neigung, ja Leidenschaft gegen sie hervortreten und blühen, sehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen diesen Denkmalen einer vergangenen Welt rücksichtslos widmen, so werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das, was ich sonst wollte und wünschte, einen Werth hatte. Mit Zufriedenheit sehe ich, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen weiß, sondern wie man sogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen, wenigstens im Bilde, die erste Absicht darzustellen sucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibt, bekannt zu machen und eine verworren scheinende Vergangenheit mit besonnenem Ernst aufzuklären und zu belehren strebt. Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz Boisserée, der unermüdet beschäftigt ist, in einem prächtigen Kupferwerk den Kölnischen Dom aufzustellen als Musterbild jener ungeheuern Conceptionen, deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältniß waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stocken mußten. Haben wir bisher gestaunt, daß solche Bauwerke nur so weit gediehen, so werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leisten die Absicht war. Möchten doch literarisch-artistische Unternehmungen dieser Art durch alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange und wir uns einen Begriff machen können von dem, was sie wollen durften. Die hieraus entspringende Einsicht wird nicht unfruchtbar bleiben und das Urtheil sich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande sein. Ja, dieses wird auf das gründlichste geschehen, wenn unser thätiger junger Freund, außer der dem

kölnischen Dome gewidmeten Monographie, die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis ins Einzelne verfolgt. Wird ferner an den Tag gefördert, was irgend über werkmäßige Ausübung dieser Kunst zu erfahren ist, wird sie durch Vergleichung mit der Griechisch-Römischen und der Orientalisch-Aegyptischen in allen Grundzügen dargestellt*), so kann in diesem Fache wenig zu thun übrig bleiben. Ich aber werde, wenn die Resultate solcher vaterländischen Bemühungen öffentlich vorliegen, so wie jetzt bei freundlichen Privatmittheilungen, mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort**) im besten Sinne wiederholen können: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug.«

So hatte Goethe in jeder Weise den Wünschen Boisserée's entsprochen, er hatte die Wichtigkeit der beiden beabsichtigten Werke gebührend hervorgehoben und sie dringend der Unterstützung empfohlen, zugleich aber sein Urtheil sich frei gehalten und die endliche Entscheidung der Zukunft anheim gegeben. Der Dichter hatte diesen Band, so wenig wie den ersten, dem jungen Freunde zugehen lassen, so daß dieser erst durch Reinhard von der so unerwartet in jener schwer bewegten Zeit hervorgetretenen Empfehlung vernahm. Längere Zeit dauerte es, ehe er selbst des Buches habhaft werden konnte. Gegen Mitte December sprach er Reinhard seine Freude aus, so von Goethe in die Mit- und Nachwelt eingeführt zu sein. Jenem selbst aber dankte er am 20. für diesen Freundschaftsdienst, der ihm mit tiefer Rührung alle Erinnerungen jener glücklichen Tage hervorrufe, in welchen er einen so guten Theil seines Herzens gewonnen. »Ihre feste, ernste Liebe leuchtet mir freundlich und ermunternd im

*) Goethe bedient sich hier fast wörtlich mit unwesentlichen Aenderungen der eigenen Aeußerungen Boisserée's im Briefe vom 24. April.

**) Dieses „brave und hoffnungsreich altdeutsche" Wort hatte er kurz vorher schon erwähnt, und es bildet das Motto des ganzen zweiten Bandes. Seltsam genug ist die Fassung desselben an allen drei Stellen eine andere.

dunkel wogenden Strom der Zeit, wie ein unverlöschbares Licht aus ferner, höherer Heimath. Solche Theilnahme bei dem Bewußtsein einer großen, schönen Sache gibt Zuversicht und Hoffnung, trotz der großen Schwierigkeiten doch das Ziel zu erreichen, dem ich mein Leben gewidmet habe, und noch an mir selber auf eine andere Art das gute Wort zu erfahren, welches Sie von sich mit einem wahrhaft heiligen Gefühl der Verehrung für das gemeinsame Göttliche im Menschen aussprechen *). Nachdem er in herzlicher Weise die hohen Vorzüge des zweiten Bandes der Lebensbeschreibung hervorgehoben, fährt er fort: »Die vielen, mannigfaltigen, theuern und angenehmen Berührungen, welche mir Ihr Buch in jeder Hinsicht darbietet, haben recht von Grund auf die Sehnsucht nach Ihrem erfreulichen, belehrenden Umgange in meinem Herzen aufgeregt, und ich empfinde es nun um so schmerzlicher, daß ich in diesem Herbste nicht Wort halten konnte. Sehr dringende, unabwendbare häusliche Verhältnisse riefen meinen Bruder nach Köln und zwangen zugleich mich, hier zu bleiben, und ich darf jetzt nur hoffen, Sie erst Ende des nächsten Sommers zu besuchen, wenn nicht die Erfüllung alter Wünsche, welche ich nicht mehr auszusprechen wage, mir noch früher die Freude des Wiedersehens verschafft. Auf jeden Fall sind alle meine Einrichtungen so getroffen und gesichert, daß mich nur unvorhergesehene große, allgemeine Hindernisse abhalten können, einen Theil des nächsten Jahres bei Ihnen und bei Herrn von Reinhard zuzubringen. Bis dahin wird endlich auch die erste Lieferung von meinem Werke fertig sein.« Er gedachte damals eine allgemeine Uebersicht seiner Kenntnisse und Gedanken über die Altdeutsche Baukunst in Rücksicht ihrer Grundzüge, ihrer Geschichte und ihres

---

*) „Das schöne Gefühl, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.“

Verhältnisses zu der Baukunst anderer Völker und Zeiten niederzuschreiben, bei deren Ausführung am besten der Wunsch mitwirken werde, sich auch mit Goethe über die Sache zu unterhalten. »Ich werde mir Sie wie in einem Briefe vergegenwärtigen und mich dadurch zugleich am besten für die lange Entbehrung Ihres belebenden Gespräches entschädigen. Von allen Freunden haben Sie mir die gründlichste und schönste Theilnahme bewiesen, und ich darf von Ihnen auch das treueste und zuverlässigste Urtheil über meine Probeschrift erwarten, die ich zunächst Ihnen und meinen besten Bekannten zu schicken gesonnen bin.« So war denn Boisserée einen bedeutenden Schritt Goethe näher gerückt, der, wie er an Reinhard schrieb, diesen Brief allerliebst, so recht von Grund aus gediegen fand. Aber das schicksalschwere Jahr 1813 ließ beide Freunde zu keiner Ruhe und am wenigsten zu der so ersehnten Zusammenkunft gelangen.

Erst im Januar 1814 konnte Boisserée, den die mißgünstigen Aeußerungen von Schlegel's Gattin über Goethe nicht irre machten, wieder in einem ausführlichen, vertraulichen und innig theilnehmenden Brief sich an den Weimarer Freund wenden, gegen den er den Wunsch nach einer lebhaften Verbindung aussprach. Goethe erwiederte bald darauf in gleichem Sinne. Unter seine liebsten Wünsche gehöre es, äußerte er hier, dieses Jahr die Bäder am Rhein, die Freunde und Boisserée's Sammlung zu sehen, und wolle er sich einstweilen an der Hoffnung ergötzen, ob er gleich an der Erfüllung zweifle. »Ihre Sammlung so wie Ihr Unternehmen sind mir nicht aus dem Sinn gekommen; beide sind zu ernstlich, als daß ich nicht wünschte, Ihnen förderlich zu sein. Auch habe ich mich nicht enthalten können, in dem dritten Bande meines biographischen Versuches, wo vom Kölner Dom die Rede ist, auf Ihre Bemühungen hinzudeuten. Sie werden diese apostolische Generosität, da ich gern gebe, was ich habe, zum Besten aufnehmen.« Dort heißt es,

bei seinem Anblicke des Doms im Jahre 1774 habe er keine Kunstbetrachtungen anstellen können, da sich Niemand gefunden, der ihm aus dem Labyrinth des Geleisteten und Beabsichtigten, der That und des Vorsatzes, des Erbauten und Angedeuteten hätte heraushelfen können, »wie es jetzt wohl durch unsere fleißigen, beharrlichen Freunde geschieht«. Bei der bald darauf erfolgenden Sendung des Probedrucks des vollendeten Doms drang Boisserée ernstlich auf die so sehnlich erwünschte Rheinreise; die Wiederkehr glücklicher Tage für seine alte Heimath könne Goethe nicht besser feiern. »Ich selbst bin es meiner Gesundheit schuldig, diesen Sommer ein Bad zu brauchen; ich wäre gar zu glücklich, wenn ich diese Zeit mit Ihnen verleben könnte. Mir steht die Wahl unter so vielen Bädern frei, daß es mir nicht leicht versagt sein dürfte, mich darin nach Ihnen zu richten. Auf jeden Fall wünschte ich Sie hier (in Heidelberg) zu empfangen. Eine Reise, die ich nächster Tage nach Köln mache, wird kein Hinderniß sein, wenn ich frühzeitig von Ihrer Ankunft unterrichtet bin. Schreiben Sie mir also gütigst nach Köln und lassen Sie diesmal meine Hoffnung nicht wieder zu nichte werden. Sein Sie nicht hartherzig gegen so viele Freunde, die nach Ihnen verlangen, sein Sie es nicht gegen sich selbst; es wartet Ihrer in diesen Ländern manche schöne, frische Freude, die Ihnen in der Seele wohlthun wird.« Goethe fand die Anlage des Kupferstichs vortrefflich und legte dem ausgesprochenen Wunsche gemäß einige Bemerkungen darüber bei, die er durch Meyer hatte aufsetzen lassen. Der Bitte, ihn wissen zu lassen, wohin er gehe, fügte er das Verlangen hinzu, er möge in Köln kleine Römische Alterthümer von Thon oder Erz für ihn erwerben.

Boisserée, der Ende Juli sich nach Burtscheid zum Gebrauche der Bäder begeben hatte, fand zu seiner freudigen Ueberraschung im nahen Aachen den Herzog von Weimar, durch den er die Nachricht erhielt, daß Goethe sich in Wiesbaden befinde.

Sofort meldete er diesem, daß er etwa noch vierzehn Tage zu seinem Bade brauche; nachher könne er sich ganz seinem Willen fügen. Jedenfalls hoffe er, daß der Freund sie in Heidelberg besuchen werde, wenn er nicht alle ihre Wünsche erfüllen könne und auch nach Köln komme, wo sie sich über sein in der Baukunst im Allgemeinen ausgesprochenes Urtheil ergehen und in die Frage von der Entstehung der Künste bis in alle weltbaumeisterlichen Geheimnisse sich vertiefen und verlieren würden. Boisserée hielt noch immer an der Ueberzeugung fest, daß alle Kunst ihren Grund und Boden in der Religion habe, wie die Geschichte aller Völker, die Kunstwerke selber bewiesen; und er erklärte es für eine der großen Verkehrtheiten der in sich selbst verblendeten neuern Zeit, die Kunst selbstständig und unabhängig von der Religion hinzustellen, während Goethe Kunst und Religion aus ganz verschiedenen Regungen der menschlichen Seele herleitete, worüber er aber jeden Streit mit dem Freunde ablehnte. Goethe lud Boisserée zu einem Besuche in Wiesbaden ein, von wo er des Bades wegen nicht weg könne; dann werde sich wohl das Weitere verabreden lassen. In Heidelberg hoffe er sich an ihren Schätzen zu erfreuen und zu belehren, doch könne er das Nähere erst berichten, wenn er den Herzog in Mainz gesprochen. Zugleich bittet er den Freund um einen losen Krystall vom Drachenfels; sollte er aber diesen von ihm angebeteten Urfels nicht finden, so möge er ihn mit heidnischen oder christlichen Trümmern erfreuen. Auf eine freundliche Erwiederung vernahm Boisserée am 30. August, daß Goethe jetzt einige Ausflüge zu machen vorhabe, ihn aber in der zweiten Hälfte des folgenden Monats in Heidelberg zu besuchen gedenke. In Frankfurt traf Boisserée mit dem Weimarer Dichter zusammen, dessen Herz nach des Vaterlands Befreiung frisch sich erschlossen hatte, wovon die ersten in diesen Sommer fallenden Lieder des »Divan« zeugen. Am 19. September meldete er dem Bruder: »Goethe ist recht von

Herzen freundlich, liebevoll und vertraulich gegen mich, so daß ich mich nicht genug darob zu freuen weiß; er verlangt selbst, daß (Christian) Schlosser (der Neffe seines verstorbenen Schwagers) auch bei uns wohnen möchte; dieser macht bei ihm den Kammerherrn: wenn es aber nicht geht, so hat es auch Nichts zu sagen; ich kann bei dem Alten schon Etwas auf mich nehmen. Von besonderm Bedürfniß hat der edle Freund nur ein gutes Glas Bordeauxwein.«

Um sich mit dem Bruder und Bertram vorher ausreden und sonst alles ordnen zu können, reiste er ein paar Tage vor Goethe von Frankfurt ab. Vom 24. September bis zum 9. October verweilte Goethe zu Heidelberg in Boisserée's Hause, wo sich denn das reichste und heiterste Leben ergab in der Wechselwirkung der neuen Freunde und mancher ältern Bekannten, unter denen Paulus, Thibaut und Voß. Ein großes Gastmahl wurde dem von allen Seiten mit höchster Verehrung aufgesuchten großen Dichter zu Ehren im Gasthofe zum Erbprinzen gegeben. An einen ältern Freund berichtet Boisserée, sie hätten sich durch diesen in jeder Hinsicht sehr lehrreichen und erfreulichen Umgang Goethe's ganzes Vertrauen erworben und ein sehr enges Verhältniß mit ihm geknüpft. Gerade sein volles, reiches Herz, das frei von jedem Stolze und jeder zurückhaltenden Kälte, erschloß sich ihnen ganz, nur wußten sie sich noch nicht recht in dieses unerwartete Glück zu finden. »Es ist die Rede davon, über unsere Sammlung, über unser Bemühen um das Altdeutsche Bauwesen und über die Art und Weise, wie wir dazu gekommen, eine eigene kleine Schrift zu schreiben. »Ei der Teufel!« sagte er mir mehrmal, »die Welt weiß noch nicht, was Ihr habt und was Ihr wollt; wir wollen's ihr sagen und wir wollen ihr, weil sie es doch nun einmal nicht anders verlangt, die goldenen Aepfel in silbernen Schalen bringen. Wenn ich nach Haus komme, mache ich ein Schema; das schicke ich Euch, damit Ihr Eure Be-

merkungen dazu machen und sehen könnt, was für Materialien mir allenfalls noch abgehen; die schickt Ihr mir, die Redaction behalte ich, und es müßte seltsam zugehen, wenn wir nicht etwas recht Schönes zu Stande brächten. Es ist schwer, so was zu schreiben, aber ich weiß den Weg ins Holz. Laßt mich nur machen; um Ostern komme ich wieder, dann bringe ich es mit, und ist's Euch recht, so lassen wir es bei Mohr und Zimmer (in Heidelberg) drucken.« — Um recht zu begreifen, welchen gewaltigen Eindruck unsere Bilder auf den alten, rüstigen Freund gemacht haben, mußt du wissen, daß er nie einen Johann van Eyck, und überhaupt außer Cranach und wenige Dürer keine Altdeutschen Bilder gesehen hatte. »Ach, Kinder«, rief er fast alle Tage aus, »was sind wir dumm, was sind wir dumm! Wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen. Das waren andere Kerle als wir; ja, schwernoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben! die verdienen, daß Fürsten und Kaiserinnen, daß alle Nationen kommen und ihnen huldigen!« Jeden Tag, nur einige, wo wir uns mit dem Bauwesen beschäftigten, ausgenommen, war er Morgens um acht Uhr im Bildersaal und wich nicht von der Stelle bis zur Mittagszeit. Da wurde dann Alles besprochen und mußten wir ihm alles Geschichtliche und unsere Ansichten und Bemerkungen sagen, wogegen wir die seinigen hörten. Er war mit unserer ruhigen, philosophisch kritischen Betrachtung der Kunstgeschichte sehr zufrieden, und ich kann sagen, daß ich über den Gang der Kunstgeschichte recht viel von ihm gelernt habe. So wie wir jetzt mit einander stehen, denke ich noch Manches von dem alten Meister zu lernen, besonders im Schreiben; ich habe schon mit ihm darüber gesprochen, und ich werde ihm nächstens den Entwurf zu einer Abhandlung schicken, damit er mir seine Bemerkungen macht.« An Frau von Hellwig aber schreibt er: »Seitdem nun selbst der alte Heidenkönig dem Deutschen Christkind hat huldigen

müssen *), sind wir gar voll des süßen Uebermuths; daß dieser Berg aber zum Thal gekommen ist, haben wir mit den schönen Zeichnungen von Ihnen und Ihrer Schwester Luise zu danken; er war davon noch ganz entzückt. Nur mit Strafreden müssen Sie ihn hart angegangen haben; denn darob vernahmen wir oft fernes Donnern und lagerten sich, mit der Frau von Staël zu reden, häufig Gewölke an seinem Fuß, während das Haupt, unerschütterlich ruhig und heiter, immer Beifall zollte den erfreulichen Dingen, die er von Ihnen gesehen. Was jedoch die Bilder selber für einen Eindruck auf unsern Freund gemacht haben, ist unsagbar. Einstweilen mögen Sie nur wissen, daß er den Meister Eyck jetzt immer im Munde führt und Hemmelink und Meister Schoreel hoch leben läßt.«

Am 9. October fuhr er mit Goethe nach Darmstadt, wo er den auf einem Dachboden gefundenen Riß des Domes in Augenschein nehmen wollte. Als Goethe vernahm, der Besitzer desselben, der Hofbaumeister Moller, wolle diesen mehr als dreizehn Fuß langen Riß, so wie er vorlag, als Ergänzung des Werkes von Boisserée stechen lassen, brach er lachend in die Worte aus: »Nun, Gott sei Dank, daß der Kerl doch bloß absurd und nicht boshaft ist. Ich fürchtete, er würde mit seinem Riß hinter dem Berg halten und nachher schikaniren wollen; jetzt ist mir ein schwerer Stein vom Herzen. Lassen Sie ihn nur machen, und bestärken ihn nur in seinem Vorsatz; wer wird ihm denn einen so ungeheuern, so schwer verständlichen halben Riß abkaufen wollen?« Durch Boisserée's ruhiges Betragen und Goethe's kluges Benehmen ward Moller bewogen, ihm eine Durchzeichnung des Risses zu gestatten. »Gestern Morgen war Goethe mit bei Moller«, schreibt Boisserée am 11.; »er behandelte ihn sehr gütig und artig, aber durchaus so, daß Moller

*) Vor dem Bilde des heiligen Christoph mit dem Christuskinde stehend, soll er in heiterer Laune geäußert haben, diese hätten es ihm angethan.

es großentheils mir zuschreiben mußte. Goethe reiste gestern Morgen um zwei Uhr nach Frankfurt; er wird sich sehr freuen zu hören, daß es mir gelungen, die Durchzeichnung zu erlangen. Der Abschied von dem alten Freund that mir recht leid, besonders als er wegfuhr, und ich allein blieb, und ich Niemand hatte als meine Gedanken, mit denen ich mich unterhalten konnte über das, was er uns gewesen und was wir in diesen schönen Tagen an ihm gehabt. Er bat wiederholt, ihm ja bald zu schreiben und den Catalog unserer Sammlung, bloß zur Leitung seines Gedächtnisses, zu schicken, und überhaupt zu sorgen, daß zwischen uns Alles recht im Leben erhalten würde. Er wiederholte mehrmal, und bei jedem Anlaß, daß er nächsten Frühling wiederkommen wolle, und meine Drohung, wenn er zu lange ausbliebe, würde ich ihn abholen, freute ihn.« In Frankfurt trug Goethe noch Christian Schlosser auf, seine freundlichen Wirthe bestens und dankbarlichst zu grüßen. »Es ist Goethe's ernstester Vorsatz«, berichtete Schlosser, »nächsten Frühling wieder bei uns zu sein und diesen Winter viel mit Betrachtungen zuzubringen, die in die große Welt leiten, welche in Euern Zimmern sichtlich vorhanden ist.«

Von Weimar aus sprach ein Brief vom 19. November Goethe's Dank für so viel empfangenes Gute aus. »Ohne zu versichern, daß es bei mir wächst und fruchtet, sage ich nur, daß die nach meiner Rückkehr vorgenommenen Arbeiten mich zur Kunst und Kunstgeschichte zurückführen, und daß Alles bei Ihnen Erfahrene sich sehr schön an das Ganze anschließt und einen herrlichen Platz einnimmt. — Da ich Gelegenheit gehabt, noch mehr echte Byzantinische Arbeiten zu sehen, so bin ich überzeugter, daß von dorther der ganze Cyclus des christlichen Olymps bildlich ist überliefert worden, welches wohl geschehen mußte, da man mehr oder weniger die charakteristischen Verschiedenheiten der Ober- und Untergötter auszudrücken bemüht gewesen. Haben

Sie die Gefälligkeit von Ihrer Seite weiter darauf zu merken, weil für Kunst und Kunstgeschichte die Abstammung der Gestalten immer das Bedeutendste bleibt.« Boisserée ward hierdurch zu einem höchst belehrenden, eingehenden Briefe veranlaßt, worin er auch den Werth der Ableitung der Compositionen hervorhob. Goethe überraschte die Freunde im Anfang des Jahres 1815 mit seinem von Fr. Raabe auf Holz gemalten Bilde, das von freundlichen Zeilen und einem scherzhaften Gedichte begleitet war, worin er sich einem heiligen Dreikönige vergleicht, da er dem von Osten her erschienenen Sterne auf allen Wegen zu dienen bereit gewesen. Die freundliche Verbindung ward auch durch das Wiedererscheinen Napoleon's nicht unterbrochen, das freilich die vor Allem auf friedliche Ruhe angewiesenen Freunde mit banger Furcht erfüllte. Schon am 30. Mai wurde Boisserée durch die Nachricht erfreut, daß Goethe in Frankfurt angekommen sei. Diesem schreibt er sofort am Ende eines schon vor dieser Kunde begonnenen Briefes: »Daß Sie so noch während dem Kriegsgetümmel Ihren unter ganz andern Verhältnissen gefaßten Vorsatz ausführen, gehört zu dem Liebsten und Angenehmsten, was unsern Wünschen entgegenkommen konnte. Wir sind nun begierig zu wissen, wann wir Sie bei uns erwarten dürfen. Das Hauptquartier und die Kaiser werden uns nicht hindern, Ihnen eine ruhige Unterkunft in unserm Hause zu verschaffen, zumal wenn wir es einigermaßen voraus wissen.« Noch ehe Goethe diesen Brief erhielt, hatte er von Wiesbaden aus seine freundlichste Theilnahme bezeigt, aber zugleich die Hoffnung auf einen wiederholten Besuch aufgeben zu müssen erklärt. »Nicht zu viel sage ich, wenn ich Sie versichere, daß ich täglich und stündlich Ihrer gedenke, und nicht zu fromm drücke ich mich aus, wenn ich hinzufüge: in meiner Art von Gebet. Sie mit Ihren unschätzbaren Besitzungen wieder in der Kriegsklemme zu wissen, ist mir peinlich. Sagen Sie mir, daß es besser steht, als man

sich von weitem sorglich einbildet, und so werde ich einigermaßen getröstet sein über die fehlgeschlagene Hoffnung, Sie zu besuchen; denn wir haben doch dieses Jahr mancherlei guten Dingen etwas abgewonnen. — Von hier gehe ich wieder gerade nach Hause; meine Tage sind zugemessen.« Als aber bald darauf der große Sieg in den Niederlanden die Ruhe wieder hergestellt hatte, unterließ Boisserée nicht, den dringenden Wunsch nach Goethe's Ueberkunft auszusprechen, die für sie um so bedeutsamer sein werde, als er dann im Stande sei, das im vorigen Jahre gegebene Versprechen auszuführen und dadurch für die Deutschen Alterthümer und ihre eigene Sammlung Etwas zu bewirken, wodurch er der Mit- und Nachwelt schöne Freuden und Früchte bereiten werde. »Bedenken Sie das Alles und thun Sie ein Uebriges der Freundschaft zu Lieb; Sie werden sich dessen gewiß auf keine Weise zu beklagen haben.«

Augenblicklich erwiederte Goethe, der Boisserée's Brief eben vor dem Antritt einer Gebirgsreise erhielt: »Nach Heidelberg gelange schwerlich; wann ich in Frankfurt eintreffe, erfahren Sie gewiß. Ohne Sie gesehen zu haben, will ich nicht scheiden, ohne persönlich erneuerte Wechselwirkung des schönsten Verhältnisses.« Vier Tage später ließ er sich durch den Minister von Stein zu einer Reise nach Köln bestimmen, von wo er am 1. August nach Wiesbaden zurückkehrte. Boisserée, der ihn in der Zwischenzeit vergeblich aufgesucht hatte, empfing bereits am Abend des 1. August in Schwalbach eine Einladung Goethe's. Den folgenden Mittag kam er nach Wiesbaden, wo er sich von Goethe's Seite eines herzlichen Empfangs zu erfreuen hatte.

Neun Tage verweilten sie hier zusammen im heitersten und innigsten Austausche, worüber Boisserée's erhaltenes Tagebuch den anziehendsten Bericht giebt. Alles, was beiden Freunden am Herzen lag, ward in vertraulichster Eröffnung besprochen, so Goethe's neue Ausgabe seiner Werke, die Entstehung seiner Gedichte,

sein Verhaltniß zu den Schlegel's, seine Darstellung der Farbenlehre, und was nicht alles? Die Vorlesung der vollendeten uud sich die Zeit über gestaltenden Lieder des »Divan« gereichte Boisserée zur höchsten Freude. Stein hatte Goethe ersucht, an Hardenberg eine Denkschrift über die Kunst und die antiquarischen Angelegenheiten am Rhein zu richten; darüber wurde ganz besonders zwischen ihnen berathen. Als Hauptgrundsatz sollte gelten, daß die Kunstwerke und Alterthümer weit verbreitet würden, jede Stadt die ihrigen behalte und wieder bekomme, aber ein Mittelpunkt gegeben werde, von wo aus das Ganze überwacht würde. Zunächst wurde ein Schema gemacht, dann aber begannen Beide jeder für sich ihre Entwürfe. Den folgenden Tag fuhren sie zusammen nach Mainz, den 12. nach Frankfurt, wo Goethe auf der nahen Gerbermühle bei seinem Freunde Willemer die herzlich froheste Aufnahme fand, während Boisserée im Gasthofe zum Schwan abstieg. Auf dem Hinwege hatte Boisserée ihre Uebersiedlung nach Weimar in Anregung gebracht; aber Goethe meinte, es sei dort für sie zu nüchtern. Den folgenden Tag übergab Boisserée den vollendeten Entwurf dem Freunde, der ihn mit vollem Beifall aufnahm und ihn gleich ausführen wollte, doch zog sich bei den vielen Zerstreuungen, denen er im Kreise der Freunde sich nicht entziehen konnte, die Sache in die Länge. Auch mit Boisserée's Beschreibung der Bilder der heiligen Veronica und der Verkündigung war er sehr zufrieden. Den 28. ward Goethe's Geburtstag unter Boisserée's eifrigster Betheiligung auf der Gerbermühle in heiterster Weise begangen. Als ihm der Freund am Morgen Glück wünschte, umarmten sie sich herzlich und auf seinen Ausdruck der Freude, gerade an diesem Tage mit ihm zusammenzusein, erwiederte der Gefeierte: »Ja, es ist recht schön und ominös.« Das kleine Geschenk der heiligen Barbara von Eyck und einige Glückwunschverse, die ersten Verse, die Boisserée gemacht, nahm er mit Rührung auf. Dar-

auf las er ihm seine Denkschrift in Bezug auf Köln vor, die Boisserée wie ein Capitel aus seinem Leben anmuthete. Er wünschte, daß der Freund in diesen Tagen noch einmal wiederkomme, wo er ihm Alles in die Feder sagen wolle. Am folgenden Tage fand Boisserée ihn entschieden, die Denkschrift drucken zu lassen und sie mit besondern Briefen an Hardenberg und Metternich zu schicken. Da Goethe von Boisserée Etwas über seine Sammlung zu haben wünschte, entschloß dieser sich zu längerm Verweilen. Den 7. kam ihre verschiedene Ansicht der Kunst zur Sprache. Goethe äußerte auf Boisserée's dringende Aufforderung, es liege eine Antinomie der Vorstellungen zu Grunde, worüber keine Verständigung möglich sei. Der Freund hänge am Gegenstande und müsse daran hängen, aber das sei nicht das Höchste. Als dieser darauf erwiederte, er finde das Höchste nicht allein im bedeutenden Gegenstande, sondern in dessen Vereinigung mit der Form, der Regel, dem reinen Spiel der Kunst, wie z. B. in Raphael und den schönsten altclassischen Werken, mußte Goethe das freilich gelten lassen; aber daß dieses wirklich seine Ansicht sei, wollte und konnte er nicht recht zugeben, da Boisserée die Religion als Ausgangspunkt der Kunst betrachtete.

Bei dem am 8. September erfolgten Umzuge Goethe's nach Willemer's städtischer Wohnung bewährte der Freund wieder seine bereite Theilnahme, wodurch jener ganz gerührt ward. Boisserée sprach ihm am 10. den Wunsch aus, den Winter in Weimar zuzubringen, um ihn bei seinen schriftstellerischen Versuchen zu Rathe zu ziehen, aber Goethe rieth wieder ab. Seine Heiden, äußerte er, machten es ihm, der doch selbst ein Heide sei, oft zu arg; das sei nichts für ihn, er würde dort bloß auf ihn angewiesen sein, was zu wenig wäre, weil er ihn nicht oft genug in freier, vertraulicher Ruhe sehen könnte. So zog er den wahren Vortheil des Freundes, dessen Seele, wie ihm nicht entgehen konnte, tief auf christkatholischer Ansicht und Ueberzeugung ruhte,

dem eigenen Genusse vor. Die Denkschrift war indessen schon zu einem fingerdicken Heft herangewachsen; er hatte davon auch bereits dem Herzoge geschrieben. Ueber den Titel: »Von Kunst und Alterthum am Rhein und Main,« vereinigte man sich. Zu Boisserée's Entwurf wünschte Goethe noch Zusätze. Am frühen Morgen des 13. beschied er den Freund zu sich. »Ich muß Euch aus Euerm Sündenschlafe wecken«, rief er ihm freundlich zu; »hab' Euch was zu sagen. Wir gehen nach Heidelberg; der Herzog kommt hin. Wir gehen Montag ab, bleiben Dinstag in Darmstadt, sind Mittwoch in Heidelberg.« An den beiden folgenden Tagen besuchten sie mehrere Gemäldesammlungen, bei welcher Gelegenheit Goethe wiederholt seine Ansicht von der höchsten Höhe der Kunst aussprach, die nur da erscheine, wo der Gegenstand gleichgültig, nur der Träger der Kunst sei, diese rein absolut werde. In heiterster und herzlichster Weise wurden die letzten Tage in Frankfurt verbracht. Bei einer schönen Mondscheinnacht hielt Goethe den Freund, nachdem die Gesellschaft sich erst um ein Uhr entfernt hatte, noch lange in seinem Zimmer und zeigte ihm zuletzt auf dem Balkon den Versuch mit den farbigen Schatten.

Am 20. September kamen sie nach Darmstadt, wo Goethe an den Hof ging. Den Nachmittag und Abend brachten sie in lehrreichen Gesprächen, zum Theil bei Moller, zu. Goethe sprach seine Grundsätze über Architektur aus. Alles müsse in drei Theile zerfallen, das Gesetz der Säulenordnung auf das Ganze angewendet werden; denn wesentlicher sei es, daß das Ganze harmonisch werde, als daß das Einzelne immer streng nach der hergebrachten Schnur und Regel sich bilde. Am folgenden Morgen auf dem Wege nach Heidelberg führte das Gespräch auf die Antike, wobei Goethe den Wunsch aussprach, in einem Statuensaal zu wohnen und zu schlafen, um unter den Göttergestalten zu erwachen. Auch über den »Faust« und dessen Fortsetzung,

Goethe's Werke überhaupt, dann über seine Naturansichten und die versprochene Formenlehre kam es zu den anziehendsten Mittheilungen. In Heidelberg blieb Goethe bis zum 7. October. Auch diesmal boten die Heidelberger Tage wieder den gehaltreichsten und gemüthvollsten Austausch der Gedanken und Gefühle. Eine Reihe der schönsten Gedichte des Buches »Suleika« im »Divan« ward gedichtet, zum Theil mit freundlicher Beziehung auf die Gattin von Paulus, und frisch vorgelesen. Mit besonderm Eifer gab sich Goethe der Betrachtung des Domrisses hin; die Risse der Thürme wurden in seinem Zimmer aufgehängt.

Auf einem Ausfluge nach Carlsruhe begann Goethe gleich damit, daß der Domriß ihm ganz neue Aufschlüsse über die Baukunst gegeben. Er habe damit nie recht fertig werden können, wie es ihm auch lange mit der Farbenlehre gegangen sei, bis er sie in drei Classen getheilt; nur das Verhältniß der Baukunst zur Natur sei ihm noch nicht recht klar. Jetzt begreife er erst recht, warum Boisserée den Dom von Köln so vorgezogen habe; er sehe, wie alles Andere dagegen verschwinde; er finde darin ein Princip mit großer Consequenz durchgeführt. Doch war er nicht zu bewegen, dieses schon jetzt auszusprechen; dazu sei noch nicht die Zeit. Weiter kam es zu den offensten Mittheilungen über den Herzog, über sein Verhältniß zu Lili und über seine philosophische Entwicklung, wogegen Boisserée ihn mit ähnlichen Eröffnungen über seine eigene Bildung und seine Ansicht der Geschichte der ältesten christlichen Baukunst erfreute. In Carlsruhe wurden die vertraulichsten Mittheilungen fortgesetzt, wo denn Boisserée unwillkürlich sein eigenes Herzensverhältniß zu einer geliebten Freundin ihm eröffnete. Der zu Carlsruhe lebende Jung Stilling ward besucht: Goethe zeigte sich so jugendlich und herzlich wie möglich, Jung dagegen abstoßend und fremd. Auf dem Rückwege nach Heidelberg wachten alte Erinnerungen im

Dichter auf, wobei er des Herzogs liebevoll gedachte, der ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem bestimme. Dagegen bringe die Nähe einiger Personen ihm stets Unheil. Auch auf die »Wahlverwandtschaften« und sein Verhältniß zu Ottilien ward er geführt, wobei er zuletzt fast räthselhaft ahnungsvoll sich ausdrückte. Am andern Tage (es war der 6. October) fühlte er sich sehr angegriffen und er wollte sogleich fort; er müsse flüchten. Nur mit Mühe ließ er sich überreden, noch bis zum drittfolgenden Tage zu bleiben. Doch am 7. war er sehr unruhig, so daß er eine Krankheit fürchtete, und so bestand er darauf, zu Mittag abzureisen. Boisserée erbot sich, ihn zu begleiten, und er war darauf gefaßt, ihn bis Weimar zu bringen. Der Abschied von Heidelberg war traurig und schwer. Was ihn beunruhigt hatte, war die Nähe der ihm immer unheilvollen Sängerin Jagemann, der Freundin des Herzogs, die ihn gedrängt hatte, nach Mannheim zu den dort zu veranstaltenden Tableaux zu kommen; denn er fürchtete, der Herzog werde ihn hinbefehlen. Im Wagen erholte er sich wieder. Das Gespräch erging sich lebhaft über die Deutsche Politik. Die Fürsten hätten nichts zu fürchten, wollten sie nur halbwegs den gerechten Wünschen entgegenkommen. Aristokratismus im eigentlichen Sinne sei das Einzige und Rechte. Daß Boisserée sich politisch immer frei gehalten, freute ihn sehr. In Neckarelz schlief der Freund bei ihm auf demselben Zimmer, doch fühlte sich Goethe, der wirklich eine Krankheit befürchtet hatte, wieder so munter, daß er ihm aus seinem »Divan« vorlas. Am andern Tage äußerte er sich in schönstem Vertrauen über die Noth, welche der Herzog mit der Familie Jagemann habe, über das gute Benehmen des herzoglichen Hauses gegen die Jagemann selbst und über die edle Großfürstin. Beim Mittagessen küßte Goethe ein junges, frisches Mädchen, das verliebte Augen hatte, ohne sonst schön zu sein. Auch in Würzburg schlief Boisserée beim Freunde, der sich viel

besser befand, so daß er ihn ohne Sorge mit seinen besten Wünschen nach Weimar reisen lassen konnte. Nach dem Abschied ging er in den Dom und betete. Ohne Zweifel galt dies im Tagebuch angemerkte Gebet vor allem der glücklichen Rückkehr des Weimarer Freundes. Boisserée hatte sich jetzt überzeugt, daß Goethe's Herz ihm innig zugeneigt, dieser sein wahrer Freund geworden, und so wandte sich denn auch seine Seele dem belebenden Lichte der von Deutschlands größtem Geiste ihm gewidmeten Freundschaft zu. Daß dieser nicht aus bloß äußerlicher Rücksicht sein Verhältniß zu ihm gepflegt, daß er ihn wegen der Tüchtigkeit und Reinheit seines Wesens wahrhaft liebe und alle Beschuldigungen von Eigennutz und Kälte, womit die Gegner Goethe's auch in ihm selbst Verdacht und Verstimmung gegen ihn genährt hatten, eitel Werk seien, aus Unkenntniß oder bösem Willen hervorgegangen, diese Ueberzeugung hatte ihn jetzt durchdrungen, und so war die letzte Scheidewand zwischen ihren Seelen gefallen. Stimmten sie auch nicht in allen Dingen vollständig überein, ja läßt sich besonders in der Beurtheilung des Wesens der Kunst eine grundsätzliche Verschiedenheit nicht leugnen, beide achteten gegenseitig sich und ihre Ueberzeugungen, so daß dieser Unterschied ihrer Freundschaft nicht den geringsten Abbruch that, die von jetzt an mehr als sechzehn Jahre in ungetrübter, herzlicher Verbindung fortbestand. Der uns von Boisserée's edler Wittwe im zweiten Bande des ihrem Gatten gewidmeten Werks mitgetheilte reiche Briefwechsel mit Goethe gewährt uns hiervon das anziehendste, so erfreuliche wie mannigfach belehrende Bild.

Das erste Heft von »Kunst und Alterthum« mit dem Bericht über die auf der Reise gewonnenen Anschauungen des am Rhein und Main Erhaltenen erschien endlich im Juni 1816, nachdem das »Morgenblatt« bereits in der ersten Hälfte des März über Veranlassung, Ursprung und Inhalt desselben eine vorläufige eingehende, der guten Sache förderliche Anzeige ge-

bracht hatte. Die ursprüngliche Absicht des Heftes, besonders die Deutschen Regierungen auf die Boisserée'sche Sammlung aufmerksam zu machen, war unterdessen schon erreicht worden, da man von Preußen aus, nicht ohne Goethe vorher zu befragen, ihnen Anträge gemacht hatte. Freundlicher und einsichtsvoller konnten Boisserée's Bestrebungen und Sammlung kaum gewürdigt werden; freilich hatte Goethe die ins Einzelne gehende Betrachtung der letztern den folgenden Heften vorbehalten müssen. Ein unglücklicher Zufall vereitelte leider im Sommer die schon begonnene Reise zu den Heidelberger Freunden, und in den folgenden Jahren sah sich Goethe nach den Böhmischen Bädern gewiesen, bis die zunehmenden Beschwerden des Alters ihm jede weitere Reise untersagten. So kam es denn, daß die Freunde, da auch Boisserée zu andern Reisen genöthigt war, sich in den nächsten Jahren nicht wieder sahen; um so herzlicher ward das Verhältniß durch Briefe, Sendungen und mancherlei Freundschaftsdienste gepflegt. Auch daß Goethe, von vielen andern Seiten gedrängt, nicht zur gewünschten genauern Beurtheilung der Boisserée'schen Sammlung kam und ein im zweiten Hefte »Kunst und Alterthum« eingerückter Aufsatz der »Weimarer Kunstfreunde«, an welchem Goethe nicht ohne Antheil geblieben war, den Heidelberger Freunden unbehaglich sein mußte, obgleich diese Kriegserklärung gegen die »Norddeutsche, religiös-patriotische Kunst« die Bestrebungen derselben nicht unmittelbar berührte, Beides vermochte nicht dem auf innigster Neigung und edelstem Zutrauen beruhenden Verhältnisse Eintrag zu thun, da die Freunde sich unverholen gegen einander aussprachen und sich in keiner Weise Zwang anthun wollten. Goethe forderte Boisserée zu Beiträgen für seine Hefte auf, und durch einen seltsamen Zufall hat der im zweiten Heft erschienene Aufsatz Boisserée's über die Herstellung des Straßburger Münsters in Goethe's Werken Aufnahme gefunden, ohne daß man den Verfasser desselben geahnt

hätte. Ging auch Boisserée's sehnlicher Wunsch, Goethe, den er selbst abholen wollte, wieder zu sehen, nicht in Erfüllung, so sollte ihm doch die Freude werden, dessen Freund Meyer, der sich bisher noch immer ungläubig gezeigt hatte, beim Besuche seiner Sammlung bekehrt zu sehen.

Das Schicksal der Sammlung und die Vollendung des Domwerks lagen Goethe immerfort am Herzen, nicht allein der guten Sache, sondern ganz besonders auch des Freundes wegen, dessen Wohl und Freude einen seiner lebhaftesten Wünsche bildete. Freudig begrüßte er die Uebersiedelung nach Stuttgart, da die Sache mit Berlin, trotz seiner eigenen Bemühungen, sich zerschlagen hatte, nicht weniger das Erscheinen der Steindruckabbildungen der Gemälde der Sammlung und den Fortgang des Domwerks. Die zu letzterm bestimmte Abhandlung über den Dom wurde vor dem Abdruck mitgetheilt und von Goethe und dessen Freunden mit Beifall aufgenommen; nur bedauerte dieser, daß er des drängenden Druckes wegen sie nicht länger behalten durfte. Mit hoher Anerkennung wurden beide Werke in den Heften von »Kunst und Alterthum« besprochen und wiederholt der bedeutenden Förderung gedacht, die Goethe persönlich dem Herausgeber des Domwerks und seinen Verbündeten verdanke. Boisserée aber hing mit innigster Liebe an seinem einzigen »väterlichen lehrenden Freunde«, dessen Werken er mit ganzer Seele sich hingab, und wo es einen Widerstreit der Ansichten gab, der auf tieferm Grunde ruhte, ging er darüber hinweg. Das in Frankfurt zu errichtende Denkmal Goethe's hatte er zum Theil angeregt, und er verfolgte diese Angelegenheit auch aus der Ferne mit allem Antheil. Da sich dem beabsichtigten Besuche in Weimar Hindernisse entgegenstellten, wollte er in einem lebhaftern Briefwechsel einige Entschädigung dafür finden. Um so schrecklicher traf ihn bald darauf die Nachricht von der gefährlichen Krankheit, welche den unersetzlichen Freund am 17. Fe-

bruar 1823 befallen hatte. Der Wunsch, bald tröstliche Nachrichten von zuverlässigster Seite zu erhalten, drängte ihn, sich deshalb an Goethe's Sohn zu wenden. Schon am 10. April konnte der Genesende selbst seinen Dank für die ihm bezeigte Theilnahme der Freunde aussprechen, deren er beim ersten Erwachen ins neue Leben vorzüglich gedacht habe. »Doppelt und dreifach empfand ich den Werth trefflicher jüngerer Männer, denen ich so gern im Gedanken folge, weil sie in einem Sinne vorschreiten, den ich für den rechten halten muß, weil es der meinige ist. Lassen Sie uns immerfort redlich nach den verschiedensten Zwecken, die doch am Ende nur als einer anzusehen sind, getrost hinwirken.«

Zwei Jahre später nahm Goethe Boisserée's Vermittlung wegen des Vertrags mit Cotta über seine Ausgabe letzter Hand in Anspruch, der sich auch bei dieser durch den Einfluß von Goethe's Sohn etwas verwickelten Geschichte als treuer und einsichtiger Freund bewährte. Goethe spricht seinen gerührten Dank am 3. Februar 1826 in den herzlichen Worten aus: »Was wollt' ich nicht geloben, mein Allertheuerster, wenn ich Sie eine Stunde sprechen könnte! Denn wie sollte mir Blatt und Feder genügen! Ich muß mich nur sogleich eines mythologischen Gleichnisses bedienen. Sie erscheinen mir wie Herkules, der dem Atlas, dem Prometheus zu Hülfe kommt. Wüßten Sie, was ich dieses Jahr gelitten habe, Sie würden solche Bildlichkeiten nicht übertrieben finden. Doch eigentlich ist es der schon längst gekannte, geprüfte Freund Sulpiz, der uns das unmöglichste Bauwerk als vollendet vor Sinn und Seele bringt, der uns durch das Labyrinth uralter Gewölbe und Kreuzgänge zu klarem Anblick durchführt, welcher verdiente, die unschätzbarste Gemäldesammlung zu erwerben, zu besitzen und nutzbar zu machen. Und dieser wendet nun sein thätiges Wohlwollen gegen mich und das Meinige! Sie haben sich, lassen Sie es mich geradezu sagen, so klug als tüch-

tig, so edel als grandios gezeigt, und ich fange nur an, mich zu prüfen, ob ich meinen Dank bis an Ihre Leistungen steigern kann. So viel für heute.« Boisserée erwiederte in gleich herzlicher Weise. Es sei ein erhabenes, göttliches Gefühl, wenn man, auf Edelmuth bauend, trotz aller Trennung und Babylonischen Verwirrung, sich ohne Erklärung zu verständigen und sofort über die verwickeltsten Aufgaben dieser Zeitlichkeit zu einigen wisse; darin bestehe die wahre, ewige Freimaurerei. »Immerhin aber wünsche ich Nichts sehnlicher, als daß ich mich dieser Verbrüderung, die von Seele zu Seele unaufhörlich sein wird, auch noch einmal von Angesicht zu Angesicht mit Ihnen erfreuen möge!«.

Dieses Glück wurde ihm bald darauf zu Theil, wo er vom 17. Mai bis zum 3. Juni in Weimar verweilte. Goethe empfing ihn mit Thränen in den Augen recht herzlich. Leider hatte ihn die gefährliche Krankheit seiner Schwiegertochter in eine unbehagliche Stimmung gebracht. Doch suchte er sich dem Freunde gegenüber redlich darüber hinwegzusetzen. Auch diesmal fehlte es nicht an den vertraulichsten Mittheilungen, wobei auch Manches zur Sprache kam, worin Boisserée mit dem alten Freunde sich nicht einverstanden erklären konnte. Goethe scheint damals besonders reizbar gewesen zu sein. Zu seinem Bedauern meinte Boisserée zu bemerken, daß er im Netze seines Sohnes und der Frauen des Hauses sei. Dem Maler Schmeller mußte er sich setzen, da Goethe sein Bild in seiner Porträtsammlung zu haben verlangte. Kurz nach der Abreise berichtet er seinem Bruder: »Ich hatte die größte Mühe, mich von dem Alten loszureißen. Obschon ich die Abreise dreimal verschoben hatte, so bat er mich doch wiederholt, ich möchte bleiben. »Wir kommen so jung nicht mehr zusammen. Sie glauben nicht, wie wohlthätig Ihr Besuch mir ist. Es wird immer besser, je länger Sie da sind. Verweilen Sie noch, überlegen Sie es!« Mit diesen und andern herzlichen Ausdrücken setzte er mir zu, als ich ihm am Donners-

tag Abend versicherte, daß die entscheidende Lage unserer Verhältnisse mich zur Rückkehr nach Frankfurt nöthigte. Und ich kann Euch versichern, daß es mir sehr schwer wurde, den Platz auf dem Schnellwagen zu bestellen. Wie gerne wäre ich dafür zum Alten gegangen und hätte gesagt: »Ich bleibe so lange, bis Sie über die Abreise selber entscheiden!« Als ich vom Großherzog Abschied genommen hatte und zu ihm kam, ergab er sich mit den Worten: »Ich traue Ihnen zu, lieber Sulpiz, daß Sie nicht anders können!« Der Abschied endlich war so herzlich wie der Empfang; die Thränen traten dem herrlichen Greis in die Augen, und ich riß mich schnell aus seinen Armen, mit dem Ausdruck des lebhaftesten Wunsches, ihn wieder zu sehen. Mein Gefühl widersprach diesem Wunsch nicht, es steigerte denselben vielmehr zur Hoffnung; denn das nicht bedenkliche Drüsenübel abgerechnet, ist der alte Herr noch so kräftig, daß er ein hohes Alter erreichen kann. Der alte Freund hatte mir beim Abschied ein Päckchen mit der Weisung übergeben, dasselbe erst in Stuttgart zu eröffnen. Da ich noch lange nicht dahin zurückkehre, öffnete ich es hier, und fand darin mehrere Medaillen, darunter die seinige in Gold.« Goethe aber schrieb in Erwiederung freundlicher Mittheilungen: »Möge sich alles dergestalt fügen, daß man hoffen darf, sich öfter wiederzusehen; denn wie merkwürdig und selten ist es, daß zwei Personen, von so verschiedenen Lebenspunkten ausgehend, doch immer wieder, wenn sie sich nach langen Jahren auf ihren Wegen treffen, eine Weile gerne zusammen fortgehen, sich im Innersten aller Hauptpunkte übereinstimmend finden, wenn die Peripherie der Zustände und Gesinnungen ihnen auch zunächst auf gesonderte Wege hindeutet!« Das Symbol seines Dankes, die goldene Medaille, hätte er mit Juwelen einfassen können, und es wäre noch nicht genug gesagt; ihr künftiges Zusammenwirken möge dies immerfort aussprechen.

Boisserée nahm auch in den folgenden Jahren an Allem,

was Goethe dachte und dichtete, reinsten Antheil. Bei Cotta war er bei manchen die Ausführung der Ausgabe letzter Hand und den Briefwechsel mit Schiller betreffenden Verhandlungen immer der freundlich thätige Vermittler. Die größten Freuden bereiteten dem innigst theilnehmenden Dichter der endlich gelungene Verkauf der herrlichen Sammlung nach München und die bald darauf erfolgende Kunde von Boisserée's bevorstehender Vermählung, welche das Gebäude seines Glückes vollenden sollte. Doch ehe letztere erfolgte, wurde Boisserée durch die Trauerbotschaft vom plötzlichen Hinscheiden des Großherzogs Karl August tief erschüttert. »Mein Herz sagt mir zwar«, schreibt er auf die erste Kunde an Goethe, »Sie, wie die edle Fürstin, werden diesen fürchterlichen Schlag von heiterm Himmel herab mit aller Seelenstärke ertragen; möge aber nur der Himmel Ihnen und der ehrwürdigsten der Frauen, auf die sich gerade in dem Augenblick des bittersten Schmerzes noch einmal alle Sorge für Land und Familie wälzt, auch Kraft und Gesundheit schenken.« In das treue Fortarbeiten der Freunde auf den betretenen Bahnen und die innig vertrauliche Mittheilung traf, beiden gleich unerfreulich, der Umschwung in Frankreich vom Juli 1830 mit seinen Nachwirkungen auf Deutschland. Noch erschütternder wirkte die Todeskunde von Goethe's Sohn, der bei der Pyramide des Cestius in Rom die einst vom Vater für sich ersehnte Ruhestätte finden sollte. Das Zurückhalten seines Schmerzes stürzte den Greis bald darauf in eine gefährliche Krankheit, von der Boisserée aber nur wenige Stunden vorher Kunde erhielt, ehe er durch die in Stuttgart eintreffenden guten Nachrichten getröstet ward. Der Genesende sprach seine innige Freundschaft und höchste Anerkennung in rührender Weise aus. Goethe erlebte auch noch die endliche Vollendung des Domwerkes und den Beginn der »Denkmale der Baukunst am Niederrhein«, wie ihm selbst, zur herzlichsten Freude des lang verbundenen Genossen, der Abschluß

des »Faust« und des vierten Bandes von »Wahrheit und Dichtung« gelang. Der neuen, von einer Französischen Uebersetzung und Zusätzen begleiteten Ausgabe der »Metamorphose der Pflanze« schenkte Boisserée große Theilnahme. Da Goethe geäußert hatte, er gedenke durch eine Umgestaltung seiner Darstellung der Farbenlehre aus dieser zwar nicht ein Lesebuch, aber doch ein lesbares Buch zu machen, bemerkte Boisserée unter anderm, an der Theorie sollte er wohl nur ändern, insofern er zusetze, und in dieser Beziehung wünsche er, daß er sich über den Regenbogen erkläre. Goethe fand sich dadurch veranlaßt, dem Münchener Freunde in zwei Briefen seine Erklärung dieses complicirtesten von allen Refractionsfällen mitzutheilen. Der letzte, am 25. Februar 1832 geschriebene Brief schloß mit den Worten: »Für freundliche Theilnahme dankbar, fortgesetzte Geduld wünschend, ferneres Vertrauen hoffend, unwandelbar.« Die freundliche Erwiederung und Sendung vom 7. März erreichte den Dichter noch, der am 22. der Welt entrissen ward, die seinen Namen unter den bedeutendsten allen folgenden Geschlechtern überliefern wird. Boisserée bereitete sich eben zu einer Reise nach Berlin und Dresden, auf welcher er zunächst den alten Freund in Weimar zu überraschen gedachte, als er die ihn überwältigende Nachricht in schonendster Weise aus dem Munde seiner Gattin vernahm. Ein so langjähriges inniges Verhältniß mit dem reichbegabtesten Manne sollte durch einen zwar lange gefürchteten, aber doch immer unglaublichen Schlag zerrissen sein. »Es sind nun zweiundzwanzig Jahre«, schreibt er kurz nachher an seinen Bruder, »daß wir mit dem alten Herrn in dem schönsten Freundschaftsverhältniß gestanden haben. Ich fühle, es kann uns nie ersetzt werden. Danken wir darum desto mehr Gott, daß er uns dasselbe so lange vergönnt hat, und bitten wir ihn, daß er uns die Freunde, die uns bleiben, noch weit hinaus erhalte. Man erwirbt doch nur wenig neue Freunde, wenn man älter wird, und desto mehr

verliert man! Ohne Liebe und Freundschaft ist aber die schöne Welt mit allem Sonnenschein der Natur und der Kunst gar Nichts werth. Ich bin recht betrübt, das brauch' ich Dir nicht zu sagen, aber ich bin gefaßt und gesund.« Ein solcher Mann verdiente das Glück von Goethe's Freundschaft, und diesem war das Verhältniß zu dem so gefühlvollen wie begabten, so sinnigen wie reinen Sohne des alten Köln eine reiche Quelle edelsten Genusses, wirksamster Belehrung und vollen Segens geworden. Mehr als zwanzig Jahre sollte Boisserée Frankfurts größten Sohn überleben. Sein Andenken stimmte ihn immer zum Dank gegen Gott, der unter so vielen Gnaden ihm auch die langjährige Freundschaft mit diesem verliehen, und er starb im frohen Glauben, auch ihn im Jenseits wiederzufinden. Ein Kreuz, das er dem Johannisspital in Bonn bestimmt hatte, wurde am letzten von ihm selbst erlebten Geburtstage Goethe's in der Kapelle aufgestellt; denn der 28. August war zufällig der Namenstag der Oberin.

IX.

Plessing.

Gutzkow hat Goethe's Auftreten bei Plessing zum Beleg angeführt, wie dieser gern, wenn auch nicht Nothständen, doch äußersten Verirrungen und deren Folgen sich entzogen. Dagegen hat J. W. Schaefer, der bekannte eindringende Lebensbeschreiber Goethe's, im »Deutschen Museum« (1861 Nr. 19) den großen Dichter gegen die eigene Erzählung seines ersten Zusammenkommens mit Plessing in Schutz nehmen zu müssen gemeint, indem er die Behauptung aufstellte, dieser sei bei Plessing ganz anders aufgetreten, als er uns selbst glauben machen wolle, und seine Darstellung des in Wernigerode abgestatteten Besuches sei nichts als eine Mystification. Aber je häufiger sich auch, vergleicht man des Dichters eigene Lebensbeschreibung mit sonstigen Nachrichten, auf das unzweifelhafteste ergiebt, daß Einzelnes in dieser verschoben, entstellt oder unrichtig erzählt ist, je weniger wir auch in Abrede stellen, daß dies bei seiner Berührung mit Plessing zum Theil geschehen, so kann doch von einer Mystification durchaus nicht die Rede sein, und gerade darin, daß Goethe bei seinem ersten Zusammenkommen mit dem düster verstimmten Plessing sich diesem nicht zu erkennen gege-

ben, müssen wir seinen Bericht Schaefer gegenüber als wahrheitsgetreu aufrecht halten *).

Die Darstellung von dem auf der Harzreise des Jahres 1777 bei Plessing gemachten Besuche giebt Goethe in der 1822 erschienenen Beschreibung des Zuges nach der Champagne, veranlaßt durch seinen kurzen Aufenthalt in Duisburg, wo Plessing damals angestellt war. Schon ein Jahr vorher hatte er in seiner über die Harzreise gelieferten Erläuterung in »Kunst und Alterthum« (III, 2) auf den Besuch Plessing's hingewiesen, den er aber dort ohne Angabe seines Namens nur als einen »von Mißbehagen und selbstischer Qual ernstlich durchdrungenen jungen Mann« bezeichnete. Daß dem Dichter bei der Darstellung eines vor mehr als vierzig Jahren erfolgten Besuches, auch wenn er zum Theil seine Tagebücher benutzen konnte, doch im Einzelnen sein Gedächtniß untreu werden und etwas Fremdes sich unterschieben konnte, wird man nicht leugnen, aber in der Hauptsache konnte er sich kaum irren. So erklärt es sich leicht, wie er das Jahr 1776 statt des folgenden angab und den Besuch Wernigerode's in den ersten Winter zu Weimar versetzte, wo er noch ein Gast des Hofes war, der Ilmenauer Bergbau ihm fern lag. In den spätern Ausgaben ist die Jahreszahl verbessert worden, aber die sonstige irrige Beziehung stehen geblieben; letztere mit Schaefer aus absichtlicher Mystification des Lesers zu erklären, geht nicht an, da ein wirklicher Zweck hierbei gar nicht gedacht werden kann, abgesehen davon, daß solche Verschiebungen in Goethe's Gedächtniß so überaus zahlreich wie natürlich sind. Dagegen müßte es wirklich auf der Absicht, den Leser zu mystificiren, beruhen, hätte Goethe sich dem jungen Manne in der That genannt, wie Schaefer gegen des Dichters eigenen

*) Schaefer hat seinen Aufsatz mit einzelnen Bemerkungen gegen vorliegende Darstellung in der Sammlung seiner Aufsätze wieder abdrucken lassen.

Bericht annimmt; doch wozu eine solche Mystification? Nichts lag dem Dichter gerade bei der Darstellung des Zuges in die Champagne ferner als seine Leser zu mystificiren; es galt ihm hier, wie in der Italienischen Reise, das wirklich Erlebte und Gesehene darzustellen, woher diese beiden Theile seiner Lebensbeschreibung auch unter dem Titel »Aus meinem Leben«, ohne den Zusatz »Dichtung und Wahrheit«, erschienen sind.

Goethe erzählt uns, wie er in der Mitte des Jahres 1777 von Wernigerode ein Schreiben oder vielmehr ein Heft, Plessing unterzeichnet, erhalten habe, das fast das Wunderbarste gewesen, was ihm von der selbstquälerischen Stimmung, woran damals so Viele litten, vor Augen gekommen. »Man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämmtlich Gelerntes zu eigener innerer sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Stil gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch Alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Antheil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken.« Nach dem in der Zeit liegenden Sinne menschenfreundlicher Theilnahme und liebevoller Achtung jeder menschlichen Entwicklung sei in ihm der Wunsch lebhaft geworden, diesen jungen Mann zu sehen, doch habe er es nicht räthlich gehalten, ihn zu sich zu bescheiden, da er sich schon bis dahin eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die sich dadurch nicht besser befunden, ihn aber auf seinem Wege zu einer reinern höhern Bildung gehindert. Ohne Zweifel schweben ihm hierbei Lenz, Klinger u. A. vor, deren Seltsamkeiten ihm mancherlei Sorge be=

reitet hatten, und deren Treiben man zu seinen Unehren ausbeutete, die, wie er sich einmal kräftig ausdrückt, seinen Namen vor der Welt stinkend gemacht. »Ich ließ die Sache indessen hängen«, fährt er fort, »von der Zeit irgend eine Vermittlung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzern, aber auch lebhaftern, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor. Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht außer Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen« *).

Was Goethe hier über die beiden an ihn gerichteten Schreiben Plessing's mittheilt, dürfen wir der Hauptsache nach in keiner Weise bezweifeln; wahrscheinlich lagen sie ihm vor, als er den Besuch bei Plessing schilderte, und sie gehörten zu den Briefen, welche im Jahre 1779, wo er unter seinen Papieren aufräumte, vom Schicksale des Verbrennens verschont blieben, so daß sie noch heute in dem leider verschlossenen Archiv des Dichters zu Weimar ruhen werden. Für den Umfang des ersten Schreibens spricht auch die Bezeichnung »Plessing's Papiere« in einem Briefchen an Frau von Stein aus dem Ende des Jahres 1777. Es wäre zur richtigen Würdigung von Goethe's Schweigen höchst wünschenswerth, genauer die Zeit zu wis-

*) In der Erläuterung der Harzreise bemerkt er etwas wunderlich, es sei unmöglich gewesen, nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, wozu diese Seelenthüllungen passen möchten. „Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeforderten und gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe. Ich wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deshalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.“ Der oben gegebene Bericht trägt jedenfalls den Charakter größerer Bestimmtheit.

sen, wann Plessing's Schreiben bei ihm eintraf, da dieser Zeitpunkt einen bedeutenden Einfluß auf sein Verhalten üben mußte. Wenn er am 28. September 1777 an seinen Freund Kestner, Lottens Gatten, der einen Rath von ihm verlangt hatte, aber längere Zeit auf Antwort hatte warten müssen, sich damit entschuldigt, daß er im Zustande des Schweigens gegen alle Welt sei, worin er sich höchst wohl befinde, so erkennt man wohl, wie wenig dieser Zeitpunkt geeignet sein konnte, ihn zu einer brieflichen Verbindung mit einem Unbekannten zu bestimmen, dessen Verworrenheiten er doch nicht zu lösen vermochte, dem er mit einem Worte des Antheils, des Trostes und der Ermunterung wenig nützen konnte. Das Verhältniß zu Frau von Stein und dem Herzog und die mancherlei Geschäfte, die er sich aufgeladen hatte, verschlangen ihn ganz, so daß ihm eine erfolgreiche Wirkung in die Ferne unmöglich war. Schon im vorigen Jahre hatte er an Kestner geschrieben, er habe so vielerlei von Stund zu Stund, das ihn herumwerfe, er müsse die Verworrenheiten anderer Menschen (in seinem nächsten Kreise) tragen und zurecht legen. Und wie manches stürmte auch von außen auf ihn ein, nahm seine lebhafteste Thätigkeit nothwendig in Anspruch! Im Juni erschütterte ihn die Kunde vom Tode der einziggeliebten Schwester, und der Schmerz um diesen Verlust zitterte lange in ihm nach; den folgenden Monat versetzte ihn die Abwesenheit der geliebten Freundin in fiebernde Spannung, und wenn er darauf im Genusse der schönen Natur sein Herz beruhigt, so daß es innigst die »unendlichen Freuden« empfindet, welche die Götter ihm, ihrem Lieblinge, neben »unendlichen Schmerzen« verliehen, so konnte er wenig gestimmt sein, die Heiterkeit seiner Seele durch die Erinnerung an die Verworrenheit Plessing's zu trüben. Ende August verstimmt ihn die Aussicht auf den Ausschußtag in Eisenach und das dort ihm bevorstehende unruhige Leben, und der Anfang des Septembers

belehrt ihn, wie wenig er selbst noch in sich feststehe, da das tolle Treiben des Herzogs in Stützerbach nach so langer Zurückhaltung ihn zur äußersten Ausgelassenheit hinreißt, an deren Folgen er mehrere Tage bitter zu leiden hat. Die lange Dauer des Ausschußtages ward ihm höchst peinlich, doch erfreute ihn am 21. Mercks Ankunft, der seine ganze Seele in Anspruch nahm. Auf des Herzogs Wunsch hatte er die Wartburg bezogen, »Luther's Pathmos«, wo er sich, wie er nach Merck's Abreise schreibt, so wohl fand wie dieser. »Uebrigens bin ich der Glücklichste von Allen, die ich kenne.« Wie wenig auch Goethe sowohl in bedrängten als freiheitern Augenblicken gestimmt sein konnte, sich in einen nutzlosen Briefwechsel mit Plessing einzulassen, so dürfte er doch schon damals den Entschluß gefaßt haben, bei einer bald zu unternehmenden Harzreise den wunderlichen jungen Mann, der, wie er später sagt, sein Interesse erregte, ohne Anziehungskraft zu üben, in Wernigerode zu besuchen, persönlich, aber unerkannt sich von seinen Zuständen zu überzeugen und wo möglich förderlich auf ihn zu wirken. Wie bald der zweite Brief Plessing's auf den ersten gefolgt sei, wissen wir eben so wenig, wie die Ankunft des ersten uns genau bekannt ist; aber jenen zu beantworten, konnte er sich gleichfalls nicht gemuthet fühlen, besonders wenn er einen persönlichen Besuch schon in Aussicht genommen hatte. Auch mochte ihm nach genauester Erwägung der Verhältnisse wohl der Zustand des jungen Mannes eine Zusprache von seiner Seite nicht zu fordern scheinen, ja er mochte glauben, das, was er ihm zu sagen habe, könne ihn nur unangenehm berühren, da er selbst längst jener Werther'schen Empfindsamkeit entrückt war.

Friedrich Victor Lebrecht Plessing war am 20. December 1752 zu Belleben im Magdeburgischen geboren, wo sein Vater Johann Friedrich, der aus Conitz in Preußen stammte (er war am 28. October 1730 geboren), als Prediger lebte. Im zwölf-

ten Lebensjahre kam der Knabe nach Wernigerode, wohin der Vater als Oberprediger an der Sylvesterkirche berufen war. Zum Studium der Theologie bestimmt, bezog er die Universitäten Göttingen, Wittenberg und Halle; unbefriedigt wollte er die militärische Laufbahn ergreifen, aber auch diese konnte ihn nicht fesseln*), und so war er denn, ohne eine feste Lebensaussicht, verzweifelnd, irgend eine Beruhigung seiner empfindsamen Seele zu finden, in das väterliche Haus zurückgekehrt. Er selbst schreibt am 6. Februar 1789 in einem Briefe an den Consistorialrath von Irving in Berlin**): »Von meinen Jünglingsjahren an war ein gewisses dunkles Gefühl in mir, das mich von den gewöhnlichen jugendlichen Freuden ableitete, hingegen hinriß, andere Arten derselben, die ich mit mehr Glück und Leidenschaft umfassen konnte, aufzusuchen, wodurch ich aber immer ins Romantische gerieth. Das dunkle Gefühl spiegelte mir ein glänzendes Ideal vor, das ich mit blinder Leidenschaft als eine Geliebte immer verfolgte. Allein ich fand sie in dem mich umgebenden gewöhnlichen Menschenleben nicht, konnte sie also nicht genießen, und doch war meine Leidenschaft unbegrenzt gegen sie. Hierdurch wurde ich auch unter anderm in dem Soldatenstande zu den ausschweifendsten Begeisterungen und Bedürfnissen in der höhern Liebe und hernach zu meinem gänzlichen Ueberdruß des Lebens gebracht, weil ich nunmehr verzweifelte, das Geliebte, welches ich suchte, je gewinnen zu können. — Eine gewisse Ruhmsucht, ein Bedürfniß eines, wie ich gewiß doch glaube, nicht großen Ehrgeizes, machte, daß seit meinen Jünglingsjahren ich

*) Daß er eine Zeit lang den Soldatenstand ergriffen, beruht lediglich auf seiner eigenen weiter unten anzuführenden Aeußerung; jedenfalls werden wir dies in die Zeit zwischen seine frühern Universitätsstudien und Goethe's Besuch setzen müssen.

**) Zuerst mitgetheilt in der „Neuen Berlinischen Monatsschrift", 1809, I, 5 ff. Die volle Glaubwürdigkeit aller einzelnen Angaben desselben dürfte wohl zu bezweifeln sein.

schon so sehr umhergetrieben ward und ein dunkles Gefühl mich fortgerissen hatte, etwas Geliebtem immer nachzustreben, ohne jedoch es recht zu kennen, und ohne es zu erreichen und zu genießen. Ich glaubte es als Gelehrter nie befriedigen zu können, weil ich — aus dem Grunde, daß ich seit meinem zwölften Jahre (also seit der Uebersiedlnng nach Wernigerode) gänzlich mir selbst überlassen blieb, nie unter der mittelbaren Leitung eines weisen Freundes, der nach meiner Art mich zu behandeln verstanden hätte, mich befand (?!), und auf Schulen und Universitäten ich nie das Innerste, das Wahre, das Große der Wissenschaften kennen lernte — weil ich die Wissenschaften nicht kannte und mir daher alles Studium zuwider war, besonders aber ich alles Sprachstudium verabscheute als seelentödtend für mich, und meiner Lebhaftigkeit so gar keine Nahrung gebend, ich's daher gar nicht über mich bringen konnte, mit Einprägung todter leerer Zeichen meinen Kopf zu martern. — Ich überließ mich daher den Leitungen der Einbildungskraft. Eben hierdurch ward ich in der Folge (!) dahin gebracht, Theologie zu studiren, weil ich glaubte ein großer Kanzelredner zu werden.« Aus dieser etwas verworrenen und übertriebenen Darstellung geht so viel hervor, daß Plessing an einer durch ungemessenen Ehrgeiz und träumerische Einbildung genährten Ueberspannung litt, sich zu etwas Außerordentlichem berufen hielt, ohne irgend zu wissen, auf welchem Wege ihm dies gelingen sollte; er war ein durch übertriebene Nachsicht verzogener Sonderling, der, wie Werther, seinem Herzen allen Willen thun, Nichts, wozu männliche Kraft und Ausdauer gehörte, treiben wollte, ja »Werthers Leiden« scheinen ihm den Kopf noch mehr verdreht zu haben. Seine äußern Verhältnisse waren, wie Goethe von ihm selbst erfahren haben wird, günstig genug, so daß es nur an ihm lag, sich zu einer frischen Thätigkeit und heiterm Lebenslauf zu erheben, wozu es wohl auch der Vater nicht an Aufmunterung

hatte fehlen lassen. Aber die Seelenkrankheit lag tiefer, und so konnte Goethe kaum erwarten, durch irgend ein Wort ihn auf eine andere Bahn zu lenken, was er nur von der Zeit und eigener kräftiger Zusammenfassung hoffen durfte. Dies spricht sich auch in dem Gedichte »Harzreise im Winter« bezeichnend aus, das Goethe stückweise auf der Reise selbst dichtete, was Schaefer uns mit Unrecht zu bezweifeln scheint. Von einem »kunstvollen Bau, den besten Klopstockischen Oden gleich«, können wir nichts entdecken, und wenn Goethe, als er das Gedicht zufällig erst mehr als sieben Monate später an Merck übersendet, es als »fliegende Streifen von den tausend Gedanken in der Einsamkeit (seiner Reise)« bezeichnet, so dürfte man kaum einen schlagendern urkundlichen Beweis über seine Entstehung verlangen können. Als er auf dem Wege nach Wernigerode einen unbekannten Menschen sich in den öden Wald verlieren sieht, stellt er sich vor, es sei dies ein Unglücklicher, und das Bild Plessing's kommt ihm in den Sinn. So hören wir ihn denn sein innigst gerührtes Gefühl in die Worte ergießen:

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke dies*) Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

---

*) Später sein.

Plessing hatte wohl geklagt, daß er mit seinem liebevoll schlagenden Herzen überall zurückgewiesen worden sei, daß ihm das Leben keinen Genuß, keine Befriedigung seiner mächtig aufgeregten Natur biete. Goethe war nicht im Stande, die Gerechtigkeit seiner Klage über erlittene Verachtung seiner Liebe zu prüfen, und er wußte zu wohl, daß solche Naturen in ihrer leidenschaftlichen Verblendung am wenigsten durch den Hinweis auf dasjenige zu heilen seien, was ihnen das Leben wirklich biete, am allerwenigsten, wenn dies brieflich geschehe; er war der Ueberzeugung, daß die Heilung hier von innen erfolgen, daß man sie der Zeit überlassen müsse, und so wendet sich sein gerührtes Herz mit dem heißesten Liebeswunsche an Gott, welcher dieser gepreßten Seele Erquickung bringen, sie von der unseligen Trübung befreien möge.

Kehren wir zu Goethe's späterm Bericht in der Darstellung des Zuges nach der Champagne zurück, so vernehmen wir hier, wie er im Gasthofe zu Wernigerode den Kellner aufgefordert, ihm eine der durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit ausgezeichneten jüngern Personen des Ortes zu nennen, womit er einen angenehmen Abend zubringen könne, worauf dieser ohne Bedenken erwiedert: es werde ihm gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, des Sohnes des Superintendenten (?); dieser sei als Knabe schon in Schulen ausgezeichnet worden (was kaum mit Plessing's eigener Schilderung zu vereinigen ist), und er habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune und das unfreundliche Betragen tadeln, womit er sich aus der Gesellschaft ausschließe, doch gegen Fremde zeige er sich zuvorkommend*); wolle er angemel-

*) „Er war von mittlerer Größe", berichtet Goethe an einer andern Stelle, „seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes; sein düsteres Wesen schien nicht unhöflich, er konnte vielmehr

det sein, so könne er es sogleich thun. Dies geschah, und der Kellner führte ihn, nachdem er von dem jungen Plessing eine bejahende Antwort erhalten, zu ihm hin. Wenn Goethe diesen Besuch gegen Abend setzt, so stimmt dies durchaus nicht mit den im Nachlaß der Frau von Stein erhaltenen Tagebuchblättern von dieser Harzreise überein. Hiernach ritt er am Morgen des 3. December, ohne Zweifel in früher Morgenstunde, gegen 7 Uhr, von Elbingerode nach dem nahen Wernigerode, wo er zeitig genug eintraf, um noch an demselben Morgen den jungen Plessing aufzusuchen. Daß er durch die Frage nach jungen wissenschaftlich gebildeten Männern den Kellner auf Plessing gebracht habe, und was er weiter berichtet, haben wir keinen Grund zu bezweifeln. Von dem Aufenthalt in Wernigerode finden wir im Tagebuchblatte nur die Bemerkung: »Mit Pl(essing) spazieren auf die Berge &c. &c.« Was weiter vorgegangen, stand so lebhaft vor seiner Seele, daß er keiner Andeutung darüber zu bedürfen glaubte; er war überzeugt, daß er es nie vergessen werde. Nach Goethe's späterm Bericht gab er sich bei Plessing für einen Maler von Gotha aus, den Familienangelegenheiten nöthigten, in dieser unfreundlichen Jahreszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen. Dies wird zum Theil durch einen Brief an Frau von Stein vom 6. December bestätigt, wo er von Goslar aus schreibt: »Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen. — Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe jura studirt, oder ein Reisender überhaupt.« Zu dem Vorgeben, er sei ein Zeichner, mochte ihn schon der Umstand bestimmen, daß er auch auf dieser Reise nicht unterlassen konnte, einzelne wundervolle Ansichten auf das Papier zu »kritzeln«. »Ich zeichne wieder den ganzen Tag«, schrieb er schon den 2. an Frau von Stein. So wird er denn auch

---

für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte."

den jungen Plessing gebeten haben, ihn auf die schönsten Punkte zu führen, und er unterließ wohl nicht, ihn auf die Reize der Natur hinzuweisen, in der Hoffnung, ihn dadurch von seiner düstern Verstimmung abzuleiten. Wenn Goethe in seinem spätern Berichte Plessing gleich bei der Erwähnung von Goethe ihm lebhaft ins Wort fallen und sich nach Weimar erkundigen läßt, so könnte man freilich bezweifeln, ob dies der Wahrheit gemäß sei, und nicht vielmehr diese Frage, wie alles, was darauf folgte, wirklich erst am Abend sich ereignet, da der lebhafte junge Dichter, der am wenigsten ein solches Gespräch wünschen konnte, wohl Gewandtheit genug besaß, die Unterhaltung auf ganz andere Dinge zu leiten, um einen tiefern Blick in Plessing's Seelenzustände sich zu eröffnen und, wo möglich, eine förderliche Wirkung auf ihn zu üben. Daß aber Goethe *wirklich* auf seine freundliche Einladung den Abend bei ihm zugebracht habe und die Unterhaltung dieses Abends in seinem Berichte wesentlich der Wahrheit gemäß geschildert sei, dürfte kaum zu bezweifeln stehen.

Goethe hatte absichtlich bei der Erwähnung Weimars seiner selbst nicht gedacht, dagegen die übrigen durch ihre Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft hervorragenden Personen näher bezeichnet; erst als Plessing, dessen Geduld dadurch auf eine harte Probe gestellt war, ausdrücklich nach dem berühmten jungen Dichter fragte, trug er ihm eine Schilderung dieser seltsamen Person vor. Freilich war die Aufgabe keine leichte, doch möchte man wohl in die Richtigkeit der Behauptung Zweifel setzen dürfen, es hätte Plessing, wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzenssagacität gegönnt gewesen, nicht verborgen bleiben können, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere. Auf die Frage nach Goethe mußte dieser wohl gefaßt sein, und er hatte sich ohne Zweifel die Schilderung ausgedacht, welche er ihm von dem wunderlichen Menschen machen wolle, von dem so viele Märchen erzählt wurden. Auf die daran sich

schließende Klage Plessing's, der Dichter des »Werther« habe einen herzlichen Brief, worin er nach einer ausführlichen Schilderung seiner Zustände und Leiden ihn um Rath und Hülfe gebeten, schon Monate lang ganz unbeantwortet gelassen, erwiederte Goethe, um wenigstens seinen Schmerz über eine solche unverdiente Vernachlässigung zu beschwichtigen und nicht in gar zu üblem Lichte bei ihm zu erscheinen, er könne ein solches Betragen weder erklären noch entschuldigen, doch wisse er aus eigener Erfahrung, welch ein gewaltiger sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außer Stande setze sich zu bewegen, geschweige zu wirken. Hier verräth der nüchterne Ausdruck freilich schon den alternden Dichter, wie sich ähnliche Spuren der in den dürren Kanzleiton fallenden Darstellung zuweilen in den »Wanderjahren« finden. Jene Entschuldigung hatte aber auf Plessing keine andere Wirkung, als daß er sich nicht enthalten konnte, zum Beweise, er habe wohl eine Antwort verdient, ihm seinen ersten Brief vorzulesen. »Der Leser paßte völlig zu dem Gelesenen«, äußert Goethe später, »und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es nun auch mit der Gegenwart: man konnte zwar dem jungen Manne eine Achtung nicht versagen, eine Theilnahme (denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck), aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit that sich kräftig hervor.« Indessen, bemerkt er, sei ihm durch diese Vorlesung doch der bedauernswürdige Zustand des jungen Mannes immer deutlicher geworden, doch dient diese Bemerkung Goethe nur als Uebergang zur Darstellung des Zustandes Plessing's, welche kaum als eine ganz treffende, wahrheitsgetreue gelten dürfte. »Er hatte von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen«, äußert er, »dagegen sich durch Lectüre mannigfaltig aus-

gebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein productives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet: wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen steht, völlig abzugehen schien.« Letzteres bestätigt Plessing's Selbstschilderung, die Goethe vielleicht bei jenem Berichte benutzte; denn kaum dürfte sie ihm ganz unbekannt geblieben sein.

Um auf den innerlich sich verzehrenden Unglücklichen zu wirken, suchte Goethe, wie er selbst weiter berichtet, ihn auf die Heilkraft der Natur hinzuweisen, da er eine rasche, gläubige »Wendung« gegen diese und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit höchst förderlich bei solchen Naturen gefunden hatte. Schwerlich dürfte er sich hierbei des etwas schroffen Ueberganges bedient haben, den wir im Berichte finden, ja wir möchten stark bezweifeln, daß diese Hinweisung auf die Heilkraft der Natur am Abend erfolgt sei, da schon bei dem morgendlichen Spaziergange auf den Bergen Goethe sich diese nicht entgehen lassen konnte, und so möchten wir auf den Morgen Alles zu verlegen haben, was er in dieser Beziehung am Abend geäußert haben will, auch die mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich als möglich ausgeführte Schilderung seiner Reise nebst Plessing's Aeußerung über die Baumannshöhle. Dagegen wird er beim abendlichen Besuche die andern »propädeutischen Wendungen« zu möglicher Heilung versucht haben (er wies ihn wohl auf seine glücklichen äußern Verhältnisse und die sich ihm eröffnenden Aussichten zu erfolgreicher Wirksamkeit hin), welchen Plessing die Versicherung, es könne und solle ihm nichts in der Welt genügen, so entschieden entgegensetzte, daß des Dichters Innerstes sich zuschloß und er von jeder weitern Pflicht gegen den Unglücklichen, der sich so vertrauensvoll an ihn gewandt hatte, sich entbunden glauben durfte. So konnte er denn un=

möglich die Vorlesung des zweiten Briefes geschehen lassen; er entschuldigte sich mit seiner Müdigkeit und behielt sich die Entscheidung über eine Einladung zum andern Mittage bis zum Morgen vor, obgleich er fest entschlossen war, den Unglücklichen, dem nicht zu helfen war, nicht mehr wieder zu sehen. Bei der Rückkunft ins Wirthshaus bestellte er sein Pferd auf Tagesanbruch und übergab dem Kellner ein entschuldigendes Bleistiftzettelchen für Plessing. Ein Zweifel an den zuletzt angeführten Einzelnheiten dürfte kaum berechtigt sein. Jenes Bleistiftzettelchens gedenkt Goethe auch später noch einmal. So viel ist gewiß, Goethe fand, daß er Plessing's Heilung der Zeit überlassen müsse, daß auch, wenn er sich zu erkennen geben wollte, dies nichts helfen, er dadurch höchstens Forderungen hervorrufen könnte, die er nicht zu erfüllen im Stande wäre. Die Andeutung, daß der Verfasser des »Werther« längst von der dort dargestellten Empfindsamkeit geheilt sei und sich dem praktischen Leben zugewandt, wird er ihm nicht vorenthalten haben, ohne aber hierdurch etwas Anderes als den entschiedensten Unglauben an eine wirkliche Sinnesänderung hervorzurufen. Mit Recht bemerkt Riemer, Goethe habe durch den frommen Betrug, daß er sich nicht zu erkennen gab, mehr gewirkt, als er durch die Wahrheit erreicht haben würde.

Aber Schaefer schenkt jenem ganzen Berichte Goethe's so wenig Glauben, daß er geradezu behauptet, dieser habe sich wirklich Plessing zu erkennen gegeben. Die Gründe, worauf er diese Ansicht stützt, beweisen sämmtlich gar nichts. Die oben angeführte Stelle aus der »Harzreise im Winter« besteht vollkommen mit der ganzen von Goethe berichteten Art dieses Besuches, worin Schaefer nur »oberflächliche Trostgründe« unter einer falschen Maske und eine »rasche lieblose Trennung« finden will, obgleich der Dichter hier nur so handelte, wie er handeln mußte, wollte er sich nicht einer gutmüthigen Täuschung hingeben, deren

Folge für beide Theile mißlich gewesen sein würde; so wenig können wir sein Verhalten »ganz und gar unglaublich« finden. Wenn wir aus dem Tagebuchblatte sehen, daß ein paar Einzelnheiten in Goethe's späterm Berichte nicht der Wahrheit gemäß sind, so fällt damit noch keineswegs »der ganze Bericht in sich selbst zusammen«. Der Brief an Frau von Stein vom 4. December athmet freilich »das innigste Mitgefühl mit den Menschen, mit denen er in Berührung kommt«, aber dieses verleugnet sich auch keineswegs in der Behandlung Plessing's, dessen Selbstquälerei er bedauert, aber er sieht kein Mittel, ihm beizukommen. Die Stelle in demselben Briefe: »Mein Abenteuer hab' ich bestanden, schön, ganz wie ich mir's vorauserzählt, wie Sie's sehr vergnügen wird zu hören; denn Sie allein dürfen's hören, auch der Herzog, und so muß es Geheimniß sein. Es ist niedrig, aber schön, es ist Nichts und Viel — die Götter wissen allein, was sie wollen und was sie mit uns wollen, ihr Wille geschehe«, kann unmöglich auf den Besuch bei Plessing, überhaupt nicht auf ein einzelnes Ereigniß gehen, sondern es muß sich auf die ganze abenteuerliche Winterreise in den Gebirgen beziehen, die ihm bisher völlig nach Wunsch gelungen war. Sollte das »Abenteuer« einen bestimmten besondern Zweck der Reise bezeichnen, so mußte dieser der Freundin bekannt gewesen sein, diese hätte, wäre an Plessing zu denken, wissen müssen, daß Goethe zu diesem hin wolle: aber die ganze Richtung seiner Reise hatte er dieser so wenig mitgetheilt, daß er, um sie rathen zu lassen, die Orte, wovon er seine Briefe datirt, nur mit den Endbuchstaben bezeichnet. Schöll war über die Beziehung der Stelle noch in Zweifel; neben der Deutung auf Plessing schwebte ihm die richtige vor. »Nach der Rückkehr von der Reise«, dies führt Schaefer als weitern Grund an, »zeigt sich das fortdauernde Interesse für Plessing's Gemüthszustand«, wofür aber nur der Umstand angeführt wird (und jeder andere Beweis fehlt),

daß Goethe seiner Freundin dessen Papiere, d. h. die beiden Briefe, am Ende des Jahres zuschickt. Aber dieses beweist weiter Nichts, als daß Goethe nach seiner Rückkehr, wie seine ganze Reise, so auch den Besuch bei Plessing der innigst vertrauten Frau erzählt und diese darauf das Verlangen geäußert hatte, die Briefe zu lesen. Höchst wahrscheinlich hatte die Freundin, der Goethe sonst alles mittheilte, diese Briefe noch nicht gesehen, was darauf hindeuten dürfte, daß sie den Dichter nicht tief berührt hatten; sie ängstlich geheim zu halten fühlte er sich kaum gedrungen. Endlich meint Schaefer, nur durch die Annahme, Goethe habe wirklich vor dem gebeugten Jüngling mit dem Engelsgruß gestanden: »Ich bin Goethe!« nur dadurch erkläre sich das Weitere, daß dieser von ihm in Weimar einen Besuch erhielt, und er ihm reelle Dienste leistete. Aber jener Besuch fällt mehrere Jahre später, und bei der Erzählung desselben vernehmen wir gerade, daß er sich in Wernigerode ihm nicht zu erkennen gegeben. Ja ein sicheres Zeugniß, daß Goethe sein beliebtes Incognito auch Plessing gegenüber gewahrt, liegt in einem von Schaefer übersehenen, weiter unten mitzutheilenden Briefe vom Jahre 1782 vor.

Im September oder October 1779 kam Plessing nach Weimar; denn daß er das Athen an der Ilm auf seiner Reise nach Königsberg besucht, den Weg nach dieser Universitätsstadt, wo er seine Studien nach so langer Unterbrechung fortzusetzen gedachte, über Leipzig genommen, dürfte kaum zweifelhaft scheinen. »Am Krönungstage (dem 18.)«, schreibt Hamann den 24. Januar 1780 an Herder, »besuchte mich ein Sohn des Plessing von der Abgötterei« *), der (in den Ferien) seines Vaters Familie

*) Der Vater hatte vor zwanzig Jahren einen „Versuch vom Ursprung der Abgötterei" in zwei Bänden herausgegeben, der Hamann gar nicht übel schien.

in Preußen (in Conitz) besucht hat, seit dem October hier ist und eine heilige Rede über die Vorsehung hier hat drucken lassen*). Er sagte mir, Sie auf einen Augenblick in Weimar besucht zu haben. Ich bin noch nicht ganz im Stande, den Mann zu übersehen, der an einer singulären Hypochondrie zu laboriren scheint.« Jene düstere Verstimmung war also noch nicht ganz gewichen. Am 27. März bemerkt Hamann: »Plessing hat vor meiner Bekanntschaft eine Predigt mit zwei Dedicationen und eben so viel Anhängen drucken lassen. Unser Umgang dürfte wohl zu Ende sein; sat prata biberunt.« Und bald darauf schreibt er: »Plessing hat ein hartes Lager hier gehabt, und kam gestern wie ein schwarzgelbes Gespenst, um Abschied zu nehmen, nach Graudenz zur Cur, die mir sehr mißlich scheint. Natürliches Mitleid ausgenommen, sind wir übrigens vermuthlich geschiedene Leute. Sein Geschmack ist cavalièrement, und meiner servilement zu leben. Jenes ist Knechtschaft und dieses Freiheit für mich.« Er hatte damals bereits eine »kritische Abhandlung« über Traugott Benjamin Berger's Trauerspiel »Galora von Venedig« in die »Königsberger gelehrte Zeitung« (1780, Stück 16 bis 20) geliefert. In seiner Selbstschilderung im Briefe an Irving berichtet er selbst, er habe sich einige Zeit eingebildet ein großer Kanzelredner werden zu können, sei aber »bei reifern Jahren«, wo endlich die höhern Kräfte des Denkens sich bei ihm zu äußern begonnen, davon abgekommen. Den Zeitpunkt, wo er zu merken angefangen, daß er Kräfte besitze und hierdurch sich vielleicht fortschwingen könne, wo der Lebensüberdruß sich etwas verloren, da er geahnt, er könne als Schriftsteller sich einigen Ruhm erwerben, setzt er in das Jahr 1782. Indessen zeigen jene beiden Veröffentlichungen, daß er schon

*) Die Wahrheit der Vorsehung (eine Predigt nebst einem Vorbericht und einem Anhang über die Geschichte Josephs).

damals daran gedacht habe, sich als Schriftsteller, und nicht allein als theologischer, hervorzuthun. Wahrscheinlich fiel er bald darauf in seine düstere Schwermuth zurück, aus welcher er sich erst im Jahre 1782 emporraffte, um nun die Bahn als Schriftsteller zu versuchen und sich bald den Ruhm eines Gelehrten, zunächst eines Philosophen, zu erringen.

Plessing hatte zu Weimar Herder, nicht Goethe gefunden, der damals eben mit dem Herzog auf der Schweizerreise sich befand. In Königsberg scheint er darauf, wir wissen nicht bestimmt, auf welche Weise, in Erfahrung gebracht zu haben, daß der wunderbare Reisende, der ihn vor fünf Jahren zu Wernigerode besucht, Goethe gewesen sei. An diesen wandte er sich im Sommer 1782 von Königsberg aus und theilte ihm dieses so wie die Kunde mit, daß er endlich über seinen Mißmuth und Lebensüberdruß Herr geworden und mit hoffnungsvollerm Blicke in das Leben schaue, wobei er wohl seiner Hoffnung gedachte, sich als Schriftsteller einen Namen zu machen. Goethe's Antwort vom 26. Juli 1782 ist uns erhalten*). »Mein Betragen gegen Sie will ich nicht für eine Tugend ausgeben«, schreibt er; »nothwendig war es. Hätten Sie damals gedacht, wie Sie jetzt denken, so wären wir näher. Doch der Mensch hat viel Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der weltlichen Dinge nur einigermaßen sicher wird. Sie haben mehr erfahren, mehr gedacht; möchten Sie einen Ruhepunkt treffen und einen Wirkungskreis finden! So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind. Leben Sie wohl. Wenn Sie sich mit mir unter-

*) Den auf der Berliner Goetheausstellung zur Ansicht offen gelegten Brief hat S. Hirzel in seinen „Fragmenten aus einer Goethebibliothek“ (1849) S. 10 abdrucken lassen, wo aber irrig 1781 gelesen ist statt 1782.

halten mögen, sollen mir Ihre Briefe jederzeit willkommen sein.« Aus diesem glücklich erhaltenen Briefe erhellt zunächst, daß Goethe sich bei dem Besuche zu Wernigerode **nicht** zu erkennen gegeben hatte; denn nur darauf kann sich das »Betragen« gegen Plessing beziehen, das damals nothwendig gewesen sei, das er nicht für Tugend ausgeben wolle; die Nothwendigkeit lag in Plessing's damaliger Denkungsart, in seiner selbstquälerischen Verzweiflung am Leben, welche jede förderliche Verbindung zwischen ihnen unmöglich machte. Man sieht, Goethe fühlte sich von jeder Lieblosigkeit in seinem Betragen gegen Plessing ganz frei, er war sich bewußt, das Mögliche für ihn gethan zu haben, indem er ihn persönlich besuchte, um sich zu überzeugen, ob er auf ihn erfolgreich zu wirken vermöge. Plessing selbst scheint ihm so wenig über sein beibehaltenes Incognito irgend einen Vorwurf gemacht zu haben, daß er ihm vielmehr seinen Dank aussprach für die Mühe, welche er sich damals mit ihm gegeben; denn darauf scheint sich die ablehnende Aeußerung im Anfange des Briefes zu beziehen, er wolle sein Betragen gegen ihn nicht für Tugend ausgeben. Weiter aber folgt aus Goethe's Briefe, daß Plessing seit jenem ersten Besuche diesen nicht wiedergesehen hatte, dieser nicht beim ersten wirklichen Wiedersehen eine Ueberraschung vermuthen konnte. Demnach ist es jedenfalls irrig, wenn es in Goethe's späterm Berichte heißt: »Ich wüßte nicht, wie viel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich weiter Etwas von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen sein. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt, allein er blieb hereintretend ganz ruhig und sprach: »Ich bin nicht überrascht, Sie hier zu finden; die Handschrift Ihres Billets rief mir so deutlich jene Züge wieder ins Gedächtniß, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinter-

ließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnißvollen Reisenden abermals hier zu finden.« Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern sich seine innern Zustände wirklich gebessert hatten, wüßt' ich nicht mehr anzugeben; es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen; denn wir schieden nach mehrern Gesprächen friedlich und freundlich, nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwiedern konnte.« Hier treffen wir wieder auf das in Wernigerode zurückgelassene Bleistiftzetelchen, das vielleicht wirklich Plessing zu der Entdeckung brachte, daß jener wunderbare Reisende Goethe gewesen; denn wie leicht konnte ihm ein an einen andern gerichteter Brief des Dichters zu Gesicht kommen? Sonst könnte man auch denken, eine der damals erschienenen Abbildungen Goethe's habe die Entdeckung herbeigeführt. Das »heftige Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung« könnte Plessing in jenem Briefe geäußert haben, auf den wir Goethe's Erwiederung eben mittheilten; der gefaßte ruhige Ton der letztern würde als nothwendiger Gegensatz zu jenem leidenschaftlichen Andringen bei aller Sorge, den so zutrauensvoll sich Nahenden nicht zu verletzen, sich sehr wohl erklären. Die Bahn als Schriftsteller zu betreten, durfte ihm Goethe freilich nicht anrathen; aber wie hätte er ihm auch diese Hoffnung verkümmern können!

Zunächst gedachte er als speculativer Philosoph sich hervorzuthun und schrieb zu diesem Zwecke die beiden Abhandlungen »Versuchter Beweis von der Nothwendigkeit des Uebels und der Schmerzen bei fühlenden und vernünftigen Geschöpfen« und den »Versuch über den Selbstmord«, von denen nur die erstere einen Verleger fand und im folgenden Jahre gedruckt ward; beide Gegenstände hatte er lange genug in sich herumgetragen, so daß er

sie rasch aus sich herausschreiben konnte. Aber diese Arbeiten scheinen ihm wenig genügt zu haben, da sie kein großes Aufsehen, wie er es wünschte, erregen konnten; ganz neue Ansichten über die Urgeschichte der Menschheit aufzustellen, dieses Zwielicht durch geistvolle Blitze zu erleuchten und durch den Schein glänzender Gelehrsamkeit zu bestechen schien ihm dazu ein viel förderlicherer Weg. Und wie hätte er hoffen dürfen, hier einen geeignetern Ausgangspunkt zu finden als in Aegypten, das er als Urheimath der gesammten Bildung betrachtete, die nur in einem bürgerlichen Vereine erwachsen könne, und in einen solchen zu treten habe gerade in Aegypten, und nur hier allein, Lage, Klima und alles Aeußere die Menschen gezwungen. Da er aber fühlte, daß er hierzu einer ausgebreiteten Kenntniß der alten Schriftsteller und Sprachen bedürfe, so warf er sich schon in Königsberg mit wüthendem Eifer auf diese Studien. Er selbst schreibt an Irving: »Weil nun in Absicht der Kenntnisse meine schwachen Seiten Mangel der Sprachkenntnisse ausmachte, so entschloß ich mich eben diese schwachen Seiten am meisten zu verbergen und mich gerade durch solche Versuche am meisten hervorzuthun, die Sprachkenntnisse, Griechisch und Lateinisch, voraussetzten.« Welch ein Bekenntniß krankhafter Ehrsucht! An einer andern Stelle bemerkt er, weil er es für unmöglich gehalten, ohne Sprachkenntniß in der wissenschaftlichen Sphäre irgend eine Höhe zu ersteigen, so sei er abwechselnd von Hoffnung und Furcht, die oft der Verzweiflung nahe gekommen, herumgetrieben worden. Vorab suchte er sich mit dem Lateinischen vertrauter zu machen und mehrere ihm unumgänglich nöthige alte Schriftsteller, die Griechischen in Lateinischer Uebersetzung, zu lesen. So schrieb er denn die wohl noch 1782 vollendete Schrift Osiris und Sokrates. »Der Osiris«, bekennt er selbst im Briefe an Irving, »war ein Resultat von Ueberzeugungen, die ich mehr geahnet als aus hinlänglichen Gründen gedacht; sie waren eine

Frucht der wenigen Lectur, die ich mir seit ungefähr einem halben Jahre erst erworben. Auch hatte ich einige alte Schriftsteller in Händen gehabt, allein weil ich das Griechische gar nicht verstand, im Lateinischen auch wenig Kenntnisse besaß, so konnte ich nur flüchtige Ueberblicke thun, und nur dieses und jenes etwa aus der Lateinischen Version errathen.« Bezeichnend ist das Urtheil, welches Hamann, der ihn länger als zwei Jahre in Königsberg gekannt, im Januar 1787 in einem Briefe an Jacobi über ihn fällt. »Er ist ein animal scribax, der Wochen lang sitzen kann«, äußert er. »Er wird sich blind und so leer ausschreiben, daß nicht ein Tröpfchen übrig bleiben wird. Etwas Reifes und Gesundes ist von ihm nicht zu erwarten. Ihm ist an einem gelehrten Namen gelegen, und er hat die Freude (eines gelehrten Namens) erhascht wie einen Schatten.«

Gegen Ende des Jahres 1782 machte Plessing einen Besuch in Berlin. Hamann schreibt am 7. December d. J. an Reichardt daselbst: »Herr Plessing wird Ihnen nächstens einen Gruß von mir bringen. Ich habe an den Schicksalen seiner unglücklichen Leidenschaft nähern Antheil genommen als an seinen Ein- und Aussichten, die ich nicht zu beurtheilen im Stande bin. Es ist mir angenehm gewesen, den Sohn eines würdigen Mannes kennen zu lernen, von dem ich ein Buch über die Abgötterei in zwei Octavbänden besitze, und ich habe seit zwei Jahren mit ersterm in einer gewissen Vertraulichkeit gelebt, trotz alles Contrastes unserer Grundsätze.« In Berlin scheint er Irving, dem er vielleicht durch seinen Vater bekannt war, Dohm und Andere besucht zu haben, durch deren Vermittlung er eine Anstellung an einer Preußischen Universität, wohl zunächst in Königsberg, zu erlangen hoffte. In dem Briefe an Irving sagt er, auch ihm habe er im Jahre 1782 den wahren Grund der peinlichen, unruhvollen Lage verborgen, worin seine Seele sich zu jener Zeit befunden, und durch Dohm ließ er diesem 1783 seinen »Versuch

über den Selbstmord« handschriftlich mittheilen. Auch Goethe wird er damals wohl mit seinen Absichten bekannt gemacht und seine Empfehlung in Anspruch genommen haben. Nach der Rückkehr wurde er Magister der Philosophie und trat als Privatdocent an der Universität auf, wie Meusel angiebt, sah sich aber bald darauf veranlaßt, Königsberg zu verlassen und nach Wernigerode zurückzukehren. An Irving schreibt er, mit Muth und Entschlossenheit habe er sich in Königsberg aus den allerverwickeltsten, seltensten Lagen gerissen. Was hiermit gemeint sei, wissen wir nicht; wahrscheinlich handelte es sich auch um eine unglückliche Liebe, welche Plessing ganz besonders trieb, sich als Gelehrter auszuzeichnen und sich eine ansehnliche Stellung zu erwerben. Wir hörten Hamann von seiner »unglücklichen Leidenschaft« und von seinem »harten Lager« in Königsberg sprechen; an Jacobi schreibt derselbe, Plessing habe mancherlei Schicksale gehabt. Plessing selbst gedenkt im Briefe an Irving seiner »vorigen Thorheiten« und der auszuwetzenden »Scharte«.

Auf der Rückreise nach Wernigerode wird er Goethe in Weimar wieder gesehen haben, wohl im August, da der Dichter im September von Weimar abwesend war. In seinem Gartenhause bei Weimar empfing er den wunderlichen Mann, der ihm sein in diesem Jahre erschienenes Buch von der Nothwendigkeit des Uebels und die Schrift »Osiris und Sokrates« vorher zugesandt haben wird. An freundlicher Theilnahme und Aufmunterung wird es Goethe nicht haben fehlen lassen, wie fern ihm auch Plessing's Bestrebungen lagen, in die Geschichte der Urwelt, womit er gerade jetzt sich getragen haben wird, auf solche abstruse Weise einzudringen.

Ueber Plessing's nächste Jahre, die er in Wernigerode verbrachte, wissen wir nur aus seinen eigenen Bekenntnissen im Briefe an Irving, die aber, wie der ganze Brief, an Ueberspannung und absichtlicher Uebertreibung leiden. »Die Ruh

und Stille«, schreibt er, »worein ich hier (in Wernigerode) mehr gerieth, selbst auch einiges größere Zutrauen und mehr Achtung, die ich gegen mich selbst anfing zu schöpfen, theils wegen meiner herausgegebenen Schriften, die ungeachtet meines Mangels an wissenschaftlichen Kenntnissen nicht ganz verunglückt waren, theils auch weil ich mich durch Muth und Entschlossenheit aus den allerverwickeltsten, seltensten Lagen in Königsberg gerissen hatte; hierdurch nun, sage ich, gelangte meine Seele dahin, sich mehr in sich selbst zu sammeln und dadurch eine gewisse Consistenz in sich zu erzielen, die durch sie zu etwas Großem fähig werden könnte. Endlich faßte ich einen Entschluß, einen festen Entschluß, und meine Seele hatte das heilige Gelübde gethan, ihn entweder auszuführen, zu siegen oder zu sterben. — Von Michaelis 1783 bis 1784 hatte ich noch kein bestimmtes Ziel und mich noch mehr mit speculativer Philosophie beschäftigt*). Auch war ich wegen böser Augen vier Monate lang zu allen Studien unfähig gewesen. Erst Michaelis 1784 fing ich hiermit an. Mit einiger höchst dürftigen Kenntniß der Lateinischen und ohne alle Kenntniß der Griechischen Sprache, die ich bloß lesen konnte und wovon ich kaum mehr als 30 Wörter verstand, schleppte ich nun alle Alte in beiden Sprachen zusammen, die ich auftreiben konnte. Unter den Griechen, die ich am meisten anfing zu studiren, waren Aristoteles, Plato, Herodot, Diodor, Plutarch, Sextus Empiricus, Diogenes Laertius die Hauptschriftsteller. — Ich verstand in diesen Schriftstellern weder die Sprache noch die Sachen**). Was

*) Das möchten wir doch fast bezweifeln. Plessing täuscht sich wohl selbst, indem er die Zeit, worin er so viele alte Schriftsteller gelesen, sich möglichst kurz vorstellt; indeß standen auch seine speculativen Ideen mit dem ihm vorschwebenden Werke über Aegypten als Urheimath aller menschlichen Bildung in Verbindung, wie dies Werk selbst zeigt.

**) Auch diese Aeußerung ist wohl stark übertrieben. Hamann bezeugt uns, daß Plessing sich schon in Königsberg auf die Gelehrsamkeit stark gewor=

Plato und Aristoteles sagten, waren mir Böhmische Dörfer. Wie mußte mir bei Lesung dieser Bücher zu Muthe werden! Bei jedem Griechischen Wort war ich genöthigt das Lexikon nachzuschlagen*). Aber ich glaube hier in dieser Periode meines Lebens, wo im Anfang jeder meiner Versuche so hoffnungslos ausschlagen mußte, keine gewöhnliche Standhaftigkeit, keine gewöhnliche Anstrengung der Leibes- und Seelenkräfte bewiesen zu haben. Und Muth und Standhaftigkeit halfen mir überwinden. Bis Ostern 1786 hatte ich schon alle vorzüglichste Griechische und Lateinische Schriftsteller so benutzt, daß ich von den hieraus entstandenen Materialien das »Memnonium« in Druck geben konnte**). Denn Michaelis 1786 erschien schon der erste Band, und meine beiden Abhandlungen über den Aristoteles und die Platonischen Ideen***). Während dieser anderthalb Jahre von Michaelis 1784 bis Ostern 1786 hatte ich nicht nur die vorzüglichsten Griechischen und Lateinischen Schriftsteller, sondern auch die vorzüglichsten übrigen in diese Materie einschlagenden neuern Schriften in Lateinischer, Französischer und Deutscher Sprache gelesen. — Ostern 1787, ein halbes Jahr nachher, erschien der zweite Band.«

Goethe berichtet uns selbst, er habe eine Zeit lang mit Plessing ein briefliches Verhältniß unterhalten, sei auch in den Fall gekommen ihm einige reelle Dienste zu erweisen. Man wird hierbei an Empfehlungen, vielleicht auch an die Einwirkung einer

---

sen, und er selbst spricht an einer andern Stelle selbst von halbjähriger Lesung. Auch hatte er ja schon seine Schrift Osiris und Sokrates vollendet.

*) Als ob es keine Lateinischen Uebersetzungen davon gegeben, zu denen er gewiß gegriffen haben wird, bis er eine gewisse Geläufigkeit sich erworben hatte, wenn er anders so sorgfältig überall die Urschrift verglich.

**) Einen sehr großen Theil des Stoffes fand er von Andern bereits gesammelt, besonders von Meiners, welchen er vielfach bestritt.

***) In K. A. Cäsar's „Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt". Die erstere Abhandlung zog Fr. Jacobi an, wie er gegen Hamann äußerte, wodurch er dessen scharfe oben mitgetheilte Aeußerung über Plessing hervorrief.

Unterstützung zu denken haben, und wer Goethe's durch die unzweifelhaftesten Zeugnisse feststehende Mildthätigkeit kennt, wird es nicht für unmöglich halten, daß dieser aus eigenen Mitteln ihm während der Jahre, wo er sich mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten in dem einsamen Wernigerode befand, eine solche habe zukommen lassen. Als Plessing ihm den ersten Band seines »Memnonium« sandte, befand sich Goethe auf der Italienischen Reise; sein begleitender Brief wird ihn in Rom getroffen haben: ob er aber dort die Stimmung gefunden, diesen, sowie die wiederholte Ansprache Plessing's bei Uebersendung des zweiten Bandes zu erwiedern, müssen wir bei der geringen Zahl von Briefen, die Goethe außer den an Frau von Stein und Herder gerichteten auf der Reise schrieb, wohl in Zweifel stellen.

Plessing war indessen um so eifriger bemüht, alle Mittel aufzuwenden, zu einer akademischen Stellung zu gelangen, als das Verhältniß zu seinem Vater, dem er so lange zur Last fiel, sich immer unangenehmer gestalten mochte. Die Verwendung von Irving, Dohm u. a. wird er auf das dringendste beansprucht haben; daß er auch Exemplare seiner Schriften an den Preußischen Minister Graf Herzberg und den Coadjutor von Dalberg gesandt, ersehen wir aus dem Briefe an Irving. Indessen suchte er den durch sein »Memnonium«, bei aller Einseitigkeit der zu Grunde liegenden Ansicht, begründeten schriftstellerischen Ruf durch ein neues, gleichfalls umfangreiches Werk über die älteste Philosophie zu erhöhen, und so sehen wir ihn diesem seine angestrengteste, den Körper zerrüttende Thätigkeit widmen. »Endlich am 17. August 1788«, berichtet er im Briefe an Irving, »hatte ich auch die zwei Bände meiner »Versuche über die Philosophie des ältesten Alterthums« (einige Untersuchungen im zweiten Bande ausgenommen, die ich noch ausarbeiten muß) zu Stande gebracht.« Schon im Anfange des Jahres 1788 erhielt er die Berufung als Professor der Philosophie an die

Universität Duisburg mit einem Gehalte von 300 Thalern. Aber vor seinem auf den Herbst festgesetzten Abgange nach Duisburg wollte er unter jeder Bedingung dieses Werk zu Ende führen. »Bis den 17. August arbeitete ich in eins fort, ohne ich möchte sagen, ohne zum Besinnen zu kommen, ohne meiner Eltern oder meiner Freunde zu genießen. Nur erst an jenem Tage, es war Sonntag, legte ich die Feder nieder und hatte nur noch acht Tage Zeit, meine übrigen Sachen in Ordnung zu bringen, mich meiner Familie zu widmen und von meinen Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen; denn Montags den 25. reiste ich schon nach Duisburg ab. Vom Anfang des Jahres 1788, seit ich meine Bestallung erhalten, bis zum 17. August, stand ich alle Morgen um 4 Uhr auf und legte mich Nachts nicht vor 12 Uhr zu Bette. Denn ich hatte den unerschütterlichen Vorsatz, das Werk erst zu Stande zu bringen, ehe ich nach Duisburg abginge. Daher, theurer Freund, entstanden meine so leidenschaftlichen Besorgnisse und Aengstlichkeiten, in die ich besonders voriges Jahr um diese Zeit ausbrach, und wegen welcher Sie mir damals Vorwürfe machten, daß ich wegen meiner zu frühen Abreise das Werk nicht würde zu Stande bringen. — Auch hatte ich, wie Sie wissen, noch andere Ursachen*), die mich drängten, dies Werk noch auszuarbeiten.« Nachdem er wiederholt auf eine den Empfänger des Briefes belästigende Weise die Schwierigkeiten hervorgehoben, womit er zu kämpfen gehabt, bemerkt er: »Vielleicht ist es noch nie auf Erden einem Schriftsteller so sauer wie mir geworden. Jeden Schritt, den ich weiter zum Ziel gerungen, habe ich mit Abkürzungen meines Lebens erringen müssen. Dabei habe ich alle gesellschaftlichen Freuden des Lebens verleugnet. Alle Woche ging ich nur ein einziges Mal aus, von 5 Uhr Abends an. — Ich habe ein starkes Tage-

*) Ohne Zweifel auch, weil er des Honorars bedurfte.

werk vollendet und des Tages Last und Hitze getragen. Rechnen Sie hierzu die vorigen vielen Leiden meines Lebens, die mancherlei merkwürdigen Revolutionen, die in demselben vorgegangen, die Leib und Seele zerstörenden Leidenschaften, die Jahre lang mich durchglühten. Jetzt bin ich bald 40 Jahre; bis dahin habe ich, seit meinen Knabenjahren, mein Leben unter Leiden, Kümmernissen und den heftigsten Leibes- und Seelenanstrengungen hinbringen müssen.« Schon vorher hatte er bemerkt, daß sein Unterleib noch immer sehr zerrüttet sei; das sei freilich eine unangenehme Folge seiner Anstrengungen des Leibes und der Seele, aber diese Anstrengungen seien zu seiner innern Glückseligkeit nothwendige Uebel gewesen, die Erhaltung seines innern und äußern Menschen habe davon abgehangen, daß gewisse mit seiner innersten Natur genau verwebte Bedürfnisse befriedigt würden. Wie viel Rednerei hierbei unterlaufe, bedarf wohl kaum der Bemerkung.

Sein Auftreten zu Duisburg als Professor der Philosophie wurde ihm, wie er weiter an Irving berichtet, weit schwerer als jedem Andern, weil er nie Philosophie in der Ordnung und den Theilen studirt habe, wie er sie jetzt vortragen müsse. Aber auch diese Schwierigkeit glaubt er überwinden zu können, da ihm die Vorsehung eine Riesennatur gegeben. »Kopf, Brust, Hände und Füße sind mir noch gesund. Jeder sieht mich für zehn Jahre jünger an, als ich bin, nur in meinem Unterleibe sind Zerrüttungen entstanden, die freilich zuletzt fürchterlich werden können. Und worüber ich eben so sehr erstaune, so hat mein Geist fast noch Nichts von seiner vorigen Lebhaftigkeit verloren. Die Aeußerungen und Ausbrüche meines Gefühls, meines noch immer so warmen Herzens überzeugen mich hiervon.« Alles dies ist nur darauf berechnet, Irving's Verwendung zu erwirken, daß ihm sein Gehalt auch für die ersten acht Monate des Jahres 1788 zum Ersatz für die Auslagen seiner ersten Einrichtung

ausgezahlt werde, er auch vielleicht eine Zulage erhalte. »Betrachten Sie mich nach der vorherigen Lage meines Lebens und nach meiner gegenwärtigen, so wird Ihnen einleuchten, daß Mangel an gewissen Bequemlichkeiten des Lebens, an gewissen Gelegenheiten, sich das Leben angenehmer und froher zu machen und der Gesundheit des Körpers zu Hülfe zu kommen, ferner daß Kümmernisse und Nahrungssorgen bei einem Temperament wie dem meinigen, das stärker fühlt und innigerer und lebhafterer Bedürfnisse fähig ist, einen nachtheiligen Einfluß auf Seele und Leib bei mir äußern müssen. Nun nehmen Sie hier den theuren Ort. Meine Wohnung kostet 85 Thaler, mein Tisch 72; ich kann es nicht wohlfeiler haben. Rechnen Sie hierzu die übrigen Ausgaben, Bücher u. dergl.; und nun bei alle dem nicht mehr als 300 Thaler jährlich. Der Collegienverdienst ist hier Kleinigkeit. Meine Schriften sind mir schlecht bezahlt worden, für den Bogen mit viertehalb Thalern. Von diesem Erwerb habe ich mir Bücher angeschafft, verschiedene Schulden aus vorigen Zeiten bezahlt (und ich habe noch einige aus jener frühern Periode) und die kleinen Ausgaben in meiner Eltern Hause bestritten, um ihnen diese Last zu erleichtern.«

Um Michaelis 1788 erschien der erste Band der »Versuche«, den Plessing auch an den bereits seit ein paar Monaten, am 18. Juni, nach Weimar zurückgekehrten Goethe sandte, wohl mit einem die Mühe, welche ihm dieses Werk gekostet, hervorhebenden und seine Theilnahme beanspruchenden Briefe. Ob Goethe ihm darauf geantwortet, wissen wir nicht; daß er ihm aber ein Exemplar seiner Werke, von denen bis dahin fünf Bände erschienen waren, zugehen ließ, ergiebt sich aus seinem Briefe an seinen Verleger Göschen vom 6. November 1788. »Schicken Sie doch«, beauftragt er diesen, »ein geheftetes Exemplar meiner Schriften, auf ordinär Papier, an Herrn Pastor Plessing in Wernigerode, mit dem Ersuchen, solches seinem Sohne, Herrn

Professor Plessing in Duisburg am Rhein, mit Gelegenheit zu übersenden.« Wie Plessing Michaelis 1789 den zweiten und letzten Band seiner »Versuche« gesandt haben wird, so erfolgte durch Göschen bis zum Jahre 1790 die Uebersendung der noch drei übrigen Theile von Goethe's Schriften, welche Plessing mit größtem Eifer sich angeeignet haben wird. Zu seinen Lieblingsstellen, an die er häufig erinnerte, gehörten die Worte Tasso's *):

An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb,
Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Noch am 6. Februar 1789 hatte er an Irving geschrieben, er habe bisher Niemand in Duisburg gefunden, dem er sagen könnte, was er gewesen und was er jetzt sei; auch dieses Glück fehle ihm. Aber gar bald trat er zu dem vier Monate vorher als Professor der Theologie nach Duisburg gekommenen A. W. P. Möller, der auch seine theologischen Studien an dieser Universität gemacht hatte, in die allerinnigste Verbindung. Möller's Sohn bedauert a. a. O. I, 35 dieses höchst vertraute Verhältniß nicht aus den vielen vorliegenden Briefen Plessing's darlegen zu können, weil es ihm an Raum gebreche; ein paar Bogen hätte er aber immer darauf verwenden können. »Dieser eigenthümliche Mensch«, bemerkt er, »mußte neben dem mündlichen Verkehr mit den Freunden, unter welchen er lebte, sich oft schriftlich gegen sie aussprechen, um so den vollen und umfassenden Ausdruck für das zu gewinnen, was er für sie im Herzen bewahrte. Freunde zu haben und im Genusse der Freundschaft glücklich zu sein, den Geliebten einen frohen Augenblick, eine durch hehre Erinnerungen geweihte Stunde zu bereiten, im

*) Nach A. W. Möller in der Schrift „Fr. A. Krummacher und seine Freunde" I, 36.

engsten Kreise inniger Vertraulichkeit seinen Herzensergießungen, seinen Phantasien und schönen Träumen, seinen oft schwärmerischen Exaltationen freien Lauf und Ausbruch zu gönnen, das war die Leidenschaft seines Lebens, der er oft schwere, den Freunden gänzlich verborgen gebliebene Opfer brachte. Gleichgültigen oder ihn abstoßenden Menschen gegenüber oft sauer, morös und ungenießbar, erschien er wie ein entzückter Priester im Tempel der Freundschaft, wenn eine denkwürdige Stunde, deren Feier er beschlossen und sorgfältig vorbereitet hatte, seine Freunde um ihn versammelte. Er ging dann oft so über alles Maß der nüchternen Wirklichkeit hinaus, daß es selbst dem phantasiereichen Möller mitunter schwer ward, diesem bekränzten Gaste an der Platonischen Tafel ganz zu folgen.« Wir können uns aber kaum der Vermuthung enthalten, daß an dieser Excentricität wie an seinem ganzen Verhalten viel Gemachtes war, darauf berechnet, sich als Sonderling darzustellen, was ihm zuletzt zur andern Natur geworden war.

Bei der Rückkehr vom Zuge aus der Champagne besuchte Goethe im November 1792 den so lange nicht mehr gesehenen Plessing zu Duisburg, wie er dies ausführlich berichtet. Dieser gedachte bei dieser Gelegenheit dankbar der ihm geleisteten Dienste, und das Zurückschauen in die vergangenen Tage gewährte beiden Theilen einige angenehme Stunden. »Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt«, fährt Goethe fort, »hatte viel zu erzählen und mitzutheilen. Ihm war geglückt im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimniß neigt, woraus er denn die Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessirte. Seine gegenwärtigen Zustände

fand ich auch keineswegs behaglich. Er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wüthender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet. Zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die besten, besonders erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht sich sonderlich zu pflegen und zu schonen. Auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentliche frohe Mittheilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art zu sein konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.« In Pempelfort, von wo Goethe eben kam, wird er Jacobi wegen Plessing's befragt haben, über welchen Hamann diesem ein so äußerst ungünstiges Urtheil gefällt hatte. Von Münster aus meldet Goethe an Jacobi: »In Duisburg fand ich Plessing mit antediluvianischen Untersuchungen beschäftigt.« Also die Urgeschichte der Menschheit, wovon er den Dichter mehr, als diesem lieb war, unterhalten haben wird, bildete noch immer sein Lieblingsstudium. Goethe, dem jetzt das reinste Ideal der Kunst aufgegangen war, der in seinen Naturbetrachtungen auf dem sichern Weg der Beobachtungen ruhig vorschritt, der in seinen Gedanken über die Entwicklung der Menschheit ganz mit Herder's reinen, geistvollen »Ideen« übereinstimmte, wie seltsam mußte ihm der in abstrusen Träumereien sich gefallende, die schönen alten Mythen launenhaft deutende, in sich unbehagliche, aller Anmuth des Lebens und Geistes ermangelnde, äußerlich sich vernachlässigende Philosoph vorkommen, mit dem er kaum irgend einen andern Verbindungspunkt hatte als seine frühere Bekanntschaft! Und Plessing mußte diesen als ein innerlich ganz fremdes Wesen

betrachten, er mußte ihn bei aller Freundlichkeit für kalt halten und seine Mittheilungen um so rascher verstummen, als er empfand, daß sein gemachtes Wesen diesem nicht entgehen könne, der auf dem Boden reiner Natur und schöner Menschheit stand; ihn durch seine sonderbare Art anzuziehen, wie er es bei seinen Duisburger Freunden that, durfte er nicht hoffen. Dennoch nahm Goethe an ihm menschlichen Antheil und schied freundlichst von ihm, als von einem ihn an frühere Tage erinnernden Bekannten. Ja dieser Besuch mußte ihm die schönste Beruhigung gewähren, da er nun auf das deutlichste sah, wie vollkommen Recht er gehabt, wenn er bei Plessing's erster Annäherung geahnt, daß er dieser zum Trübsinn und düstern Tiefsinn hinneigenden anspruchsvollen Natur Nichts sein könne, daß er ihn seine Wege gehen lassen müsse und bei der starren Selbständigkeit seines eigensüchtigen Wesens nicht zu fürchten brauche, dieser werde an seinem Mißmuth zu Grunde gehen, sondern der Hoffnung leben dürfe, er werde eine Bahn finden, auf welcher ihm eine gewisse Befriedigung und Wirksamkeit nicht entgehe. Und so bildete dieser Besuch Plessing's einen glücklichen Abschluß seines Verhältnisses zu diesem, gerade wie er vor dreizehn Jahren auf der Schweizerreise durch den Besuch Friederikens und Lilis sein Herz beruhigt hatte, das sich bei diesen mehr vorzuhalten hatte als bei dem Pfarrerssohn von Wernigerode, dem er mit freiem Blick ins Auge sehen durfte, im vollsten Bewußtsein, daß ihre Wege nicht zusammengingen. Was war es denn auch gewesen, was Plessing zu Goethe getrieben hatte als die düstere Selbstquälerei und Verzweiflung eines liebesiechen Herzens, welche Goethe in »Werthers Leiden« dargestellt hatte, aber nur um sich gründlich davon zu befreien. Jener Werthersche Trübsinn, den er bei dem Dichter noch voraussetzte, weckte sein Vertrauen zu Goethe, der längst darüber hinaus war und sich nicht ohne Widerstreben seiner glühenden Natur in ein werkthätiges Leben gefunden hatte,

dessen Mühseligkeiten oft schwer auf ihm lasteten. Wie darf man von Goethe fordern, daß er bei den ihn fast erdrückenden, seine ganze Seele mächtig aufspannenden Verhältnissen dem ersten besten, der anspruchsvoll seine Hülfe erzwingen wollte, sich rückhaltslos hingeben sollte! Dieser hielt es für seine erste Pflicht, sich selbst zu bilden, seine leidenschaftliche Natur zu bezähmen, seine Kräfte möglichst zusammenzuhalten, sie nicht in einer Masse der verschiedenartigsten, oft nutzlosen Wirkungen zu zersplittern, dagegen das, was er übernommen hatte, zu glücklicher Vollendung durchzuführen. Daß er dabei keineswegs von innigst theilnehmender, ja thätig sich bewährender edler Menschenliebe verlassen war, diese vielmehr häufig in rührendster Weise hervortrat, wissen Alle, die einen mehr als oberflächlichen Blick in sein Leben gethan haben. Ohne Aussicht auf eine erfreuliche Wirkung sich hinzugeben, widersprach seiner tief sittlichen Natur, der jede nutzlose Vergeudung der Kraft wiederstrebte, sowie der ganzen Richtung seines Geistes, der nur da zu wirken vermochte, wo ein wenn auch nur mit äußerster andauernder Anstrengung, doch sicher zu erreichendes Ziel sich zeigte. Plessing's Briefe schienen ihm auf einen Menschen zu deuten, dessen auf wunderlicher Einbildung beruhenden Trübsinn zu verscheuchen, den zu einem frischen Streben, zu thatkräftigem Wirken zu erheben, für ihn eine Unmöglichkeit sei, und doch wollte er sich von diesem sonderbaren Wesen durch eigenen Anblick überzeugen, woher er es sich nicht gereuen ließ, ihm zu Wernigerode einen Tag zu widmen, wo er denn gar bald die Gewißheit erhielt, daß er ihn nicht zu heilen vermöge und sich deshalb nicht mit ihm belasten dürfe. Mögen Andere sich selbst sagen, ob sie in ähnlichen Fällen anders gehandelt haben würden: Goethe konnte und durfte es nicht. Was hätte eine freundliche Antwort, wozu wohl Manche sich verstanden haben würden, anders wirken können als Hoffnungen erregen, deren Täuschung ihn nur zu bald tiefer als das

Schweigen verwundet haben würde? Allen Unglücklichen zu helfen ist keines Menschen Sache, vielmehr gebieten die Würdigung unserer beschränkten Kräfte und die Aufwendung derselben zu eigener Durchbildung häufig die entschiedenste Entsagung. Aber hätte denn ein solches Vertrauen, wie es Plessing ihm entgegenbrachte, nicht das herzlichste Entgegenkommen von Goethe's Seite gefordert? Ja freilich, wenn es aus vollem Herzen geflossen wäre! aber daß dieses hier nicht der Fall, daß es bloß ein eigensüchtiges Andrängen war an den berühmten Dichter des »Werther«, mit dessen Stimmungen er in Einklang sei, das empfand Goethe mit der ihm eigenen feinen Ahnung, und darum konnte er keine Lust fühlen, sich mit dieser Last, wie mit so manchen ihn fast zur Verzweiflung bringenden, ihn überall verfolgenden bösen Folgen jenes Romans zu schleppen. Später bewährte sich der an Plessing trotz allem genommene rein menschliche Antheil des Dichters darin, daß er das von Königsberg an ihn gerichtete Schreiben des endlich zu einem entschiedenen Streben gelangten jungen Mannes nicht, wie so mancher Andere an seiner Stelle gethan haben würde, unbeantwortet ließ, sondern zu brieflicher Verbindung sich bereit zeigte, wenn er auch auf eine leidenschaftliche Freundschaft und kameradschaftliche Vertraulichkeit nicht eingehen konnte.

Seit 1792 scheinen sich Goethe und Plessing nicht wieder gesehen zu haben; ob sie in weiterer brieflicher Verbindung gestanden, Plessing ihm vielleicht den am 31. December 1793 erfolgten Tod seines Vaters mitgetheilt, wissen wir nicht. Nach Möller I, 39 ist Goethe's Briefwechsel mit Plessing vernichtet worden; die Erhaltung des oben mitgetheilten Briefes war ihm unbekannt geblieben. Zur Vollendung größerer schriftstellerischer Arbeiten, wenigstens zur Veröffentlichung solcher, gelangte Plessing nicht mehr. Die Forschungen über die Urgeschichte und Urweisheit der Menschheit scheint er aufgegeben und sich ganz der

Begründung eines vollständigen philosophischen Systems gewidmet zu haben, womit es ihm aber nicht besonders gelang. Auf Eigenthümlichkeit scheint er es auch hier angelegt zu haben; nach welcher Richtung er sich aber geneigt und wie er sich zu den herrschenden Systemen der Zeit verhalten, wissen wir nicht. »Schwere, dunkle Stunden bereitete ihm die Arbeit um die Vollendung seines philosophischen Systems«, berichtet uns Möller's Sohn (I, 35). »Plessing suchte dann die Einsamkeit der Wälder und war oft wochenlang seinen Freunden unzugänglich; nur an seinen Freuden, nicht an seinen geheimen Leiden wollte er sie Theil nehmen lassen.« Mit Möller rang er die peinigenden Zweifel über Gott und Welt zu lösen. Am Ende des Jahres 1800 kam auch Krummacher, Möller's Schwager, nach Duisburg, zu welchem sich bald ein inniges Verhältniß bildete. Die unglückliche Lage des Deutschen Vaterlandes, als dessen geschworenen Feind er Napoleon haßte, machte Plessing wie den Freunden bange Sorgen. Dazu kam bald der Verlust seines so herzlich vertrauten Freundes Möller, der nach einer zeitweiligen Entfernung am 20. Juli 1805 auf immer von Duisburg schied, indem er einem ehrenvollen Rufe nach Münster folgte.

In Krummacher's an Möller in Münster gerichteten Briefen tritt uns ein lebhaftes Bild des Sonderlings während seines letzten Lebensjahres entgegen; wir erkennen hier den zum Seltsamen, Aufsehen Erregenden hinneigenden Mann, der sich in äußerer Vernachlässigung, im Schein tiefsinniger Ergründung und der Leidenschaft für die Freunde gefällt. Bei der Anwesenheit einer Freundin des Möllerschen Hauses, Christiane Engels, ladet er einmal die Gesellschaft auf Burgunder zu sich ein. »Tags darauf war er bei uns«, schreibt Krummacher. »Da hat er sich von Christiane die alten Lieder: »Dir folgen meine Thränen u. s. w.« vorspielen lassen und hat ihr dann auf einem Spaziergange sein philosophisches System erklärt! Auch hat sie

ihn vor einigen Tagen, doch nur am Fenster, in seinem Lüstre, nämlich in dem alten Japon gesehen. Der philosophische Sonderling kommt oft zu uns, und er ist der Einzige, mit dem man einmal närrisch sein kann.« Als im October 1805 der Minister Massow, der die Verlegung der Universität nach Münster eifrig betrieb, in Duisburg anwesend war, gerieth Plessing mit Krummacher des Ministers wegen in einen heftigen Streit. »Er sagte«, erzählt Krummacher, »wir würden durch die Versetzung in ein ander Hundeleben gerathen; der Minister habe recht knauserig sich geäußert, man müsse ihm gar nicht trauen. Ich hielt ihm das Gegenpart. Er machte mir allerlei Vorwürfe; ich hätte immer die Universität hier fort haben wollen, er aber nicht; man habe ihn falsch beschuldigt, ich hätte keine Menschenkenntniß — worauf ich ihm sagte, er begucke sie alle durch eine gelbe Brille u. s. w. — Im Grunde war ich gar nicht heftig, nur Plessing verschob die Schulterblätter und das Mundwerk. — Grimm sagte, er könne sich die Heftigkeit wohl erklären. Der Minister habe gesagt, die philosophische Facultät in Münster sei schon organisirt; wir sollten nur noch unsere theologische Meinung mit ehestem abgeben. Plessing hatte den Vorsatz, dem Minister im Auditorium eine Vorlesung zu halten, Fragmente aus seinem philosophischen System. Er hatte die ganze Vorlesung ausgearbeitet. Ich sagte ihm aber sogleich, er würde sie nicht an Mann bringen.« Bald darauf geht Plessing einmal bei schönem Frostwetter nach Essen, um Freund Krummacher, der sich zum Besuch dorthin begeben hatte, zu überraschen. »Er sah aus wie ein verlaufener alter Student oder abgetriebener Philister«, berichtet Krummacher«, hatte den groben alten Hund an und die hundertjährige weiße zottige Weste, Wäsche à l'ordinaire, ungepudert, beschwitzt wie ein gespickter Hase, dabei — denn es hatte gethaut — über und über beschmutzt 2c. Er war aber guter Laune, erzählte sogleich, daß er jetzt nur Thee mit Wein wolle,

aber am Abend entsetzlich essen würde, daß er unterwegens für Bier und Butterbrod nur 5 Stüber verzehrt habe u. s. w. Ich konnte nicht anders als seine Bemerkungen mit Commentar begleiten, und es wurde tüchtig gelacht.« In dem eben beschriebenen Anzuge, wo er »wie der Knecht von einem Packträger« aussah, ging er in eine große Gesellschaft, was Christiane Engels als »etwas Genialisches bei einem alten respectabeln Professor« entschuldigte. »Es war mir fast unmöglich«, fährt Krummacher fort, »nicht mit und über ihn zu spaßen, und er war so fromm wie ein Lamm. Ueberhaupt ist er seit einiger Zeit gar zu gutmüthig. Vor kurzem invitirte er mich und Spieß zum Abendessen d. h. auf einen sandigen Pfannkuchen. Da las er uns seine Rede vor, die er für den Minister fertig gemacht hatte, wohl 5 bis 6 Bogen, erstaunend umständlich, ein Extract des neuen Systems, aber wir konnten doch so viel Neues nicht darin finden. — Als er am Ende war, las er auch noch seine Abschiedsrede bei dem Rectoratwechsel, kostbare Worte von dem Musensitze, welches ich denn jedesmal, was er geduldig vernahm, Mäusesitz dolmetschte. Da wir bei ihm zu Gaste waren, so nahmen wir sein System etwas in die Kluppe, und bewiesen ihm unter anderm, daß er in Rücksicht seiner Metamorphose ganz in der Irre sei.« Wie ergötzlich sie ihn damit aufgezogen, führt er weiter aus. »Heute war er im Professorenkränzchen«, berichtet Krummacher darauf. »Daß er sich ganz entsetzlich über das jetzige (politische) Wesen ärgert, ist begreiflich. Er wünschte sich sogar diesen Nachmittag, wie er mich auch zur Gesellschaft bestellte, den Tod, was ihm aber nicht ganz ernst sein mochte. Ich sagte ihm: »Nein, lieber mitfechten!« Der Schlag bei Austerlitz setzte gleich darauf alle Deutschgesinnten in bangste Sorge. »Wir hatten so schöne Nachrichten von Kaiser Alexander«, schreibt Krummacher am 24. December 1805; »nun ist Alles, Alles zu Wasser! Plessing ist in wahrer

Verzweiflung; er brütet mit tiefer Melancholie über dem Chaos, das er um und vor sich sieht. Der Sieg Alexander's hätte ihn bis zum höchsten Jubel begeistert; aber tolluntur in altum, ut etc., so ist es auch mit ihm. Wir hatten schon darauf getrunken und gezecht und waren voller Freude. Ich habe Plessing noch nie so gesehen; er hat nun wieder seine Beschwerden im Unterleibe, und dauert mich recht. — Vor einigen Tagen hat er seine Metaphysik angefangen; vielleicht hat ihn die Frage des Herrn (Präsidenten) von Vincke in Bewegung gesetzt. Es ist ihm auch recht gut, daß er täglich doch einmal seine Käsejacke ablegen muß.« Am 22. Januar 1806 meldet Krummacher: »Plessing hat an Vincke geschrieben und kürzlich eine freundliche Antwort erhalten, worin er aber auch die baldige Erscheinung des Systemes erwartet.« Dazu sollte aber Plessing nicht gelangen; denn bereits am 6. Februar setzte ein wiederholter Schlaganfall seinem Leben ein Ende. »Auch ich habe viel um Plessing gelitten«, äußert Krummacher eine Woche später an Möller, der sich über seinen Verlust gar nicht trösten konnte, »aber du freilich mehr; ich sah ihn allmählich sterben, und mein Schmerz war also vertheilt und lange vorbereitet. — Als ich ihm zum letztenmal die Hand reichte, drückte er sie mit seiner gewohnten Inbrunst. Seit wir ihn nicht mehr haben, fühle ich doppelt, was wir an ihm hatten! Er schwebt mir unaufhörlich vor der Seele, und ich weine oft um ihn. — Er hat mir diesen Winter oftmals seine Besorgniß geäußert, der Schlagfluß würde bald ihn wieder treffen, und er würde nicht lange mehr leben. Nach Münster versetzt zu werden, war ihm ein unangenehmer Gedanke, und als Carstanjen ihm vor einiger Zeit sagte: »Sie müssen hier bleiben, wenn man Ihnen 600 Thaler Pension giebt«, hat er ihm herzlich die Hand gedrückt. Bei seinem Begräbniß ist allerdings auf seinen Willen Rücksicht genommen worden. Er wurde mit Musik begraben — eine herzdurchschneidende Musik! Er liegt nahe

an dem Thürchen, wo wir in die Kirche gingen. — Du mußt dich besser fassen, Bruder! Es greift dich an, und schadet dir, und ihm ist wohl. Er konnte am besten heimgehen. — Ich habe sein Bild noch vor mir, wie er so ruhig da lag, und so gerne ich ihn noch gehabt hätte (denn ich gewann ihn von Tag zu Tag lieber), so weiß ich auch jetzt mit Freudigkeit an ihn zu denken. — Der gute Hengstenberg (sein Diener) war recht traurig. Er war verreiset gewesen zu seinen Verwandten, unaufhörlich in schlimmer Ahnung — ich habe mit ihm geweint. Ach, er war mir ja wie mein Vater! sagte der gefühlvolle melancholische Mensch.« Später schreibt er: »Wer hätte solch ein Derangement in seinen Finanzen ahnen sollen! Sein Leben war gewiß recht das Leben eines Unglücklichen — um desto trauriger, da er seinen Kummer und Sorgen in sich verschloß.«

Goethe konnte die Kunde von Plessing's Tode mit gefaßter Ruhe vernehmen; denn er hatte sich seinetwegen Nichts vorzuwerfen, ja er durfte sich das Zeugniß geben, daß er ihm rein menschlichen Antheil gewidmet und ihn, so viel ihm möglich, gefördert, wenn auch die Verhältnisse eine innigere Verbindung ihm nicht gestatteten; nur die Lust, dem großen Manne Etwas anzuhaben oder ganz falsche Auffassung können Goethe's Behandlung des zu düsterer Excentricität und wirrer Sonderbarkeit hinneigenden, vom Drange, sich hervorzuthun, beherrschten Wernigeroder Pfarrerssohnes, der sich anspruchsvoll ihm aufgedrängt hatte, zum Beweise gegen seine herzliche Menschenliebe mißbrauchen. Kraftlos prallen alle solche Pfeile von seinem hehren Menschenbilde zurück, das wir freilich, bei aller bewundernden Verehrung und allem ergriffenen Gefühl seines einzigen Wesens, ja eben deswegen, nie und nimmer zu einem übermenschlichen Götterbilde umschaffen möchten.

X.

Fichte.

Wohl selten, vielleicht nie, hatte ein bedeutender Mann sich des Glückes zu erfreuen, von dem eigenen Sohne in seinem Leben und Wirken so warm, eindringlich und wahr geschildert und gewürdigt zu werden, wie es Fichte zu Theil geworden. Sein Leben nebst literarischem Briefwechsel von seinem Sohne, Immanuel Hermann Fichte, ist eins der werthvollsten und gediegensten Werke, welche die Geschichte unserer neuern Deutschen Philosophie ans Licht gestellt hat. Gründlichkeit, Einsicht und Reife des Urtheils haben sich hier mit Klarheit und Innigkeit der Darstellung zu einem des Geschilderten würdigen Lebensbilde vereinigt, das durch die Hand, welche es entworfen, einen noch größern Reiz für uns erhält. Und auch ein Enkel hat sich als Vermittler der großen Gedanken Fichte's dem weitern Leserkreise dargestellt.

Mußten wir im Allgemeinen die große Wahrheit rühmen, die sich in dem verehrungsvollen Lebensbilde des Sohnes ausprägt, so dürfen wir es um so ungescheuter aussprechen, daß in der Darstellung der Entlassung Fichte's von seiner Jenaer Professur, und insonderheit in der Auffassung von Goethe's Betheiligung an dieser Angelegenheit, die Vorliebe für den Vater den Sohn

irre geführt hat, da hier nicht allein sein Urtheil ganz einseitig erscheint, sondern er Manches übergangen hat, was zu einer vollständigen Darlegung der Verhältnisse unumgänglich nöthig sich erweist. Nichts kann verfehlter sein als die Behauptung, Fichte habe sich als den politischen Gegner Goethe's, dieser sich als den seinigen betrachten müssen, und dieses Verhältniß habe zur damaligen Zeit fast noch mehr wie jetzt gegenseitiges Vertrauen und volle zusammenwirkende Anerkennung ausgeschlossen. Goethe erkannte jede Ueberzeugung als solche an, und so störten die freien Gesinnungen Fichte's sein Verhältniß zu diesem nicht; nur wenn diese ihn zu dem Versuche getrieben hätten, das Bestehende anzugreifen und zu bekämpfen, den Umsturz des Staates sich zum Ziele zu setzen, nur dann würde er sich verpflichtet gefühlt haben, ihn als seinen Feind zu betrachten, ihm auf jede Weise entgegenzutreten. Aber Fichte war davon weit entfernt, und Niemand in der Weimarischen Regierung hielt ihn eines solchen Versuches fähig, obgleich der Sohn das Gegentheil ohne Beweis aufstellt; denn wenn Fichte selbst behauptet, man habe seine Briefe erbrochen, so hat er sich wohl getäuscht. Auch in Berlin meinte er, man breche seine eigenen Briefe auf, woran auch Schelling glaubte; als Letzterer aber ihm ein Couvert zum Beweise schickte wie unverschämt man in Berlin Briefe aufbreche, mußte Fichte gestehen, daß er selbst das Couvert noch einmal aufgerissen habe und das Berliner Postcomptoir unschuldig sei. Fichte war in seiner leidenschaftlichen Aufregung zu maßlosem Verdachte nur zu geneigt. Von seiner Verbindung mit Reichardt wußte Goethe wohl gar Nichts, und wäre dieses auch gewesen, wirkliche Versuche zum Umsturz traute er auch diesem nicht zu, mit dem er selbst so lange in brieflichem Verkehr blieb, bis dieser Schiller auf die herbste Weise angriff.

Daß Goethe ein erklärter Feind des Französischen Umsturzes gewesen, wird Niemand leugnen wollen, aber er haßte die ver-

stockten Aristokraten, welche die Grundursache alles Unglücks waren, nicht weniger als die herrsch- und raubgierigen Demokraten. Daß er jenes weltgeschichtliche Ereigniß niedrig und nur von der burlesken Seite aufgefaßt und behandelt habe, das sollen nach Fichte's Lebensbeschreiber »der Bürgergeneral« und »die Aufgeregten« beweisen, wo die eingeschränkt gehässige Ansicht des Gegenstandes sogar die poetische Auffassung bis zur Geschmacklosigkeit herabdrücke. Diese beiden dramatischen Scherze beziehen sich aber gar nicht auf den Umsturz in Frankreich, dessen geschichtliche Nothwendigkeit Goethe durchaus nicht verkannte, sondern auf die Versuche selbstsüchtiger, gewissenloser Menschen, in Deutschland selbst unter dem trügerischen Banner der Freiheit und Gleichheit ähnliche Verwirrungen anzurichten. Und waren nicht Herder und Knebel in der ersten Zeit leidenschaftliche Anhänger der in Frankreich erstandenen Freiheitsideen, ohne daß Goethe deshalb mit ihnen gebrochen hätte? Freilich meinte der treffliche Naturforscher Bartsch, seine freisinnige Anschauung habe ihm Goethe abwendig gemacht, aber er ward seines Irrthums bald inne, da dieser wieder eben so vertraut sich wissenschaftlich mit ihm unterhielt wie früher. Es wäre noch das erste feststehende Beispiel beizubringen, daß Goethe wegen abweichender politischer oder religiöser Ansichten, ohne daß diese widerwärtig sich ihm aufgedrungen oder zu thätiger Ausführung gegriffen, eine Verbindung aufgegeben habe. Daß dieß auch Fichte gegenüber nicht der Fall gewesen, wird sich aus der folgenden Darlegung ergeben, wobei wir auf Goethe's Aeußerungen in den »Annalen« uns nicht berufen werden, da andere urkundliche Belege vorhanden sind und die »Annalen« überhaupt in Folge ihrer späten Abfassung vielfach unzuverlässig erscheinen.

Als Voigt, der Curator der Universität Jena, auf Hufeland's Empfehlung Fichte an die Stelle von Reinhold nach Jena berief, waren bereits dessen »Beiträge zur Berichtigung der Ur-

theile des Publikums über die Französische Revolution« erschienen, freilich ohne seinen Namen, der aber bald genug bekannt ward. Er hatte hier aus dem Begriffe und dem Zwecke des Staates die Forderung der Veränderlichkeit seiner Verfassung hergeleitet, und aus der Befugniß jedes Einzelnen, aus dem Staatsvertrage auszuscheiden, die Rechtmäßigkeit des Umsturzes der Regierung bewiesen. Trotz seines Rufes als Demokrat wagte es Voigt, ihn zu berufen, indem er hoffte, Fichte werde klug genug sein, seine »demokratische Phantasie oder Phantasterei« zu mäßigen. Auch unterließ er nicht, dies ihm selbst brieflich zu verstehen zu geben. »Was Voigt über die Professorenpolitik schreibt«, bemerkte Böttiger in Bezug hierauf gegen Fichte, »ist ja die Politik eines jeden vernünftigen Staatsbürgers. Wahr ist es, daß Ihr Ruf nach Jena überall großes Aufsehen erregen wird und in den nächsten Kreisen schon wirklich erregt. Allein Sie lesen ja nicht über Schlözer's »Metapolitik«, und den esoterischen Schülern können Sie noch mehr, als der gute Schlözer sich je in den Sinn kommen ließ, anvertrauen. Wo Schnaubert Dinge wie in seiner neuesten Disputation: De principe legibus suis obligato, mit Beifall seines Fürsten schreiben kann, da muß man auch Alles sagen können.« Voigt wird Fichte nicht verhohlen haben, wie der Rückschritt jetzt allgemein in allen Deutschen Cabinetten herrsche, und jede zu freie politische Aeußerung diese gegen Jena aufregen werde.

Fichte hatte Böttiger ersucht, ihm einen Verleger für sein Antrittsprogramm »über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie« und für seinen bogenweise auszugebenden Grundriß zu verschaffen. Darauf erwiederte Böttiger: »Bertuch wird mit Vergnügen den Verlag Ihres Programms übernehmen. Aber schicken müssen Sie mir das Manuscript so früh als möglich. Eine solche Posaune kann nicht früh genug geblasen werden! Die Materie, die Sie hierzu gewählt haben, ist

äußerst zweckmäßig. Auch zu Ihrem bogenweise auszugebenden Lehrbuche wird Bertuch sehr gern Verleger sein wollen. — Ihre ganze Idee hatte vorzüglich auch Goethe's Beifall, der bei der ganzen Deliberation gegenwärtig war, und sich überhaupt als Ihren warmen Freund schon lange bewiesen hat.« Also durchaus keine Sorge wegen seines Demokratismus, sondern die regste Theilnahme von Goethe's Seite, der freilich später in den »Annalen« sagt, Fichte habe in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt gehabt, und deshalb seine Berufung als eine Kühnheit, ja Verwegenheit bezeichnet. Als Frau von Kalb sich bei Goethe nach Fichte's Ankunft erkundigte, erwiederte dieser, er sei noch nicht gekommen; sie solle aber sogleich sein Programm erhalten, sobald es ausgedruckt sei. »Aus seinen Briefen scheint es, er habe vor in ein sonderbares Horn zu stoßen.« Den Ankommenden empfing Goethe höchst freundschaftlich, wie Fichte selbst seiner Gattin berichtet. Daß er sich sehr in Acht nehmen müsse, sah er selbst wohl ein. Viele, nicht bloß Studenten, hätten große Lust, schreibt er, sich hinter ihn zu stecken und ihn zu allerlei Dingen zu verleiten, um unter seinem Schutze desgleichen oder Aergeres zu treiben. Er hatte Voigt zugesagt, sich ganz an Hufeland zu halten. »Benutzen Sie dies Zutrauen«, bittet Voigt diesen, »und berathen ihn, damit er nirgends Prise giebt, besonders helfen Sie, daß er die Politik als eine danklose Speculation bei Seite läßt.« In Jena vernahm Fichte, daß Goethe und Wieland gut von ihm gesprochen. Wie sehr Vorsicht Noth thue, ergab sich bald; denn schon nach drei Wochen erzählte ein Hofrath aus Jena den Geheimräthen zu Weimar, Fichte habe öffentlich gelehrt, in zwanzig bis dreißig Jahren gebe es nirgends mehr Könige oder Fürsten — ein leeres Gerede, das aber doch Voigt und Goethe etwas beunruhigte.

Als Fichte bald darauf nach Weimar kam, besuchte er Goethe,

dem er auf seinen Wunsch einen Begriff von der neuen Wissenschaftslehre gab, auch ihm die Bogen seines Lehrbuchs einzeln zuzusenden versprach. Von einem Rückhalte Goethe's, einem Vorurtheile gegen den Demokraten, keine Spur. Voigt schreibt an Hufeland: »Es sind mir einige recht angenehme Stunden gewesen, die ich bei Goethe und Fichte zugebracht habe. Ich hoffe, er soll mit uns zufrieden sein, so wie ich ganz gewiß mir viel Gutes verspreche.« Damals gelobte er Goethe von neuem, alles zu meiden, was Anstoß erregen könne. Gleich darauf dankt dieser Fichte für die übersendeten Bogen, worin er die Hoffnung erfüllt sehe, welche die Einladungsschrift ihn habe fassen lassen. Er finde hier Nichts, was er nicht verstände oder zu verstehen glaubte, Nichts, was sich nicht an seine gewohnte Denkweise willig anschlösse. Durch die wissenschaftliche Begründung dessen, worüber die Natur mit sich selbst in der Stille schon lange einig zu sein scheine, werde er dem menschlichen Geschlechte eine unschätzbare Wohlthat erweisen und sich um jeden Denkenden und Fühlenden verdient machen. Er selbst aber werde ihm den größten Dank schuldig sein, wenn er ihn endlich mit den Philosophen versöhne, die er nie habe entbehren und mit denen er sich nie habe vereinigen können. Die Fortsetzung erwarte er mit Verlangen, um Manches bei sich zu berichtigen und zu befestigen, und sobald Fichte freier von dringender Arbeit sei, denke er über verschiedene Gegenstände mit ihm zu sprechen, deren Bearbeitung er so lange aussetzen wolle. Auch erklärt er sich bereit, an der von Fichte und seinen Freunden beabsichtigten Zeitschrift theilzunehmen. Gegen Frau von Kalb äußert er wenige Tage später: »Fichte's Nachbarschaft ist mir sehr angenehm und bringt mir manchen Nutzen; es conversirt sich auch mit ihm sehr gut, und da er uns verspricht, den Menschenverstand mit der Philosophie auszusöhnen, so können wir Andern nicht aufmerksam genug sein.«

Mit Fichte's Vorgänger Reinhold hatte Goethe nie zu einem ihn

fördernden Gespräche gelangen können, woher ihm sein geistreich lebhafter Nachfolger um so schätzenswerther scheinen mußte. Seine einzigen philosophisch gebildeten Freunde waren Jacobi und Herder, aber auch diese waren nur von einer Seite in die Philosophie hereingekommen, hatten sie nicht zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe gemacht. Aus Spinoza und Kant hatte sich Goethe das angeeignet, was ihm gemäß war; bei Fichte hoffte er auf eine weitere Aufklärung seiner Begriffe über Natur und Geist, und er rechnete auf ihn besonders bei der Ausführung seiner Farbenlehre. Als der Dichter im Juli nach Jena kam, besuchte er unzweifelhaft Fichte, der bald darauf gegen W. von Humboldt äußerte, Goethe habe ihm sein System so bündig und klar dargelegt, daß er es selber nicht klarer hätte darstellen können. Sein Gefühl leite ihn ganz richtig, weshalb er ihn für die Speculation zu gewinnen hoffe. Ein inniger zutrauliches Verhältniß ist kaum zu denken; wo zeigt sich hier der geringste Rückhalt gegen den Demokraten? Aber freilich konnte Goethe den weitern Schritten von Fichte's Speculation nicht folgen. Schon am 8. September schreibt er an Jacobi, er wünsche sehr, gelegentlich seine Gedanken über Gehalt und Form von Fichte's Lehrbuch zu hören, das er als eine sonderbare Production bezeichnet; er selbst sei zu wenig oder vielmehr gar nicht in dieser Denkart geübt, und könne also nur mit Mühe und von ferne folgen. So hatte sich also die Hoffnung auf eine wirkliche Erleuchtung seiner Begriffe durch Fichte nicht verwirklicht, ohne daß irgend eine Abneigung gegen seinen Demokratismus daran Schuld gewesen, wovon auch bis dahin bei Fichte keine Einwirkung sich gezeigt, da er ganz der Gründung seiner Wissenschaftslehre sich hingegeben hatte. Schiller schreibt am 28. October an Goethe: »Nach den mündlichen Aeußerungen Fichte's (denn in seinem Buche war davon noch nicht die Rede) ist das Ich auch durch seine Vorstellungen erschaffend, und alle Realität ist nur in dem Ich. Die Welt ist ihm nur ein Ball,

den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt!! Sonach hätte er seine Gottheit wirklich declarirt, wie wir neulich erwarteten.« So waren also die beiden eng verbundenen Dichterfreunde keineswegs für Fichte's neue Lehre gewonnen.

Als kurz vorher verlautete, es solle eine zweite Auflage von Fichte's Schrift über die Französische Revolution erscheinen, wurde nicht bloß Voigt, sondern auch Goethe darüber verstimmt und besorgt. Letzterer äußerte vertraulich gegen Voigt, das stimme nicht zu dem, was Fichte bei seiner ersten Unterredung mit ihm verheißen habe. »Ich sorge nach meinen Nachrichten aus Dresden, Gotha rc.«, schreibt Voigt an Hufeland, »daß man die Sache auf eine sonderbare Art zur Sprache bringen werde, wenn einer unserer Jenaischen Lehrer so Etwas herausgiebt. Nun glaube ich gar wohl, daß Fichte dabei sehr furchtlos und gleichgültig sein würde, aber wir Andern können es nicht sein, die wir gern ungeneckt leben, und auch Jena nicht verschreien lassen wollen.« Trotz aller Mahnungen ließ sich Fichte zur Unterdrückung dieser zweiten Ausgabe nicht bestimmen, über die er schon mit dem Verleger abgeschlossen hatte, ohne zu bedenken, daß man diese Veranlassung ergreifen werde, die Cabinette gegen ihn als Demokraten aufzuhetzen, und so die Weimarische Regierung in eine üble Lage versetzt werde.

Gleich darauf reizte er die geistliche Behörde dadurch gegen sich auf, daß er am Sonntage Vorlesungen hielt; nur die Zeit des akademischen Gottesdienstes hatte er gemieden, indem er den ihm gegebenen Rath, die Stunde des Gottesdienstes nicht zu wählen, nur in beschränktem Sinne befolgte. Wie wohlwollend man auch in Weimar gegen ihn gesinnt war, wo man die Anklage der beabsichtigten Untergrabnng des öffentlichen Gottesdienstes entschieden zurückwies, man sah sich bei aller Anerkennung doch genöthigt, ihm das Lesen am Sonntage zu ver-

bieten. Doch war diese Angelegenheit noch nicht erledigt, als die gutgemeinten Bestrebungen Fichte's, die verderblichen Ordensverbindungen wegzuschaffen, ihn in noch viel unangenehmere Verwicklungen brachten. Er selbst giebt freilich der Säumniß der Regierung, den Entsagungseid der Ordensbrüder anzunehmen, allein die Schuld an der dadurch hervorgerufenen Aufregung und den ärgerlichen Auftritten, die ihr folgten; aber im Grunde hatte er sich doch durch Unkenntniß der leidenschaftlichen Vorliebe verleiten lassen, womit meist die leeren Köpfe und die rohen Seelen unter den Studirenden an diesem Spielwerk hängen. Er hätte sich sagen sollen, daß gerade diese jeder Belehrung unzugänglich sind und sich erbittert gegen denjenigen wenden, der hieran zu rühren, die Thorheit als solche zu bezeichnen unternimmt. Zwei Orden waren freilich dahin gebracht worden, daß die Mitglieder den Entsagungseid leisteten, aber der dritte zog sich zurück und ließ seinen Groll gegen Fichte in jenen Thätlichkeiten aus, womit studentische Roheit sich rächen zu dürfen glaubt.

Goethe befand sich gerade zu Jena, als dieser Unfug gegen Fichte spielte. Sein Verhältniß zu diesem ward nicht erst in Folge jener Ereignisse gelockert, sondern dadurch, daß seine Lehre ihm unfaßbar war und seiner Anschauung widerstrebte. Als Mitarbeiter an den »Horen« blieb er mit Schiller und Goethe verbunden, die seinen Mangel an Lebensklugheit nur bedauern konnten.

Zu Fichte's Unglück erhob sich der leidenschaftliche Grimm gegen ihn noch einmal, als die ganze Sache längst vergessen schien, die Vorlesungen schon geschlossen waren. Hatte er ja seine Vorträge, worin er die Studirenden auch über die Ordensverbindungen zu belehren gedachte, schon vor dem eigentlichen Schlusse des Halbjahres abgebrochen, weil er die Ueberzeugung gewonnen, daß diese nicht mehr die gewünschte Theilnahme fanden. Da der Senat ihm schon früher die Hülfe, die er von ihm verlangt hatte, nicht

geben zu können erklärt, sondern ihn auf den Herzog verwiesen hatte, so eilte Fichte gleich am folgenden Morgen nach Weimar, wo er Karl August erklärte, daß er unter diesen Verhältnissen nicht mehr in Jena leben könne, und sich die Erlaubniß ausbat, den Sommer auf dem Lande zuzubringen, was ihm unbedenklich gewährt wurde.

Goethe wird nicht weniger wie Schiller diesen Schritt mißbilligt haben, wodurch Fichte der rohen Brutalität das Feld räumte. Von seinem ländlichen Aufenthalte aus besuchte er im Sommer Weimar, wo er bei Herder, Voigt und Goethe vorsprach. Letzterer war, wie Fichte seiner Gattin berichtet, die Artigkeit, die Freundschaft selbst, und er bezeigte ihm ungemeine Achtung. Der Besuch war indessen von Fichte's Seite nur ein förmlicher; auf ein näheres Verhältniß zu Goethe hatte er ganz verzichtet; freilich mochte auch dieser von einem solchen im Grunde wenig erwarten, ja bei Fichte's Mangel an Weltklugheit sich davor scheuen. Kurz vorher war es zwischen Fichte und Schiller wegen eines von diesem zurückgewiesenen Beitrags zu den »Horen« zu Erklärungen gekommen, wobei Fichte sich auf Goethe's Urtheil berief. Schiller wollte darauf erwiedern, Goethe wäre am wenigsten die für ihn günstige Instanz. Dieser sei viel zu fremd im philosophischen Gebiete, weshalb er nicht gerecht gegen ihn sein könne, und Fichte's ästhetische Uebertretungen würden ihn sehr verletzen; wenn er ihn selbst nicht für fähig halte, über den Geschmack und Ton seiner Abhandlung zu urtheilen, so möge er wissen, daß Goethe ihn in diesen Punkten als Richter in seinen eigenen Sachen anerkenne und ihm seine Handschriften zu diesem Zwecke vorlege. Goethe war es wohl, der die Absendung dieses Briefes hinderte. Als Goethe ein paar Monate später einen Aufsatz des unterdessen gestorbenen, von Fichte selbst nach Jena gezogenen Weißhuhn gelesen hatte, worin dieser Sätze und Gegensätze als Grundlage eines neuen Systems der Philo-

sophie aufstellte, meinte Goethe, diese Art zu philosophiren liege ihm näher als die Fichtesche. Das Verhältniß war ganz gelöst, da Fichte sich zurückhielt und Goethe keinen rechten Anknüpfungspunkt fand.

Ende Februar 1797 ward Goethe durch Schiller auf Fichte's im »philosophischen Journal« eben begonnenen »Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre« aufmerksam gemacht, den er mit vielem Interesse gelesen habe. Daß er bei der speculativen Tendenz des Kreises, worin er lebe, wenigstens im Ganzen an dieser neuen Darstellung Antheil nehmen müsse, meldet Goethe an Knebel; er ging sie mit Schiller Abends durch, wie er den 18. März an Meyer meldet. Auf Fichte's »Naturrecht«, dessen erster theoretischer Theil 1796, der zweite praktische 1797 erschien, nahm Goethe keine Rücksicht. Erst im März 1798 schreibt er an Schiller, Fichte habe ihm den zweiten Theil geschickt. »Ich habe aus der Mitte heraus Einiges gelesen, und finde Vieles auf eine beifallswürdige Art deducirt, doch scheinen mir praktischem Skeptiker bei manchen Stellen die empirischen Einflüsse noch stark einzuwirken. — Ich mag mich stellen, wie ich will, so sehe ich in vielen berühmten Axiomen nur die Aussprüche einer Individualität.« Er hatte unterdessen auch Schelling's »Ideen zu einer Philosophie der Natur« gelesen, welche in ihm das Gefühl erregt, daß man wohl thue, im philosophischen Naturzustande zu bleiben und von seiner ungetrennten Existenz den besten möglichen Gebrauch zu machen, bis die Philosophen einmal übereinkommen würden, wie das, was sie nun einmal getrennt haben, wieder zu vereinigen sein möchte. Der transcendentale Idealist glaube ganz oben zu stehen und streite mit den andern Vorstellungsarten, die doch auch berechtigt seien. Möge der Idealist sich gegen die Dinge an sich wehren, wie er wolle, er stoße doch, ehe er sich's versehe, an die Dinge außer ihm an. Wenn die eine Partei von außen hinein den Geist nicht erreichen könne, so werde die andere

von innen heraus wohl schwerlich zu den Körpern gelangen. Die Scene im zweiten Theile des »Faust«, worin der Baccalaureus als überspannter Idealist auftritt und ein Fichte nachgesagtes Wort, man müsse alle Dreißigjährigen todtschlagen, in derbster Weise ausspricht, gehört schon ein paar Jahre früher, 1795 oder 1796, wie auch die Rede des Idealisten in »Oberons und Titanias goldene Hochzeit« im »Faust« nicht später als 1797 fällt.

Ob Fichte an Goethe auch seine im Jahre 1798 erschienene »Sittenlehre« gesandt habe, worin er sich gegen die gewöhnliche Verkennung der Lehre vom Ich ausspricht, wissen wir ebensowenig als uns von einer Antwort Goethe's auf die Uebersendung des zweiten Bandes des »Naturrechts« Etwas bekannt ist. Am 28. August desselben Jahres meldet Schiller: »Ich bin in diesen Tagen von einem Besuch überrascht worden, dessen ich mich nicht versehen hätte. Fichte war bei mir und bezeigte sich äußerst verbindlich. Da er den Anfang gemacht hat, so kann ich nun freilich den Spröden nicht spielen, und ich werde suchen, dies Verhältniß, das schwerlich weder fruchtbar noch anmuthig werden kann, da unsere Naturen nicht zusammenpassen, wenigstens heiter und gefällig zu erhalten.« Goethe erwiederte: »Nutzen Sie das neue Verhältniß zu Fichten für sich, so viel als möglich, und lassen es auch ihm heilsam werden. An eine engere Verbindung mit ihm ist nicht zu denken, aber es ist immer sehr interessant, ihn in der Nähe zu haben.«

So zeigt sich also bis hierher, wo wir an der Schwelle jenes Streites stehen, der Fichte von Jena entfernte, nicht die geringste Spur von einer Abneigung Goethe's und Schiller's wegen seines Demokratismus oder gar wegen seiner Verbindung mit dem Schiller verhaßten Reichardt. Die Geistesrichtung beider Dichter war von der Fichte's zu sehr verschieden, als daß sie sich hätten vereinigen können, und des Philosophen Mangel an Weltklugheit und Mäßigung ließ ein erfreuliches Lebensverhältniß um so we-

niger hoffen, als seine wissenschaftliche Ueberzeugung auf die Gestaltung seines Lebens den wesentlichsten Einfluß übte. Keine engherzigen Rücksichten schieden Goethe und Fichte; Goethe ließ den Philosophen nicht fallen, weil er als Demokrat sein politischer Gegner war, sondern er hatte sich gleich in der ersten Zeit überzeugt, daß Fichte die von ihm erwartete Erleuchtung ihm nicht bringen werde, wie hoch er auch sonst seine geistige Begabung schätzen mochte. Daß er ihm wohl wollte, deutet sein Wunsch an, Schiller's Verbindung mit Fichte möge auch diesem heilsam werden. Bei der Angelegenheit aber, welche Fichte's Entlassung zur Folge hatte, ward Goethe durch die Sache selbst gezwungen, sich gegen ihn zu erklären, wie sehr er auch bedauerte, einen so beliebten Lehrer von Jena scheiden zu sehen.

Fichte's und Niethammer's »philosophisches Journal« hatte am Anfang des Jahres 1798 zwei Aufsätze von Forberg und Fichte gebracht, welche in dem ohne Namen des Verfassers erschienenen, mit G..... unterzeichneten »Schreiben eines Vaters an seinen in Jena studirenden Sohn über den Fichteschen und Forbergschen Atheismus« als atheistisch bezeichnet wurden. Der Zweck dieser Schrift, als deren Verfasser man den verdienten Theologen Gabler in Altdorf anzugeben sich bemühte, war kein anderer, als die Regierungen gegen Fichte aufzuregen. Schon am 19. November verordnete das Kursächsische Ministerium die Beschlagnahme jenes so lange unangefochten gebliebenen Heftes wegen der in den beiden Abhandlungen enthaltenen atheistischen Aeußerungen, die es genauer bezeichnete, und theilte dieses den Landesuniversitäten mit. Gegen die hier erhobene Beschuldigung des Atheismus glaubte sich Fichte öffentlich vertheidigen und auf die Quelle hinweisen zu müssen, woraus diese böswillige Verleumdung fließe. Er that dies in seiner »Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus«. Hätte er sich hier rein an die Sache gehalten und wissenschaftlich dargethan, daß

diese ganze Beschuldigung auf Mißverständniß beruhe, so würde dieser Schritt um so erfolgreicher gewesen sein, je ruhiger der Ton der Vertheidigung. Statt dessen übergoß er das Kursächsische Ministerium mit Hohn, ohne zu bedenken, daß er dadurch einen Kampf auf Tod und Leben hervorrufe, der nur mit dem für Weimar höchst nachtheiligen Verbote der Universität Jena oder mit seiner eigenen Entfernung enden könne. Und sich selbst hatte er nicht allein als einen von der Partei des Rückschritts erbittert Verfolgten dargestellt, sondern er hatte auch, indem er von dem ihm drohenden Scheiterhaufen sprach, den Schein lächerlicher Uebertreibung auf sich gezogen, da im damaligen Deutschland eine solche Strafe eben so wenig zu fürchten stand als jetzt der Giftbecher des Sokrates, den übertreibende Rednerei wohl für die Wahrheit leeren zu wollen prahlt.

Von dieser Schrift sandte er am 18. Januar 1799 zwei Exemplare an den eben in Weimar weilenden, die Aufführung der »Piccolomini« vorbereitenden Schiller mit folgender Zuschrift: »Sie sind einer der ersten, mein sehr verehrter Freund, von denen ich wünsche, daß Ihnen diese Schrift gefallen möge, und an welche ich bei der Abfassung derselben oft gedacht habe. Ein anderer ist der Herr Geheime Regierungsrath (vielmehr Geheimerath) von Goethe. Nun habe ich meine guten Gründe, diese Schrift an keinen Geheimenrath und überhaupt an keinen Menschen, der auf die Entscheidung des Rechtshandels, in den man nun einen philosophischen Disput verwandelt hat, einigen Einfluß haben dürfte, selbst zu geben. Vielleicht läßt Goethe von Ihnen sich eine Unterscheidung gefallen, die ich nicht machen durfte; und so bitte ich Sie, ihm in Ihrem Namen das zweite Exemplar zu übergeben.«

Den folgenden Tag theilte Fichte seine Schrift auch dem Herzog mit. »Als Ew. Herzoglichen Durchlaucht Diener in meiner Angelegenheit Gewalt zu befürchten statt Recht wäre un-

verständig, und unedel Gunst statt Recht zu begehren«, schrieb er bei dieser Veranlassung. »Vor meinen Fürsten werde ich im Wege der ordentlichen Gerichte gestellt werden, und es wird ohne Zweifel erfolgen, was Rechtens ist. Aber Ew. Durchlaucht sind zu sicher, durch die Absonderung des Fürsten vom Menschen nur noch zu gewinnen, als daß ich Bedenken tragen sollte, Höchstdenenselben zu sagen, daß mir an Ihrem persönlichen Urtheile viel gelegen ist, und daß ich hoffe, dasselbe wiederherzustellen, wenn Ew. Durchlaucht in diese Schrift zu blicken und etwa von S. 88 sie zu lesen geruhen möchten. Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht.«

Schon am 18. December hatte sich der Kurfürst an den Herzog von Weimar mit der angelegentlichsten Bitte gewendet, den Verfasser und Herausgeber jener beiden Aufsätze zur Verantwortung zu ziehen und nach Befinden ernstlich bestrafen zu lassen, »auch überhaupt nachdrucksamste Verfügung zu treffen, damit dergleichen Unwesen auf Dero Universität Jena, auch Gymnasien und Schulen kräftiger Einhalt gethan werde, und Wir nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt werden mögen, Unsern Landeskindern die Besuchung sothaner Lehranstalten zu untersagen und ihnen die unverkennbaren Vortheile so mancher besonders auf der Universität Jena vorhandenen Unterrichts- und Uebungsmittel Unserm Wunsch entgegen zu entziehen«. In Folge dieser Zuschrift hatte Karl August am 27. December den Senat aufgefordert, Fichte und seinen Mitherausgeber Niethammer mit ihrer Verantwortung zu vernehmen und von dem Erfolg Bericht zu erstatten, um so mehr, als man zu besorgen Ursache habe, der Inhalt jener Aufsätze möge auch ein Gegenstand ihrer Vorlesungen sein. Daß Fichte wirklich von jenem Schreiben des Kurfürsten an den Herzog von Weimar unterrichtet war, ergiebt sich aus dem gedruckten Briefe vom 18. Januar, womit er seine »Appellation« an Schiller und die bedeutendsten deutschen Theo-

logen und Philosophen sandte. Die Regierung durfte wohl erwarten, daß er, um Kursachsen, dessen Verbot der Universität Jena zu befürchten stand, nicht zu reizen, seine Schrift unterdrückt oder vorläufig zurückgehalten, oder wenn dies unmöglich gewesen wäre, wenigstens dem Herzoge mitgetheilt hätte, daß er vor der Kunde von jener Anklage beim Herzog seine »Appellation« geschrieben und in Druck gegeben, sie auch nicht habe zurücknehmen können. Aber statt dessen that er beim Herzog, als ob er von der Anklage und der in Folge derselben verfügten Vernehmung nichts wisse; wenigstens erwähnte er der schon erfolgten Anklage nicht. Und wozu sandte er seine »Appellation« an den Herzog, dem die letzte Entscheidung gehörte, und der auf dem gesetzmäßigen Wege seine Vertheidigung erhalten mußte, während er die Geheimräthe aus »guten Gründen« überging, aus Gründen, die doch wohl auf den Herzog nicht weniger anwendbar waren?

Wie man in Weimar diese unzeitige Appellation aufnahm, wie insonderheit der Herzog, Voigt und Goethe darüber dachten, sollte Fichte aus Schiller's Erwiederung vom 26. entnehmen. »Es ist gar keine Frage«, schreibt dieser, »daß Sie sich in dieser Schrift von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen völlig gereinigt haben, und auch dem unverständigen Unphilosophen wird vermuthlich der Mund dadurch gestopft sein. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Eingang ruhiger abgefaßt wäre, ja daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Consequenz für Ihre persönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn so wie die hiesige Regierung denkt, war nicht das Geringste dieser Art zu befahren. Ich habe in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, mit jedem, der in dieser Sache eine Stimme hat, darüber zu sprechen, und auch mit dem Herzoge selbst habe ich es mehreremal gethan. Dieser erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im Schreiben keinen Eintrag thun

würde und könne, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Katheder gesagt wünsche. Doch ist dies Letzte nur seine Privatmeinung, und seine Räthe würden auch nicht einmal diese Einschränkung machen. Bei solchen Gesinnungen mußte es nicht den besten Eindruck auf die Letztern machen, daß Sie so viel Verfolgung befahren. Auch macht man Ihnen zum Vorwurf, daß Sie den Schritt ganz für sich gethan haben, nachdem die Sache doch einmal in Weimar anhängig gemacht worden. Nur mit der Weimarischen Regierung hatten Sie es zu thun, und der Appell an das Publikum konnte nicht stattfinden, als höchstens in Betreff des Verkaufs Ihres Journals, nicht aber in Rücksicht auf die Beschwerde, welche Kursachsen gegen Sie in Weimar erhoben und davon Sie die Folgen ruhig abwarten konnten«. Gegen jene Beschwerde sich zu wenden hatte die »Appellation« freilich gar nicht bezweckt, obgleich Fichte nicht verhehlte, daß er davon bereits Kunde erhalten habe, sie hatte sich bloß auf das Verbot und den Vorwurf des Atheismus beschränkt, aber sie hatte doch eine Fichte umspinnende Verfolgung behauptet, welche zu den gewaltthätigsten Mitteln greifen würde, ohne irgend des Schutzes der Regierung zu gedenken, welche ihn zu halten und sein Recht zu wahren Kraft und Willen hatte. »Was meine besondere Meinung betrifft«, fährt Schiller fort, »so hätte ich allerdings gewünscht, daß Sie Ihr Glaubensbekenntniß über die Religion in einer besondern Schrift ruhig und selbst ohne die geringste Empfindlichkeit gegen das Sächsische Consistorium abgelegt hätten. Dagegen hätte ich, wenn ja Etwas gegen die Confiscation Ihres Journals gesagt werden mußte, freimüthig und mit Gründen bewiesen, daß das Verbot Ihrer Schrift, selbst wenn sie wirklich atheistisch wäre, noch immer unstatthaft bleibe; denn eine aufgeklärte und gerechte Regierung kann keine theoretische Meinung, welche in einem gelehrten Werke für Gelehrte dargelegt wird, verbieten. Hierin würden Ihnen alle, auch die

Philosophen von der Gegenpartei, beigetreten sein, und der ganze Streit wäre in ein allgemeines Feld, für welches jeder denkende Mensch sich wehren muß, gespielt worden.«

Goethe war hiermit ganz einverstanden; er bedauerte den unklugen und unnöthigen Schritt, wodurch der Regierung die Beilegung der Sache erschwert werde, und daß die ausgesprochene Furcht vor dem Scheiterhaufen ihn bei allen ruhig Denkenden lächerlich mache. »Fichte brandert es schon«, scherzte er bei Wieland; »darum schreit er vom Scheiterhaufen.« Auch galt wohl ihm besonders seine Klage über diejenigen, welche Weimars Gemeinvortheil verriethen, da Fichte, indem er Denkfreiheit auf das leidenschaftlichste forderte und Kursachsen wegen seiner Unterdrückung derselben verhöhnte, das Wohl der Universität ganz hintansetzte, deren Besuch Kursachsen leicht verbieten konnte.

Vergebens hatte Schiller Fichte zu beruhigen und ihn vor leidenschaftlicher Hitze zu warnen gesucht. Seine beim Senate eingegebene Verantwortungsschrift war noch schärfer als die »Appellation« gehalten; statt sich auf die Frage zu beschränken, ob die verklagten Aeußerungen wirklich atheistisch seien, ging er auf Manches ein, was zur Sache nicht gehörte, suchte als Grund der Verfolgung politischen Haß und als Veranlassung eine niederträchtige Schmähschrift nachzuweisen, bestritt, daß es unter jeder Bedingung unerlaubt sei, besonders in philosophischen Werken, wahrhaft irreligiöse Lehren vorzutragen, und er schloß mit der entschiedenen Forderung, ihn entweder von der Anklage des Atheismus ehrenvoll freizusprechen oder, wenn man seine richtig verstandenen Lehren als atheistisch verdamme, ihn seines Amtes zu entsetzen. Goethe fand eine solche Vertheidigung mit Recht abgeschmackt, da sie die Sache absichtlich auf die Spitze stelle, und der Regierung, die ihn halten wollte, nur Verlegenheit bereite. Daß man von Seiten dieser unter der Hand mit Fichte

verhandelt habe, beruht auf irriger Annahme des Lebensbeschreibers; am wenigsten darf man aus den Worten: »Mündlich das Weitere!« am Ende von Schiller's Brief den Schluß ziehen, dieser habe, als er mit Goethe am 6. Februar nach Weimar zurückkehrte, mit Fichte seiner Angelegenheit wegen gesprochen. Auf die Haltung seiner Vertheidigungsschrift weitern Einfluß zu üben, konnte Niemand einfallen, da, wie die Geheimräthe und der Herzog die Sache ansahen, ihm Schiller bereits mitgetheilt hatte. Wohl mochte man in Weimar sich sagen, daß ein Verweis Fichte zum Aeußersten treiben und er lieber seine Stelle niederlegen als sich einen solchen gefallen lassen werde, und es wäre freilich wohl möglich, beruht aber nichts weniger als auf zuverlässigem Zeugnisse, daß Goethe, der es für Pflicht der Regierung hielt, sich dadurch von dem, was ihr nothwendig scheine, nicht zurückschrecken zu lassen, bei dieser Gelegenheit mit Hindeutung auf Schelling geäußert: »Ein Stern geht unter, der andere erhebt sich« — auf die letzte Entscheidung wirkte er nicht ein, sondern diese erfolgte unerwartet rasch während seiner Anwesenheit zu Jena, und sie ward durch einen neuen verhängnißvollen Schritt von Fichte's Seite herbeigeführt.

Dieser fühlte sich durch den Gedanken, man könnte die Sache mit einem Verweise abmachen wollen, so leidenschaftlich aufgeregt, daß er nicht unterlassen konnte, der Regierung einen deutlichen Wink zu geben, daß sie dies ja nicht wagen möge, da sie hierdurch ihrer Universität die gefährlichste Wunde schlagen würde. Goethe war am Mittag des 21. wieder nach Jena gekommen. Den folgenden Tag schrieb Fichte an Voigt einen seine Stellung vollkommen verkennenden Brief. »Ich habe, verehrungswürdiger Herr Geheimrath, in der bekannten Angelegenheit keinem Manne am Platze extra acta mich mittheilen wollen«, beginnt er. »Jetzt sind unsere Verantwortungsschriften eingelaufen, und es ist daran, mein Schicksal, und vielleicht

das Schicksal einer berühmten Universität, zu entscheiden. Nach reiflicher Ueberlegung halte ich es denn doch für Pflicht, ein Wort dazwischen zu reden, ehe Beides entschieden wird. Ich wende mich an Ew. Hochwohlgeboren als an denjenigen, der mich hierher gerufen und der eine Zeit lang die Güte gehabt, meine Angelegenheiten für einen Theil der seinigen zu halten. Ich überlasse es gänzlich Ihrer eigenen Weisheit, inwiefern Sie von dem, was ich Ihnen sagen werde, weitern Gebrauch machen oder lediglich Ihre eigenen Rathschläge und Maßregeln dadurch bestimmen lassen wollen.« Nachdem er sodann des ungeheuern Mißverständnisses der Anklage gedacht, und daß nur diejenigen, welche die eigentliche Tendenz seines Systems kennen, über die Sache zu urtheilen im Stande seien, droht er: »Die Frage, warum man einen Professor der Philosophie, der weit entfernt ist, Atheismus zu lehren, zur Verantwortung zieht, und den Generalsuperintendenten dieses Herzogthums (Herder), dessen öffentlich gedruckte Philosopheme in der That dem Atheismus so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern, nicht zur Verantwortung zieht, diese Frage, die ich aus Discretion nicht gethan habe, wird nächstens ein Anderer thun, wenn ich es nicht verbitte; und ich werde es sicher nicht verbitten, wenn man noch einen Schritt vorwärts gegen mich thut.« Als ob man freiwillig Fichte zur Verantwortung gezogen hätte, nicht in Folge einer Klage, welche man zum Vortheile der Universität nicht unbeantwortet lassen konnte. Gegen Herder war ja noch kein Kläger aufgetreten. Was er unter »dem Schritte vorwärts« verstehe, ergiebt sich aus der Einleitung zur zweiten Drohung. »Jetzt nehme ich mir nur die Freiheit«, fährt er fort, »eine Stelle in meiner Verantwortungsschrift zu commentiren. „Man wird mir", sage ich in derselben, „wohl auch keinen gerichtlichen Verweis geben; man wird gegen meine Ehre, die mir lieber ist als mein Leben, Nichts thätlich unternehmen". Das habe ich gesagt, weil ich zu dem Entschlusse

leiten möchte, es nicht zu thun, nicht aber, als ob ich wüßte oder so sicher darauf rechnen könnte, daß man es nicht thun würde. Persönliche Beziehungen auf mich, die sich ergeben haben sollen (er meint politische Verdächtigungen, die aber wohl nur in seiner Einbildung oder auf leeren Zuträgereien beruhten), neuerlich entstandene Beziehungen auf die ganze Universität und, was mehr ist, die Beziehungen auf Kursachsen dürften wohl, um dem Letztern eine Art von Genugthuung zu geben, auf den Entschluß leiten, mir durch den akademischen Senat eine derbe Weisung zukommen zu lassen und zu rechnen, daß ich, wenn auch nicht in gleichem Grade dafür interessirt, den Verfasser vom »Grabmal des Leonidas« kein Dementi bekommen zu lassen, dennoch diesen Verweis ruhig hinnehmen werde. Ich muß erklären, verehrtester Herr Geheimrath, daß darauf nicht zu rechnen ist; das darf ich nicht, das kann ich nicht. Ich darf nicht. Mein Benehmen in dieser ganzen Sache von Anfang an bis hierher ist meiner innigsten Ueberzeugung nach nicht nur tadellos, sondern preiswürdig, und es ist verächtlich, das Preiswürdige, es sei an Andern oder an uns selbst, öffentlich schelten zu lassen, ohne, in wie weit es an uns liegt, den Tadel desselben abzuwehren. Ich kann nicht. Ich bin gerade durch meine Feinde schon lange, und jetzt mehr als je, in eine Lage getrieben, die die strengste Unbescholtenheit zur Bedingung meiner Existenz macht. Freund und Feind erwartet diese von mir und muthet sie mir an. Ich kann, ohne Alles zu verlieren, etwas Unanständiges eben so wenig öffentlich erdulden als thun. Jener Verweis würde in kurzer Zeit in allen Zeitungen abgedruckt erscheinen und mit lautem Hohngelächter und Schadenfreude von meinen Feinden aufgenommen werden. Jeder rechtliche Mensch würde fühlen, daß es mir die Ehre verböte, Regierungen, die mich eines solchen Verweises für werth geachtet hätten, länger unterworfen zu sein, und die allgemeine Verachtung würde mich

treffen, wenn ich es bliebe. Es würde mir Nichts übrig sein als den Verweis durch Abgebung meiner Dimission zu beantworten, und diesen Brief, den ich mir gegenwärtig die Ehre gebe Ew. ꝛc. zu schreiben, der allgemeinsten Publicität zu übergeben.« Endlich glaubt er sich noch verbunden, eine dritte, eigentlich vierte Drohung hinzuzufügen. »Es ist,« fährt er fort, »Schuldigkeit, noch Folgendes hinzuzusetzen. Mehrere gleichgesinnte Freunde, welche man für bedeutend für die Akademie anerkannt hat und welche in der Verletzung meiner Lehrfreiheit die ihrige als mitverletzt ansehen würden, sind auch über die Ansicht, die ich Ew. ꝛc. soeben vorgelegt, mit mir einig; sie haben mir ihr Wort gegeben, mich, falls ich auf die angegebene Weise gezwungen würde, diese Akademie zu verlassen, zu begleiten und meine fernern Unternehmungen zu theilen; sie haben mich berechtigt, Ihnen dieses bekannt zu machen. Es ist von einem neuen Institute die Rede; unser Plan ist fertig, und wir können dort denselben Wirkungskreis wiederzufinden hoffen, welcher allein uns hier anzuziehen vermochte, und die Achtung, welche man auf diesen Fall uns hier versagt haben würde.«

Diese letztere, auf einen genau entworfenen Plan hindeutende Drohung beruhte auf dem allerschwächsten Grunde. Freilich hatte man Fichte früher die Hoffnung auf Neugründung der Universität Mainz gemacht, wohin man ihn und seine Freunde gern ziehen würde; aber die Universität war mittlerweile wieder in der alten Weise eröffnet worden, und kaum eine Aussicht vorhanden, daß der frühere Plan durchgehen werde, weshalb die Berufung auf diese jetzt ganz in der Luft schwebende Anstalt, die ihm und seinen Freunden einen erwünschten Wirkungskreis eröffnen würde, eine bloße Rednerei war. Mochte er auch mit einzelnen seiner Freunde früher von den Mainzer Aussichten gesprochen und diese ihm dorthin zu folgen zugesagt haben, davon, daß sie, falls er seine Entlassung nehmen müsse, dasselbe thun

würden, war keine Rede gewesen. Freilich behauptet Fichte entschieden, Paulus habe im angedeuteten Falle seine Entlassung zu nehmen zugesagt, aber Paulus stellt dies in Abrede; er habe nur erklärt, nicht in Jena zu bleiben, wenn die Lehr- oder Ueberzeugungsfreiheit verletzt würde. Paulus, damals Prorector, war, da er eben gerüchtsweise vernommen, man wolle Fichte durch den Senat einen Verweis zukommen lassen, selbst zu diesem geeilt, der ihm seinen Entwurf zu jenem Briefe vorlegte, worüber sie weiter verhandelten. Ohne ihn, meint Fichte, würde er den entworfenen Brief wohl haben liegen lassen. Als Fichte Tags darauf den veränderten Brief Paulus mittheilte, äußerte dieser den Wunsch, durch die Fassung des Satzes: »Es würde mir Nichts übrig sein«, auf den Ausweg eines nicht öffentlich compromittirenden Verweises hinzulenken. Aber Fichte änderte die Stelle nicht, ja er fügte noch die Drohung der Veröffentlichung des Briefes hinzu. Dennoch gab sich Paulus dazu her, den Brief nach Weimar an Voigt zu bringen und, wie Fichte selbst und Paulus berichten, diesem den Ausweg des Privatverweises bestimmt anzugeben, dagegen alle Folgen eines öffentlichen noch einmal lebhaft vorzulegen. Wie seltsam aber war es, daß in dem ausführlichen Privatschreiben nur die stärksten Drohungen ausgesprochen wurden, falls die Regierung einen öffentlichen Verweis ihm zugehen lassen werde, wogegen die Annahme eines Privatverweises gar nicht erwähnt, ja vielmehr dadurch ausgeschlossen ward, daß er sein ganzes Benehmen in dieser Sache für preiswürdig erklärte, also jeden Verweis für unberechtigt erkannte! Wenn Fichte selbst später behauptete, durch starke Bezeichnung des entgegengesetzten öffentlichen und gerichtlichen Verweises den Ausweg des Privatverweises angegeben zu haben, so wird dies kaum Jemand finden. Und wäre dieses auch, welche Zumuthung, daß Voigt diesen Hauptpunkt zwischen den Zeilen lesen solle, während die Drohungen mit bitterster Schärfe und

Selbstgefälligkeit ausgesprochen waren! Auf solche Weise sich vorschreiben lassen, was man thun dürfe, unter derben Drohungen vor einem möglichen Schritte sich warnen lassen, das darf eine Regierung nicht dulden, will sie nicht der Spielball der Laune ihrer Untergebenen werden.

Der Brief war eine reine Abgeschmacktheit, die Fichte's Mangel an Weltklugheit auf das deutlichste beweist. Schiller's und Goethe's Klagen über Fichte's Absurdität, seine Unklugheit, seine Schiefheiten werden durch ihn gründlich bestätigt. Aber auch Paulus benahm sich ungeschickt, als er sich zum Träger eines solchen Drohbriefes und zum Befürworter so wunderlicher Bedingungen hergab. Was die Sache selbst betraf, so hatte Weimar unzweifelhaft bereits den andern Höfen einen Verweis der Unvorsichtigkeit als einfachste Lösung in Vorschlag gebracht; und wäre dies auch nicht gewesen, so konnte man mit einem Privatverweis sich nicht begnügen, den man geheim halten, nicht einmal Kursachsen mittheilen durfte, das durch irgend ein Zugeständniß zu befriedigen der Vortheil der Universität dringend forderte. So blieb also kein Ausweg, als den Verweis durch den Senat Fichte zukommen zu lassen. Daß aber ein Mann von solcher starren Strenge, wie Fichte, seine Drohungen wahr machen werde, mußte man voraussetzen, und so schien es der Regierung der einfachste Weg, der Sache ein Ende zu machen, wenn sie gleich die gedrohte Entlassung annahm, statt sich diese in den derbsten Ausdrücken von dem aufgeregten Manne aussprechen zu lassen, der nur auf die Denkfreiheit und seine Ehre, nicht auf den Vortheil der Universität bedacht war, von welcher die bedrängte Regierung das drohende Verbot abzuwenden suchen mußte.

Aber war dies nicht ein Mißbrauch eines Privatbriefes, daß Voigt das an ihn gerichtete Schreiben dem Herzog mittheilte und dieser sich darauf bezog? Ein reiner Privatbrief

war das Schreiben keineswegs. Fichte hatte Voigt freigegeben, nach seiner eigenen Weisheit davon »weitern Gebrauch zu machen«, ja er hatte gedroht, selbst den Brief zu veröffentlichen. Bei einer solchen Rücksichtslosigkeit wäre jede Rücksicht von Seiten der Regierung bedauerliche Schwäche gewesen, sie mußte die Drohungen einfach annehmen. Und so ward denn auch am 29. März die Entscheidung ausgefertigt. Die von Kursachsen bezeichneten Sätze wurden als seltsam und anstößig nach dem gemeinen Wortverstande erklärt, ihre Verbreitung als sehr unvorsichtig erkannt, und der Senat beauftragt, den Herausgebern ihre Unbedachtsamkeit zu verweisen und ihnen eine bessere Aufmerksamkeit auf die herauszugebenden Aufsätze zu empfehlen, wozu die Regierung um so mehr berechtigt war, als die Professoren als solche volle Censurfreiheit hatten. In einer Nachschrift wurde mit Bezugnahme auf den Brief an Voigt die Entlassung Fichte's als nothwendige Folge angenommen, und zugleich bemerkt, daß der Herzog denjenigen, die Fichte, wie er behaupte, zu folgen gedächten, die Entlassung vorzuenthalten *nicht* gemeint sei.

Goethe befand sich noch in Jena, als dieser Erlaß beim Prorector Paulus anlangte. Letzterer kam sogleich mit der traurigen Kunde zu Fichte und beredete diesen zu einem neuen Brief an Voigt, worin er sonderbarerweise erklärte, der ihm ertheilte Verweis sei kein solcher, wie er ihn im Sinne gehabt, da er seine Lehrfreiheit nicht verletze, daher er auch nicht gezwungen sei, deshalb seine Entlassung zu nehmen. Dieser authentischen Erklärung seines frühern Briefes möge Voigt dieselbe Verbreitung geben wie diesem, besonders ihn dem Herzog vorlegen. Aber Fichte hatte jeden Verweis in dieser Sache, der ihm öffentlich zu Theil werde, als eine Beleidigung seiner Ehre erkannt, und so war diese Behauptung nur eine Ausflucht, zu welcher ihn das Verlangen trieb, die Entlassung rückgängig zu

machen. Paulus eilte mit diesem Briefe wieder nach Weimar, wo Voigt ihm sogleich bemerkte, die Sache sei nicht mehr zu ändern, da man die Entlassung bereits nach Dresden gemeldet und auch den übrigen Sächsischen Höfen davon Anzeige habe zukommen lassen.

Dieser zweite Brief erscheint als eine neue Unklugheit, da an eine Abänderung des gefaßten Beschlusses unmöglich zu denken war, wäre auch der Rückzug nicht so ungeschickt gewesen. Die Regierung befand sich ganz in ihrem Rechte; sie hatte sich eines freilich höchst bedeutenden Mannes, eines beliebten Lehrers entledigt, der durch sein rücksichtsloses Handeln ihr nur immer neue Verlegenheiten bereitet haben würde, da er für ihre bedrängte Lage und den Vortheil der Universität kein Auge hatte. Nur durch seine ungeschickten Drohungen, sein unzeitiges Dreinreden hatte Fichte seine Entlassung sich zugezogen. Hätte er die Entscheidung ruhig erwartet, und als ihm der Verweis zukam, diesen einfach durch seinen Abschied abgelehnt, so würde man sein Benehmen als Ausfluß eines selbstständigen, auf seine Ehre haltenden Charakters haben ehren müssen. Er selbst war später über die Sache nicht ganz mit sich einig. In einem Briefe an seine Gattin vom August dieses Jahrs sagt er, es reue ihn keineswegs, daß er keinen Verweis gewollt und mit dem Abschiede gedroht, wobei er sich nicht zu erinnern scheint, daß er doch einen Privatverweis sich auch damals hatte gefallen lassen wollen; er billige ganz seinen ersten Brief, mißbillige bloß den zweiten, den ihm Paulus abgepreßt habe. Dagegen spricht er gegen Reinhold ein paar Monate früher seine Reue aus, gesteht freimüthig seinen Fehler, daß er durch den ersten Brief der Regierung einen Schein des Rechtes geboten habe. »Hätte ich ihnen doch nicht diesen Schein (des Rechts) durch ein unglückliches Herausgehen aus meinem Charakter in die Hände gegeben!«

Es ist schmerzlich, auf solche Fehltritte eines der ersten

Geister unseres Volkes eingehen zu müssen, aber hier war es unumgänglich nöthig, der beschönigenden Darstellung des Lebensbeschreibers gegenüber, die Goethe's Verhalten und Urtheil in ein falsches Licht rückt. Nach der gegebenen Darlegung wird man Goethe's fünf Monate nach Fichte's Entlassung gethane Aeußerung an seinen Schwager Schlosser recht zu würdigen vermögen. »Was Fichte betrifft, so thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß seine thörichte Anmaßung ihn aus einer Existenz herauswarf, die er auf dem weiten Erdenrunde, so sonderbar auch diese Hyperbel klingen mag, nicht wiederfinden wird. Je älter man wird, desto mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch Nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe, aber, wie ich fast fürchte, für sich und die Welt verloren. Uebrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation so ungemein weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn auch (nur) von der einen Seite gebilligt, von der andern Seite nicht getadelt werden kann. Und ich für meine Person gestehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte«.

Die Würde der Regierung erforderte diesen Schritt, auf den übrigens, wofür auch die eben angeführte Aeußerung sprechen dürfte, Goethe keinen entschiedenen Einfluß hatte. Wer Karl August's kräftiges, oft leidenschaftlich durchgreifendes Wesen kennt, der wird auch kaum zweifeln können, daß die rasche Entscheidung nicht sowohl Voigt's als sein Werk war. Wenn jener später alles that, um die Entlassung Fichte's bei den Studenten und in weitern Kreisen in ihr rechtes Licht zu setzen, so geschah dies zum Vortheil der Universität und zur Rechtfertigung der Regierung, und würde man es ihm auch nicht zu hoch anrechnen dürfen, sollte er hierin zu weit gegangen sein. Daß aber die Wei-

marische Regierung oder der Herzog selbst den Fürsten von Rudolstadt bestimmt habe, dem Entlassenen den von diesem gewünschten freien Aufenthalt in seinem Lande zu verweigern, beruht auf bloßer Einbildung Fichte's. Der Herzog würde Nichts dagegen gehabt haben, wenn Fichte in seinem Lande geblieben wäre; möchte es ihm auch unangenehm gewesen sein, durch Fichte's Zurückziehen nach dem Rudolstädtischen den Schein auf sich zu ziehen, als ob er in seinem Lande nicht hätte bleiben dürfen, einen Wink deshalb dem Fürsten zu geben, konnte ihm nicht einfallen. Dagegen mochte es Letzterm unlieb sein, sich als Beschützer des von Jena entlassenen Professors darzustellen, dessen Lehren man des Atheismus beschuldigt hatte; er fürchtete am Ende seine Geistlichkeit und wohl gar die Stimme des Volks. Schiller fand Fichte's Zumuthung an den Fürsten von Rudolstadt unklug; sie zeige, wie unverbesserlich er in seinen Schiefheiten sei. Wie könne er dem Fürsten zumuthen, sich umsonst und um Nichts bei allen anders denkenden Höfen zu compromittiren! Und welche armselige Erleichterung verschaffe ihm wohl ein freies Quartier dort, wo er gar nicht an seinem Orte sei! Denn man hatte ihm berichtet, um ein solches sei er eingekommen. Fichte's Brief an den Fürsten, dessen Fassung vielleicht auf die Ablehnung nicht ohne Einfluß blieb, liegt uns nicht vor. Er selbst sagt uns, daß der Geheimerath zu Rudolstadt seine Bitte rund abgeschlagen habe.

Goethe schätzte Fichte als trefflichen Kopf; aber er bedauerte seinen Mangel an Weltklugheit und Mäßigung. Nichts lag ihm ferner als ihn seiner freien Gesinnungen wegen zu hassen, vielmehr blieb er ihm persönlich immer freundlich gewogen. Im September meldet Fichte's Gattin nach Berlin von Jena aus: »Goethe ist jetzt hier und hat sich bei Schlegel sehr freundschaftlich nach dir, deinen jetzigen Arbeiten und Befinden erkundigt.« Fichte legte diese Freundlichkeit falsch aus, wenn er darin ein

Schuldbekenntniß Goethe's sah, indem er irrig annahm, dieser habe, wie man ihm gesagt, einen Haupteinfluß bei seiner Entlassung geübt. »Was du mir von Goethe schreibst, ist Etwas«, erwiedert er. »Es ist begreiflich, daß Leute, wie Goethe, nachdem nur die erste Hitze bei ihnen verraucht ist, sich des Auftritts mit mir, der ihnen, wie sie wohl wissen, auch noch ganz anders gedeutet wird, als sie meinen, schämen, ihn ungeschehen wünschen, begreifen, daß der Universität ein nicht wohl zu ersetzender Schaden zugefügt worden u. dgl. — Es ist leicht, in der Hitze einen falschen Schritt durchzusetzen, aber sehr schwer, ihn bei kaltem Blute wieder gut zu machen. Wünschen thäte ich freilich meine Restitution, wenn es mit meiner vollen Ehre geschehen könnte; aber es ist kaum nur daran zu denken. Jedoch ich hoffe, es soll uns nicht Noth thun.« Man sieht, Fichte schiebt seine eigene Leidenschaftlichkeit dem ganz unbetheiligten Goethe zu und verkennt den edlen Grund von dessen noch unerloschener Zuneigung. Der Herzog hatte bereits ein Gesuch der Studirenden um Wiederanstellung Fichte's entschieden abgelehnt, und kein Zuspruch würde ihn je zu einem solchen Schritte bewogen haben, wozu aber auch weder Goethe noch Voigt rathen konnten.

In der ersten Hälfte des Decembers kam Fichte nach Jena, um im nächsten Monat mit seiner Familie nach Berlin überzusiedeln. Schiller schreibt am 7. von Weimar aus an Goethe: »Fichte ist, wie ich höre, nun in Jena angelangt; ich bin neugierig, ob mit Ihrem Fuhrwerk.« Hatte sich etwa das Gerücht verbreitet, Fichte wolle Goethe's eben nach Weimar abgehenden Wagen benutzen? Goethe, der zwei Tage darauf nach Weimar zurückkehrte, sah ihn nicht, ebensowenig Schiller, der nun in Weimar wohnte. Und doch hatte Fichte ein paar Monate vorher seiner Gattin geschrieben, sobald er nach Jena komme, werde er seine jetzige Ansicht der Sache unverholen äußern, daß die Weimarische Regierung in ihrer Art ganz recht gehabt habe, wie

er in der seinigen; es habe zwischen ihnen als Parteien so kommen müssen; er werde sogleich Voigt, Goethe und Schiller besuchen und ihnen dies sagen. So hatte er selbst also in einem ruhigen Augenblicke den Schritt der Regierung als recht erkannt. Der Herzog lehnte im Januar ein zweites Bittgesuch von Studirenden um Fichte's Berufung kurz ab. Fichte's Aufenthalt verzögerte sich über Erwarten. Ehe er aber nach Berlin zurückkehrte, meldete er bei Goethe sich zum Abschiedsbesuche an, mit einer Förmlichkeit, welche diesem gar wunderlich vorkam. »Beiliegenden Brief erhalte ich von Fichten«, schreibt Goethe den 12. März 1800 an Voigt; »wahrscheinlich ist ein ähnlicher bei Ihnen eingelaufen. Daß doch einem sonst so vorzüglichen Menschen immer etwas Fratzenhaftes in seinem Betragen ankleben muß! Ich denke ihm heute zu antworten, daß es mir ganz angenehm sein soll, ihn bei seiner Anherkunft zu sehen. Uebrigens halte ich es für unverfänglich, daß man ihm den Titel als Professor gebe, doch habe ich mir vorher Ihr gefälliges Sentiment in dieser Sache erbitten wollen, damit man bis zum Schluß hierin einstimmig handle.« Fichte muß freundlich von Goethe geschieden sein. Als er im Juli eine Zeitschrift, »Jahrbücher der Kunst und Wissenschaft«, bei Unger zu Berlin in Verbindung mit Schelling u. A. herauszugeben beabsichtigte, lud der Verleger auch Goethe und Schiller dazu ein, die aber ablehnten; dagegen hoffte Fichte am 15. November nach einem eben empfangenen Briefe Beide zu der mit Schelling bei Cotta herauszugebenden Zeitschrift zu gewinnen. »Die Ausführung lassen Sie nur mir«, schreibt er an Schelling. Goethe verkehrte damals zu Jena viel mit den dortigen Philosophen, mit Niethammer, Schelling und Fr. Schlegel. Schelling bat er um Fichte's vernichtende Kritik von Bardilis »Logik«, für welche sich Reinhold entschieden hatte, um sich über die Sache aufzuklären.

Am 9. Juni 1803 wandte sich Fichte an Schiller mit der

Bitte, ob nicht etwa die herzogliche Kammer die auf seinem Hause zu Jena noch zu seinen Gunsten haftende Hypothek übernehmen möchte. »Könnten Sie etwa den Director der Kammer, Herrn Geheimen Rath Schmidt, der meiner Frau Onkel ist, durch seine eigene Geneigtheit oder durch Geheimen Rath Goethe oder Voigt zu diesem Geschäft bewegen?« Goethe nahm sich der Sache an und sandte an Zelter einen darauf bezüglichen Brief des Advocaten Salzmann. Zu seinem großen Aerger mußte Fichte in Berlin gleich darauf das Auspochen von Goethe's »natürlicher Tochter« erleben. So sehr er auch Goethe's »Iphigenie«, »Tasso« und »Hermann und Dorothea« stets geliebt und verehrt habe, schreibt er an Schiller, so halte er doch dieses Werk für das größte dermalige Meisterstück des Meisters, worauf er sich weiter über das Wesen und die Vorzüge der »natürlichen Tochter« ausspricht. Goethe dankt ihm am 29. August durch Zelter für den sehr schönen und liebenswürdigen Brief, den er über sein Stück an Schiller geschrieben, und läßt ihm sagen, daß sie seine Angelegenheit bestens beherzigten; aber leider ruhe auf allem, was Advocatenhände berührten, so leicht ein Fluch. Den 23. September meldet Goethe an Schiller: »Möchten Sie wohl beikommendes Blatt an Fichten abgehen lassen? Leider steht die ganze Sache nicht erfreulich. Fichte steht bei seinem großen Verstande noch im Wahn, als könnte man vor Gericht auf seine eigene Weise Recht behalten, da es doch daselbst hauptsächlich auf gewisse Formen ankommt. Auch ist, wie Sie aus dem Blättchen sehen werden, Salzmann, der von Grund aus Nichts taugt, abzuschaffen.« Auch Fichte wurde im Herbste von Goethe zur Theilnahme an der neuen Literaturzeitung aufgefordert, wozu er sich gern bereit erklärte.

Als Schiller mit seiner Familie im Mai 1804 Berlin besuchte, fand er bei Fichte und seiner Gattin die freundlichste Theilnahme. Bei der Nachricht, daß Schiller für die Preußische

Königsstadt gewonnen sei, erbot sich Frau Fichte, ihnen eine gute Wohnung zu besorgen. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Der Tod Schiller's betrübte Fichte und dessen Gattin, die unterdessen nach Erlangen gegangen waren, auf das erschütterndste. »Ich hatte an ihm noch einen der höchst seltenen Gleichgesinnten über geistige Angelegenheiten«, äußert er an Wolzogen. Seine Gattin sprach der Wittwe ihre herzlichste Theilnahme aus; sie möge zu Fichte das völlige Zutrauen wie zu einem Bruder haben, wenn er in literarischer Hinsicht ihr dienen könne. »Man sagt im Publikum«, bemerkt sie, »daß Goethe gefährlich erkrankt sei. Wolle Gott, daß dies ein falsches Gerücht sei, und daß er nicht auch uns entrissen werde! Wir grüßen ihn herzlich.« Auch später erhielt Fichte's Gattin durch Frau von Schiller manche Kunde über Goethe, woran sie herzlichen Antheil nahm. Im Sommer 1806 erkundigte sich Goethe bei Zelter nach der Weise und dem Erfolge der von Fichte zu Berlin gehaltenen Vorlesungen. Fichte sandte ihm später ein Exemplar derselben.

Ob Goethe und Fichte sich in der Folge noch einmal sahen, wissen wir nicht, aber Beide beobachteten freundlich aus der Ferne ihr tüchtiges, aus dem reichen Quell tiefer Begabung und einer edlen Seele fließendes Wirken. Fichte sollte in Berlin in der traurigsten Zeit Deutschlands sich als heldenhafter, echt deutscher Charakter bewähren und die Schiefheiten, durch welche er in Jena sich so manche Unannehmlichkeiten bereitet, auf das schönste durch kräftiges, entschiedenes Handeln und den Flammeneifer sühnen, womit er die Brust des niedergedrückten, aber nicht erdrückten Deutschen Volkes hob und begeisterte. Goethe wird mit freudiger Anerkennung dem so edel gereiften, charakterfesten Manne gefolgt sein und seinen unerwartet frühen, durch das herrschende Lazarethfieber herbeigeführten Tod herzlich bedauert haben. Drei Jahre später gedenkt er gelegentlich »der

glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte«, den er als einen »kräftigen, entschiedenen Mann« bezeichnet. Und wenn er auch später in den »Annalen« seiner leidenschaftlichen Rücksichtslosigkeit gedenken mußte und dabei sich manchmal herb äußerte, wobei sein Gedächtniß die Thatsachen selbst zuweilen verschob oder verzog, so gesteht er doch auch damals, wo die Erinnerung an jene Zeiten schon erblichen war: »Er war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherm Betracht Nichts auszusetzen.«

XI.

Oken.

Auch über Lorenz Oken, dem scharfsinnigen Naturforscher, dem vielseitig wirksamen, von edelstem Freisinne getriebenen Manne, hat sich seit manchen Jahren die Gruft geöffnet, allein sein Name wird in der Wissenschaft und in der Erinnerung derjenigen, welche eine unter allen Umständen bewährte freie Männlichkeit zu schätzen wissen, auf immer unvergessen bleiben, sollte auch sein Standbild auf dem Eichplatz zu Jena dem Wechsel der Zeit keinen Widerstand leisten. Die Würdigung seiner mannigfachen Verdienste müssen wir Andern überlassen; uns soll nur die Verbindung und besonders der feindliche Zusammenstoß mit Goethe beschäftigen, gegen den Oken bis zuletzt einen wenig gerechtfertigten, aber durch die Umstände erklärlichen Aerger hartnäckig bewahrte. Wer wollte wegen eines bittern Ausflusses der den deutschen Gelehrten anhaftenden Reizbarkeit den Stein gegen ihn erheben? Und doch erfordert es das Andenken unseres großen Dichters, daß wir uns nicht durch wahngeschaffene Beschuldigungen entstellen lassen dürfen, der Wahrheit die Ehre zu geben und die leidenschaftlich gegen Goethe geschleuderte Anklage in ihrer völligen Haltlosigkeit aufzuzeigen. Hierzu bedarf es

vor allem eines nähern Eingehens auf Goethe's osteologische Forschungen *).

Schon zu Straßburg hatte Goethe, der bereits in Leipzig an medicinische Tischgespräche gewöhnt war, in der Anatomie und Osteologie, von denen er erstere bei Lobstein hörte, einen guten Grund gelegt. Von Lavater zu lebhafter Beschäftigung mit der Physiognomik gewonnen, fühlte er sich unwillkürlich zu diesen alten liebgewonnenen Bekannten von Neuem hingezogen. Wie eindringend er sich damit befaßt hatte, zeigen zwei merkwürdige Beiträge, die er zum »zweiten Versuch« von Lavater's »physiognomischen Fragmenten« (1776), wie Lavater selbst berichtet, geliefert hat. Der erste dieser Beiträge, welcher den »Eingang« zum »zweiten Abschnitt« bildet, lautet (S. 137 f.) wörtlich also: »Der Geschlechtsunterschied des Menschen von den Thieren bezeichnet sich schon lebhaft im Knochenbau. Wie unser Haupt auf Rückenmark und Lebenskraft auffitzt! Wie die ganze Gestalt als Grundpfeiler des Gewölbes dasteht, in dem sich der Himmel bespiegeln soll! Wie unser Schädel sich wölbet gleich dem Himmel über uns, damit das reine Bild der ewigen Sphären drinnen kreisen könne! Wie dieser Behälter des Gehirns den größten Theil unseres Kopfs ausmacht! Wie über den Kiefern alle Empfindungen auf- und absteigen und sich auf den Lippen versammeln! Wie das Auge, das beredteste von allen Organen, wo nicht Worte, doch bald der freundlichen Liebehingebenheit, bald der grimmigen Anstrengung der Wangen und aller Abschattungen dazwischen bedarf, um auszudrücken, ach nur um

---

*) Der Aufsatz ist 1854, lange vor „Goethe's Leben" von Lewes und vor Virchow's Schrift „Goethe als Naturforscher" geschrieben, denen derselbe völlig entgangen war und vor denen ich in vielen Punkten die Priorität in Anspruch nehmen muß. Die Zusätze sind meist durch damals Ungedrucktes veranlaßt.

zu stammeln, was die innersten Tiefen der Menschheit durchdringt!

»Und wie nun der Thierbau gerade das Gegentheil davon ist! Der Kopf an den Rückgrat nur angehängt; das Gehirn, Ende des Rückenmarks, hat nicht mehr Umfang, als zu Auswürkung der Lebensgeister und zu Leitung eines ganz gegenwärtig sinnlichen Geschöpfes nöthig ist. Denn ob wir ihnen gleich Erinnerung und überlegte Entscheidung nicht absprechen können, so liegt jene doch eher, ich möchte sagen, in primis viis der Sinne, und diese entspringt aus dem Drange des Augenblicks und Uebergewicht eines oder des andern Gegenstandes. — Schnauze und Rachen sind die vorzüglichsten Theile eines Kopfs, der meist zum Spüren, Kauen und Schlingen da ist. Die Muskeln sind flach und fest gespannt, mit einer groben rauhen Haut überzogen, alles reineren Ausdrucks unfähig. — Hier Nichts weiter davon; denn ich bedenke, daß ich nur von Schädeln zu reden habe.

»An ihrem Unterschied, der den bestimmten Charakter der Thiere bezeichnet, kann man am stärksten sehen, wie die Knochen die Grundfesten der Bildung sind und die Eigenschaften eines Geschöpfs umfassen. Die beweglichen Theile formen sich nach ihnen, eigentlicher zu sagen mit ihnen, und treiben ihr Spiel nur in so weit es die festen vergönnen. — Diese Anmerkung, die hier unleugbar ist, wird bei der Anwendung auf die Verschiedenheit der Menschenschädel großen Widerspruch zu leiden haben.«

Sehen wir Goethe hier im Sinne der Zeit darauf ausgehen, die geistige Verschiedenheit des Menschen von den Thieren als im ganzen Knochenbau, wenn nicht begründet, doch vorgesehen darzustellen, so sucht er im folgenden »dreizehnten Fragment«, welches die Ueberschrift »Thierschädel« trägt (S. 139 — 142), nach Anführung einer Stelle aus der Aristotelischen »Phy-

siognomik« (Capitel 1) den verschiedenen Charakter der Thiere aus der Schädelbildung nachzuweisen. So sieht er die Zahmheit der »Last- und weidenden Thiere durch die langen, ebenen, seicht gegen einander laufenden, einwärts gebogenen Linien« bezeichnet. Von den gierigen Thieren ohne Grausamkeit, dem Ratzengeschlecht, das er das Diebsgeschlecht nennen möchte, finden sich auf der aus Büffon nachgebildeten Tafel nur die Schädel des Bibers und der größten Feldmaus, von denen er bemerkt: »Die leicht aufgebogenen, flach gewölbten Linien, die wenigen Flächen, das Spitze, Feine, bezeichnet Leichtigkeit der Bemerkung des sinnlichen Gegenstandes, schnelles Ergreifen, Begierde und Furchtsamkeit, daher List. Der oft schwache Unterkiefer, die vordern, spitzig gebogenen Zähne haben ihre Bestimmung zum Nagen und Kosten; sie sind fähig, das angepackte Leblose sich kräftig schmecken zu lassen, aber nichts Widerstehendes, Lebendiges gewaltig zu fassen und zu verderben.« An diese schließt Goethe den Fuchs an und dessen stärkere Verwandte. »Die geringe Verschiedenheit des Wolfs (vom Hunde) ist schon sehr merkwürdig«, heißt es hier. »Der Einbug oben im Scheitel, die Rundung über dem Augknochen, die von da aus zur Schnauze grad abgehenden Linien deuten schon auf heftigere Bewegungen. Hiezu kommt bei dem Bären noch mehr Breite und mehr Festigkeit und Widerhalt; bei dem Tiger besondere Schnelligkeit in der Spitze des Hinter- und Breite des Vordertheils. Man sehe den Gegensatz an den Last- und Weidethieren. Hinten zur Kraft des Nackens der aufliegende Hebel; flachrund der Schädel, Wohnsitz leichter Vorstellung und gieriger Grausamkeit. Die Schnauze breit und voll Kraft; der Rachen gewölbter Vorhof der Höllen, erfassend, klammernd, zermalmend, verschlingend.« Vom Löwen bemerkt er: »Wie merkwürdig der länglich stumpfe Hinterkopf! Die Wölbung, wie edel, der Abgang der anstoßenden Linien, wie sanft! — Des Schnauzbeins Niedersteigen, wie schnell,

wie kräftig! Der Vorderkopf, wie gepackt, stark, ruhig und gewaltig, werth der specialsten Vergleichung mit dem Tiger! Wie wenig, wie viel sind beide verschieden!« Weiter lesen wir: »Unter allen — wie zeichnet sich der Elephant aus! am meisten Schädel, am meisten Hinterhaupt und am meisten Stirn; wie wahrer natürlicher Ausdruck von Gedächtniß, Verstand, Klugheit, Kraft und — Delicatesse.« Zum Schluß heißt es: »Die Hyäne . . ist durch das Hinterhaupt von allen sehr merklich verschieden. Dieser Kopf zeigt bei Menschen, wenn er hart und massiv ist, und wenn er nicht die ganze Wölbung des Kopfes ausmacht — Hartsinn und Herzenskraft. — Im Ganzen scheint dies Profil eine eisenmäßige Hartnäckigkeit auszudrücken.« Man sieht, es ist hier überall nur um die physiognomische Bedeutung der einzelnen Theile des Schädels zu thun; von einem Grundtypus der Thierwelt, die sich in fortschreitender Entwicklung bis zum Menschen steigere, zeigt sich auch keine Ahnung.

Die amtlichen Beschäftigungen und das zunächst durch diese, dann aber auch durch die geselligen Hofvergnügungen, besonders die herzoglichen Jagden, hervorgerufene Leben in Feld und Wald führten den Dichter gleich in der ersten Weimarer Zeit zur ernstern Unterhaltung mit der Botanik, vor allem der Holzcultur, und mit der Geologie, da er sammt den Freunden, die er auf den merkwürdigen Abenteuern der Wildbahn begleitete, sich von den uralten Wäldern des Thüringer Waldes, wie von dem Grund und Boden, worauf sie sich angesiedelt, möglichst Rechenschaft zu geben bestrebt sein mußte. Daß indessen seine Lust an der Osteologie nicht ganz schwand, zeigt die Aeußerung in einem Briefe an Lavater aus dem Anfange des Jahres 1777 *): »Der Herzog hat mir sechs Schädel kommen lassen. Habe herrliche Bemerkungen gemacht, die Ew. Hochwürden zu Diensten stehen,

*) Vgl. meine „Freundesbilder aus Goethe's Leben," S. 51 f.

wenn Dieselben sie nicht ohne mich fanden.« Allein da bald darauf sein Antheil an der Physiognomik fast ganz erstarb und an seine Stelle die geschäftige Liebhaberei für Kupferstiche und Handzeichnungen trat, so hörten auch seine osteologischen Bestrebungen zunächst völlig auf. Erst die weiten Aussichten, welche er in botanischen, mineralogischen und geologischen Dingen gewann, denen die praktische Seite der Forst- und Bergwissenschaft ihn immer näher brachte, führten ihn zur Osteologie zurück, die er jetzt gründlicher anzufassen sich getrieben fühlte, überzeugt, daß in der Natur Alles eben so einfach als innig zusammenhänge, und die durchgreifenden Bildungsgesetze sich einer alle Naturreiche umfassenden Betrachtung um so leichter und einleuchtender erschließen müßten. Wenn er im Herbst 1780 an Lavater schreibt, im Physiognomischen seien ihm einige Hauptpunkte deutlich geworden, die Lavater wohl nichts Neues, aber ihm selbst wegen der Folgen von Wichtigkeit seien, so möchte hierbei die Osteologie bereits gemeint sein. Immer näher scheint ihm diese gerückt zu sein, besonders seit dem Sommer 1781. Am 19. October meldet er an Frau von Stein, er habe den Abend Anatomie gezeichnet und sei fleißig in Ermangelung von etwas Besserm. Gleich darauf finden wir ihn in Jena unter dem bedeutenden Anatomen Loder, für dessen anatomisches Theater der Herzog wohl auf Goethe's Empfehlung neuerdings gesorgt hatte, mit Osteologie beschäftigt. »Ein beschwerlicher Liebesdienst, den ich übernommen habe (bei der Einsiedelschen Familie)«, schreibt er am 29. October von dort aus an Frau von Stein, »führt mich meiner Liebhaberei näher. Loder erklärt mir alle Beine und Muskeln, und ich werde in wenig Tagen Vieles fassen.« Am 14. November berichtet er ganz gleichlautend an Merck und Lavater, er habe sich vorgenommen, auf der Weimarer Zeichenakademie den Winter über mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um

ihnen als sich selbst zu nützen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sichtlicher Dinge zu erkennen und zu suchen. Zugleich werde er die Knochen als einen Text behandeln, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen lasse; er werde dabei den Vortheil haben, zweimal die Woche öffentlich zu reden, und sich über Dinge, die ihm werth seien, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man im gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben entsagen müsse. Diejenigen Theile, die abgehandelt würden, zeichne alsdann ein Jeder und mache sie sich zu eigen. »Durch diesen Weg«, fügt er im Brief an Merck hinzu, »denke ich selbst in der Zeichnung, in Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Form zuzunehmen.« Dafür finden wir an Lavater die Aeußerung: »Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Physiognomik und Physiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrags einem Jeden einleuchten zu lassen. Vielleicht kann dir etwas von dem, was ich bei näherer Betrachtung der thierischen Oekonomie bemerke, zu Deinen Arbeiten in der Folge einen nützlichen Beitrag geben.« Während seines Aufenthaltes zu Jena vom 28. October bis zum 3. November lehrte ihn Loder an zwei eben angekommenen Leichen, die er secirte, Osteologie und Myologie. Dem Herzog schreibt er am 4., er werde den Mittwoch (den 7.) Abends den Schülern auf der Akademie das Skelet zu erklären anfangen. »Ich thue es zugleich um meinet- und ihretwillen. Die Methode, die ich erwählt habe, wird sie diesen Winter über völlig mit den Grundsäulen des Körpers bekannt machen.« Wir wissen nicht, wie weit er damit gekommen, aber bei Allem, was auf ihn eindrang, hielt er an seinen osteologischen Forschungen unablässig fest, die wesentlich vergleichender Natur waren, um die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit des Knochenbaues

des Menschen und der verschiedenen Thierarten anschaulich zu erkennen, und er hatte in diesem Sinne schon eine kleine Sammlung angelegt. Die neue geräumige Wohnung in der Stadt, welche er am 1. Juni 1782 bezog, gab ihm erwünschte Gelegenheit, auch seine osteologische Sammlung um sich auszubreiten, und sie durch wiederholtes Betrachten und Vergleichen zu tieferm Eindringen bestens zu benutzen. Auch die Uebernahme der Geschäfte des Kammerpräsidenten, die in denselben Monat fällt, machte ihn der liebgewonnenen Osteologie nicht abwendig, konnte er dieser auch nur sparsame Stunden zumessen.

Sein Freund Merck hatte gerade um diese Zeit die Osteologie mit besonderem Eifer aufgegriffen, und vor allem war es die Paläontologie, welche ihn mächtig fesselte und zu den weitreichendsten Nachforschungen veranlaßte, wovon er auch Goethe unterhielt. »Deine Knochenuntersuchungen*) haben mir viel Vergnügen gemacht,« antwortet dieser ihm am 27. October 1782. Und nachdem er ihn um die Briefe des berühmten Anatomen Peter Camper an ihn ersucht hat, fährt er fort: »Ich weiß meine Osteologie auf den Fingern auswendig herzusagen, und bei jedem Thierskelet die Theile nach den Namen, welche man den menschlichen beigelegt hat, genau zu finden und zu vergleichen. Es macht mir ein großes Vergnügen, und du wirst wohl thun, mich manchmal damit zu unterhalten.« Daß auch Goethe mit der Paläontologie und der Frage nach der Zeit jener urweltlichen Thiere sich eindringlich beschäftigt, zeigt die unmittelbar darauf folgende Ausführung. Auch theilt er dem Freunde die von Knebel erhaltene Nachricht mit, daß man in einem Marmorbruche

---

*) Merck hatte ihm ohne Zweifel einen Abdruck seiner Abhandlung gesandt, die unter dem Titel: Lettre à Mr. de Cruse sur les os fossiles d'éléphans et de rhinocéros, qui se trouvent dans le pays de Hesse-Darmstadt, in diesem Herbst erschien.

bei Altdorf den versteinerten Kopf eines Alligators gefunden habe, was ihm ein sehr merkwürdiges Phänomen scheine, weil er nur Schalthiere in den Marmorn kenne und nicht wisse, ob man im eigentlichen Marmor bisher Fische oder, was noch mehr sei, Amphibien gefunden habe. Bald darauf wandte sich Merck wegen eines in der Unstrut bei Langensalza gefundenen Hornes, so wie wegen der höchst seltenen Thierskeletzeichnungen von Volcher Coiter an Goethe, der ihm verschiedene mineralogische Bemerkungen mittheilte. Drei Monate später, am 17. Februar 1783, glaubt Goethe dem Freunde den Coiter in den ersten Tagen verschaffen zu können, und er meldet ihm von verschiedenen osteologischen Dingen, unter andern von dem bedeutenden, völlig ausgewachsenen, wohlerhaltenen Elephantenkopfe, den er gestern noch zu Jena gesehen. »Versäume ja nicht«, fügt er hinzu, »mir von deinen Untersuchungen und Entdeckungen zu schreiben; denn ich weiß immer nicht, wo mir der Kopf stehet, und kann nur Seitenblicke auf diese interessanten Gegenstände werfen.« Der Ankauf des Altdorfer Alligatorkopfes, um den sich auch Goethe bemühte, gelang Merck, und er beschäftigte sich sofort eifrig mit dessen Betrachtung, wozu ihm Goethe einen Ober- und Unterkiefer, wie er meinte, eines Physeter und einer Orca übersandte. Verfehlte dieser auch nicht, seine osteologische Sammlung zu vervollständigen, so mußte er doch in seiner mit den verschiedenartigsten Geschäften überhäuften amtlichen Stellung ganz andern Betrachtungen nachhängen als jenen ihm liebgewordenen wissenschaftlichen Untersuchungen. Höchst erfreulich war ihm im April ein Besuch des berühmten Blumenbach gewesen, mit welchem er am 28. nach Jena gegangen zu sein scheint. Anfangs October unterhielt er sich zu Cassel mit den bedeutenden Forschern G. Forster und Sömmering, die mit Camper und allen neuen osteologischen Entdeckungen in genauester Verbindung standen. Hier fand seine osteologische Wißbegier ihre volle Befriedigung, und er überzeugte

sich zu seiner Freude, daß er auf dem rechten Wege sich befinde.

Im nächsten Frühjahr sollte unserm Dichter eine höchst erfreuliche Entdeckung gelingen. Camper und Blumenbach hatten (letzterer in seiner berühmten 1775 erschienenen Abhandlung: De generis humani varietate nativa) die Behauptung aufgestellt, alle Knochen der Thiere fänden sich auch beim Menschen mit einziger Ausnahme des Zwischenknochens der obern Kinnlade, des os intermaxillare, wie Blumenbach selbst, oder os incisivum, wie Camper ihn nannte; dieser Knochen zeige sich bei allen Thieren vom Affen an, selbst den Orang-Utang eingeschlossen, nie hingegen beim Menschen. Dieser damals allgemein geglaubte Satz mußte Goethe außerordentlich anstößig sein; denn wie sollte gerade hierin ein Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren sich zeigen, da sonst alle Knochen dieser sich auch bei jenem nachweisen ließen? Deshalb suchte er auch beim Menschen nach Spuren dieses Knochens, und es gelang ihm, einen Theil der Grenzen desselben auch bei ihm nachzuweisen, während die übrigen verwischt und mit der obern Kinnlade auf das genaueste verwachsen seien. Die Natur suche eben den bei den Thieren so außerordentlich vorgeschobenen Knochen beim Menschen, da sie ihren allgemeinen Knochentypus nicht aufgeben könne, durch den Drang der Knochen gegen einander auf ein sehr kleines Maß zu beschränken. Diese Entdeckung machte er am 27. März 1784 während eines Aufenthalts in Jena, wohin er sich am Morgen dieses Tages begeben hatte; die Vergleichung, die er mit Loder an Menschen- und Thierschädeln machte, hatte ihn auf die Spur gebracht. »Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden«, meldet er noch an demselben Abend der mit herzlichsten Banden ihn an sich fesselnden Frau von Stein; »ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht, die wichtig und schön ist. Du sollst auch dein Theil daran haben. Sage aber Niemand ein Wort.

Herdern kündigt's auch ein Brief unter dem Siegel der Verschwiegenheit an. Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen.« An Herder berichtete er, gefunden habe er weder Gold noch Silber, aber das os intermaxillare am Menschen, was ihm unsägliche Freude mache; doch müsse es geheim bleiben. »Ich verglich mit Lodern Menschen- und Thierschädel, kam auf die Spur, und siehe da ist es! Es soll dich auch recht herzlich freuen; denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da!« Besonders schön werde es in Verbindung mit Herder's »Ideen«. Am 1. April bittet er Frau von Stein um das Buch von den Zähnen, das er wahrscheinlich, um ihr einige Punkte seiner Entdeckung deutlich zu machen, mitgebracht und bei ihr zurückgelassen hatte. Zur Verfolgung seiner Entdeckung und zur Vollendung seiner darauf bezüglichen Abhandlung eilte er am 12. April nach Jena zurück. »Mir geht es gut und freudig in der weitern Ausarbeitung des Knöchleins«, berichtet er der Freundin am 13. April von dort aus. »Wir (Goethe und Loder) haben Löwen und Wallrosse (die er zu seiner Abhandlung benutzte) gefunden und mehr Interessantes. Es wird aber nicht so auf einen Ruck gehen, wie ich dachte, und uns weiter führen.« Zu Weimar, wohin er am 16. zurückkehrte, verfolgte er eifrig seine Entdeckung, wozu er auch Schüler der Zeichenschule nach Knochen zeichnen ließ.

Seinem mit Camper, Sömmering und Forster in vertrautester wissenschaftlicher Verbindung stehenden Freunde Merck verheimlichte er die Entdeckung, mit der er später in ausgearbeiteter Darstellung ihn zu überraschen gedachte. »Für deinen langen Brief danke ich recht sehr«, schreibt er diesem am 23. April, »und es erfreut mich, daß du in deinem Knochenwesen immer so frisch fortarbeitest. Ich habe die Zeit über auch Verschiedenes in anatomicis, wie es die Zeit erlauben wollen, gepfuscht, wovon ich vielleicht ehstens Etwas werde produciren können.« Er bittet

ihn sodann um größere Zeichnungen des Nasenknochens und des vordern Gaumentheils des Kopfes von dem zu seiner Lettre à Mr. de Cruse abgebildeten Rhinoceros, deren genaue Einsicht ihm damals besonders wichtig war. »Da ich einige junge Leute gegenwärtig auch nach Knochen zeichnen lasse«, fährt er fort, »so bitte ich dich sehr, mir sobald als möglich nur einen deutlichen Begriff von der Camperischen Zeichenmethode zu machen. Ich habe zwar nach der Epistel (Camper's) an Albin überall hingeschrieben, kann sie aber nicht erhalten. Da er dich selbst einmal hierüber belehrt und dich zu seinem Glauben bekehrt hat, so könntest du mir ja nur eine Abschrift seines Briefes, wenn du ihn findest, machen lassen. Doch wünschte ich, du thätest es sobald als möglich, weil ich bis dahin mit gewissen Dingen innehalten will.« Von dem Besuche, den Merck Camper selbst in Kleinlankum abzustatten gedenkt, wünscht er einige Nachricht zu erhalten, und er bittet ihn, seiner zu gedenken, wenn er Etwas von Schädeln fremder interessanter Thiere nicht gar zu theuer ankaufen könne, »z. E. eine Myrmekophaga, Bradypus, Löwen, Tiger oder dergleichen«. Bei mehrfachen Besuchen Jenas, besonders in den Tagen vom 6. bis 9. Mai ward unter vielen sonstigen Geschäften in den freien Stunden Osteologie eifrigst getrieben. Am Abend des 7., wo er den ganzen Tag herumgelaufen war, meldet er der Freundin: »Ich habe mich in die Stille begeben, um dir zu schreiben; nun wird bald Loder kommen, und es werden Anatomica zur Erholung und Ergötzung der Seele vorgenommen.« Und nachdem Loder ihn verlassen, fährt er fort: »Ich habe indessen die Zeit mit Lodern verschwätzt, der nun auch große Freude an meinem Werke hat, das immer reifer wird.« Besonders war dieser ihm zur Entwerfung einer Lateinischen Terminologie behülflich. Am Ende desselben Monats erfreute ihn ein Zögling der Zeichenakademie, W. Waitz, durch außerordentlich schöne Knochenzeichnungen, zum Theil dieselben, die er seiner Abhandlung

mit dem Bemerken beifügte, es seien die ersten Versuchsarbeiten eines jungen Künstlers, der sich unter dem Arbeiten gebessert habe.

Bei einem mehr als monatlichen Aufenthalte zu Eisenach wandte Goethe einem durch Sömmering's Gunst und Gefälligkeit ihm von Cassel zugeschickten Elephantenschädel seine angelegentlichste Betrachtung zu. »Was ich suche, ist über meine Erwartung daran sichtbar«, schreibt er am 7. Juni der Freundin von Eisenach aus. »Ich halte ihn im innersten Zimmerchen versteckt, damit man mich nicht für toll halte. Meine Hauswirthin glaubt, es sei Porzellan in der ungeheuren Kiste.« Und in derselben Nacht bemerkt er, er finde mehr, als ihm lieb sei, wieder Neues und Neues, und doch studire man darum die Natur. Er nahm den Schädel mit nach Weimar, da er sich so bald von ihm nicht zu trennen vermochte. Bei wiederholtem Aufenthalte zu Jena in der letzten Hälfte Juli wird es auch an osteologischen Beobachtungen und Besprechungen nicht gefehlt haben. »Deine Briefe habe ich erhalten«, schreibt er am 6. August an Merck; »sie haben mir recht viel Freude gemacht, und in mir den sehnlichen Wunsch erregt, den vortrefflichen Mann (Camper) kennen zu lernen. Sömmering hat mir schon einen Auszug aus einem Camperischen Briefe geschickt, wo er von eurer Entdeckung über Elephantenzähne spricht. Ich habe Nichts dagegen einzuwenden, vielmehr stimmt sie mit dem, was ich bisher habe beobachten können, vollkommen überein. Eine Erinnerung, die ich dabei zu machen habe, würde mich jetzt zu weit führen. — Schicke mir den Schädel deiner Myrmekophaga sobald als möglich; du erzeigst mir dadurch einen außerordentlichen Gefallen. Ich brauche ihn zu meiner Inauguraldisputation, durch welche ich mich bei eurem docto corpore zu legitimiren gesonnen bin. Das eigentliche Thema halte ich noch geheim, um euch eine angenehme Ueberraschung vorzubereiten.« Da er zwei Tage später auf einige Zeit nach Braunschweig

mußte, so gedachte er dort den von Zimmermann beschriebenen Elephantenfötus zu untersuchen. »Ich wollte«, fügt er hinzu, »wir hätten den Fötus, den sie in Braunschweig haben, in unserm Kabinette: er sollte in kurzer Zeit secirt, skeletirt und präparirt sein. Ich weiß nicht, wozu ein solches Monstrum in Spiritus taugt, wenn man es nicht zergliedert und den innern Bau aufklärt.«

Erst im October konnte Goethe, den unterdessen mineralogische Studien vielfach beschäftigt hatten, ernstlich an die Ausarbeitung seiner Abhandlung gehen, die er auch mit dem eben in Weimar anwesenden Freunde Knebel besprach. Dem Herzog meldet er am 28., er habe einen Brief an Sömmering über den famosen Knochen geschrieben, dessen Mangel dem Menschen einen Vorzug vor dem Affen geben solle, und werde ihn ehestens mit einigen Zeichnungen abgehen lassen. Waitz werde fast täglich besser; den Casseler Elephantenschädel habe er ganz trefflich gezeichnet. Den Anfang der Abhandlung über den Zwischenknochen las er noch in diesem Monate Herder und Frau von Stein vor. Herder berichtet an Knebel, Goethe habe ihnen seine Abhandlung vom Knochen vorgelesen, die einfach und schön sei; »der Mensch geht auf dem wahren Naturwege«, fügt er hinzu, »und das Glück kommt ihm entgegen.« Bald darauf sah Goethe Knebel in Jena, den er lebhaft von seiner Abhandlung unterhielt. Diesem schreibt er am 11.: »Ehestens schick' ich mein Knöchlein, und was dem anhängig; wenn du es angesehen, giebst du's an Lodern und sorgst, daß ich es gleich wieder erhalte. Ich möcht' es nun los sein.« Wenige Tage darauf übersandte er die Abhandlung selbst an Knebel, mit der wiederholten Bitte, sie auch an Loder zu geben und für baldige Rücklieferung Sorge zu tragen. Hierbei läßt er den Freund in seinen eigentlichen Zweck bei dieser ganzen Betrachtung einen freien Blick thun. »Ich habe mich enthalten«, äußert er, »das Resultat, worauf schon

Herder in seinen »Ideen« deutet, schon jetzo merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thier in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs nächste mit den Thieren verwandt. Die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinnlade als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe *). Und so ist wieder jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist die kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darinnen verborgen liegt. Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun, so würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur thun, und ohne Studium der Schriftsteller, die in diesen Fächern gearbeitet, läßt sich auch Nichts thun; ich werde mir es aufheben, bis mich das Schicksal quiescirt oder jubilirt.«

Vom 18. bis 20. November finden wir Goethe wieder in Jena, wo er mit Loder wegen der zunächst um Camper's willen zu veranstaltenden Lateinischen Uebersetzung der Abhandlung sich besprach. Gegen Merck, der nach der Rückkehr aus Holland am Fieber gelitten und sich noch kaum erholt hatte, äußert Goethe, er habe bisher nicht an ihn geschrieben, weil er mit einer kleinen Abhandlung, die er ihm zuschicken wollen, und mit einigen dazu gehörenden Versuchen osteologischer Zeichnungen aufgehalten wor-

*) Der erste Band von Herder's „Ideen" war in diesem Jahre erschienen. Herder stellt hier unter andern den Grundsatz auf: „Bei jedem lebendigen Geschöpf scheint der Zirkel organischer Kräfte ganz und vollkommen; nur ist er bei jedem anders modificirt und vertheilt." Der „auf dem geistigen physiologischen Wege der Vergleichung mehrerer Geschlechter in den Kräften der Werkzeuge ihres organischen Lebens forschenden Zergliederer" wird hier ehrenvoll gedacht.

den; da er aber jetzt sehe, daß vor Ende des Jahres nicht viel daraus werde, so wolle er den Brief laufen lassen. Doch kam er eher, als er gedacht hatte, damit zu Stande. Als er in der ersten Hälfte December die Lateinische Uebersetzung an Herder zur Durchsicht sendet, bemerkt er dessen Gattin, er schäme sich, Herder damit so oft zu plagen. »Wenn die Hennen so lang über den Eiern säßen, als ich mich mit diesen Dingen beschäftige, ohne daß es ein Ende wird, die jungen Hühner müßten theuer werden.« Schon am 19. December konnte er die Abhandlung mit Lateinischer Uebersetzung in höchst zierlicher Abschrift von der Hand des Sekretärs Vogel nebst theils umrissenen, theils ausgeführten Zeichnungen an Merck senden. »So wenig es ist«, äußert er bei dieser Gelegenheit, »hat es mir viel Plage gemacht, bis ich es habe so zusammenbringen können.« Er bittet ihn die Abhandlung zunächst an Sömmering zu senden, der nach genommener Einsicht sie möglichst rasch an Camper besorgen möge; zugleich giebt er ihm Vollmacht, in seinem Namen Camper alles Artige und Verbindliche zu sagen, was er Lust habe, und ihm für seine übersandte Büste zu danken, die ihn nur neugieriger mache, diesen Mann kennen zu lernen. Die Handschrift mit den Zeichnungen möge Merck für sich behalten oder an Camper abtreten. »Nun sei aber auch thätig und hülfreich«, bittet er, »daß ich bald einen Beitrag von Schädeln erhalte, wenn es auch nur zum Abzeichnen ist; denn ich möchte gar zu gerne eine vollständige Suite von Zeichnungen dieses Knochens beisammen haben. Ich füge ein Verzeichniß bei von den Schädeln, die schon in dieser Absicht gezeichnet sind. Hauptsächlich bitte ich dich auf das inständigste um die Myrmekophaga und den Rhinoceros; es soll dir Nichts daran versehrt werden. Wie artig sich von diesem einzelnen Knöchlein wird auf die übrige vergleichende Knochenlehre ausgehen lassen, kannst du wohl einsehen und wird sich in der Folge mehr zeigen. Auch

bitte ich dich, wenn du etwas Tüchtiges über den Elephantenschädel unter deinen Papieren hast, mir es nicht vorzuenthalten, besonders eine deutliche Auslegung eurer neuesten Meinung über die Backzähne. Ich habe einen Casselschen Elephantenschädel hier gehabt, an dem fast alle Suturen noch sichtbar sind. Ich habe ihn von vier Seiten zeichnen lassen, werde ihn kürzlich commentiren und Sömmering eine ihm versprochene Copie schicken, die du auch sehen sollst.« In Weimar selbst besaß man einen völlig ausgewachsenen, wohlerhaltenen Elephantenschädel, zugleich mit der Unterkinnlade und einigen einzelnen Eckzähnen. Die Vergleichung beider zeigte sich höchst bedeutend, da bei dem Casselschen jungen Elephanten die obere Kinnlade und das os intermaxillare schnabelartig hervorstreben und der ganze Kopf in die Länge gezogen erscheint, dagegen am ausgewachsenen Weimarer das Ganze in ein beinahe regelmäßiges Quadrat einzuschließen ist. Das os intermaxillare spielte bei ersterm eine große Rolle; »es schlägt sich wirklich um den Eckzahn herum, daher denn auch bei flüchtiger Beobachtung der Irrthum entstanden sein mag, der ungeheure Eckzahn sei im os intermaxillare enthalten; allein die Natur, die ihre großen Maximen nicht fahren läßt, am wenigsten in wichtigen Fällen, ließ hier eine dünne Lamelle, von der obern Kinnlade ausgehend, die Wurzel des Eckzahns umgeben, um diese organischen Uranfänge vor den Anmaßungen des Zwischenknochens zu sichern.« Beide Schädel wurden sorgfältig gezeichnet, später von Lips gestochen, und fanden endlich mit begleitenden Bemerkungen d'Altons im zwölften Band der Abhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie verdiente Aufnahme.

Die Männer der Wissenschaft stellten sich der vertraulich mitgetheilten Abhandlung ungläubig gegenüber. Sömmering, an den sich Goethe noch besonders am 7. Januar 1785 wandte, wollte zu dessen Aerger ihm die Sache ganz ausreden. Wie

wenig dieser den glücklichen Gedanken zu würdigen wußte, daß die Natur den durchgehenden Knochentypus der Thiere den Anforderungen des vollendeten menschlichen Baues geschickt anzupassen suche, ergiebt sich aus seiner wunderlichen Aeußerung an Merck vom 27. Januar: »Und durch den Drang der Knochen gegen einander die Sache zu erklären? Ja, wenn die Natur als ein Schreiner mit Keil und Hammer arbeitete!« Er leugnete geradezu, daß eine Grenze vorwärts, wie sie Goethe in den canales incisivi fand, jemals dagewesen; die Hauptsache habe schon Blumenbach, der auch von verwachsenen Grenzen spreche, womit aber Nichts weniger als die Goethesche Grundansicht gegeben sei. Freilich findet er Goethe's Aufsatz in manchem Betracht sehr artig, aber einen wissenschaftlichen Werth legt er ihm nicht bei, und er kann nicht umhin, die hier gegebene tabula terminorum ein wenig schulfuchsig und dazu ganz unnöthig zu finden, da ja schon Coiter ähnliche habe. Auch Merck hielt mit seiner Beistimmung zurück, doch hoffte Goethe ihn von der Richtigkeit seiner Behauptung zu überzeugen. »Daß dir meine Abhandlung einige Freude gemacht hat«, schreibt er am 13. Februar, »giebt mir wieder Freude, ob du gleich von der Wahrheit meines Asserti nicht durchdrungen zu sein scheinst. Deswegen schicke ich dir hier eine gesprengte obere Kinnlade vom Menschen und vom Trichechus; da vergleiche und nimm deine andern Schädel zu Hülfe, und sieh am Affenschädel nach, was denn das für eine Sutur ist, die das os intermaxillare von der palatina maxillae superioris trennt; gieb nur auf die Lage der canalium incisivorum Acht, und ich brauche Nichts zu sagen. — Von Sömmering habe ich einen sehr leichten Brief. Er will mir's gar ausreden. Ohe! — Schicke mir die Knöchlein ja bald wieder (ich brauche sie nothwendig), und gehe säuberlich mit um; sie gehören zu ganzen Köpfen.« Zwei Monate später dankt Goethe ihm für die schöne, in Kupfer gestochene Abbildung des Skelets einer Giraffe

aus dem Haag. »Ich bin recht neugierig auf deine Abhandlungen«, fügt er hinzu, »und habe Nichts dagegen, wenn du mich bei Gelegenheit des Wallrosses (worüber Goethe ihm Bemerkungen mitgetheilt hatte) nennen und auf eine bescheidene und ehrbare Art in euern Orden einführen willst. Wenn ich sonst Etwas finde, will ich dir es auch schreiben, und es soll mir lieb sein, wenn du Gebrauch davon machen kannst. Bei mir liegt so Etwas und wuchert nicht. — Ich bin recht neugierig zu hören, was Sömmering gesagt hat, als du ihm die Knochen vorhieltest. Ich glaube noch nicht, daß er sich ergiebt. Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat.«

Und diese Vermuthung täuschte ihn nicht, wie spätere Briefe Sömmering's an Merck zeigen, doch wirkte die Abhandlung wesentlich auf diesen ein. An Camper gelangte sie, da sie durch Gelegenheit gesandt wurde, erst im September; Merck hatte ihm den Verfasser verschwiegen. Die schöne Handschrift setzte diesen in Verwunderung, und er wußte nicht, was der Verfasser damit bezweckt habe, ob er sie behalten, zurückschicken, drucken lassen, beurtheilen, anzeigen, die kalten Zeichnungen beleben oder was er sonst damit solle. Besonders klagte er über die Ungenauigkeit der Lateinischen Uebersetzung und meinte, der Verfasser, der wohl eine Anstellung habe, müsse seinen Lateinischen Stil zu verbessern suchen. In der Sache selbst blieb er nach wiederholter Untersuchung bei der Behauptung, der Mensch habe kein os intermaxillare. Möglichst freundlich theilte er dies darauf auch Goethe selbst mit, der ihm Hoffnung machte, ihn im nächsten Jahre in Holland zu besuchen; allein die Ausführung dieses Planes unterblieb, da ihn bald darauf Italien unwiderstehlich anzog.

Goethe, der unterdessen auch in der Botanik gar hübsche

Beobachtungen gemacht hatte, hielt sich auch nach so traurigen Erfahrungen noch mit Liebe an die Osteologie, doch hatte er natürlich alle Lust verloren, die Abhandlung herauszugeben, von deren Wahrheit und hoher Bedeutung er durchdrungen war. Ihm war es im Grunde genug, daß er zu dieser folgereichen Einsicht gelangt war, mochten Andere an alten oder neuen Irrthümern ihre Freude haben. Das Rauschen eines Wasserfalles verstehe er besser, schreibt er einmal an Herder, als so verworrene Vorstellungsarten, einen Arm oder einen Finger als einen conus anzusehen, doch müsse es Jedem gestattet sein, um den Felsen, den Niemand ersteige, nach seiner Art sich herumzutummeln, auf seinem Steckenpferde herumzureiten, welches Rechtes er sich ja auch weidlich bedient habe. Nur gelegentlich wurde der ungedruckten Abhandlung des Dichters in wissenschaftlichen Werken gedacht. Loder erwähnte Goethe's Beobachtung 1788 in seinem »anatomischen Handbuch« (S. 89), und Sömmering selbst sprach 1791 in seiner »Knochenlehre« (S. 160) den Wunsch aus, »Goethe's sinnreicher Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der Oberkinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sei, von 1785 (?), mit sehr richtigen Abbildungen« *), möge veröffentlicht werden **). Auch Gotthelf Fischer bedauerte im Jahre 1800 in der fleißigen Schrift: »Ueber die verschiedene Form des Intermaxillarknochens in den verschiedenen Thierarten« (S. 17), daß Goethe's Abhandlung und Zeichnungen nicht herausgegeben seien, und er äußerte den Wunsch, dieser feine Beobachter möchte seine scharfsinnigen Ideen

*) „Reh, Ochse, Trichechus rosmarus, Pferd, Babirussa, Fuchs, Löwe, weißer Nordischer Bär, Affe, vom Elephanten der ganze Schädel.“ Diese Abbildungen sind im fünfzehnten Bande der Nova acta physico-medica academiae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum (1831) mitgetheilt, nur finden sich dort auch Kameel und Wolf, während der Fuchs fehlt.

**) Vgl. auch desselben Schrift „vom Bau des menschlichen Körpers“ II, 66. d'Alton in den Nova acta XV, 1, 32.

über thierische Oekonomie, mit philosophischen verwebt, bald der gelehrten Welt mittheilen. Allein trotz dieser freundlichen Aufforderungen hielt die Wissenschaft an dem Satze fest, daß der Mensch keinen Zwischenknochen habe, wie es der mit Goethe persönlich befreundete Blumenbach noch im Jahre 1804 in seinem »Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie« aussprach. Indessen überzeugte sich dieser doch selbst später von der Irrigkeit dieses Satzes, und er theilte Goethe vertraulich mit, daß der Zwischenknochen bei wasserköpfigen Kindern von der obern Kinnlade getrennt, auch beim doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgesondert sich zeige. Die vollkommenste Anerkennung des Zwischenknochens beim Menschen ward in der »Cephalogenesis« von J. B. von Spix ausgesprochen (1815), und seit dieser Zeit ist die Wahrheit dieses Satzes allgemein in der Wissenschaft anerkannt, und die Art des Vorkommens dieses Knochens vom Fötus an weiter begründet worden. Erst nach dieser glänzenden Anerkennung ließ Goethe seinen mehr als dreißig Jahre zurückgehaltenen Aufsatz: »Dem Menschen wie den Thieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben«, mit der falschen Datirung »Jena 1786«, im zweiten, 1819 erschienenen Hefte »zur Morphologie« abdrucken, indem er bestätigende Auszüge aus alten und neuen Schriftstellern, auch aus brieflichen Mittheilungen, hinzufügte. Mit Zeichnungen, die aber von den ursprünglich beigelegten zum Theil verschieden und anders geordnet waren, erschien die Abhandlung im Jahre 1831 im fünfzehnten Bande der mehrfach ausgeführten Nova acta academiae Leopoldino-Carolinae, begleitet von Bemerkungen d'Altons. Noch im letzten Monate seines Lebens fand Goethe sich durch den zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire ausgebrochenen Streit veranlaßt, die Geschichte dieser seiner am Anfang vornehm zurückgewiesenen Entdeckung mitzutheilen.

Doch kehren wir zur Entwicklung seiner osteologischen For-

schungen zurück, so traten diese während der Italienischen Reise hinter seinen Beschäftigungen mit der Botanik zurück, und seine dadurch erlangte Kenntniß war ihm zunächst nur für die Auffassung der Antiken förderlich. Auch seine physiognomischen Beobachtungen, denen er so lange entsagt hatte, suchte er wieder hervor, und sie schienen ihm hier wohl zu passen. Zu Palermo gelang ihm zu seiner größten Freude die gleichfalls von den Männern der Wissenschaft lange bekämpfte Entdeckung der sogenannten Metamorphose der Pflanzen, indem sich ihm anschaulich ergab, daß die mannigfaltigen Erscheinungen des Pflanzenlebens vom Samenkorne bis zur neuen Bildung desselben aus den verschiedensten Umbildungen eines und desselben zu Grunde liegenden Organs sich herleiten, und derselbe Bildungstypus durch alle Pflanzen durchgeht. Bei der innigen Verbindung, in welcher bei unserm Dichter die gleichzeitige Erforschung der drei Naturreiche sich unablässig steigerte, mußte sich ihm aus dieser Entdeckung die tief in seinem Wesen begründete Ueberzeugung mächtig herausbilden, »daß ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus durch die sämmtlichen organischen Wesen durchgehe, der sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten lasse«. Nach der Rückkehr aus Italien beschäftigten ihn neben der Vollendung des »Tasso« und der Ausdichtung des »Faust« besonders seine botanischen Forschungen, neben welchen die Anatomie nicht ganz vernachlässigt wurde, wie sich aus der Aeußerung an Knebel vom 8. November 1788 ergiebt: »Ich will die Myologie nochmals angreifen, und sehen, ob ich Bresche schießen und sie mit Sturm erobern kann.« Noch am 16. schreibt er von dort dem Herzoge, er sei fleißig in Anatomicis. Auch in einem Briefe an den Herzog von Gotha vom 11. November gedenkt er seiner in Jena gehofften Durcharbeitung der Muskellehre. Am 27. December hören wir in einem Briefe an Herder von seinen physiognomi-

schen Entdeckungen in Bezug auf Bildung idealer Charaktere. Wie sehr er mit den Idealen der Götter und Helden der Alten beschäftigt war, denen er nahe gekommen zu sein glaubte, ergiebt sich aus der Erzählung einer Ausführung hierüber, die Caroline Herder schon am 12. September ihrem Gatten gab. Im Sommer 1789 modellirte er das Profil eines Jupiter. Erst am Ende des Jahres ging er ernstlich an die Ausarbeitung seiner »Metamorphose der Pflanzen«, wobei er den Botaniker Batsch zu Jena, welchem er vielfache Belehrung verdankte, eifrig zu Rathe zog.

Von Jena aus, wohin er sich auf einige Tage begeben, schreibt Goethe am 22. December 1789 an Knebel: »Ich melde dir, mein Lieber, daß es mir wohl geht, und daß Batsch die Sache sehr gut aufgenommen hat. Ich habe wieder neue psychologische Erfahrungen (über die Gelehrten von Profession) gemacht, und sehe sehr wohl, daß der Umfang des Ganzen schwer zu denken ist. Ich arbeite es nun aus, und es mag hingehn. Die Hauptsache wird nun sein, daß ich die Idee weiter ausarbeite und durch Beispiele und Tafeln erläutere.« Im nächsten Januar schickte er das »mühsam ausgearbeitete Werkchen« dem gerade in Weimar anwesenden Knebel, der es ihm aber bald zurückbesorgen möge, da er es auch an Batsch mittheilen und diesen doch noch einmal darüber hören wolle. Könnte er es ein Jahr liegen lassen und es dann wieder vornehmen, so würde es freilich eine reinere Gestalt gewinnen; er habe indessen das Mögliche gethan, und das Fehlende denke er etwa durch eine Fortsetzung, durch einen Commentar nachzuholen. Nach Vollendung der botanischen Abhandlung wandte er sich jetzt um so eifriger der Osteologie zu. »Ostern betret' ich auch die Bahn der Naturgeschichte als Schriftsteller«, vertraut er am 3. März 1790 seinem Jacobi; »ich bin neugierig, was das gelehrte und ungelehrte Publikum mit einem Schriftchen machen wird, das über die

Metamorphose der Pflanzen einen Versuch enthält. Im Studio bin ich viel weiter vorwärts und hoffe, über's Jahr eine Schrift über die Gestalt der Thiere herauszugeben. Ich brauche aber wahrscheinlich Zeit und Mühe, eh' ich mit meiner Vorstellungsart werde durchdringen können.« Batsch sprach bei Rücksendung von Goethe's Abhandlung wiederholt seine Freude über diese schönen Vorstellungen aus, wie seine Ueberraschung über diese edlen Analogien; seine zufälligen Gedanken dabei werde er schicklicher und zweckmäßiger mittheilen, wenn Goethe sich dem Geschäfte einer weitern Ausführung unterziehen und diese Theorie durch mehrere Thatsachen unterstützen werde*).

Hatte Goethe früher bei den verschiedenen Thierarten und dem Menschen die entsprechenden Knochen unter sich verglichen und ihre allmähliche Umbildung verfolgt, so zog ihn jetzt vor allem das Verhältniß der verschiedenen Knochenarten zu einander an, und es entwickelte sich in ihm die der Metamorphose der Pflanze entsprechende Idee, daß alle Knochen Umbildungen einer und derselben zu Grunde liegenden Knochenform seien. Auf diesem Wege gewann er bald die Ueberzeugung, daß die Schädelknochen als eine Fortsetzung der Gebilde der Rückenwirbelsäule zu betrachten seien. Die drei ersten Schädelknochen, das Hinterhauptbein, das hintere und das vordere Keilbein, erwiesen sich sehr bald als solche, dagegen gelang ihm die Entdeckung, daß die drei Knochen des Vorderhauptes gleichfalls aus Wirbeln zusammengesetzt seien, erst im Mai 1790 bei seinem Aufenthalte zu Venedig. Hier fand er nämlich auf den Dünen des Lido, welche die Lagunen vom Meere sondern, am Begräbnißplatze der Juden einen zerschlagenen Schöpsenkopf, in welchem er den Uebergang vom ersten Flügelbein zum Siebbein und den Muscheln ganz deutlich vor Augen sah. So berichtet Goethe im Jahre 1823

*) Zur Deutschen Literatur und Geschichte I, 132 ff.

im ersten Hefte des zweiten Bandes »zur Morphologie« (vgl. B. 40, 447), während er in den »Annalen« (B. 27, 13) sagt, jener glücklich geborstene Schafschädel »habe ihm nicht allein jene große, früher von ihm erkannte Wahrheit, die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bethätigt, sondern auch den Uebergang innerlich ungeformter organischer Massen durch Aufschluß nach außen zu fortschreitender Veredlung höchster Bildung und Entwicklung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen gestellt, und zugleich seinen alten, durch Erfahrung bestärkten Glauben wieder aufgefrischt, daß die Natur kein Geheimniß habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stelle«. Die Wahrheit dieser Angabe zu bezweifeln durfte man um so weniger wagen, als Goethe bei seiner durchaus naturgemäßen Entwicklung von der Metamorphose der Pflanzen nothwendig zu einer ähnlichen Ansicht der Thierwelt gelangen mußte, wie sehr er auch bemüht war, die drei Naturreiche in der Betrachtung möglichst von einander gesondert zu halten, um nicht durch falsche Uebertragung die reine Anschauung zu verwirren. Den urkundlichen Beweis liefert jetzt Goethe's Brief an Herder's Gattin, welcher er am 4. Mai 1790 von Venedig aus schreibt: »Durch einen sonderbar glücklichen Zufall, daß Götze (sein Diener) zum Scherz auf dem Judenkirchhof ein Stück Thierschädel aufhebt und ein Späßchen macht, als wenn er mir einen Judenkopf präsentirte, bin ich einen großen Schritt in der Erklärung der Thierbildung vorwärts gekommen. Nun stehe ich wieder vor einer andern Pforte, bis mir auch dazu das Glück den Schlüssel reicht. Die Meerungeheuer habe ich auch nicht versäumt zu betrachten, und habe auch an ihnen einige schöne Bemerkungen gemacht. Sobald ich nach Hause komme, fange ich an zu schreiben und hoffe, daß unterm Schreiben sich mir noch Manches darbieten soll.«

Kaum aus Italien zurückgekehrt, mußte er dem Herzog nach Breslau folgen. Diesem meldet er am 1. Juli, das unterdessen erschienene botanische Werkchen mache ihm Freude, da er bei jedem Spaziergange neue Belege dazu finde, auch werde er nun zusammenschreiben, was er über die Bildung der Thiere gedacht habe, und die Reise zu ihm gebe ihm schönste Gelegenheit, in mehr als einem Fache seine Begriffe zu erweitern. Gleich vor der Abreise, am 9. Juli, schreibt er an Knebel: »Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft. — Der Herzog hat mich nach Schlesien beschieden, wo ich einmal statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern besäet finden werde. Unterwegs gedenke ich Dresden zu sehen, im Rückweg Freiberg. Sollte ich irgendwo lange Stunden haben, so schreibe ich das zweite Stück über die Metamorphose der Pflanzen und den Versuch über die Gestalt der Thiere. Beides möchte ich künftige Ostern herausgeben.« Auch in dem vielbewegten Breslau, wo ein soldatischer Hof und der Adel einer der ersten Provinzen Preußens ihren Glanz entfalteten, beschäftigten ihn seine osteologischen und anatomischen Betrachtungen unausgesetzt. »Meine kleinen Arbeiten«, meldet er bald nach der Rückkehr, am 17. October, an Knebel, »gehen auch immer fort, und ich denke noch vor Ende des Jahrs das anatomische Werkchen zu endigen.« Mit dem Zeichner Lips hörte Goethe Ende October und Anfangs November Muskellehre bei Loder. Doch mußte er bald das anatomische Werkchen liegen lassen, wie er selbst am 1. Januar des folgenden Jahres seinem in der Heimath weilenden Freunde Knebel berichtet. »Kaum war ich wieder zu Hause«, schreibt er, »als ich mir vornahm, den Versuch über die Gestalt der Thiere zu schreiben, wozu mich besonders eine Sammlung Thierskelette, welche ich in Dresden fand, aufmunterte; ich habe auch ungefähr drei Wochen daran gedacht und dictirt, zuletzt aber wollte es mit dieser mehr als abstracten Materie nicht fort und ich mußte sie

zurücklegen; indessen bin ich doch sehr vorgerückt und habe mir für das nächstemal viel vorgearbeitet.« Fast drei Monate später, am 20. März, berichtet er an Jacobi: »In der Art, auf dem Wege, wie du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben, setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wende alle Kunstgriffe an, die meinem Geiste verliehen sind, um die allgemeinen Gesetze, wornach die lebendigen Wesen sich organisiren, näher zu erforschen. Was ich leisten werde, muß die Zeit lehren. Den Versuch über die Gestalt der Thiere dachte ich Ostern herauszugeben; es wird aber wohl noch ein Jahr reisen müssen. Man sieht bei diesen Arbeiten gar nicht, was man macht, weil alle Bemühung einwärts geht, und Simplification der Zweck ist.« Wie weit die damaligen Versuche gingen, kann man nur annäherungsweise aus Goethe's Erzählung, B. 36, 253 ff. vermuthen, wo er unter anderm bemerkt, er habe an dem Gedanken festgehalten, »man solle die Bestimmung jedes Theils für sich und sein Verhältniß zum Ganzen zu erforschen trachten, das eigene Recht jedes Einzelnen anerkennen und die Einwirkung aufs Uebrige zugleich im Auge behalten, wodurch denn zuletzt Nothwendiges, Nützliches und Zweckmäßiges am lebendigen Wesen zum Vorschein kommen müsse«.

Indessen traten die anatomischen Bestrebungen bald hinter der Beschäftigung mit dem Theater und besonders hinter seinen optischen Betrachtungen fast ganz zurück, die er mit leidenschaftlichem Eifer verfolgte, da ihm die allgemein verbreitete Behauptung, weißes Licht sei aus farbigem zusammengesetzt, widersinnig erschien. »Ich habe Lust und Anlaß, Mancherlei zu schreiben«, meldet er am 1. Juni an Jacobi, »und wenn nur nicht andere Hindernisse dazwischen kommen, die mich stören und zerstreuen, so wirst du zwischen hier und Ostern Manches erhalten. Ich habe fast in allen Theilen der Naturlehre und Naturbeschreibung kleine und größere Arbeiten entworfen, und es kommt nur dar=

auf an, daß ich sie in der Folge hinter einander wegarbeite. — Eine neue Theorie des Lichts, des Schattens und der Farben, an der ich schreibe und die ich in einem Vierteljahr auszuarbeiten denke, wird dir Freude machen. Sie wird lesbarer und allgemeiner faßlich sein als meine botanischen Schriften und künftig meine anatomischen nicht sein können.« An Sömmering, der ihm seine Schrift »vom Baue des menschlichen Körpers« zugesandt, hatte er Tags vorher geschrieben, diese werde ihn gewiß aufmuntern, verschiedene Abhandlungen fortzusetzen und vielleicht zu vollenden, die er vorigen Winter begonnen, wobei er des ihn oft ergreifenden Wunsches gedenkt, sich ausschließlich solchen Arbeiten widmen zu können. Aber die gewaltige Zeit sollte ihn bald zweimal hinter einander an die Stätte des Krieges führen.

Erst am Anfang des Jahres 1795 gelang es Goethe, anhaltender zur Anatomie zurückzukehren, die er freilich nie aus den Augen verloren, wie er denn noch im Juli 1794 bei Sömmering angefragt hatte, ob er nicht seine Sammlungen zur vergleichenden Anatomie ihm ablassen wolle. Jacobi's Sohn Max, der in Jena studirte, hörte bei Loder von Wenigen besuchte Vorlesungen über die Bänderlehre. Diese zu benutzen, begab sich Goethe am 11. Januar 1795 nach Jena, wo er bis zum 23. in den Morgenstunden mit Meyer und den beiden Humboldt im tiefsten Schnee zu den Vorlesungen zu wandeln nicht verschmähte. Gegen die Letztern, welche den größten Antheil an den Naturwissenschaften zeigten, sprach er seine Ideen über vergleichende Anatomie und deren Behandlung so lebhaft aus, daß diese ihn veranlaßten, dieselben schriftlich in zusammenhängender Darstellung auszuführen *). An Jacobi meldet Goethe am 2. Februar:

*) Vgl. B. 27, 41. Böttiger berichtet (literarische Zustände I, 49), Goethe habe um diese Zeit zwei Stunden täglich bei Loder Syndesmologie gehört. Daselbst (I, 50) finden sich physiologische Bemerkungen Goethe's über sehr anziehende Spuren veredelter Thierheit im Menschen mitgetheilt.

»Mit Max habe ich fast vierzehn Tage in Jena mein anatomisches Wesen erneuert. Er kam Morgens sieben Uhr vor mein Bette, ich dictirte ihm bis achte, und in den letzten Tagen nahmen wir um zehn die Materie wieder vor, wobei sich auch Humboldt einfand, und ich habe in der Zeit meine Ideen fast alle aphoristisch von mir gegeben, und werde wahrscheinlich noch dieses Jahr ans Ausarbeiten gehen.« So entstand der uns erhaltene »Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie«. Hieran schlossen sich im folgenden Jahre die »Vorträge« über die drei ersten Capitel dieses Entwurfs, die wahrscheinlich in der Freitagsgesellschaft bei der Herzogin Amalie gehalten wurden. Goethe dringt hier besonders auf die Aufstellung eines allgemeinen thierischen Typus. Die Erfahrung müsse uns vorerst die Theile lehren, welche allen Thieren gemein, so wie auch worin diese Theile verschieden seien; die Idee aber müsse über dem Ganzen walten und auf genetische Weise das allgemeine Bild abziehen. Zum größten Vortheil gereiche es bei der Untersuchung des Thierkörpers, wenn man sich den Begriff einer gleichzeitigen, von der Zeugung an schon bestimmten Metamorphose, wie bei den Pflanzen, aneignen könne. Eben dadurch werde die Harmonie des organischen Ganzen möglich, daß es aus identischen Theilen bestehe, die sich in sehr zarten Abweichungen modificirten. »In ihrem Innersten verwandt, scheinen sie sich in Gestalt, Bestimmung und Wirkung aufs weiteste von einander zu entfernen, ja sich einander entgegenzusetzen, und so wird es der Natur möglich, die verschiedensten und doch nahe verwandten Systeme durch Modification ähnlicher Organe zu erschaffen und in einander zu verschlingen.« Wenn Goethe hier der Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen nicht gedenkt, so findet dies darin seine natürliche Erklärung, daß die Metamorphose der Knochen nicht in die vergleichende Anatomie gehört; auch mochte er, bei der leidi-

gen Erfahrung, die er mit der Metamorphose der Pflanzen bei seinen besten, sonst einstimmigen Freunden gemacht hatte, sich abgehalten fühlen, ein solches Geheimniß auch seinen Vertrautesten mitzutheilen, besonders da ihm eine umfassende Darstellung dieser Entdeckung noch nicht gelungen war.

Wie sehr den Dichter auch das so folgenreiche Verhältniß zu Schiller nach ganz andern Seiten hinzog, und besonders sein dichterisches Schaffen lebhaft aufregte, so traten doch die anatomischen, besonders osteologischen Bestrebungen nicht ganz zurück. Daß er sogar auf die Veröffentlichung seiner sämmtlichen darauf bezüglichen Arbeiten bedacht war, ergiebt sich aus folgender Aeußerung in einem Brief, den er, eben mit der letzten Durchsicht des bereits zum Druck eilenden Gedichts »Hermann und Dorothea« beschäftigt, am 3. Juni 1797 an Böttiger richtete: »Indem ich Ihnen für die vielen gefälligen Bemühungen (des genannten Gedichts wegen) Dank sage, muß ich nur gestehen, daß ich mit Hofrath Loder schon wieder in dem Fall bin, Ihre freundschaftliche Thätigkeit anzurufen. Er wird anatomische Observationen mit Kupfern, in klein Folio, bei Dietrich (in Göttingen) herausgeben, und es ist schon eine alte Abrede, daß ich meine Arbeiten über comparative Anatomie anschließen will. Nun entsteht die Frage, wie ich meine Deutschen Abhandlungen in ein klares, lebhaftes, der Sache angemessenes Latein übergetragen sehen könnte. Sie stellen sich wohl vor, was wir dabei wünschten. Wenigstens erlauben Sie, daß ich Ihnen bei erster Gelegenheit meine Arbeit vorlese, mit der ich schon ziemlich im Reinen bin. Das erste Stück sollte die allgemeine Einleitung und das Specimen einer Monographie über das os intermaxillare enthalten.« Im September sprach er zu Tübingen Schiller's und Cuvier's berühmten Lehrer Kielmeyer in Tübingen, der ihm meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen Cuvier's vorlegte und ihm über manche Punkte organischen Lebens

seine lichtvollen Beobachtungen und Ansichten mittheilte. Schon einige Jahre vorher war er und Herder lebhaft angezogen worden durch dessen Rede »über die Verhältnisse der organischen Kräfte unter einander in der Reihe der verschiedenen Organisationen, die Gesetze und Folge dieser Veränderungen«. Goethe's Plan der Herausgabe seiner Arbeiten über vergleichende Anatomie kam damals eben so wenig zur Ausführung als sein schon längere Zeit ihm vorschwebendes Gedicht, »die Jagd«, worin ihm bei Darstellung einer höchst überraschenden »Löwen- und Tigergeschichte« seine genaue Kenntniß dieser Thiere besonders gelegen kommen mußte*). Ein im folgenden Jahr vom Herzog angekaufter erfrorener Tiger nahm seine lebhafteste Theilnahme in Anspruch, die durch die Beziehung auf jenes noch nicht ganz aufgegebene Gedicht noch gesteigert ward. Goethe wollte, so erfuhr Böttiger im Januar 1799 von Bertuch, eine Biographie des Tigers schreiben, dessen gefrorenen Cadaver der Herzog aus Nürnberg erhalten. »Die Ahnen wird er von dem Menageriehalter Albi erfahren«, fügt Böttiger hinzu **). »Loder, der immer geschäftige Handlanger Goethe's und des Herzogs Procyon, wird anatomische Vorlesungen öffentlich über den Tiger halten.«

Allein immer mehr mußten die naturwissenschaftlichen Betrachtungen vor der Dichtung und Kunst in den Hintergrund treten. Erst nach Schiller's Tod fühlte sich Goethe wieder zur Anatomie hingezogen, und zwar zunächst angeregt durch die während seiner Anwesenheit zu Halle im August 1805 über die Schädellehre gehaltenen Vorträge Gall's ***), der im folgenden Jahre auch nach Weimar kam. Gall's Vortrag hielt Goethe für den Gipfel der vergleichenden Anatomie; »denn obgleich dieser

*) Vgl. meine Studien zu Goethe's Werken S. 52 ff.
**) a. a. O. I. 61.
***) Vgl. B. 27, 172 ff. Steffens „Was ich erlebte" VI, 49 ff.

seine Lehre nicht von dort abgeleitet habe und mehr von außen nach innen verfahren sei, auch sich mehr eine Belehrung als eine Ableitung vorgesetzt habe, so stehe doch Alles mit dem Rückenmark in solcher Beziehung, daß dem Geiste vollkommene Freiheit geblieben sei, diese Geheimnisse nach seiner Art auszulegen.« Im Spätjahr 1806 unterhielt sich Goethe in Folge der durch Gall erhaltenen Anregung mit Riemer und dem jüngern Voigt, dem Botaniker, vielfach über seine naturwissenschaftlichen, besonders seine osteologischen Ansichten, wobei auch der Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen Erwähnung geschah.*) Goethe erwähnt dies in den »Annalen« gelegentlich unter dem Jahr 1807. Riemer hat uns einzelne Aussprüche aus den betreffenden Gesprächen des Dichters aufbehalten. So bemerkte Goethe im December 1806: »Man kann die Phalangen (Wirbel im Rücken und sonst) als die Knoten ansehen bei den Pflanzen. Wie die Pflanze von Knoten zu Knoten wächst, so die Organisation der Thiere. Die Knochen der Arme und Beine sind auch nichts Anderes als größere Knoten oder Phalangen.**) Von Eins fängt's an, geht im Vorderarm und im Unterschenkel in zwei, dann in drei, vier, fünf über 2c.« Diese Dinge beschäftigten ihn damals wieder so ernstlich, daß er bereits im Ostermeßkatalog

---

*) Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 300 f. In Goethe's Tagebuch findet sich unter dem 10. November 1806 die Bemerkung: „Hexameter zur Morphologie", woraus sich die bisher unbekannte Abfassungszeit des Gedichts „Metamorphose der Thiere" ergeben dürfte.

**) Virchow bemerkt, hieraus ergebe sich, daß Goethe damals eine offenbar ganz falsche Vorstellung von dem Verhältniß der Pflanzen- und Thier-Metamorphose zu einander gehabt; eine solche bloß am Aeußerlichen sich haltende Vergleichung widerstreite der Entwicklungsgeschichte. Aber Virchow legt auf diese gelegentliche Vergleichung, die dem Dichter, wer weiß in welcher Verbindung? und vielleicht nicht ganz genau so entfahren ist, zu viel Gewicht. Er selbst läßt den Schluß willkürlich weg. Und ist denn die Vergleichung der Knoten der Pflanzen mit den Wirbeln der Thiere so sehr verfehlt?

des Jahres 1807 das Erscheinen seiner »Ideen über organische Bildung« ankündigen ließ.

Unterdessen hatte Oken im August 1806 auf einer Harzreise beim Ilsenstein am gebleichten Schädel eines Hirsches die Entdeckung von der Bildung der Schädelknochen aus Wirbeln gemacht, und diese noch in demselben Jahre zu Braunschweig an Lichtenstein und im folgenden Frühjahr an Kieser zu Nordheim bei Göttingen mitgetheilt. Bei dem letztern bediente er sich hierzu des gesprengten Schädels einer Schildkröte, der sich mit der deutlichen Bezeichnung der einzelnen Wirbelknochen des Schädels von Oken's Hand noch erhalten hat. Da Oken, der als Privatdocent zu Göttingen lebte, sich bereits durch einige Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte, besonders durch seinen »Grundriß der Naturphilosophie«, eine »Theorie der Sinne und der darauf gegründeten Classification der Thiere,« und das treffliche Buch von der Zeugung, so glaubte man zu Jena, die durch Schelling's und Hegel's Abgang entstandene Lücke am besten durch seine Berufung ausfüllen zu können. Mit Begeisterung nahm Oken den ihn ehrenden Ruf an, und sandte seine Abhandlung »über die Bedeutung der Schädelknochen« nach Jena, wo sie als Programm zum Antritt der Professur gedruckt werden sollte. In dieser Abhandlung, deren Vorwort »Jena im October 1807« datirt ist, führte Oken den Satz aus: »Das Skelet ist nur ein aufgewachsenes, verzweigtes, wiederholtes Wirbelbein; und ein Wirbelbein ist der präformirte Keim des Skelets. Der ganze Mensch ist nur ein Wirbelbein.« Er begann die Ausführung dieses Satzes mit der Bemerkung: »Nehmt einen jungen Schafsschädel, sondert davon ab, was man zu den Gesichtsknochen rechnet, auch die Knochen der Hirnschale, welche an der Basis keinen Theil nehmen, als da sind Stirnbein, Scheitelbein, Siebbein und Schlafbein, so bleibt euch eine Knochensäule, welche jeder Anatom beim ersten Blick für drei

Körper von irgend einer Art Wirbelbein, mit den Seitenfortsätzen und Löchern, erkennen kann. Bringt ihr die Hirnschalknochen, mit Ausnahme der Schlafbeine — denn die Höhle ist dennoch geschlossen — wieder hinzu, so habt ihr eine Kopfwirbelsäule, welche sich von der wahren nur durch die erweiterte Rückenmarkshöhle unterscheidet. Das Hirn ist das zu kräftigern Organen voluminoser entwickelte Rückenmark, so die Hirnschale die voluminosere Rückensäule.«

Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß auch Oken von einem Schafschädel ausging, an welchem Goethe die Entdeckung einst aufgegangen war. Die drei Wirbel des Schädels bezeichnet Oken als Aug-, Kiefer- und Ohrwirbel; alle drei seien Sinneswirbel, und nur in sofern da, als die Sinne selbst. »Wirbelabtheilungen und Kopfsinnesnerven gehen sich parallel. Knochen sind das irdische, verhärtete Nervensystem; Nerven sind das geistige, weiche Knochensystem — Continens et Contentum.« Nachdem er die einzelnen Kopfwirbel genauer besprochen, beginnt er den zweiten Theil der Abhandlung mit der Bemerkung: »Wenn die Hirnschale die Wiederholung der Rückensäule, nur die erweiterte, organisirtere ist (ich rede als Anatom), so muß der Kopf auch die Aussprossungen aus der Rückensäule in sich wiederholen, also den Thorax, das Becken und die Gliedmaßen, und zwar muß er dadurch vollendet sein. Durch diese Vereinigung aller Rumpfsknochen entsteht nun das wunderbare, aber dennoch entwickelbare Gemisch und Ineinanderlaufen der Formationen, welche sich als Gesichtsknochen darbieten. Die Rückensäule wird zur Hirnschale, die Leibeshöhlen mit den Extremitäten werden zum Gesichte.« Bei der weitern Nachweisung, wie sich die Aussprossungen der Rückenwirbelsäule am Kopfe wiederholen, wird auch des os intermaxillare, des Zwischenkiefers, gedacht, das Oken für den Daumen, wie die Zähne für die Finger des Kopfes erklärt. »Alle Knochenthiere haben es unwidersprechbar«,

bemerkt er; »daß es auch im Menschen vorhanden ist, habe ich mich an Dutzenden von Kinderschädeln, vorzüglich in Osiander's Sammlung, überzeugt.« Auffallend muß es scheinen, daß Oken hierbei Goethe's nicht erwähnt; wollte der frei gesinnte Mann, der im Vorwort aller seiner Lieben in reinster Gemüthlichkeit gedenkt, den Schein der Schmeichelei von sich fern halten, oder mochte er dem dilettantischen Gebaren mit der Wissenschaft nicht gern zu viel Ehre geben? Die Abhandlung schließt mit der Unterscheidung der Sinne in Kopfsinne (Auge und Ohr), Kopfrumpfsinne (Nase, Zunge), Rumpfsinne (Hand und Fuß) und Rumpf-Kopfrumpfsinne (Kiefersinn), woran sich Bemerkungen über die Höhe der Sinne und ihre Stellung zu einander anschließen.

Kaum war das Programm erschienen, als Voigt und Riemer den Dichter mit der Entdeckung überraschten, Oken sei ihm mit der Bekanntmachung jener wichtigen Lehre von der Bildung der Schädelknochen aus Wirbeln zuvorgekommen. »Ich ersuchte sie, sich stille zu halten«, erzählt Goethe später (Band 27, 232), nicht ohne einige Mißstimmung; »denn daß in eben gedachtem Programm (Oken's Namen verschweigt er) die Sache nicht geistreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geschöpft war, fiel dem Wissenden nur allzusehr in die Augen. Es geschahen mancherlei Versuche, mich reden zu machen.« Wie hätte Goethe, welchem die Förderung der Universität Jena so sehr am Herzen lag, durch eine derartige Erklärung einen eben berufenen begabten Lehrer in ein zweideutiges Licht setzen können! Vielmehr suchte er Oken an sich zu ziehen, und er lud ihn ein, während der nächsten Osterferien ihn auf acht Tage in Weimar zu besuchen. Auch verfehlte dieser nicht, der Einladung Folge zu leisten. Ohne Zweifel vertraute Goethe ihm bei dieser Gelegenheit, daß er selbst jene Entdeckung über die Bildung der Schädelknochen schon im Jahre 1790 gemacht habe. Allein ein näheres Verhältniß konnte

sich bei der Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Naturansichten nicht bilden, da Oken bei seiner auf die umfassendsten Kenntnisse gestützten Vertiefung sich ins Abstruse zu verlieren schien, während Goethe höchste Vereinfachung der Begriffe anstrebte. Oken's bald darauf erscheinende kleine Abhandlungen, »über das Universum als Fortsetzung des Sinnensystems« und »erste Ideen zur Theorie des Lichts, der Finsterniß, der Farben und der Wärme«, waren eben so wenig wie sein »Lehrbuch der Naturphilosophie« (1808 — 1811) geeignet eine nähere Vereinigung anzubahnen. In welcher Weise Goethe Oken's wissenschaftliche Richtung betrachtete, läßt sich aus den brieflichen Aeußerungen Knebel's an den Weimarer Freund (I, 328. 359. II, 38) ermessen. Persönlich scheint sich Oken mit unserm Dichter nicht weiter berührt zu haben, wenn er auch an dem von Goethe und Falk erfundenen und geleiteten Maskenzug zum 3. Februar 1809 auf dem Stadthause zu Weimar Theil nahm, wo er als Morgenstern auftrat.

Goethe ward mehrere Jahre lang von den osteologischen und anatomischen Betrachtungen durch die Beschäftigung mit der Farbenlehre, der Geologie und Mineralogie, so wie durch dichterische Arbeiten ganz fern gehalten. Erst seit 1816, wo er mit den Heften »zur Naturwissenschaft, besonders zur Morphologie« begann, trat auch die Neigung zur Anatomie wieder lebhafter hervor. Die im vorhergehenden Jahre erschienene Cephalogenesis von J. B. von Spix erregte seine besondere Aufmerksamkeit, doch ließ ihn gerade dieses Werk die unreife Art höchlich bedauern, in welcher Oken die Entdeckung von der Entstehung der Schädelknochen aus Wirbeln vorgetragen habe, da diese einen nachtheiligen Einfluß darauf geübt. Auch die in diesem Jahre zu Jena errichtete Veterinärschule trug zur Wiederanregung dieser Studien bei Goethe wesentlich bei, der für jene seine ältern meist zersägten und sonst präparirten Pferdeschädel gern hergab.

Die gegen Ende des Jahres 1816 von Oken herausgegebene »Isis« setzte gar bald böses Blut. Vom Großherzog aufgefordert, sein Gutachten über die gegen die »Isis« zu ergreifenden Maßregeln abzugeben, wollte Goethe es nicht billigen, daß man Oken, der jedenfalls ein Mann von Geist, von Kenntnissen und Verdienst sei, und noch immer verdiene in der Wissenschaft eine glänzende Rolle zu spielen, deshalb einen Verweis gebe; er rieth vielmehr, dem Buchdrucker bei persönlicher Selbstgeltung den Druck des Blattes zu verbieten*). Dem Betroffenen selbst mochte hierüber Manches auf entstellte Weise zugetragen werden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Folge dessen auch die Frage über die Priorität jener Entdeckung in Betreff der Bildung der Schädelknochen wieder auftauchte, und gerade hierdurch Goethe zur Entwerfung des Aufsatzes »Meteore des literarischen Himmels« (Band 40, 458 ff.) veranlaßt wurde, dessen Abfassung ins Jahr 1817 fällt. Hier erklärt er sich ausführlich über die Begriffe von Priorität, Anticipation, Präoccupation, Plagiat, Posseß und Usurpation, und er bezeichnet das Plagiat als die gröbste Art von Occupation, zu welcher Kühnheit und Unverschämtheit gehöre. »Armseligen Menschen verzeihen wir solche Kniffe«, bemerkt er; »werden sie aber, wie es auch wohl geschieht, von talentvollen Personen ausgeübt, so erregt es in uns, auch bei fremden Angelegenheiten, ein Mißbehagen, weil durch schlechte Mittel Ehre gesucht worden, Ansehen durch niedriges Beginnen.« Wie fern mußte sich Goethe von einem solchen Vorwurfe fühlen, den Oken in seinem Kreise mehrfach gegen ihn sich erlaubt haben durfte, wogegen er selbst eher, freilich mit entschiedenem Unrecht, eine derartige Schuld Oken zuzuschieben sich gemuthet fühlte.

Um diese Zeit kam auch Professor Bojanus zum Besuche

*) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 379 ff.

einer dortigen Verwandten nach Weimar, welcher der hier vernommenen Kunde, daß Goethe die Bildung der Schädelknochen aus Wirbeln entdeckt habe, in einem in der »Isis« 1818 S. 498 ff. abgedruckten Aufsatze: »Versuch einer Deutung der Knochen im Kopfe der Fische« erwähnte. »Was gehört nun«, fragt er, »an dieser ganzen Darstellung dem allseitigen, überschwenglich sinnvollen Forscher Goethe, der, so viel ich weiß, zuerst die Wirbelbildung im Schädel erkannt? was ist davon Oken's, der sich vor allen darüber aussprach und die Ansicht in das wissenschaftliche Gebiet einführte?« Oken sah sich dadurch veranlaßt (daselbst S. 511 f.) die »Geschichte seiner Schädelknochen« zu erzählen, welcher er die deutlich genug verdächtigende Aufforderung hinzufügte: »Mögen nun andere auch die der ihrigen erzählen!« Goethe glaubte hierauf, im guten Bewußtsein seines Rechtes, schweigen zu dürfen. Mit einem Manne, wie Oken, anzubinden, mit dessen politischen, weit ausgerufenen Ansichten er in entschiedenstem Widerspruche stand, der ihn durch die Aufnahme eines Aufsatzes über »Wahrheit und Dichtung« verletzt hatte, wiederstrebte seiner ganzen, solchen Streitigkeiten abholden Natur. Auch gedachte Oken der Sache nicht weiter, und Goethe erlebte die Freude, in einem bald darauf in der »Isis« erscheinenden Aufsatze: »Von der Metamorphose der Botanik« (1818, S. 991 ff.), wahrscheinlich von Chr. G. Nees von Esenbeck, als »freundlicher, milder Vater« der neuern Botanik begrüßt zu werden.

Wie durch diese Anerkennung von Nees von Esenbeck, so war Goethe im Anfange desselben Jahres durch eine Zuschrift von Carus angenehm überrascht worden, womit dieser die Uebersendung seines eben erschienenen »Lehrbuchs der vergleichenden Anatomie« begleitete. Da ihm die Anknüpfung eines nähern Verhältnisses mit einem solchen vielbegabten, wesentlich einstimmigen Forscher höchst erwünscht sein mußte, so erwiederte er darauf am

23. März in verbindlichster, seine Freude auf das unzweideutigste aussprechenden Weise: »Ew. Wohlgeboren Sendung kommt mir zu einem glücklichen und bedeutenden Moment: denn indem ich seit einem Jahre den Auftrag habe, in Jena unter Leitung Herrn Prof. Renner's, eines vorzüglichen Mannes, dessen Verdienste Ihnen gewiß nicht unbekannt sind, eine Schule der Thierkunde einzuleiten und zu fördern, damit uns die höchst nothwendigen und nützlichen Hausgeschöpfe im gesunden und kranken Zustand, sodann auch in ihrem Bezug zu der übrigen animalischen Welt genauer bekannt würden, so gab mir dies den schönsten Anlaß, ältere leidenschaftliche Studien zu erneuern, meine Papiere vorzunehmen, und Einiges als Zeugniß meines innigsten Antheils dem Publikum darzulegen. — Da ich mich seit vierzig Jahren in diesem Felde redlich abquäle, so gehöre ich gewiß unter die, welche Ihr Werk höchlich schätzen. Nur wenige Stunden konnte bisher darauf verwenden, allein ich sehe schon auf jedem Blatt, auf jeder Tafel meine Wünsche erfüllt, das von andern Geleistete, Bekannte, aber in tausenderlei Schriften und Heften Zerstreute gesammelt und mit neuem Eignen vervollständigt. Ich nehme nun mit desto mehr Zuversicht meine alten Papiere vor, da ich sehe, daß Alles, was ich in meiner stillen Forschergrotte für recht und wahr hielt, ohne mein Zuthun nunmehr ans Tageslicht gelangt. — Die Jahre meines Lebens, die ich, der Naturwissenschaft ergeben, einsam zubringen mußte, weil ich mit dem Augenblick in Widerwärtigkeit stand, kommen mir nun höchlich zu Gute, da ich mich jetzt mit der Gegenwart in Einstimmung fühle, auf einer Altersstufe, wo man sonst nur die vergangene Zeit zu loben pflegt.«

Durch Carus angeregt, stellte Goethe im folgenden Jahre seine osteologischen Arbeiten für das zweite morphologische Heft zusammen, und führte sie weiter aus, wobei er denn zum erstenmal öffentlich aussprach — das Heft erschien erst im Jahre 1820 —,

daß er seit dreißig Jahren von der geheimen Verwandtschaft der Schädel- und Wirbelknochen überzeugt gewesen sei, auch Betrachtungen darüber angestellt habe; jedoch behalte eine solche Idee immerfort, man geberde sich, wie man wolle, eine esoterische Eigenschaft; im Ganzen lasse sie sich aussprechen, aber nicht beweisen; im Einzelnen lasse es sich wohl vorzeigen, doch bringe man es nicht rund und fertig. Wer ein langes Leben hindurch den Welt- und Wissensgang beobachtet habe, wisse, wie und warum eine tiefe Wahrheit so schwer zu entwickeln und zu verbreiten sei; daher man ihm wohl verzeihen möge, wenn er nicht abermals in einen Wust von Widerwärtigkeiten sich einzulassen Lust fühle. So lehnte er den Streit mit Oken ab.

In demselben Jahre theilte Carus dem Dichter eine hübsche Entdeckung eines seiner Schüler mit, welchen die Wirbelbildung an den Hautskeleten der niedern Thiere zu eigenen Untersuchungen angeregt hatte. Goethe erwiederte am 1. Juli: »Die Entdeckung der drei vollkommenen Wirbel zwischen den drei Fußpaaren des Heupferdchens ist höchst willkommen; sie bringt zur sinnlichen Anschauung, was die innere längst zugesteht, daß nämlich das vollkommenste Gebilde durch alle Gestaltungen potentia durchgeht; ich wenigstens stelle mir gern intentionelle Wirbelknochen an jedem Rückenmark, wie so manches andere Glied an anderer Stelle, der Möglichkeit nach gerne vor, die nur auf den geringsten Anstoß warten, auf die organische Forderung irgend eines benachbarten Theils, um in die Wirklichkeit zu treten.« Bei dem Besuche von Carus, womit Goethe am 21. Juli 1821 erfreut wurde, erzählte dieser von seinen neuen Arbeiten über das Knochengerüst, und theilte ihm auch die Bestätigung seiner frühern Vermuthung über das Dasein von sechs Kopfwirbeln mit. Zur schnellen Darlegung entwickelte er mit einem Bleistifte auf einem Bogen Papier schematisch den Typus eines Fischkopfes in seiner Gesetzmäßigkeit, worin ihn Goethe oft durch beifällige

Ausrufungen und freudiges Kopfnicken unterbrach. »Ja, ja! die Sache ist in guten Händen!« bemerkte er; »da haben uns die S. (Spix) und B. (Bojanus) so Etwas hergedunkelt; nun, nun! ja, ja!« Auch ließ er sein Portefeuille über vergleichende Anatomie bringen und zeigte seine frühern Arbeiten. Nach seiner Rückkehr sandte Carus dem Dichter einige Tafeln, auf welchen die Gliederung des Kopfskelets aus drei Schädelwirbeln, drei Hülfs- und Zwischenwirbeln und drei Antlitzwirbeln genau verzeichnet war. In Goethe's Antwort vom 13. Januar 1822 heißt es: »Wir leben in einer eigenen Zeit; die wahre Naturansicht verbreitet sich zwar immer mehr, das Wunderliche ist jedoch dabei, daß die Mitarbeiter sich als Rivale zeigen und Wenige recht begreifen, daß, um Etwas zu sein, man einem großen Ganzen angehören müsse. Die übersendeten zwei Tafeln sind mir sehr werth; ich sehe, daß sie die Abtheilung in sechs Schädelknochen mit Nummern bezeichnen, und durch hinzugefügte Buchstaben auf die Uebereinstimmung hindeuten. Wie traurig, schrecklich, sinnverwirrend ist gegen diesen einfachen Vortrag das kolossale, in gleichem Maße verunglückte Spixische Werk, welches die alte Wahrheit wieder zu Tage bringt, daß man mit fremdem Gute nicht so bequem, fruchtbar und glücklich gebare als mit eigenem. Wenn ich nun schon, Ihre Tafeln betrachtend, meine eigene Ueberzeugung darin zu sehen glaube, so wünschte ich doch, Sie übersendeten mir gefällig die Worterklärung dazu, damit ich sicher wisse, daß meine Auslegung mit der Ihrigen übereintrifft; ich muß dieser Angelegenheit in dem vierten Hefte der »Morphologie«, woran eben jetzt gedruckt wird, nothwendig gedenken; da möchte ich mich denn am liebsten in völliger Uebereinstimmung mit Ihnen ausdrücken.« Carus entsprach diesem Wunsche und theilte zum morphologischen Hefte einen Aufsatz über die Construction der Schalenformen mit, wozu einige schematische Figuren gehörten. Goethe fühlte sich durch die Hülfs-

wirbel von Carus sehr angezogen, besonders durch den ersten, dessen Nothwendigkeit er immer dunkel geahnt hatte. Daß sein Vorgefühl durch die schönen Bemühungen des Freundes zum Schauen geführt werde, freute ihn sehr.

Auch in den folgenden Jahren beschäftigten ihn die osteologischen Untersuchungen sehr lebhaft, besonders d'Alton's treffliche Werke über die Faul- und Nagethiere und die Darstellungen des Wirbelbaues von Carus, wo er, wie er sagt, den Lohn für seine frühern allgemeinen Bemühungen erhielt. Eine geistreiche Aeußerung in Heinroth's »Anthropologie«, Goethe's Denkvermögen sei gegenständlich thätig, die ihn gerade bei der Beschäftigung mit einem morphologischen Hefte traf, ergriff ihn so lebhaft, daß er näher darauf einzugehen sich veranlaßt sah. Hierbei deutete er denn an, daß er sich auch bei naturwissenschaftlichen Auffassungen zu einem solchen gegenständlichen Denken genöthigt gefühlt habe, und er führte beispielsweise die Art an, wie er im Jahre 1790 zu Venedig auf die Entdeckung von der Bildung des Schädels aus Wirbelknochen geführt worden. Diese Erklärung ward im fünften morphologischen Hefte im Jahre 1823 veröffentlicht, nachdem ihn kurz vorher eine höchst freundlich anerkennende Beurtheilung seiner gesammten naturwissenschaftlichen Bestrebungen in der »Jenaer Literaturzeitung« erfreut hatte*). Im folgenden Jahre kam er auf Veranlassung der von Carus mitgetheilten Platten zu seinem neuen Werke und dessen sonstiger Mittheilungen im sechsten morphologischen Hefte noch einmal auf seine Ansicht vom Aufbaue des Schädelgerüstes aus sechs Wirbelknochen. Die Ausbildung dieses Gedankens ins Einzelne habe er möglichst bedacht, bemerkte er, aber nichts Durchgreifendes bewirken können. »Zuletzt sprach ich hiervon vertraulich meinen Freunden, welche bedächtig zustimmten

*) Vgl. Briefwechsel mit Schultz S. 276. 279.

und auf ihre Weise die Betrachtung verfolgten. Im Jahre 1807 sprang diese Lehre tumultuarisch*) und unvollständig ins Publikum, da es ihr denn an vielem Wiederstreit und einigem Beifall nicht fehlen konnte. Wie viel ihr aber die unreife Art des Vortrags geschadet, möge die Geschichte dereinst auseinandersetzen. Am schlimmsten wirkte der falsche Einfluß auf ein würdiges Prachtwerk (von J. B. von Spix), welches Unheil sich in der Folgezeit leider immer mehr offenbaren wird.« Erst bei Carus, fährt er fort, finde er sich vollkommen beruhigt, erwarte die fernere Ausbildung mit Zutrauen, und sehe den Hauptgedanken, an den sich so Vieles anschließe, für alle Zeiten gesichert.

Es läßt sich nicht verkennen, daß Goethe hier ziemlich deutlich dem freilich nicht genannten Oken die Schuld eines Plagiats zuschreibt. Dieser schwieg hierzu, weil er, wie er selbst sagt, da er in Jena wohnte, durch eine Entgegnung in die größten Unannehmlichkeiten verwickelt worden wäre. Er lebte damals als Privatmann in Jena, da er, von der großherzoglichen Regierung, die selbst wider Willen hierzu gedrängt ward, ernstlich aufgefordert, entweder die »Isis« oder seine Professur aufzugeben, als edler, seine freie Ueberzeugung über alles schätzender Mann, der letztern entsagt hatte. Goethe, der auch früher von strengen Maßregeln gegen Oken abgerathen hatte, war hieran ganz unschuldig, und er würde sich am wenigsten haben hinreißen lassen, einen Rechtsstreit über eine wissenschaftliche Entdeckung durch eine Verfolgung Oken's niederzuschlagen. Persönlich schätzte er Oken, und war so wenig ein abgesagter Feind des in der Wissenschaft glänzenden Mannes, daß Knebel schon im November 1821 ihn auffordern konnte, wo möglich im Schicksal Oken's, den er gern der Universität erhalten sähe, eine Veränderung zu be-

*) Mit den kecken Worten: „Der ganze Mensch ist nur ein Wirbelbein", hatte Oken seine Lehre in die Welt geschleudert.

wirken. Freilich hatte es ihn verletzt, daß Oken sich jene Entdeckung als Eigenthum zugeschrieben hatte, aber er hatte ja jetzt sein eigenes Recht durch eine Gegenerklärung gewahrt, und so konnte er ruhig jenen gewähren lassen, der wahrlich nicht im Stande gewesen wäre, die Unwahrheit von Goethe's Behauptung, daß er diese Entdeckung bereits 1790 gemacht, irgend nachzuweisen. Oken schwieg, da es wenig genützt haben würde, den großen Dichter auf den Kopf einer Lüge zu zeihen. Uebrigens konnte sich Oken kaum über Goethe beklagen, da er selbst in ähnlicher Weise früher seinen Zweifel geäußert, daß Jemand vor ihm jene Entdeckung gemacht habe. Im Jahre 1828 erhielt Oken einen ehrenvollen Ruf nach München. Zwei Jahre später erschienen Goethe's »Tag- und Jahreshefte«, wo er wiederholt (vgl. B. 27, 13 f. 231 f.) diese Entdeckung für sich in Anspruch nahm, des akademischen Programms gedachte, durch welches dieselbe ins Publikum »gesprungen« sei (Oken's Name wird auch hier verschwiegen), und sich für seine Priorität auf Riemer und den jüngern Voigt berief. Auch jetzt schwieg Oken, der fern genug von Jena lebte, allein wahrscheinlich waren ihm jene »Tags- und Jahreshefte« nicht zu Gesicht gekommen; wenigstens gedenkt er nirgendwo dieser Stellen.

Erst nach Goethe's Tod, als Oken in der Schweiz einen neuen Wirkungskreis gefunden, sollte jener Prioritätsstreit lebhaft entbrennen. Im Jahre 1836 warf ein Beurtheiler in der »Allgemeinen Zeitung« die Behauptung hin, Oken habe die Idee der Schädelwirbel von Goethe, worauf Oken diesen in derselben Zeitung unter dem 20. Juni für einen Lügner, Verläumder und Ehrabschneider erklärte. Bei der in demselben Herbst zu Jena stattfindenden Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte fanden sich der Geheime Hofrath Kieser und der Geheime Medicinalrath Lichtenstein veranlaßt, unter Vorzeigung des von Oken einst benutzten und bezeichneten Schildkrötenschädels, der Nach-

richt einiger Zeitungen, Oken habe seine Ansicht über die Bedeutung der Schädelknochen entlehnt, förmlich zu wiedersprechen, indem sie die Versicherung gaben, der verdienstvolle Stifter ihrer Versammlungen habe ihnen diese Entdeckung bereits vor dreißig Jahren mitgetheilt, wobei Goethe's und seiner Priorität gar nicht gedacht wurde. Sechs Jahre später wurde in der von Michelet aus Hegel's Papieren und Heften herausgegebenen »Naturphilosophie« die der Wahrheit zuwider laufende, auf reiner Verwechslung beruhende Behauptung veröffentlicht, Goethe habe Oken eine bereits 1785 geschriebene Abhandlung über die Schädelknochen mitgetheilt, deren Gedanken dieser in einem Programm geradezu als sein Eigenthum ausgekramt und so den Ruhm davon getragen. Erst im Jahre 1847 gelangte Oken zur Kenntniß jener Stelle. Da säumte er denn nicht, sofort in einer mit bitterm Ingrimm geschriebenen Erklärung: »Professor Oken über die Schädelwirbel gegen Hegel und Goethe«, auf die beiden letztgenannten, von Deutschland hochverehrten Männer loszuschlagen und das Eigenthum jener Entdeckung für sich allein in Anspruch zu nehmen. Die über jede besonnene Beurtheilung der Verhältnisse im aufgeregten Gefühl erlittenen Unrechts sich hinwegsetzende Rhapsodie erschien im Juliheft der »Isis« des genannten Jahrs (S. 557 ff.); uns liegt sie auch in einem besondern, zur Versendung bestimmten Abdrucke vor.

Hätte Oken sich damit begnügt, die falsche, ehrenrührige Behauptung in Hegel's »Naturphilosophie« zurückzuweisen und seine Entlehnung von Goethe in Abrede zu stellen, so würde er entschieden in seinem Rechte gewesen sein; allein statt dessen hat er in leidenschaftlichster Verblendung gewagt, den großen Dichter der Unredlichkeit und Lüge zu zeihen, und auch noch später, als sein erster Zorn sich abgekühlt hatte, in demselben Jahrgange der »Isis«, S. 870, wo er dem Sohne des berühmten Geoffroy St. Hilaire gegenüber die Entdeckung für sein Ureigenthum erklärt,

behauptete er, daß Goethe ihm diese »unverschämter Weise habe rauben wollen«. Goethe habe die Entdeckung gar nicht gemacht, äußert er, sondern sie erst aus seinem Antrittsprogramm ersehen, das er ihm, wie allen Regierungsgliedern, zugeschickt; sie habe ihm so gut gefallen, daß er ihn eingeladen, ihn in den folgenden Osterferien in Weimar zu besuchen, was er auch gethan. So lange diese Lehre verhöhnt worden, habe Goethe geschwiegen; erst als sie in andere Werke, von Meckel, Spix, Ulrich u. s. w., übergegangen und Ruhm zu versprechen angefangen, sei unter den Weimaranern, welche gern Alles ihrem Goethe zugeschrieben, was Neues in Jena zum Vorschein gekommen, allmählich ein Gemurmel entstanden, daß auch diese Idee von Goethe herrühre. Als Bojanus darauf die Sache zur Sprache gebracht, habe Goethe's Eitelkeit Muth bekommen, sich die Entdeckung zuzueignen; dieser Muth sei durch sein eigenes, bei seinem Aufenthalt in Jena leicht erklärliches Schweigen immer höher gestiegen, bis er, besonders da seine Familiares, wie sie sich selbst genannt, unter ihnen der »verrückte« Schelver, ihm die Entdeckung in Schriften beigelegt, endlich die Keckheit bekommen, auf eine jedoch vorsichtige und versteckte, nöthigenfalls zum Ableugnen brauchbare Weise zu verstehen zu geben, als wenn er (Oken) sein (Goethe's) Plagiarius wäre. Goethe wird hier als ein verschmitzter literarischer Freibeuter, als ein windbeutelnder Charlatan und gewissenloser Lügner auf die unverantwortlichste, nur durch Oken's bitterste, von bösen Zuträgern genährte Gereiztheit erklärliche Weise dargestellt, die uns mit tiefstem Bedauern ergreift, da sie das Höchste, was der Mann besitzt, die Ehre, mit freventlichem Leichtsinn angreift.

Durch unsere nach unparteiischer Prüfung des Thatbestandes gegebene Darstellung löst sich Oken's ganze Anklage in ein leidiges Hirngespinnst auf. Wer gibt ihm denn ein Recht, Goethe's bestimmte Angabe, daß er auf dem Judenkirchhof zu Ve-

nedig die Entdeckung gemacht, als Lüge zu bezeichnen? Denn seine Behauptung, er hätte aus Goethe's andern, ganz verwirrten und ideenlosen (?) osteologischen Aufsätzen von 1795 leicht beweisen können, daß er keine Ahnung davon gehabt, beruht auf leidenschaftlichster Verkennung. Freilich entging Oken, der mit Verachtung auf die »Belletristen« herabschaut, daß Goethe in den »Tags- und Jahresheften« sich auf Riemer's und Voigt's Zeugniß berief, und daß Riemer im Jahre 1846 aus seinem Tagebuch seiner im Jahr 1806 und 1807 mit Goethe über diese Entdeckung gehaltenen Gespräche gedenkt, die Goethe's Entlehnung zu einer reinen Unmöglichkeit machen. Unser großer Dichter war fast nothwendig zu dieser Entdeckung getrieben worden, wie Oken auf einem andern, ihm eigenthümlichen Wege. Und wie sollte auch Goethe, der sonst jede Erweiterung der Wissenschaft mit dankbarster Freude begrüßte, auf Oken's Entdeckung so eifersüchtig gewesen sein, daß er sich nicht gescheut hätte, deshalb zu einer unverschämten Lüge zu greifen! Freilich hat er Oken darin Unrecht gethan, daß er diesem ein Plagiat zutraute, allein er ist trotzdem mit keiner Erbitterung gegen ihn aufgetreten, sondern hat sein großes Verdienst neidlos anerkannt*). Wenn Oken bemerkt, die Naturforscher hätten ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und Goethe zurückgewiesen, so beschränkt sich dies in Wahrheit darauf, daß sie Oken das Eigenthum der Entdeckung zuschrieben, weil dieser sie in die Wissenschaft eingeführt hatte; keinem aber ist es eingefallen, Goethe's Behauptung, ihm sei diese Entdeckung auf dem Judenkirchhof zu Venedig aufgegangen, der Lüge zu zeihen. Unter den von Oken zu seinen Gunsten angeführten Naturforschern haben Geoffroy St. Hilaire**) und Carus dem großen Dichter die verdiente Ehre gegeben.

*) Vgl. Gespräche mit Eckermann III, 341. Goethe's Werke, B. 40, 525.
**) Vgl. B. 40, 499 mit B. 36, 266.

Der Letztere äußert treffend, in seiner vier Jahre vor Oken's Angriff (1843) erschienenen, diesem freilich unbekannt gebliebenen Schrift: »Goethe. Zu dessen näherem Verständniß« S. 97: »Noch merkwürdiger aber war es, daß eine der folgenreichsten Anschauungen auch in Beziehung auf Gestaltungslehre des Skeleton zuerst im Goetheschen Geiste sich erschloß, und dies ist die Anschauung vom Wirbelbaue des Hauptes, dessen Schädelgebilde ihm vielleicht unter allen Sterblichen zuerst als entschiedene Fortsetzung der Gebilde der Rückenwirbelsäule erschienen sind*). Bekannt gemacht wurde dies zwar erst später, und Oken hat das große Verdienst, im Jahre 1807 zuerst die Theorie vom Wirbelbaue des Schädels öffentlich wissenschaftlich begründet zu haben; nichtsdestoweniger scheint es ohne Zweifel, daß Goethe diesen luminosen Gedanken eine gute Reihe Jahre früher erfaßt habe.«

Auch was Oken über Goethe's persönliches Verhältniß gegen ihn angibt, beruht auf reinem Vorurtheil. »Das Böse, was Goethe von der »Isis« sagte und prophezeite, hat sich selbst Lügen gestraft«, äußert er. »Die Recension von seinem »Leben, Wahrheit und Dichtung« in der Isis, 1817, Nr. 42 ff., welche man Lord Byron zuschreibt, erklärt hinlänglich den Zorn gegen Letztern und seine Rachsucht gegen mich. Er war es, der den Großherzog Karl August gegen mich anstiftete und die Miß-

*) Daß man irrig diese Ansicht bereits dem berühmten Kliniker Peter Frank beigelegt, hat Virchow 112 ff. nachgewiesen. Frank hatte 1792 freilich bemerkt, daß der Schädel ein Wirbel oder jeder Wirbel ein kleiner Schädel sei, aber die von Goethe zwei Jahre früher gemachte Entdeckung betrifft nicht diese Aehnlichkeit, sondern die Zusammensetzung des Schädels aus einer Reihe einzelner, genau zu bestimmender Wirbel. Ob Goethe zu weit ging, wenn er sechs Schädelwirbel annahm, da man nur drei sicher nachweisen könne, ein vierter in die Nasenbildung mit eingehender rudimentärer sehr zweifelhaft sei, wie Virchow bemerkt, kommt hier nicht in Betracht. Die vollständigste Analogie der Kopfknochen mit den Wirbeln ist allgemein, selbst von Hurley, dem entschiedensten Bekämpfer der neuern Schädelbildungstheorie, anerkannt.

handlung hervorrief und unterhielt, welche mir in Weimar zu Theil geworden ist.« Alles Nichts als nachweisbar unwahre Verdächtigungen! Von einem Zorn Goethe's gegen Byron, den dieser bekanntlich so außerordentlich hochstellte und begeistert feierte, ist eben so wenig bekannt als von seiner Rachsucht gegen Oken. Der Großherzog theilte die ersten eilf Nummern der »Isis«, nachdem bereits Andere ihr Urtheil darüber abgegeben hatten, auch unserm großen Dichter mit, um seine Meinung, wie man sich dagegen zu verhalten habe, zu vernehmen. Urkundlich liegt vor, daß er zu keiner Verfolgung gegen Oken rieth, dessen Werth und Verdienst er hervorhob, und wer Goethe's Ansichten kennt, wird gestehen, daß nicht Haß gegen Oken, sondern seine lebhafteste Ueberzeugung ihm sein Gutachten eingegeben. Die aus dem Edinburgh Review im folgenden Jahr aufgenommene Beurtheilung von »Dichtung und Wahrheit« mag Goethe's Freunde ärger als diesen verletzt haben, und widerte ihn auch der Ton der »Isis« an, so hielt er sich doch von jeder Verfolgung Oken's und seines Blattes fern, da er über Letzteres längst seine vom Großherzog nicht getheilte Meinung gesagt hatte, und er Oken's Verdienst um die Universität zu schätzen wußte. Auch war der Großherzog Karl August keineswegs der Mann, falschen Einflüsterungen Gehör zu geben und sich zu Mißhandlungen aufreizen zu lassen; zu der Maßnahme gegen Oken sah er sich durch die Deutschen Regierungen gedrungen, denen er noch viel zu wenig that. Was endlich Goethe's Prophezeiungen über die »Isis« betrifft, so gründeten diese sich allein auf die ersten eilf Nummern, und sie waren von seinem Standpunkte wohl gegründet.

So lösen sich denn alle diese Anklagen in eitlen Dunst auf. Auch hier haben falsche Zuträger das Ihrige gethan, das Verhältniß zwischen beiden so bedeutenden Männern immer mehr zu verstimmen, den Riß immer unheilbarer zu machen. War auch

ein ganz einträchtiges Zusammenwirken von Goethe und Oken kaum möglich, so würde doch ein für beide förderliches Verhältniß sich leicht haben gestalten können; allein Oken scheint den großen Dichter von Anfang an als Uneingeweihten, der sich gern jedes Verdienst zuwenden wolle, betrachtet zu haben, und dieser konnte sich nicht zu dem Manne hingezogen fühlen, der mit dem Stolze der Wissenschaft ihm entgegentrat und mit vollen Segeln neuen großartigen Entdeckungen entgegensteuerte, die er in abstrusen Siegesberichten der Welt verkündete. Die Grundverschiedenheit ihrer politischen Ansichten vollendete den Gegensatz, dessen bedauerlichste Frucht jener leidige Prioritätsstreit wurde, den wir in vorliegender Darstellung unparteiisch auszugleichen versucht haben.

XII.

Prinz Constantin von Sachsen-Weimar.

Gewährt es erhebende Freude, eine tüchtige Kraft, begünstigt durch alle äußern Umstände, selbst diejenigen, welche ihren lebhaften Widerspruch herausfordern, zu reifster Entwicklung gedeihen zu sehen, so fühlt sich das Herz von rührendem Mitgefühl beklommen, begegnen wir einer edlen Seele, die, von drückender Umgebung gehemmt und in ganz fremde Bahnen verschlagen, trostlos verkümmert und ihre Bestimmung verfehlt, mag es ihr auch gelingen, sich fest in sich zusammenzuhalten und der Nothwendigkeit gefaßt sich zu fügen. Einen solchen Gegensatz erschauen wir in Goethe und seiner Schwester Cornelia, und in etwas anderer Weise in des Dichters edlem Freunde und Fürsten, dem von allen Deutschen dankbar verehrten Karl August, und dessen jüngerm Bruder, auf dessen Leben auch Goethe in mannigfacher Beziehung einwirken sollte, freilich ohne seine Leitung in der ihm zweckmäßig scheinenden Weise führen zu dürfen.

Friedrich Ferdinand Constantin von Sachsen-Weimar ward am 8. September 1758 geboren, drei Monate nach dem Tode seines in frühester Jugend verstorbenen Vaters Ernst August Constantin. Die Mutter, Anna Amalia von Braunschweig-

Wolfenbüttel, hatte bei seiner Geburt ihr neunzehntes Lebensjahr noch nicht vollendet, woher sie vom Kaiser sich erst die Erlaubniß zur Obervormundschaft und Regentschaft erwirken mußte. In den ersten Jahren dauerten die für ihren kleinen Staat besonders empfindlichen Drangsale des siebenjährigen Krieges fort, welche für sie um so trauriger waren, als sie auf der Seite der Gegner des großen Preußenkönigs, ihres Oheims, sich halten mußte, um von der drohenden Fluth nicht ganz verschlungen zu werden. Der endlich wiedergeschenkte Friede ließ sie ihre ganze Sorgfalt dem leidenden Lande und der Erziehung ihrer beiden geliebten Söhne zuwenden. Oberhofmeister der Prinzen war bereits vor der Beendigung des Krieges der Graf Johann Eustach von Görtz, ein ernster, auf Förmlichkeiten streng haltender Mann, der sich aber doch im engen geselligen Kreise gemüthlich erschloß, und daß es den Söhnen an ergiebigem Spielraum jugendlicher Lust und freier Entwicklung nicht fehle, war die liebevolle Sorge ihrer heitern Mutter, bei welcher sie regelmäßig die Abende zubrachten, während sie Mittags für sich auf ihren Zimmern speisten. Doch mag der Ernst des Grafen, wie förderlich er auch auf den so keckmuthigen, heißblutigen Karl August wirkte, unsern Constantin noch mehr verschlossen und in sich zurückgescheucht haben, als es der kränkliche, stille, tief gemüthliche Knabe schon an sich war. Eine so gebildete, froher Beseelung des Lebens zugewandte Mutter mußte auch für die Unterweisung in den Wissenschaften und Künsten ernsteste Sorge tragen, und so hatten sich die Prinzen der vortrefflichsten Lehrer zu erfreuen. In der von Constantin mit besonderer Liebe gepflegten Musik war der heitere Ernst Wilhelm Wolf ihr Lehrer, und es fehlte ihnen nicht an Gelegenheit, ihren Kunstsinn in jeder Weise zu bilden. Im Jahre 1772 wagte es die Herzogin sogar, den von Dalberg ihr empfohlenen Wieland, den Dichter von »Musarion« und andern heitern, ja bedenklichen Dichtungen, den Verfasser des manche freimüthige,

ja kühne Wahrheiten den Großen vorhaltenden »goldenen Spiegels« als Erzieher des Erbprinzen zu berufen, dessen herzliche Gutmüthigkeit auch auf Constantin den besten Eindruck nicht verfehlen konnte, wenn auch seine spielende Laune dem Ernste des jungen Prinzen weniger behagen mochte. Kurz vor der Großjährigkeit des Erbprinzen, mit welcher Wieland's Geschäft beendet war, im Sommer 1774, ernannte die Herzogin Karl Ludwig von Knebel, dessen Bekanntschaft sie im Herbste vorigen Jahres gemacht hatte, zum Erzieher des jüngern Sohnes. Der feingebildete, gemüthlich ernste Mann, der eine Reihe von Jahren unter den Augen des großen Königs zu Potsdam gedient hatte, schien ihr besonders geeignet, die Führung Constantin's zu übernehmen; denn die Verschiedenheit der Charaktere beider Prinzen trat immer merklicher hervor. Wie beide schon in ihrer körperlichen Erscheinung sich ganz unähnlich waren, da Karl August eher klein als groß, kräftig und gedrungen, Constantin von schlanker, aufgeschossener Gestalt, fein und schwächlich war, so fühlte sich der Erstere von leidenschaftlicher, schwer zu dämpfender Gluth, von Begierde, seine stürmische Kraft auszutoben und sie in lebendiger That nach außen zu erproben, mächtig getrieben, während Constantin's stille, sehnsüchtige Natur, nach einsamem, gemüthlichem Genusse strebend, sich mehr in sich versenkte, woher sich auch kein inniges brüderliches Verhältniß bilden konnte, um so weniger als der Jenen zur Regierung berufende Vorzug der Geburt durch heitere Offenheit und muthvoll sich bewährende Lebens- und Thatkraft zum höchsten Uebergewicht über den scheu in sich zurückgezogenen Constantin gesteigert wurde. Und leider war auch Knebel, bei aller seiner sonstigen Begabung, seiner feinen Bildung, seinem lebendigen Rechtssinn, seinem biedern, tüchtigen Charakter, seiner edlen, reinen Gemüthlichkeit, keineswegs geeignet, den jungen Prinzen aus sich herauszuführen, ihm nach außen hin bewußte Selbständigkeit und ruhige

Fassung zu geben; vielmehr hatte auch ihn die unbesonnene Strenge seines Vaters in sich zurückgescheucht und der Mangel eines glücklichen Familienlebens düstere Schatten in seine Seele geworfen, so daß ihm jede muthig in das Leben greifende Entschiedenheit abging, er bei jedem äußern Widerstande leidenschaftlich auftobte, ohne sich zu fester Gegenwehr und kräftigem Durchsetzen ermannen zu können. Hatte Constantin auch von keiner strengen Behandlung zu leiden gehabt, so fühlte er sich doch zurückgesetzt und vereinsamt, und seine Seele sehnte sich nach dem süßen Frieden häuslichen Familienlebens, den er leider am Weimarer Hofe je länger je schmerzlicher vermissen sollte.

Anfangs December 1774, bald nach Knebel's Berufung, traten die beiden Prinzen, in Begleitung des Grafen Görtz und Knebel's, ihre Bildungsreise nach Paris an, auf welcher der Erbprinz auch seine von der Mutter ihm bestimmte Braut zu Karlsruhe kennen lernen sollte. Zu Frankfurt machte der Dichter des »Götz«, von Knebel eingeladen, den beiden Prinzen einen Besuch, und er gefiel so wohl, daß man ihn auch bestimmte, nach dem nahen Mainz zum Besuche zu kommen. Freilich mußte auch hierbei Constantin gegen den ältern Bruder zurücktreten. Dieser frühe Besuch der Weltstadt und mehrerer kleinen Deutschen Höfe mit den mannigfaltigen, rasch vorübereilenden Erscheinungen der Reise selbst dürfte auf Constantin, der sich auch hier überall zurücktreten und den Blicken der Menge sowie der ängstlichen Wachsamkeit des ihn gegen seinen Bruder zurücksetzenden Grafen Görtz ausgesetzt sah, kaum einen förderlichen Einfluß geübt, ja die ungemessene Zerstreuung ihn eher noch tiefer in sich hineingescheucht als zu einem freudig innigen Antheil an der Welt gestimmt haben. Auf der Rückreise fanden sich die beiden Prinzen zwei Tage mit Goethe und den Stolbergen, die eben auf einer Schweizerreise begriffen waren, am Hofe zu Carlsruhe zusammen. Christian Stolberg berichtet an Klopstock, beide

Prinzen hätten ihm gefallen, vorzüglich der jüngere. »Er sprach wohl eine halbe Stunde mit mir von Deutschen, Engländern und Franzosen. Ich war erstaunt, einen jungen Prinzen von siebzehn Jahren so gut sprechen zu hören. Von der Charlatanerie der Französischen Philosophie sprach er mit so viel treffender Ironie und zugleich mit so viel Bonhomie, daß ich ihn bewunderte. Er frug mich, was ich von Wieland dächte. Ich sagte ihm frei meine Meinung ziemlich trocken. „Ich denk' just, wie Sie", sagte er. „Wieland ist gewaltig eitel und schreibt sich selbst immer aus." Er könnte gut werden, wenn er jung wäre. Il pourrait se former encore, waren seine Worte. Sie und Gluck wären der Stolz Deutschlands. Die Engländer wären die erste Nation. „Ich hoffe, Ew. Durchlaucht nehmen uns Deutsche aus?" „O das versteht sich! ich rechne uns nicht mit unter die Andern. Wir über Alles!" Wir thaten zusammen warme Wünsche, die Deutschen bald gegen die Franzosen fechten zu sehen.« Für den Ernst und die deutsche Gesinnung Constantin's, sowie seine Stellung gegen Wieland, dessen schwache Seite Goethe's Farce so empfindlich getroffen hatte, ist dieser Bericht Stolberg's höchst bezeichnend.

Nach der Rückkehr im Sommer 1775 bezog Constantin das herzogliche Gut zu Tiefurt bei Weimar, das Knebel bald durch anmuthige Anlagen bei seiner glücklichen Umgebung zu einem höchst angenehmen Aufenthalt umzuschaffen wußte. Die Großjährigkeit des Bruders und der Antritt der Regierung am 3. September scheint die Kluft zwischen Karl August und Constantin erweitert zu haben. Auf der Brautreise begleitete Constantin den Bruder nicht, und zu der im October festlich in Weimar empfangenen jungen Fürstin, einer strengen, vornehmen Natur, wollte sich kein Verhältniß bilden. Ebenso wenig fühlte er sich von dem genialischen Treiben angemuthet, welches sich gleich darauf in Weimar bildete, wohin Goethe und Herder gezogen wurden, die

zu sehr in andern Kreisen beschäftigt waren, als daß sie dem Prinzen größere Aufmerksamkeit zu schenken vermocht hätten. Goethe scheint er, wie die Herzogin, gegrollt zu haben, weil er ihm das ihm widerwärtige tolle Treiben zuschrieb. Ein näheres Verhältniß zu ihm bildete sich nicht; er war ihm nur der allmächtige Günstling seines Bruders und auch in seinen zu Weimar entstehenden Gedichten sah er einen entschiedenen Abfall. Je einsamer sich sein Herz fühlen mußte, um so eifriger widmete er sich den Studien, zunächst den schönen Wissenschaften und Künsten *), ganz besonders aber zog ihn die Musik an, wozu er bedeutende Anlagen besaß, so daß alle Instrumente ihm leicht wurden, und seine sehnsüchtige Seele fand in ihr eine solche erheiternde Beruhigung, daß er sich von Unpäßlichkeiten durch längeres Spielen herstellte. Seine Schwächlichkeit erforderte noch immer größte Schonung sowie strengste Mäßigkeit in allen Genüssen. Außer der Musik fühlte er sich in der stillen Einsamkeit des anmuthigen Gartens und in herzlich gemüthlichen Gesprächen besonders behaglich, und hier war es, wo er in Knebel den schönsten Anklang fand. Gern ergingen sich seine Ahnungen in den Gedanken an eine glücklichere Zukunft, wo er auch seinen Knebel mit dem Besitze seines Tiefurt, das ihm so viel verdankte, zu erfreuen gedachte. Die Morgen waren gewöhnlich der Arbeit bestimmt; erst um ein Uhr ließ sich der Prinz sehen, wo den anwesenden Gästen (denn der Garten war Jedermann geöffnet) Erfrischungen geboten, nähere Bekannte auch zu Tische geladen wurden. Nachmittags und Abends kam meist Besuch aus Weimar. Die Herzogin Mutter fand sich in der schönen Jahreszeit jede Woche einen Tag in Tiefurt ein, ebenso die regierende Herzogin und der Herzog. Goethe, Herder, Wieland hielten sich oft

*) Gern betheiligte er sich auch an der Unterstützung von Dichtern und Künstlern, wie wir ihn auf der Liste der von Weimar aus für Bürger und den Maler Müller in Rom veranstalteten Sammlungen finden.

mehrere Tage hier auf, und kein bedeutender Gast ließ Tiefurt unbesucht. Auch fehlte es nicht an mancherlei hübschen Festen, an Geburtstagsfeiern mit Tanz und Beleuchtung, an öffentlichen Aufführungen, wobei sich der Prinz und Knebel selbst betheiligten; im Sommer wurden Erntefeste gefeiert und im Winter große Schlittenfahrten nach Belvedere und sonst veranstaltet. Der Prinz mochte zuweilen gern fröhliche Menschen um sich sehen, aber doch neigte er mehr zu stiller Beschaulichkeit und innigem Seelengenusse hin, woher ihm diese von ihm als Prinzen geforderten Feste oft beschwerlich fielen; am Unangenehmsten empfand er es, wenn er zu öffentlichen Festen, zu Bühnenvorstellungen, wie am 13. Januar 1778 zur Aufführung des »Westindiers« unter Eckhof's Theilnahme, zu lärmenden Jagden aus seinem Tiefurt herausgerissen ward, wo es ihm selten so wohl ward wie im September 1778 auf der Wartburg an Goethe's Seite, der am 13. an Frau von Stein schreibt: »Die Zeit bin ich auf der Wartburg mit dem Prinzen seßhaft gewesen, und wir hatten so viele Drollereien zusammen, daß ich in keine Ruhe kommen bin«; aber freilich hatten sie dafür bald darauf eine Jagd bei üblem Wetter auszustehen. Gern betheiligte sich der Prinz an kleinen Lustfahrten in Gesellschaft von Knebel, Goethe, Herder, Wieland.

Aber sein sehnsüchtiges Herz schmachtete längst nach einem stillen häuslichen Glücke, wie er es leider am Weimarer Hofe nicht finden sollte. Zwischen dem von ausgelassenem Jugendmuthe sprudelnden Herzog und der auf vornehmen Anstand haltenden Herzogin Luise wollte sich kein herzliches Verhältniß bilden, mochte auch Goethe der Hoffnung nicht entsagen, daß sie noch ein glückliches Paar werden sollten; ebenso wenig konnte die heitere Herzogin Mutter mit ihrer ernsten Schwiegertochter übereinstimmen, und der schwächliche Prinz fühlte nur bei seiner Mutter liebevolle Aufnahme, wenn diese auch für das stille Sehnen seiner Seele kein Verständniß hatte. Diesen trostlosen Zu-

stand schildert eine Freundin Goethe's, wahrscheinlich Frau von Stein, in der schärfsten Weise in folgenden an Zimmermann gerichteten Worten: Tout notre bonheur a disparu içi: notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hazardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, son frère encore plus fluet, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille.

So ohne jeden gemüthlichen Halt, besonders da auch Knebel vom Hofe viel in Anspruch genommen wurde, wandte der nach stillem häuslichen Glück sich sehnende Prinz sehr früh seine innigste Neigung einem in lieblichster Anmuth aufblühenden Fräulein zu, einer Verwandten der Seckendorfischen Familie, Caroline von Ilten, mit welcher er sich für das Leben zu verbinden wünschte, überzeugt, in einer mit ihr zu begründenden Häuslichkeit die Erfüllung seiner tiefsten Herzenswünsche zu finden. Aber wie hätte eine solche Mißheirath mit dem niedern Adel die Billigung des Hofes und vor Allem der vornehmen Herzogin finden können! Man betrachtete diese Neigung als eine Kinderposse, als eine vorübergehende Laune, welche der Geliebten schmeichle, ohne aber irgend einen Halt im Herzen Beider zu finden. Daher sehen wir den Herzog einmal im Juli 1776, als er mit seinem heitern Jugendfreunde, dem Oberforstmeister von Wedel, zufällig Carolinen zu Altstedt traf, so lange Spott mit ihr treiben, bis diese schluchzend vom Tische aufstand und sich entfernte. Mochte Goethe dies auch mißbilligen und ahnen, daß die Neigung einen tiefern Ursprung habe, in einer so wichtigen Familienangelegenheit durfte er den ausgesprochenen Ansichten des Hofes nicht entgegentreten. In demselben Herbste besuchte Caroline in Begleitung der Frau von Imhof eines Abends Goethe in seinem Garten, wo sie sein innigstes Mitgefühl erregte. »Das holde

Geschöpf ist gedrückt«, schreibt er an Frau von Stein. »Lieber Gott — ich mag über die Menschen gar Nichts mehr sagen.« Ihre Schwester heirathete im Sommer 1778 einen Husarenrittmeister von Lichtenberg, einen durch seine bis zur rauhesten Derbheit gehende soldatische Entschiedenheit beim Herzog in besonderer Gunst stehenden Mann, der aber auch keinen Schritt für seine Schwägerin zu thun wagen durfte. Prinz Constantin entbehrte leider zu sehr jeder durchsetzenden Thatkraft, als daß er den Widerstand des Hofes zu brechen und seine menschliche Freiheit durch Schließung dieser Verbindung gerettet hätte, selbst auf die Gefahr, Weimar auf immer meiden zu müssen. Durch die mancherlei Spöttereien, Vorstellungen und Bedenken, die sich zwischen ihn und seine Liebste stellten, schien die Neigung wirklich auf einige Zeit zu erkalten, wenigstens gab sich der Prinz den Anschein, als habe er auf Carolinen verzichtet und lasse sich durch andere Reize fesseln. Diese kam im Sommer 1779 mehrfach zu Goethe, der am 21. August an die abwesende Freundin in Bezug auf sie schreibt: »In mein Haus kommt nun gar kein Mensch außer dem schönen Misel (Mädchen). Wir sind artig zusammen; denn wir sind in gleichem Falle; mir ist mein Liebstes verreist, und ihr fürstlicher Freund hat andere Wege gefunden.« Aber in der Tiefe des Herzens glühte die alte Liebe noch immer fort. Der Prinz scheint gerade auf den bei seinem Bruder so viel vermögenden Goethe besonders erbittert gewesen zu sein, weil er von ihm, als einem Kenner des menschlichen Herzens, der die Qualen unbefriedigter Liebe so unendlich wahr und warm empfunden, eine Vermittlung erwarten zu dürfen glaubte. Allein wie hätte Goethe unaufgefordert hier eintreten sollen, da der Prinz selbst unthätig blieb? Und mußte er nicht voraussehen, daß aller gute Wille den überlieferten Vorurtheilen gegenüber vergeblich sein, ein Eintreten für den Prinzen nur sein eigenes Verhältniß zum Hofe trüben würde?

Auch wissen wir nicht, in wiefern Goethe selbst zu einer richtigen Beurtheilung des Verhältnisses Gelegenheit hatte, ja es scheint fast, als ob ein gewisser Wankelmuth des Prinzen in seinen gewöhnlichen Neigungen diesen zu der Vermuthung berechtigt habe, auch die Liebe zu Carolinen sei nur vorübergehender Art. Von des Prinzen Verstimmung gegen Goethe zeugt die Aeußerung des Letztern in einem Briefe an Frau von Stein Ende März 1780, zwei Monate nach der Rückkehr von der mit dem Herzog allein unternommenen Schweizerreise: »Der Prinz ist mir im Webicht (zwischen Tiefurt und Weimar) begegnet; wenn er artig gewesen wäre, hätt' er mich zu Gast gebeten.« Man beschäftigte sich um diese Zeit wieder mit einer Aufführung der »Iphigenie«, in welcher im vorigen Jahre Knebel den Thoas, der Prinz den Pylades gegeben hatte. Damals hatte Goethe an Knebel die Bitte gerichtet, er möge dem Prinzen seine Scenen etwas auslegen und ihm mit gutem Rathe beistehen. Die Aufführung scheint am 6. April, dem Jahrestage der ersten Vorstellung, stattgefunden, der Prinz aber nur mit Unwillen und ungefüger als das erstemal seine Rolle gespielt zu haben, worauf die Worte am Schlusse eines an Frau von Stein gerichteten Briefchens deuten: »Umgeben von Pylades, dem Unfurm.« Das Wort Unfurm steht hier in der Bedeutung Unart, wie Goethe in dem Gedichte auf Hans Sachs sagt: »Bespöttet eines jeden Fürm.«

Aber nicht allein gegen Goethe, sondern auch gegen seinen Mentor Knebel, der sich seiner nicht angenommen, war er verstimmt, ja sein ganzes bisheriges Treiben scheint ihm so verleidet gewesen zu sein, daß er sich von dem geselligen Leben mehr zurückzog und sich zu ernstern Studien hinneigte, woher er sich enger an den Hofrath Albrecht, dessen Aeußeres nichts weniger als anziehend war*), anschloß. Dieser zog nach Tiefurt, wo

*) Albrecht war der Sohn des im dreiunddreißigsten Jahre 1736 zu Göttingen verstorbenen Professors der Arzneikunde Johann Wilhelm Albrecht.

der Prinz seinen Unterricht in der Mathematik und Physik genoß, auch seinen Mittheilungen über das von ihm so sehr geliebte England, welches dieser eben besucht hatte, ein geneigtes Ohr geliehen haben dürfte. Mißmuth über seine vereinsamte Lage zu Weimar, wo er nur der Herzogin Amalia sein liebevolles Zutrauen unverändert erhielt und in Herder's Hause sich heimisch fühlte, und seine unter den unangenehmen Verhältnissen leidende Gesundheit scheinen ihn zu dem Entschlusse gebracht zu haben, dem Lande heiterster Natur und Kunst sich zuzuwenden, wohin bis dahin noch Niemand vom ganzen Weimarer Hofe gedrungen war. Der Herzog, dem er während einer Abwesenheit Knebel's zuerst seinen Wunsch, Italien zu besuchen, eröffnete, war nicht wenig über diesen Entschluß erfreut, wovon auch Goethe sich das Beste versprach, und er gestattete ihm gern, sich seinen Begleiter selbst auszuwählen, wie unangenehm er sich auch überrascht finden mochte, als seine Wahl auf Albrecht fiel, wodurch Knebel sich sehr verletzt fühlen mußte. Wahrscheinlich veranlaßte den Prinzen hierzu nicht allein seine Verstimmung gegen Knebel, sondern auch der Wunsch, daß sein Begleiter mit dem Hofe in nicht zu vertrauter Beziehung stehe. Goethe mußte es übernehmen, den leicht reizbaren Knebel mit Hülfe der Frau von Stein zu beruhigen. Am 1. Mai schreibt er an Letztere: »Morgen früh um achte, wenn's Ihnen nicht zu früh ist, will ich einen Augenblick kommen, um über des Prinzen und Knebel's Sache mit Ihnen zu sprechen. Knebel ist nicht hier. Wenn er wiederkommt, reden Sie wohl ein beruhigend Wort mit ihm, bis ich zurück bin.« Er selbst ging damals nach Erfurt, von wo er zwei Tage später die Freundin mahnt: »Daß nur nicht etwa Knebel im Unmuth gegen den Prinzen herausfährt! Ich möchte nicht, daß ich (es?) Gelegenheit zu einer Scene gäbe. Suchen Sie's

---

Seine Mutter, die Tochter des Seniors Dr. Pfeifer, heirathete später den rühmlichst bekannten Abt Jerusalem; ihr Sohn war der Werther-Jerusalem.

ruhig zu halten, bis ich komme.« Am 6. scheint Goethe bei einer Mittagstafel der Frau von Stein, wozu auch Knebel geladen war, diesem den Stand der Sache ruhig vorgehalten und ihm den Vorschlag zu einer mit herzoglicher Unterstützung anzutretenden Reise in die Schweiz und vor Allem zu dem mit seiner Engelsmilde Alle beruhigenden Lavater gemacht zu haben, damit er dem Gerede entgehe und seinen berechtigten Unmuth über den Verlust der Neigung des schwer zu leitenden Prinzen zerstreue. Daß aber Knebel, wenn er auch hierauf einging, noch immer verstimmt blieb, da er alle auf Constantin verwendete Mühe und alle ihm gewidmete herzliche Zuneigung verloren sah, ersehen wir aus Goethe's Bemerkung vom 11., dieser schmiege sich am Unwilligsten ins dramatische Joch; man bereitete damals die Aufführung von Seckendorf's Trauerspiel »Kallisto« vor, das ihm freilich nicht behagen mochte. Der Herzog, der von seiner Seite Alles that, um Knebel zufrieden zu stellen, lud ihn auf den 17. mit Goethe und dem Prinzen nach Neunheiligen bei Langensalza ein, wo er sich eben beim Grafen Werthern befand. Gleich darauf trat Knebel seine Reise an, wie es scheint, ganz beruhigt über diese ihm anfangs so äußerst schmerzliche Veränderung und Goethe's Benehmen in der Sache.

Indessen scheint sich das Verhältniß des Prinzen zu Carolinen noch nicht ganz gelöst, und Goethe, um einen Rückfall zu verhindern, auf die zeitweilige Entfernung dieser bis zur Abreise des Geliebten gedrungen zu haben, wogegen sich aber der Schwager derselben erklärte, der auf entschiedenster Entsagung in seiner derben Weise bestand. Als Goethe am 5. Juni nach Gotha ging, schrieb er an Frau von Stein: »An den Thränen der Carolinchen scheine ich Schuld zu sein, und ich bin's auch; ich sehe aber auch in diesem wieder, daß — ja man sieht Nichts — Adieu!« Und am Abend desselben Tages von Gotha aus: »Der

Eclat, den der Rittmeister mit der Caroline macht, ist bloß, um das Gehässige auf mich zu wälzen, und ist doch im Innern wieder dumm. Wenn ich wiederkomme, sollen Sie, was Sie wollen, von der Sache wissen, mit dem Beding, daß Sie mich gegen Niemand vertheidigen.« So schuldfrei wußte sich auch hier Goethe, der nur verhindern wollte, daß durch unzeitige Nachsicht die Sache, über die der Hof sich längst entschieden hatte, nicht schlimmer werde und zu größern Unannehmlichkeiten führe. Wahrscheinlich nahm sich Frau von Stein Carolinens an, für die sie sich verbürgte, und sie zog sie selbst zu sich. Auch hielt sich der Prinz gut, wie Goethe an Knebel berichtet. Um ihn zu unterhalten und von Tiefurt wegzubringen, wo er auch seinen Haushalt bereits vereinfachte, schrieb er die in Ettersburg aufzuführenden »Vögel« nach Aristophanes, worin dem Prinzen eine bedeutende Rolle zugedacht war, wohl die des Pierrot Hoffegut. Nicht weniger scheint Goethe auf eine herzlichere Annäherung des Prinzen an die Familie hingewirkt zu haben. Wir finden ihn mit dem Herzog und der Herzogin Mutter zusammen, und auf ein freundliches Verhältniß zur regierenden Herzogin deutet die Aeußerung in dem Briefe des Herzogs an Knebel vom 27. Juli: »Mein Bruder ist ziemlich gut; meine Frau schindet ihn zuweilen etwas.« Am 5. September schreibt Goethe an Frau von Stein: »Grüßen Sie Linchen, und machen sich Donnerstag (den 7.) recht lustig.« Auf den 8. fällt der Geburtstag des Prinzen; irrte Goethe nicht in der Bezeichnung des Wochentages, so wäre hier der Vorabend des Geburtstages gemeint. Kaum glaublich ist es, daß Caroline den Geburtstag mit in Tiefurt gefeiert habe. Am 8. sendet Goethe an diese einige Scherzverse über das Ungemach, das Jeder habe; vom Prinzen heißt es hier, er sei gut gesinnt für's Bett, eine Hindeutung auf dessen Verlangen nach Ruhe. Am Schlusse eines vierzehn Tage später geschriebenen Briefes scherzt er, Linchen verliere Etwas, daß

dieser Brief nicht mit Versen angefüllt sei, und er habe ihr Verschiedenes zugedacht, womit sie ihr Kopfkissen hätte parfümiren können, ohne Zweifel mit Beziehung auf das Vergessen ihres Verlustes.

Ende September kehrte Knebel nach Tiefurt zurück. Der Herzog lud ihn sofort mit dem Prinzen oder allein nach Meiningen ein. Knebel folgte der Einladung; der noch immer auf diesen grollende Prinz ließ sich, wie es scheint, dazu nicht willig finden. Von Meiningen begab sich der Herzog mit Goethe und Knebel nach Kochberg zu Frau von Stein, wohin Caroline die Freundin begleitet haben durfte. Die Artigkeit, welche Goethe Carolinen bezeigt hatte, war indessen der Freundin bedenklich erschienen, um so mehr als man von einer Neigung des Dichters zu der Geliebten des Prinzen zu reden begann, was vielleicht von dem Schwager, dem Rittmeister von Lichtenberg, ausgegangen war. »Linchen soll keine Verse mehr von mir kriegen«, schreibt Goethe am 29. October der auch sonst gegen ihn verstimmten Frau von Stein, »noch mehr Freundlichkeit, als die allgemeine Höflichkeit erlaubt. Glauben Sie mir, die Menschen, die sich um uns bekümmern, thäten's nicht, wenn sie mit sich selbst etwas Besseres anfangen könnten. Wenigstens thäten sie's anders.« Am 4. und 5. November weilte Goethe mit dem Herzog wieder zu Kochberg, wo die Wolken, welche sich zwischen ihn und Frau von Stein gelagert hatten, sich wieder verzogen, und auch die freundliche Stellung zu Carolinen, welche er mit liebevoller Herzlichkeit wie die Kinder seiner Freundin behandelte, ohne irgend eine leidenschaftliche Regung, ihre Bestätigung erhielt. Auf einen Besuch, den Prinz Constantin am 7. November, dem Tage, wo Goethe vor fünf Jahren in Weimar eingetroffen war, bei diesem abstattete, deutet die Aeußerung an Frau von Stein: »Der Prinz hat auch, wie ich merke, eine politisch-sentimentalische Visite gemacht« — politisch, um nach

außen zu zeigen, daß er Nichts gegen Goethe habe, sentimentalisch, zur Bezeigung seiner Reue über das ihm gethane Unrecht. Am 25. November las Goethe Frau von Stein und Carolinen die eben vollendete erste Scene des zweiten Actes des »Tasso«; das Verhältniß zu dem holden Kinde war so fest bestimmt, daß er von Seiten der Freundin keine Mißdeutung mehr zu fürchten hatte. Wir wissen den Inhalt jener Scene in der ersten Bearbeitung nicht genau; stimmte er in der Hauptsache mit der jetzigen Gestalt überein, so würde sie Carolinen in dichterischem Spiegel die Unmöglichkeit einer Verbindung mit dem Prinzen ans Herz gelegt und diese mit zarter Rührung beruhigt haben.

Die Abreise des Prinzen, den die Anwesenheit Carolinens nebst seiner eigenen Unentschiedenheit in Weimar festgehalten zu haben scheint, verzögerte sich bis zum 11. Juni des folgenden Jahres (1781). Wenige Tage vorher beabsichtigte Goethe, zu einer Abendgesellschaft, die er, wie es scheint, Garve zu Ehren gab, auch die »beiden Abreisenden« (den Prinzen und Albrecht), Frau von Stein, Kammerherrn von Seckendorf und Gustchen von Kalb einzuladen. »Carolinen wollen wir weglassen«, schreibt er an Frau von Stein; mußte dieser ja eine Zusammenkunft mit dem Prinzen kurz vor seiner Abreise ebenso empfindlich sein, wie sie für den Prinzen selbst bedenklich schien. Caroline blieb ruhig in Weimar und nahm an den Hofkreisen heitern Antheil. Goethe schrieb für sie im folgenden Februar ein gesellschaftliches Scherzgedicht.

Die Reisenden gingen über Zürich, wo Lavater, der vor zwei Jahren den Herzog und Goethe durch sein himmlisches Wesen zu einem neuen Leben geweiht hatte, sie segnen sollte. Dieser, dem Knebel viel von dem Prinzen hatte erzählen müssen, wodurch sein lebhaftes Verlangen, ihn kennen zu lernen, gesteigert worden war, schreibt Jenem am 23. Juli: »Für Constantin

dank' ich Ihnen, lieber Knebel, recht herzlich. Es ist und bleibt doch ewig ein eigenes auserlesenes, von Gott im Himmel bezeichnetes Paar — Karl August und Constantin von Weimar. Sie können nicht glauben, wie krumm und schief, wie schwach und klein ich mich in der Nähe solcher Menschen fühle. Doctor Hotze*) sagte letzthin einmal ein Wort von Schwäche bei viel Güte. Nun wußt' ich wieder gewiß, was ich nicht wissen wollte, mir lange selbst verbarg — daß gewisse Philosophen keinen Sinn für den gegenwärtigen Menschen haben. Constantin ist freilich schwächer als der Herzog — aber doch so durch und durch voll Sinn für Wahrheit und voll liebenswürdiger Einfalt. Mir war herzwohl an seinem Arme. Albrecht ist einer der feinsten Denker, dessen Aeußerlichkeit alle meine Freunde, mich nicht — ärgerte. Wir haben schrecklich viel zusammen räsonnirt, uns oft wunderbar getroffen; nur einige Male schien ihm mein Pegasus zu muthwillig, doch wagte er es aus übertriebener Bescheidenheit nicht zu sagen. Allen Dreien schien wohl zusammen zu sein.« Tischbein malte den Prinzen beim ersten Anblicke an einem trüben, kalten Tage, ohne Zeit zu haben, das Bild genauer auszuführen. Lavater sandte dieses an Goethe, der am 14. November erwiedert: »Das mir überschickte Porträt gefällt mir ausnehmend wohl, und zeigt von einem männlichen Maler. Es ist wohl gesehen und wohl angelegt. Schade, daß er nicht Zeit gehabt hat, es weiter auszuführen. Der Charakter scheint mir sprechend und die Stellung gut gemalt zu sein. Nur hat es mich wundern müssen, daß einige unbefangene Personen, und besonders ein Kind, das sehr wohl organisirt und in allen seinen Urtheilen über sinnliche Dinge höchst zuverlässig ist (Fritz von Stein?), es nicht erkannt haben. Ich machte darüber meine Betrach-

*) An diesen höchstgebildeten Arzt zu Richtersweil am Züricher See pflegte Lavater alle Freunde zu empfehlen.

tungen, besonders da der Knabe auf einige verwandte Gesichter rieth, und ich glaube, es liegt vorzüglich in der Farbe und in der mehrern Männlichkeit und Stärke der Züge, die das Original freilich nicht hat. Genug, es gefällt mir so wohl, daß ich es für mich behalten werde, und danke Dir also auf das beste dafür.« Das Bild ist wohl dasselbe, welches jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar in einem Durchgangsbogen dem Bildnisse des Vaters von Karl August und Constantin gegenüber hängt.

Schon in Florenz wandte sich Constantin an Goethe. »Der Prinz hat mir einen sehr guten, verständigen Brief von Florenz geschrieben«, meldet dieser am 4. November dem Herzog. »Es erfüllt sich doch, was ich voraus sagte, daß diese Reise und diese Art Reise ihm von großem Nutzen sein wird.« Von Florenz wandten sich die Reisenden nach Rom, machten von dort einen Ausflug nach Neapel, waren aber in der Charwoche wieder in Rom zurück; den Rückweg nahmen sie über Venedig, um sich über Paris nach England zu begeben. Der Prinz fühlte sich in dem herrlichen Lande, wo er sich selbst ganz leben durfte, durchaus behaglich, und faßte die wunderbaren Erscheinungen der Natur und Kunst in stillem, empfänglichem Gemüthe auf, worüber er sich in den Briefen an seine Mutter viel herzlicher ergehen ließ als in den Mittheilungen an den ihm ferner stehenden Bruder. Am 7. Januar 1782 schreibt er von Rom aus an Herder: »Ich trete mit meinem Leben täglich munterere Schritte weiter in dem auf sieben Hügeln erhobenen Rom, und habe mehr Interesse an mir selber erhalten, seitdem ich diesen weiten Weg unternahm. Ein guter Genius hielt mich ab, nicht eher das winkelige Weimar zu verlassen, und Dank sei es dem Himmel, daß es jetzt einen solchen guten Ausgang mit mir nahm. Ich habe einen guten, weisen Freund bei mir, welcher mich führt und blicken läßt in das schöne vergangene Alterthum

und Alterthümer, als ich es nur wünschen kann.« Nachdem er einzelne bedeutende Punkte Roms mit dem Ausdrucke der Bewunderung über ihre Großartigkeit hervorgehoben, fährt er fort: »Einzelne Erzählungen sind Nichts gegen einen so überschauenden Anblick, und die besten Reisebeschreibungen reichen nicht dahin. Man muß es sehn, um es ganz zu fühlen, und wie gerne theilte ich dieses mit Ihnen! Verzeihen Sie, daß ich Sie von einem Ende zum andern so herumführte, allein ich that es nur, um Ihnen einige Blicke auf meine glückliche Situation zu geben, und als mein Freund nehmen Sie Theil dran. Könnte ich Ihnen zuweilen heitere Augenblicke mit einem Briefe von mir machen, viele würden Sie dann von mir erhalten: denn mir ist es Freude, guten Freunden von meiner glücklichen Existenz mitzutheilen, wenn es allein durch Briefe gethan ist, und bei meiner Zurückkunft, bei freundlichen Zusammenkünften, werde ich suchen diese Augenblicke etwas interessanter als sonst zu machen. Nun gehe ich bald nach Neapel, und die schöne erste Zeit meines hiesigen Aufenthalts ist geschwind verstrichen. Bei meiner Zurückkunft nach Rom werde ich die Höhen von Tivoli besuchen, um Tibur's Haine und Gärten, von silbernen Bächen durchflochten, schöner als bei mir (in Tiefurt) mit Cypressen, Myrten, Palmbäumen und Aloen blühen zu sehen und einen Blick auf die erhabene, große vergangene Zeit werfen.« Die herzlichste, nichts weniger als prinzliche Freundschaft athmet der Schluß des Briefes: »Lassen Sie Ihre Freundschaft für mich hinter Ihrer kalten Kirche nicht erkalten. Dieses befürchte ich auch nicht. Wenige Zeilen sind hinreichend genug, einen Freund in der Fremde zu erfreuen, und anders erwarte ich keine Zeile von Ihnen. Brechen Sie ein Halbviertelstündchen von Ihren ernsten Geschäften ab, und weihen Sie es dieser guten Göttin, welche mir, dem Himmel sei es gedankt! solche Freuden fühlbar macht. Grüßen Sie Ihre liebe Frau, welche sich feierlich, nämlich

dem Prinzen, empfohlen hat. Grüßen Sie sie von mir als Freund und als herzlicher Theilnehmer an Ihrer beider Glück und Zufriedenheit, und seien eingedenk Ihres ewig treuen Freundes.« Es ist dies der einzige bisher veröffentlichte Brief des Prinzen *). Die Herzogin Mutter schreibt den 15. Januar 1782 an Knebel: »Constantin scheint sich vorzüglich in Rom zu gefallen; er ist sehr gesund und vergnügt. Von Albrechten habe ich auch Nachricht, der sehr zufrieden ist.« Wieland meldet an Merck, sein guter Prinz Constantin sei mit seinem Freunde Albrecht in Rom so glücklich wie ein Gott; wahrscheinlich hatte die Herzogin Mutter ihre Briefe ihm mitgetheilt. Dagegen äußert der Herzog den 8. Februar an Knebel, er wisse nicht recht, was er seinem Bruder antworten solle; denn seine Art, zu genießen, inspirire nicht den mindesten Antheil. »Die Freundschaft und Freundschaft mit Albrechten und hauptsächlich die unendliche Ruhe, mit der er die Dinge, die andere Leute außer sich bringen, zu genießen sich rühmt, thut mir den Effect, als sagte mir Einer: »Gute Nacht! Wie will ich nicht schlafen!« und da Einen durch Histörchen in Schlaf einzumurren nie meine Sache war, so ist's mir leidlicher noch hie und da, ihn im Schlafe reden zu hören, als mich selbst activ dabei zu bezeigen.« Und vier Monate später scherzt er: »Unsere Italienischen Reisenden, fürchte ich, werden noch zuletzt gar einschlafen; denn sie nehmen so an Ruhe, Beruhigung und stillem Genuß zu, daß es einen Mönch einschläfern möchte.« Albrecht schrieb aus Neapel an Knebel; von einem Briefe des Prinzen an ihn findet sich keine Spur. Schon im März hatte der Prinz seiner Mutter den Entschluß mitgetheilt, über Paris nach England zu reisen, worüber diese große Freude empfand, da sie eine längere Abwesenheit sowohl für seine Gesundheit als für das völlige

---

*) Von und an Herder, III, 289 ff.

Aufgeben seiner bisherigen Weimarer Verhältnisse förderlich fand. Am 23. Juni schreibt sie: »David (ein vom Prinzen zurückgeschickter Diener) hat mir viel Gutes von meinem Sohn erzählt, daß er an Gesundheit und Stärke sehr zugenommen, und die ganze Zeit ihm gar Nichts gefehlt hätte. Jetzt muß Constantin in Paris sein, wo er sich nur ein paar Wochen aufhalten wird, um von da nach den Niederlanden, über Ostende nach England zu gehen, wo er den ganzen Winter sich aufhalten wird.« Aber in Paris wurde der Prinz von einer Madame Darsaincourt, die seinen Neigungen schmeichelte und sein ganzes Zutrauen gewann, so mächtig gefesselt, daß er sich von Albrecht trennte, diesem seinen Reisewagen überließ und sich mit der Geliebten nach England begab. Diese Dame, welche sich, nach Art der Franzosen, von den kleinen Deutschen Höfen eine wunderliche Vorstellung gebildet hatte, glaubte hier eine treffliche Gelegenheit zu einer glänzenden Stellung in Deutschland erhascht zu haben, und da sie des Prinzen Neigung zu den stillen Freuden häuslichen Glückes bald herausgefühlt, so schmiegte sie sich ganz an ihn und täuschte ihn mit einer vorgeblichen Neigung, welcher sich dieser um so sorgloser überließ, als er sich seiner geliebten Caroline, die sein Leben zu seligster Wonne erhoben hätte, auf ewig beraubt sah. Albrecht blieb ruhig in Paris, und der Prinz berichtete über seinen Londoner Aufenthalt sehr wenig. Am 14. October meldet der Herzog an Knebel: »Mein Bruder hat mir von London einen Brief in seinem gewöhnlichen Format, bien recommandée, geschickt, wo er nicht ein Wort schreibt, als daß er mir zum Geburtstag Glück wünscht.« *)

Hatte man des Prinzen längere Abwesenheit gern gesehen, da man dadurch seine alten Verhältnisse um so sicherer aufgelöst

*) Diese und andere unterdrückte Aeußerungen des Herzogs habe ich in meinen „Freundesbildern aus Goethe's Leben" S. 448 mitgetheilt.

glaubte*), so fühlte man sich um so unangenehmer überrascht, als dieser, der Darsaincourt überdrüssig, sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er sie geradezu nach Weimar schickte, gleichsam zur bittern Vergeltung der ihm in Bezug auf Carolinen auferlegten Entsagung. Mitten im Winter muß die Französin in Weimar angekommen sein, wo man sie sofort zum Oberförster nach Tannroda brachte. Hier erklärte sie denn, daß sie sich guter Hoffnung fühle. Am 3. Februar 1783 berichtet Goethe an Frau von Stein, Ludecus sei mit einer Nachricht gekommen, die den garstigen Handel verschlimmere. Denselben Abend ward der Hof, wie ganz Weimar, durch die Geburt des Erbprinzen in höchste Freude versetzt, wozu die Geschichte des Prinzen Constantin einen grellen Mißklang bildete. Dieser berichtete darauf seinem Chatoullier von der völligen Zerrüttung seiner Geldverhältnisse, da er auf die Geliebte große Summen verwendet hatte. Ludecus meldet den 4. April an Knebel: »Vom Prinzen hab' ich neuerlich einen Brief aus London. Er ist nicht wenig verlegen über sein äußerst derangirtes Finanzwesen. Es ist dies um so trauriger, als ein guter Theil davon auf die Madame verwendet worden ist, die er hierher geschickt hat, und sich zu Tannroda aufhält. Diese ganze Begebenheit ist so fatal und für mich in aller Art so bekümmernd gewesen, daß ich mich kaum habe fassen können. Ich sehe der traurigsten Zukunft für den Prinzen entgegen: sehr verschuldet zu sein, ganz neue und große Ausgaben zu haben, und alles Verhältniß mit der Familie aufgehoben, und obendrein des Ge-

*) Ludecus, der Chatoullier des Prinzen, schreibt am 12. September 1782 an Knebel: „Unterdessen glaube ich, es ist wohlgethan, daß der Prinz nicht zu bald zurückkommt; geschähe dies, so wären auch gewiß alle vorigen Verhältnisse im Augenblick erneuert; das mit der Fräulein Ilten soll aufgehoben sein." Diese und andere unten mitgetheilte Aeußerungen von Ludecus waren bisher ungedruckt.

nusses bald überdrüssig zu werden, ist, was ich mir kläglich nur denken kann.« Goethe war es auch diesmal, der die Verwirrung möglichst schonend lösen mußte. Vielleicht bezieht sich hierauf besonders seine Klage vom 24. April an Frau von Stein, es sei ein sauer Stückchen Brot, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. »Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf, und man wird von Noth und Ungeschick der Menschen immer hin und wieder gezogen.« Einer gelegentlichen Erwähnung der Schönen begegnen wir in den Zeilen an Frau von Stein vom 19. April, wo er von dem Bilde Lottens vor der Englischen Uebersetzung des „Werther“ sagt, sie sehe der Madame Darsaincourt ähnlich, nur en beau. Am 4. Mai mußte er zu der »Unglücklichen« nach Tannroda reiten. »Sie schrieb mir gestern beiliegenden Brief,« meldet er an Frau von Stein. »Das arme Geschöpf wußte nicht, was es für eine mächtige Anrufung ist, mich im Namen de tout ce que j'ai de plus cher zu bitten.« Einige Zeit nach der Geburt eines Sohnes ward die Darsaincourt, da sie in Weimar keine Aussicht hatte und der Prinz ihrer müde war, nach Frankreich zurückgebracht. Goethe's vertrauter, von Frankfurt mitgebrachter Diener, Philipp Seidel, begleitete sie und entledigte sich dieses Auftrages zu größter Zufriedenheit seines Herrn. Der Sohn der Darsaincourt soll zum Forstmann herangebildet worden und von Karl August, dem er ähnlich sah, mit besonderer Zuneigung behandelt worden sein.

Im Mai reiste Ludecus dem von London zurückkehrenden Prinzen bis Wiesbaden entgegen, gerieth aber in die schrecklichste Verlegenheit, als er seinen Herrn von einer zweiten Geliebten, einer Engländerin, begleitet fand. Er wandte sich um schleunigste Verhaltungsbefehle nach Weimar. Darauf bezieht sich Goethe's Aeußerung an Frau von Stein vom 2. Juni: »Eine Staffette von Ludecus bringt schändliche Nachrichten vom Prin-

zen.« Die Engländerin wurde bis auf weitere Bestimmung nach Marksuhl gebracht, der Prinz nach Wilhelmsthal beschieden, von wo er mit Goethe am 20. nach Weimar kam. Den 16. hatte Goethe von Wilhelmsthal an Frau von Stein geschrieben: »Ludecus ist schon seit Sonnabend angelangt; es ist Montag um halb zwölf Mittag, und der Prinz ist noch nicht da. Was Ludecus erzählt, läßt sich nicht armseliger denken.« Und zwei Tage später: »Die Verworrenheit des Prinzen hat noch einige Knoten, die mit Geduld gelöst werden müssen.« Der Herzog nahm seinen Bruder, um ihn dem ersten Gerede zu entziehen und ihm seine Verletzung alles fürstlichen Anstandes vorzuhalten, mit sich nach Ilmenau. Goethe suchte unterdessen die Fortschaffung der Engländerin zu erwirken. Am 13. Juli kehrten der Herzog und der Prinz zurück, reisten aber sofort dem Fürsten von Dessau nach, der am Morgen eine Stunde zu Weimar gewesen, um ihn in Eisenach einzuholen. Unterdessen war auch Albrecht nach Weimar zurückgekehrt, wo er keine günstige Aufnahme finden konnte. In Betreff weitern Unterkommens der Engländerin hatte sich Goethe an seinen alten Freund, den Kassenschreiber Riese in Frankfurt, gewandt, der gern seine Hülfe zusagte, doch wurde die Sache durch eine Krankheit derselben verzögert. Endlich am 14. Juli meldet er an Riese: »Seitdem ich durch die Staffette Ihre Antwort, mein lieber Riese, erhalten, daß Sie die Gefälligkeit haben wollen, sich einer artigen, kleinen, traurigen Person anzunehmen, habe ich Nichts weiter schreiben können. Sie ist krank geworden, und man hat sie nicht weiter schicken können. Melden Sie mir doch, ob Sie etwa indessen ein Quartier besprochen haben. Am besten wäre es, wenn man sie bei guten Leuten unterbringen könnte, wo sie ihre Versorgung und Bedienung fände, daß man diejenigen, die gegenwärtig um sie sind, gleich abdanken könnte. Es wäre wegen Ersparniß und wegen anderer Ursachen gut.« Am 25. Juli

reiste der Herzog mit Prinz Constantin nach Würzburg, um persönlich mit dem Fürsten wegen einer Verbindungsstraße zu verhandeln; auch brachte er einige Tage im Brückenauer Bade zu, wo unter den wenig gebildeten Menschen zwei ausgezeichnete Frauen ihn anzogen, von denen eine sein leichtzündendes Herz in Gefahr brachte. »Es ist gar zu schwer«, klagt er an Knebel, »sich wieder in den unnatürlichen Zustand zu fügen, in welchem unser Einer leben muß und an den man nur so langsam sich gewöhnt zu haben glaubt. Jede kleine Unregelmäßigkeit wirft einen so weit wieder aus seinem Rade heraus.« Große Lust hatte er, von Würzburg aus Knebel zu überraschen, wovon ihn aber besonders die Begleitung seines Bruders abhielt. »Man weiß«, schreibt der Herzog sieben Tage nach der Rückkehr, am 17. August, an Knebel, »daß ihr euch eben vor seiner Reise geschieden habt, an einem dritten fremden Ort seht ihr euch zum erstenmal wieder; dieses macht Einem dann von Unbeschäftigten ein Schock Fragen auf den Hals fallen, und vor Nichts fürchte ich mich mehr als vor diesen.« Und am Ende des Briefes heißt es: »An meinem Bruder finde ich wirklich und auf der ganzen Reise Nichts besonders auszusetzen, als daß er überall und in allen Stücken so wenig verlangt.« Der Prinz, der schon früher immer still und ruhig vor sich hin gelebt hatte, fühlte sich jetzt ganz niedergeschlagen, seine Verirrungen lagen ihm schwer auf der Seele. Ende August berichtet Goethe an Knebel: »Der Prinz lebt stille, seine Gesundheit braucht Erholung. Der Herzog beträgt sich gar gut gegen ihn.«

Goethe's Aufgabe in diesen verwickelten Verhältnissen war hiermit zu Ende, und er konnte ruhig seine Reise in den Harz antreten, die weitere Sorge getrost dem Herzog überlassen. Hätte er seiner eigenen Neigung folgen dürfen, so würde er wohl das Verhältniß des Prinzen zu Carolinen von Ilten gar nicht gestört haben, aber der Hof hatte hierüber entschieden, ohne

Goethe's Meinung zu erfragen, und so galt es nur, die zweckdienlichen Mittel zu ergreifen, um die Trennung möglichst schonend herbeizuführen. Wie wenig er selbst den sogenannten Mißheirathen entgegen war, wie er die Verschiedenheit der Geburt keineswegs für ein nothwendiges Hinderniß hielt, zeigen am unzweideutigsten »Wilhelm Meister's Lehrjahre«, die mit mehreren sogenannten Mißheirathen endigen. Ja bei Lothario's Liebesabenteuern schwebt zum Theil Prinz Constantin vor. Wilhelm muß Lydien unter ähnlichen Verhältnissen zu Theresen bringen, wie man die Darsaincourt nach Tannroda schaffte, und es ist wahrscheinlich, daß Goethe selbst die Französin dorthin brachte. Auch dürften manche Züge Lydiens von ihr entnommen sein. Bei ihr wie bei der Engländerin war an keine andere Handlungsweise zu denken, da beide nur den Prinzen in ihre Netze gelockt hatten, von einer innigen Neigung keine Rede sein konnte. Ob man nicht später bereute, das Verhältniß des Prinzen zu Carolinen von Ilten gelöst zu haben, könnte man in Frage stellen; jedenfalls hatte die schmerzliche Entsagung dieser Liebe den Prinzen den Seinigen entfremdet und ihn in die spätern Verirrungen gestürzt.

Jetzt, wo der Gestrandete ganz enttäuscht sich in Weimar wiederfand, blieb ihm Nichts übrig als sich den Verhältnissen zu fügen; war auch das Glück seines Lebens vernichtet, so glaubte er doch den Seinigen, deren Liebe ihm hülfreich zur Seite stand, gefaßte Rückkehr zu einem geordneten Leben zu schulden. Von der Hoftafel zog er sich meist zurück, wenn nicht Besuche seine Anwesenheit forderten, dagegen suchte er sich den übrigen Kreisen, von denen er sich früher scheu zurückgehalten, mehr zu nähern, gleichsam zur Andeutung, wie sehr er wünsche, die verlorene bürgerliche Achtung wiederzugewinnen. »Die letzte Katastrophe, welche meinen Bruder betraf«, schreibt der Herzog am 15. Januar 1784 an Knebel, »hat ihm, wenigstens im Aeußerlichen, Nutzen geschafft. Die hiesige Gesellschaft suchte mir ihre

Treue zu beweisen, da sie öffentlich meines Bruders treulose Aufführung tadelte, ihn vermied und ihn der genauesten Einsamkeit überließ. Dieser bestimmte Tadel der Zuschauer fiel ihm sehr auf die Nerven, und machte ihn fühlen, wie sehr er eines äußerlich guten Anstriches bedürfe, um wieder in Gesellschaften gut gelitten zu werden, und wie wenig sein Stand ihn selbst hier vor Verachtung schütze. Dieses bewirkte, daß er zwar anfänglich lächerliche Mittel gebrauchte, um sich die Gunst des Parterres zu erwerben (denn er machte bei Krethi und Plethi Visiten), doch aber sich eine äußerlich anständige Form gab, exacter in der Beobachtung der gemeinen gesellschaftlichen Pflichten wurde und nun seine Rolle spielt, so daß er überall als ein wohlgezogener Mensch nicht mißfallen wird. Ich arbeite daran, ihm im Sächsischen Dienste einen Platz zu verschaffen, welcher ihn beschäftigen wird, ihn in der ersten Zeit nicht zu frei läßt, und ihm doch Aussichten zu einer ziemlich brillanten Carriere, wenn er sie zu gehen lernt, macht. Ein eigenes Regiment wäre ihm am Anfange Nichts nütze gewesen, weil er sein häusliches so übel führt. Ein Stabsoffiziersplatz aber, welcher ihn etwas mehr, als er ist, noch unterordnet, schien mir für sein Bestes schicklich zu sein. Moralisches Zutrauen hat er bei mir auf lange Zeit, ich fürchte auf immer, verscherzt; er ist und bleibt ein halber, unzuverlässiger, unaufrichtiger Mensch; ein Pferd, das stolpert, kann es aus Versehen oder aus Zufall thun, knicken aber ist ein unheilbares Uebel.« Daß er sich und den Hof auf so rücksichtslose Weise dem öffentlichen Gerede preisgegeben, alle Achtung verscherzt habe, verzieh ihm der Herzog nicht, da durch ein zeitiges Geständniß seiner Verirrung die Sache beizulegen gewesen wäre; allein der Prinz war ganz außer sich gerathen, in Verzweiflung an einem wirklichen Familienglücke, das man ihm entrissen, hatte er sich seiner grillenhaften Neigung leidenschaftlich hingegeben, und er entledigte sich der ihm lästig gewordenen Geliebten, in-

dem er, ohne sich um die Folgen zu kümmern, die Lösung und den Aerger den Seinigen zuschob. Daß er aber Kraft genug besaß, sich von seinem Falle zu erheben und sich in das gewöhnliche Leben, das ihm keinen Reiz mehr bieten konnte, zu schicken, das sollte er bald bewähren.

Schon am 25. Februar ging Prinz Constantin mit einem Kammerherrn nach Dresden, von wo er am 17. März als kurfürstlicher Obristlieutenant zurückkehrte. Am 2. April begab er sich nach Naumburg zu seinem Regimente. Auch Caroline scheint Weimar verlassen zu haben; im Sommer dieses Jahres finden wir sie mit Frau von Seckendorf in Begleitung einer Gräfin Bakov in Eisenach, wo Goethe sie sah. Im folgenden Juni trafen Frau von Seckendorf und Caroline zufällig mit Goethe und Knebel in Neustadt an der Orla zusammen. »Die Dämchen waren artig und gefällig«, berichtet Knebel. »Carolinchen erzählte uns ihren goldenen Traum, wie sie vorige Nacht in Afrika gewohnt habe, wo die Häuser mit Gold bedeckt gewesen seien.« Der Prinz kam jetzt nur immer auf kurze Zeit nach Weimar, so mit dem Herzog in der Nacht vom 21. auf den 22. September. Am 22. speiste der seit der Mitte Juni aus seiner Heimath zurückgekehrte Knebel mit ihm, dem Herzog und der regierenden Herzogin zu Tiefurt. »Es war mir enge ums Herz bei des Prinzen Gegenwart«, schreibt Knebel an seine Schwester, »doch ließ ich mir's nicht merken. Ich hielt strenge an mich, ganz gleichgültig zu sein. Zuletzt erst schien er etwas gegen mich attendrirt, wobei ich aber dieselbe Gleichmuth behielt. Ich fand jetzt erst, in wie ferne ich sonsten anders hätte calculiren müssen, wenn es überall nöthig und gut wäre zu calculiren. Er ging gegen Abend wieder ab.« Knebel meinte, er hätte sich gegen die Neigungen des Prinzen gefälliger und schmeichlerischer zeigen müssen, hätte er Constantin's Gunst auf die Dauer sich erhalten wollen. Seine frühere Stellung erschien ihm jetzt in nichts we-

niger als glänzendem Lichte. »Wer an Prinzen attachirt ist«, schreibt er einige Jahre später, »der opfert immer die Hälfte von dem auf, was er gern sein wollte, sollte und könnte«, und er klagt über die Schlechtigkeit und Gemeinheit des höfischen Lebens, wo man mit allen ärgsten Verläumdungen zu kämpfen habe. Und doch ließ er seine Schwester eine ähnliche Stellung einnehmen und war für seinen Sohn auf eine solche bedacht! Ueble Laune entlockte ihm manche bittere Aeußerung, die ihm nicht so ernst gemeint war, und im Grunde seines Herzens wollte er dem Prinzen noch immer wohl. Den Geburtstag der Herzogin Mutter (den 24. October) verherrlichte der Prinz durch seine Gegenwart, wie Goethe dem abwesenden Herzog meldet. Herder schreibt am 2. März 1785: »Auch der princeps-miles ist hier mit seinem Obersten, der, wie ich höre, im Vorzimmer Taback raucht, weil es ihm sonst nicht heimlich wird. Eine schöne Gesellschaft!« Wohl mochten Manche über die dem schwächlichen und gebildeten Prinzen aufgedrungene soldatische Bestimmung bedenklich und mißmuthig sein. Nur gelegentlich finden wir sonst der Anwesenheit des Prinzen in Weimar gedacht, wie im October und December 1789. Mit gefaßter Entsagung scheint er sich in seinen neuen Stand, der ihm keinen Antheil erweckte, gefügt zu haben, da ein seiner stillen Sehnsucht gemäßes Leben ihm versagt sein sollte. Am 3. Juni 1792 hob er mit seiner Mutter und dem Herzoge von Gotha den Prinzen Bernhard, auf den sein Bruder so große Hoffnungen setzte, aus der Taufe. Auch als der Herzog wieder in Preußische Dienste trat, blieb der Prinz bei Kursachsen, das im Französischen Kriege erst im Februar 1793 Partei ergriff, und nicht bloß seine Reichstruppen ausrücken, sondern auch sechs Regimenter zu dem Preußischen Heere stoßen ließ. Mit den letztern zog auch Prinz Constantin als Generalmajor an den Rhein, wo er mit seinem Bruder zusammentraf. Bei einem Ausfall

auf Bretzenheim am 9. Mai wurde ein Lieutenant des Regiments Weimar verwundet. Der Herzog schob die Schuld auf einen Sächsischen Capitän, den General Kalkreuth festsetzen ließ, doch soll sich bei der Untersuchung herausgestellt haben, daß Prinz Constantin die Schuld trage. Goethe, der zur Belagerung von Mainz sich begeben hatte, wird den Prinzen damals mehrfach gesehen haben, obgleich er im Tagebuche dieser Belagerung nicht ausdrücklich desselben gedenkt. Der Dichter verließ Mainz bald nach der Einnahme, um nach Carlsruhe zu gehen. Die Preußen und Sachsen zogen sich nach der Saargegend. Die Sächsischen Truppen lagen in der Nähe des Hauptlagers des Herzogs von Braunschweig bei Pirmasens. Constantin wurde hier, wie man sagt, von der Ruhr befallen, welcher er am 6. September erlag, während Karl August im Lager zu Pirmasens auf Urlaub war. Ein Gerücht wollte von einem Zweikampf wissen. Nur die einfache Anzeige seines Todestages, sogar ohne Bezeichnung seiner Stellung als Stabsoffizier, brachten die Zeitungen. Der Herzog schrieb den 8. an Goethe: »Die Schreckenspost von meines Bruders Tode überschreibe ich Dir an seinem Geburtstage. Gehe gleich zu meiner Frau, welche Dir das Detail sagen wird, und besprich Dich mit ihr, wie die Pille der unglücklichen Mutter des Verstorbenen beizubringen ist. Bitte die Gore's von meinetwegen alles Mögliche beizutragen, um meine arme Mutter zu trösten und zu stärken. Wenn es irgend möglich ist, komme ich vielleicht selbst auf ein paar Tage nach Hause; sage aber Nichts hiervon. — Ich bin von dem Herumrennen und der Besorgung der Geschäfte, welche der Tod meines Bruders verursacht, durch das Schrecken und die Betrübniß so gehetzt, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht, zumal da ich hier ganz allein ohne Secretär und Nichts auf Urlaub beim Herzog bin.« Die Herzogin Mutter ertrug den harten Schlag mit vieler Fassung. Der Herzog wollte ihr nicht mit Briefen

beschwerlich fallen, wie er durch Goethe ihr sagen ließ. Am 12. kam die Leiche in Eisenach an, wo sie bestattet wurde. Goethe schrieb den 11. October an Jacobi: »Am schwarzen Siegel und schwarzen Rande (des herzoglichen Decrets) siehst Du diesmal keine geheuchelte Betrübniß. Den Prinzen Constantin haben wir ungern verloren, im Augenblicke, da er sich des Lebens werther gemacht hatte. Ich habe, als alter Nothhelfer, diese Zeit her der Herzogin Mutter mancherlei Zerstreuungen bereiten helfen.« Auch Knebel war mit seinem alten Zöglinge versöhnt, dessen Geburtstag er später immer festlich feierte. Zu einem im Sommer 1796 von der Herzogin Amalie in Tiefurt gesetzten kleinen Denkmal von Klauer hatte er eine Inschrift in Versen gemacht. Dieses Denkmal hat sich noch neben dem des Prinzen Leopold von Braunschweig in Tiefurt erhalten. In einem Briefe vom 4. Juni 1810 schreibt er der Schwester: »Daß die Nachtigallen sich so häufig in Tiefurt versammeln, ist mir in der That schon im vorigen Jahre aufgefallen, als ich einmal da war. Als ich mit dem Prinzen vor mehreren Jahren hinkam, war noch keine da. — Es ist übrigens recht schade um Tiefurt, daß es so verfällt. Der Prinz hatte immer den Gedanken, es mir zu schenken, wenn es sein eigen worden wäre. Ich war ihm mit Herz und Seele zugethan. Aber die Zeiten unseres glücklichen Schäferlebens — wenn es gleich mitunter etwas roh und wild war — sind nun vorbei. Wir hofften auf noch bessere!!! — — Vielleicht pflanzt und bildet sich unsere liebe Prinzessin (Caroline) ein neues Reich holder Jugend, das wohl etwas anders werden darf als jenes, das doch mit viel Cruditäten untermischt war und zuletzt auf — Nichts auslief.« Aber von jenen »Cruditäten« war der stille, gemüthvolle Constantin ganz frei; sein größerer Bruder rettete seine ganze Kraft glücklich aus ihnen heraus, während er selbst, da ihm entschieden durchsetzende Thatkraft fehlte, herrschenden Hofrücksichten zum Opfer fallen

sollte! Ein schönes, liebevolles Herz mußte so verkümmern*)! Goethe war auch hier von aller Schuld frei, da er nur das einmal Beschlossene möglichst milde durchzuführen und die entstandenen Verirrungen zu lösen hatte. Ja es ist nicht unmöglich, daß er selbst seine eigene Neigung zu Caroline von Ilten unterdrücken mußte, um nicht den falschen Schein auf sich zu werfen, daß er eine solche Verbindung dem Hofe zu Liebe eingegangen sei.

---

*) Für die Kinder Constantin's, wohl eines von der Französin und eines von der Engländerin, sorgte Karl August, wie sich aus seiner Aeußerung an Knebel vom 31. October 1797 ergibt, bei dem er sich darauf beruft, daß er seines seligen Bruders uneheliche Kinder sehr gut ernähren lasse, für ihre Erziehung und Unterkommen sorge.

XIII.

Fürst Franz von Dessau.

Wie wenig die in späterm Lebensalter aus getrübter Erinnerung und völliger Entfremdung ausgesprochenen Urtheile und Berichte über Goethe, auch wenn sie von den achtbarsten Personen ausgehen, ohne weitere Prüfung hingenommen werden dürfen, zeigt gar auffallend das Beispiel des edelsinnigen Fürsten von Dessau. Als der Probst Reil im Jahre 1811 diesem seine Verwunderung äußerte, daß er in den letzten zwanzig Jahren (?) den berühmten Dichter nicht in Dessau gesehen habe, entgegnete dieser: »Goethe paßte nicht für mich; er paßte besser zum Großherzog *). Wir harmonirten nicht recht in Gesinnung und Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunstkenner und Freund des Alterthums stand er mir schon näher; in manchen Stücken war er weiter gekommen, er hatte tiefere Studien gemacht. In den Grundsätzen und Ansichten von der schönen Baukunst waren wir nicht

*) Als Großherzog konnte er unmöglich schon damals den Herzog von Weimar bezeichnen. Wie unzuverlässig der viele Jahre später niedergeschriebene Bericht Reil's (in seiner 1845 erschienenen Schrift „Leopold Friedrich Franz") über diese Aeußerung des Herzogs im Einzelnen sei, ist schon hieraus zu entnehmen.

immer einig. Die Schauspielkunst, die ihn damals, als er mich zuweilen mit dem Großherzoge, zuweilen allein besuchte, ganz besonders interessirte (?), ließ ich noch links liegen. Ich hatte zu jener Zeit mehr und Anderes zu thun. Nur, was die Gothische Baukunst und die schöne Gartenkunst belangt, da mußte er mir den Preis zugestehen und vor mir die Segel streichen. Er hatte ja England nicht gesehen. Sonst war er mir, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höfisch gemessen, manchmal unangenehm schweigsam. Auch spürte ich im Allgemeinen etwas von Inhumanität an ihm.« Dieses Urtheil ist vor zwei Jahren wieder mit andern Aeußerungen in der Schrift von Albert Fränkel »Goethe und der Fürst von Dessau« zum Beweise verwandt worden, daß auch von Goethe selbst geachtete Personen sich durch seine Nähe keineswegs erwärmt und angezogen gefühlt. Ganz unverantwortlich scheint es uns, ein solches Urtheil gegen den großen Dichter zu verwerthen, ohne sich um die sonst vorliegenden, ganz beglaubigten Zeugnisse über die Beziehungen des Fürsten zu Goethe zu kümmern. Liest man das Fränkel'sche Schriftchen, so wird man zu dem Glauben verleitet, es liege gar nichts Thatsächliches über die Beziehungen des Dessauer Fürsten zu Goethe vor, und doch fehlt es daran keineswegs; war Fränkel so unbekannt mit der Goetheliteratur, daß er, obgleich die Nachrichten in den bekanntesten Briefwechseln Goethe's sich finden, keine Kenntniß davon besaß, so hätte er seine Hand ganz von Goethe lassen sollen. Wir wären ihm sehr dankbar gewesen, hätte er in den Dessauer Archiven nachgeforscht, und dort etwa noch beruhende Briefe Goethe's an den Herzog und die Herzogin Luise Henriette Wilhelmine, eine geborene Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, zur Mittheilung gebracht. Jetzt hat er durch den leidigen Bogen, den er über Goethe und den Dessauer Fürsten in die Welt flattern ließ, nur den unkundigen Leser irregeführt. Halten wir

uns an das Thatsächliche, so erhalten wir ein völlig anderes Bild.

Schon während Goethe's Leipziger Studienzeit war ihm der Name des jungen Fürsten von Dessau auf rühmlichste Weise bekannt geworden. Hatte doch Winckelmann ihm sein Hauptwerk in ehrenvollster Weise gewidmet und auf seine hohe Kunstverehrung bedeutsam hingewiesen. Allgemein hoffte man, dieser Stern Deutschlands werde auch in Dessau bei seinem Besuche der deutschen Heimat einige Zeit glänzen, und Goethe nebst seinen Genossen hatten schon geplant, wie sie bei dieser Gelegenheit nach Dessau wallfahrten wollten, nach seiner eigenen Angabe in »Wahrheit und Dichtung« (B. 20, 139 f.). Daß dieser irrt, wenn er Dessau schon in jener Zeit als eine schöne, durch Kunst verherrlichte Gegend sich denkt, und die spätere Anlage des »damals einzigen« Parks zu Wörlitz in eine so frühe Zeit versetzt, hat Fränkel richtig bemerkt. Nach Dessau wurde auch Goethe's wunderlicher Leipziger Studiengenosse Behrisch noch während seines dortigen Aufenthaltes als Pagenhofmeister*) berufen. Durch den mit diesem in den Jahren 1767 und 1768 gepflogenen Briefwechsel wird Goethe auch von den dortigen Zuständen und besonders von der liebenswürdigen Persönlichkeit des Herzogs und von seiner Begeisterung für das Gute und Schöne unterrichtet worden sein. Im Sommer 1774 lernte Goethe auch Basedow kennen, der schon vor drei Jahren vom Fürsten nach Dessau berufen worden war, wo er eben mit bedeutender Unterstützung desselben das Philanthropin als Musterschule der Erziehung zu gründen unternommen hatte. Auch durch diesen wird er über den Fürsten und dessen begeisterte Hingabe an alles Gute mancherlei vernommen haben, wie der Ruf von der Herr-

*) Nicht als Hofmeister des Erbprinzen Friedrich, wie Goethe schreibt; denn dieser war damals noch nicht geboren, was schon Fränkel hervorhebt.

lichkeit der Parkanlagen zu Wörlitz von mancher Seite ihm zugekommen sein dürfte.

Als der Dichter im November 1775 nach Weimar kam, vermied er es zunächst, sich bei den befreundeten Höfen vorstellen zu lassen. So dauerte es denn auch längere Zeit, ehe er mit dem Herzoge den auf vertrautestem Fuße mit diesem stehenden Fürsten von Dessau besuchte, doch war es, so viel wir wissen (denn der Coadjutor Dalberg zu Erfurt kommt kaum in Betracht), der erste Hof, an welchem Goethe von Weimar aus erschien. Ob dieser den Fürsten schon früher in Weimar gesehen, wissen wir nicht, aber es steht fest, daß er in Begleitung des Herzogs von Leipzig aus am 3. oder 4. December 1776 nach Wörlitz kam, wo er sich gleich mit dem Fürsten recht gut zusammenfand. Von dort schreibt er den 5. an Frau von Stein: »Liebste Frau, wir sind auf dem Lusthause Wörlitz, von dem ich Ihnen viel erzählen will. Vielleicht zeichn' ich Ihnen was. Wir sind bald in die Leute gewohnt, sie bald in uns. Wir hetzen uns mit den Sauen herum, und mir thuts besonders wohl, daß so viel Neues um mich herum lebt.« Die einzigen Parkanlagen, der allem Guten und Schönen offene, durch Reisen gebildete Sinn des Fürsten, die ihn hebende Gegenwart des keck heitern Herzogs, der ihn dem Fürsten als seinen vertrauten Freund, Berather und Helfer vorstellte, Alles mußte sein Herz zu frischester Mittheilung öffnen, seine reiche Liebenswürdigkeit in bezauberndem Glanz erstrahlen lassen. Je mehr er des Herzogs leidenschaftlichen, fürstlich eigenwilligen und launenhaft ausschlagenden Sinn kannte, um so mehr mußte er in Leopold Friedrich Franz, dessen mildes, reines, ruhiges Wesen bei seinem warmen Triebe für Förderung der Menschheit ihn anmuthete, *den* Fürsten erkennen, dessen Freundschaft auf Karl August die wohlthätigsten Folgen üben werde. Unter mannigfachen Unterhaltungen blieben sie bis zum 20. in Wörlitz. Auch der Erbprinz von

Darmstadt und der Kraftapostel Christof Kaufmann aus Winterthur waren mit ihnen zu Wörlitz; sie hatten den Herzog und Goethe auf dem Wege dorthin eingeholt. Daß Letzterer jenen Kaufmann, der, in grüner Friesjacke und eben solchen Hosen, die Brust bis auf den Nabel nackt, mit mähnenartig flatternden Haaren und einem gewaltigen Knotenstock in der Hand, sogar zur Tafel und in das Zimmer der Fürstin kam, dem Fürsten empfohlen habe, um ihn aus Weimar los zu sein, und der Fürst, als Kaufmann sich später als Lump enthüllt, deshalb Goethe gegrollt habe, ist die ärgste Entstellung der Wahrheit. Eine solche Empfehlung von Goethe's Seite wäre freilich unbegreiflich, aber nicht weniger unbegreiflich die Leichtfertigkeit, womit Fränkel diese falsche Behauptung aufstellen konnte: allein dieser weiß von der ganzen Sache so wenig, daß er Kaufmann's Anwesenheit zu Dessau in den Anfang der achtziger Jahre setzt. Kaufmann war von Basedow selbst nach Dessau zu einer Zeit eingeladen worden, wo Goethe ihn noch gar nicht kannte, und er hatte zu diesem Besuche zweimal Reisegeld erhalten. Der Dichter hatte keine Veranlassung, diesen Menschen zu empfehlen, dessen Armseligkeit und Schlechtigkeit er geahnt haben wird trotz der hohen Gunst, worin er bei Schlosser, Lavater, Herder und vielen Andern stand. Schon am 4. November, zu einer Zeit, wo Goethe wahrscheinlich den Dessauer Fürsten noch gar nicht gesehen hatte, sicher ihm nicht so nahe getreten war, um ihm einen Unbekannten zu empfehlen, wozu er überhaupt nie geneigt war, schon am 4. November war Kaufmann an der fürstlichen Tafel zu Dessau gewesen. Daß Goethe sich in Bezug auf diesen Punkt ganz frei wußte, beweist zum Ueberflusse eine unten mitzutheilende Aeußerung an Lavater. Der gute Leopold Ludwig Franz scheint trotz Kaufmann's wunderlichen Auftretens von ihm eingenommen worden zu sein, um bald gar bitter enttäuscht zu werden. Goethe hat hieran nicht die allergeringste Schuld, wie sich

Fränkel leicht hätte überzeugen können*): aber diesem unbesehen die größten Albernheiten Schuld zu geben, daraus macht man sich eben kein Gewissen. Goethe besuchte damals auch mit dem Herzoge, dem Fürsten, dem Erbprinzen und Kaufmann die Brüdergemeinde zu Barby.

Im Juni des folgenden Jahres finden wir den Fürsten zum Besuche in Weimar. Goethe hatte alle Ursache, die vertraute Verbindung desselben mit dem Herzoge zu pflegen, da ein so milder, besonnener, reich gebildeter Standesgenosse auf diesen nur die beste Wirkung üben konnte. Wie wohl Goethe sich bei diesem Besuche fand, verräth uns die briefliche Aeußerung an Frau von Stein vom 3.: »Wir sind mit dem Fürsten von Dessau und freuen uns eines neuen Wesens.« Wahrscheinlich wurden bereits damals die im Weimarer Park beabsichtigten Anlagen besprochen, wozu Wörlitz die Veranlassung bot; sollten diese auch ganz eigenthümlicher Art sein, so war der Rath des Fürsten doch für den Herzog und Goethe, der ihre Anordnung und Leitung sich vorgesetzt hatte, von der größten Wichtigkeit. Es wäre nicht unmöglich, daß Goethe vorher einer Einladung des Fürsten nach Dessau gefolgt wäre, obgleich wir davon keine sichere Spur finden. Man könnte in diese Zeit die wunderliche Geschichte setzen, welche der Fürst im Jahre 1811 dem Probste Reil erzählte, wie es scheint, um Goethe's Inhumanität zu belegen; wenigstens paßt sie am besten in die Zeit, wo Goethe zu Dessau noch wenig bekannt war, da sie auf der Voraussetzung beruht, Goethe habe den herzoglichen Leibarzt Hofrath Kretschmar**) noch nicht kennen gelernt. »Ich hatte befohlen«, erzählte der Fürst, »einen Jagdwagen bereit zu halten, der Goethen, welcher zu einer genau bestimmten Stunde in Dessau ankommen würde, sofort nach

*) Vgl. meine ausführliche Darstellung in Raumer's „historischem Taschenbuche“ 1859, 166 ff.

**) Friedrich Samuel Kretschmar, zu Chemnitz 1730 geboren, starb im April 1793.

Wörlitz bringen solle. Auch sollte Kretschmar benachrichtigt werden, sich bei Zeiten auf dem Schlosse einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten sich noch nicht, und der Hofmarschall hatte versäumt, sie einander vorzustellen. Eine Zeitlang saßen sie, Goethe gerade, feierlich wie ein Licht, Kretschmar leicht und beweglich wie ein junger Rehbock, neben einander. Endlich dreht Goethe den Kopf nach Kretschmarn und frägt über die Schulter: »Wer ist Er?« Schnell und barsch, Goethen den Rücken zukehrend, erwiedert Kretschmar: »Und wer ist Er?« So kamen sie an. Ich stand mit Luisen am Eiserhart, wo ich kleine Anhöhen auffahren ließ. »Gieb Acht, Luise«, sagte ich, »die Beiden haben sich unterwegs gezankt.« Goethe stieg links aus und kam in steifer Haltung auf uns zu, Kretschmar rechts, uns nur grüßend, nach der Stadt eilend. Ich schickte ihm einen Diener nach, der ihn nach dem Schloß bestellen und zur Tafel laden mußte. Da ließ er mir sagen, er äße nicht mit dem Menschen, habe in Dessau schwere Kranken, die er noch besuchen müsse. Nachher erzählte er mir den Vorfall. Er war sehr entrüstet und wollte schlechterdings Nichts von Goethen wissen. Ich brachte sie aber doch endlich zusammen.« Es ist unbegreiflich, wie der alte Herr diese Geschichte, deren Hauptpunkt er nur aus Kretschmar's Berichte kannte, so behaglich erzählen konnte, statt seinem Leibarzte entschieden Unrecht zu geben. Hätte Kretschmar auch gar nicht gewußt, daß der Fremde, mit welchem er fahren sollte, Goethe war — und es wäre seltsam, wenn er dieses nicht erfahren, obgleich der Hofmarschall vergessen hatte, sie einander vorzustellen —, daß der mit ihm Fahrende ein fürstlicher Gast sei, konnte ihm unmöglich entgehn, und er mußte als Einheimischer, da der Hofmarschall seine Pflicht versäumt, ihm höflich begegnen. Sein Schweigen war eine arge Unart, welche Goethe noch verletzender traf als jene Ungeschicklichkeit des Hofmarschalls, besonders da er sie für eine absichtliche halten mußte.

Was Goethe anderwärts bemerkt, manche Leute wüßten sich damit etwas, daß sie einen bedeutenden Mann, als sei er ein ganz gewöhnlicher Mensch, unbeachtet ließen, das mußte er hier, wo er Gast des Fürsten war, als eine arge Grobheit empfinden, und wir können die Art, wie er den fürstlichen Diener zurechtwies, nur ebenso entschieden billigen, wie wir die fortgesetzte Grobheit Kretschmar's für eine unverzeihliche Roheit halten. Ob die Geschichte sich ganz so begeben, wie sie Kretschmar dem Fürsten ohne Zweifel, wie ungünstig sie auch noch so für ihn ist, zu seinen Gunsten erzählte, bleibe dahin gestellt. Goethe fühlte sich jedenfalls entschieden verletzt, und er wäre im Rechte gewesen, wenn er Genugthuung verlangt oder einen Hof, dessen Diener ihn so verletzt, gleich verlassen hätte.

Im Januar 1778 wurde auf eine zufällige Veranlassung der erste Anfang zu den Weimarer Parkanlagen gemacht, die bald darauf bei dem schönen Aprilwetter rasch unter Goethe's Leitung gediehen. Hiervon dürfte der Herzog dem Fürsten berichtet haben. Daß sie in brieflicher Verbindung standen, beweist eine zufällige Erwähnung in Goethe's Tagebuch aus dem April. Nachdem er hier bemerkt, wie ihn das damals in Karl August erwachte Kriegsgefühl beunruhigt habe, heißt es, ein Brief des Fürsten von Dessau sei daher sehr à tempo gekommen. Dieser Brief muß demnach jene Kriegslust zu beschwichtigen gesucht haben. Am 10. Mai trieb es Goethe wieder nach Leipzig. Dort traf auch bald darauf der Herzog ein, und da auch der Fürst von Dessau sich einfand, beredete Karl August den Dichter, mit ihm zunächst in Begleitung des Fürsten nach Wörlitz zu gehn und sich von da nach Berlin zu begeben, wo sich eben ein großartiges kriegerisches Leben entfaltete. Von Wörlitz aus, wohin sie am 13. gingen, schreibt Goethe Tags darauf an Frau von Stein: »Hier ists jetzt unendlich schön. Mich hat's gestern Abend, wie wir durch die Seen, Canäle und Wäldchen schlichen,

sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder; in der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt eins in das andere, keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punkt; man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend und das Ganze hat die reinste Lieblichkeit.« Noch an demselben Nachmittage reisten sie, von Behrisch begleitet, »mit gescheidten Bemerkungen, dumm ausgedrückt und vice versa« nach Berlin. Den 24. kehrten sie nach Wörlitz zurück, wo Goethe Etwas zeichnete. Der Aufenthalt hier und in Dessau verzögerte sich durch das große Manöver bei Aaken, dem sie noch beiwohnen wollten. »Die übrige Zeit«, schreibt Goethe den 28., »haben wir sehr friedlich in Wörlitz zugebracht, wo ich Ihnen auch Etwas gezeichnet habe.« In der heitern Stimmung, worin sich Goethe befand, der den Herzog gern in der Nähe des Fürsten sah, mußte dieser, wurde auch das Verlangen nach Frau von Stein lebhaft in ihm, den günstigsten Eindruck auf den Fürsten machen. Berlin, die kriegerischen Rüstungen, der Park und die Kunst boten gar manchen Anlaß zu belehrender Unterhaltung. Damals standen auch manche Bauten am Fürstenhause und am alten Schlosse zu Weimar in Aussicht, worüber man sich vielleicht mit dem Fürsten besprach. Ein wesentlicher Gegensatz ihrer auf die Baukunst bezüglichen Ansichten bestand damals noch nicht.

Fehlen uns zunächst alle bestimmten Nachrichten über die Verbindung des Dessauer Fürsten mit Weimar, so beweist dies eben nur die Lückenhaftigkeit unserer Kenntniß. Karl August's Verhältniß zum Fürsten blieb ein vertrautes, und Goethe, der unterdessen die schönen Parkanlagen mit künstlerischer Neigung und Einsicht immer weiter führte, konnte dasselbe nur zu fördern

suchen, wenn er auch persönlich durch Geschäfte und Neigung meist in Weimar zurückgehalten oder nach andern Seiten getrieben wurde. Daß er doch Dessau nicht ganz aufgegeben habe, sondern zuweilen dort erschien, dürfen wir wohl annehmen. An dem Besuche, zu welchem der Herzog sich mit Gemahlin und Bruder den 2. Juni 1780 nach Dessau begab, mochte er sich nicht betheiligen; er benutzte die Zeit, um wieder einmal den ihn sehr gewogenen Gothaer Hof aufzusuchen, wo er auch als Dichter mehr Anklang und Verständniß als bei dem für ideale Dichtung verschlossenen, weniger freiblickenden Dessauer Fürsten fand. Daß er diesem aber nicht grollte, zeigt eine gerade in diese Zeit fallende Aeußerung an Lavater: »Der Fürst von Dessau, der Dir selbst sagen will, daß er Dich liebt und schätzt, ist auch einer von denen, die sich jetzo verwundern, daß man sich von dem falschen Propheten (Christof Kaufmann) die Eingeweide konnte bewegen lassen.« Der Herzog schreibt von Dessau aus, von wo er erst am 12. zurückkehrte, an Knebel: »Der Fürst ist vertraulicher und freundlicher gegen mich als jemals. Es ist doch eine der schönsten Seelen, die ich kenne. Ich habe nie Jemanden gesehen, der durch seine bloße Existenz mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe allen denen, so um ihn sind, mittheilt als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser mit ihm. Er ist trotz der Sinnlichkeit seines Wesens (denn daß er nicht im mindesten der Abstraction fähig ist, sehe ich alle Augenblicke mehr) so rein und lauter, so gemäßigt und so liebevoll in seinem Leben, als vielleicht manche der Alten die tiefste Weisheit und größte Bearbeitung ihrer selbst zu sein erhalten haben.« Leider fehlen uns aus dieser Zeit alle Briefe zwischen Goethe und Karl August. Bald darauf, am 24. Juli, hatte Goethe seinen Dessauer Freund Behrisch bei sich zu Besuch. Als der Herzog ihn im April 1781 zu einem Ausfluge nach Leipzig einlud, auf welchem sie auch Dessau und Halle besuchen sollten, lehnte

dieser auf das entschiedenste ab, ja er wollte, Frau von Stein sollte Karl August sagen, er habe ausdrücklich erklärt, keine Reise mehr mit ihm zu machen, weil er sein unruhiges Umherschwärmen mißbilligte. Dem Herzoge erschien der Fürst bei diesem Besuche wie »eine neue Bergart«, da er in ihm Vermischungen zu entdecken glaubte, die er sich nie hätte träumen lassen, und eine Reichhaltigkeit, wie er sie bei solchen Versetzungen nie vermuthete. Goethe selbst nahm am 22. September bei der Reise, die er mit dem neunjährigen Fritz von Stein nach Leipzig antrat, seinen Weg über Dessau, um der Fürstin zum Geburtstage aufzuwarten, und »eine alte Versäumniß dadurch einzubringen«, daß er den dabei angestellten »Spielen und Festen« beiwohnte. In diese Zeit könnte die Geschichte fallen, welche uns Matthisson's »Erinnerungen« berichten. »An einem heitern Sommernachmittage (!) gesellte man sich unter dem Peristyle des Schlosses (zu Wörlitz) zusammen. Die Fürstin war mit einer Stickerei beschäftigt, der Fürst las etwas vor, Goethe zeichnete, und ein Hofcavalier überließ ohne Zwang und Sorge sich indeß der behaglichen Verführung des Nichtsthuns. Da zog ein Bienenschwarm vorüber. Goethe sagte: »Die Menschen, an denen ein Bienenschwarm vorüberstreicht, treiben, nach einem alten Volksglauben, dasjenige, was gerade im Augenblicke des Ansummens von ihnen mit Vorliebe getrieben wurde, noch sehr oft und sehr lange. Die Fürstin wird noch viel und recht köstlich sticken, der Fürst wird noch unzählige Male interessante Sachen vorlesen, ich werde gewiß unaufhörlich im Zeichnen fortmachen, und Sie, mein Herr Kammerherr, werden bis ins Unendliche faulenzen.« Auf die Zuverlässigkeit dieser ganzen Geschichte ist freilich nicht sehr viel zu geben, da wir nicht wissen, ob Matthisson sie von der Fürstin selbst erfuhr und er sie ganz treu wiedergegeben.

Am 7. Juni 1782 kam der Fürst von Dessau mit Frau und Sohn auf der Reise nach der Schweiz und zu Lavater in Weimar

an. Als der Hof mit diesem am 9. zum Frohnleichnamsfest nach Erfurt ging, blieb Goethe, den die vielen Hofbesuche der letzten Tage ermüdet hatten, zu Weimar zurück. Gerade in dieser Zeit übernahm er auf des Herzogs dringendsten Wunsch an der Stelle des ausscheidenden Kammerpräsidenten von Kalb dessen Geschäfte, wodurch er sich eine schwere Last auflegte. Der Fürst mußte das, was der berühmte Dichter aus Liebe zum Herzoge und dem Lande that, höchlich anerkennen. Der Herzog trat während der Anwesenheit des Fürsten eine Reise an, was die Entfernung des Fürsten beschleunigt zu haben scheint, der sich auch durch die dringende Bitte der Herzogin nicht halten ließ. Diese fand sich verletzt, als sie vernahm, der Fürst habe doch in Eisenach Zeit zum Verweilen gefunden; aber Goethe, welcher der Herzogin darin beistimmte, freute sich doch, wie er an Karl August schrieb, daß »der Alte« nun diesen schönen Theil des Weimarischen Besitzthums gesehen habe. Am Ende des nächsten Monats kehrte dieser von seiner Reise zurück und erfreute ihn wieder einmal durch eine »Anmuthung« von Lavater. »Der Fürst (von) Dessau, der uns heute sehr angenehm überraschte«, äußert Goethe den 29. Juli an Lavater, »hat sich, wie ich hoffe, sehr gut mit Dir gefunden. Ich gönne Dir, daß Du diesen merkwürdigen Sterblichen auch hast kennen lernen.« Später schreibt er, der Fürst habe ihm einen Geruch von Lavater's Paradies schon an seinen Kleidern mitgebracht. Unter den Personen, über die er Lavater's Urtheil zu vernehmen wünscht, nennt er vor allen diesen, auch dessen Sohn. Der Herzog ging bald darauf wieder nach Dessau, wo es ihm bei seinem lieben alten Freunde sehr wohl war, am wohlsten auf der Parforcejagd. Nach seiner Rückkehr betrieb er eifrig die Aufstellung des Denkmals, das er dem Fürsten im Weimarer Parke zu setzen sich entschlossen hatte. Es bestand in einem großen kegelförmigen Tuffsteinblocke, der an seinem Fuße auf einer Marmortafel die einfache Weiheschrift noch heute trägt: Francisco

Dessaviae principi. Schon im Juli hatte er diesen an das Jägerhaus schaffen lassen, von wo er ihn jetzt an einen Abhang des untern Parkes zum Staunen der neugierigen Weimarer bringen ließ. Goethe war wohl an diesem etwas unförmlichen Denkmale unschuldig. Der Herzog bestand aber mit fürstlicher Eigenwilligkeit auf seinem Plane. Ein Denkmal der mit Goethe nach der Schweiz so glücklich ausgeführten Reise, das dieser im Parke zu setzen beabsichtigt hatte, war leider nicht zu Stande gekommen und lag Karl August viel weniger am Herzen als dieser Fürstenstein. Lavater's Antwort an Goethe wegen des Fürsten muß außerordentlich günstig gelautet haben; denn Goethe erwiedert darauf: »Was Du von dem Fürsten von Dessau sagst, bestätigt mein Verhältniß zu diesem würdigen Manne noch mehr. Zwar sind wir bisher einander noch nichts geworden, und ich bin alle Tage auch gegen gute und treffliche Menschen weniger andringend; genug, wenn man weiß, daß eine schöne und große Natur irgendwo existirt, und daß man sie, wie es so tausendfältig geschieht, nicht verkennt.« Goethe war so sehr mit den auf ihm lastenden Arbeiten und dem, was ihn innerlich bewegte, voll beschäftigt, daß er auf eine neue, und dazu jedenfalls anspruchsvolle fürstliche Bekanntschaft wenig Zeit und Mühe verwenden konnte. Hatten sich ja auch leider seine Hoffnungen, die auf ein in innerster Seele einiges Zusammenleben mit dem Herzoge so lange gerichtet gewesen waren, nicht ganz erfüllt. »Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät, und jene himmlischen Juwelen könnten in die Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen«, hören wir ihn um diese Zeit sich äußern. Nur im Innersten seiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen bleibe er sich geheimnißvoll selbst treu, fügt er hinzu, und knüpfe so wieder sein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zu-

sammen. Sich selbst und seiner möglichsten Entwicklung zu leben und dabei die übernommenen Geschäfte würdig durchzuführen, war sein ganzes Streben, wobei er wenig Veranlassung fand, viel aus sich herauszutreten, am wenigsten sich an Fürsten anzuschließen, deren Launenhaftigkeit er nun einmal für ein angeborenes oder wenigstens anerzogenes Uebel hielt. Seine Mißstimmung gegen den Herzog verlor sich indessen bald. Am Abende des 20. December trat er mit ihm die Reise über Dessau nach Leipzig an. Von letzterm Orte schreibt er Christabend der Frau von Stein: »Den ersten Tag hatte ich Zahnweh, in Dessau wenig Guts und viel Langweile. Der Fürst begleitete uns heute noch eine Stunde; das war der interessanteste Augenblick. Es ist ein trefflicher Mensch; es hat eine wunderliche Scene gegeben, die ich Dir erzählen will.« Vier Tage später äußert er gegen dieselbe Freundin: »Es sollte mich wundern, wenn der Herzog Dir nichts von jener Scene erzählt, von der ich neulich schrieb. Laß Dir aber Nichts merken. Allenfalls kannst Du fragen, wie ich gewesen sei, und hören.« Eine Woche später bittet er sie um die Briefe, welche er im Spätherbst 1779 ihr aus der Schweiz geschrieben, da er sie dem Fürsten zur Einsicht versprochen habe. Hiernach dürfen wir wohl annehmen, daß es damals zu einer ganz vertraulichen Eröffnung Goethe's über seine Leitung des Herzogs gekommen, welcher er aus Liebe zu ihm und dem Lande sich mit ganzer Seele gewidmet, und wie er seine ganze Kraft zusammennehme, um die übernommene schwierige Regelung der verworrenen Verhältnisse durchzuführen. Diese Mittheilung mußte den Fürsten zur höchsten Anerkennung von Goethe's Wirken hinreißen, so daß es zu einer sehr rührenden Scene kam. Daß aber diese Annäherung ohne besondere Wirkung blieb, war eine Folge der Verhältnisse.

Die Geburt des Erbprinzen am 3. Februar 1783 setzte ganz Weimar in neues Leben, den Herzog aber bestätigte sie in dem

festen Vorsatze, mit und durch Goethe das Beste des Landes in jeder Weise zu fördern, wovon er auch dem Fürsten von Dessau vertraulichste Mittheilung gemacht haben wird, als dieser zur feierlichen Taufhandlung nach Weimar gekommen war. Bald darauf machten die Verworrenheiten des Prinzen Constantin dem Herzog und Goethe arge Noth. Während Karl August mit diesem noch in Ilmenau war, kamen der Fürst und die Fürstin am 13. Juli in Weimar an, von wo sie aber schon eine Stunde darauf nach Eisenach eilten. Als der Herzog, der mit seinem Bruder am andern Tage zurückkehrte, dieses vernahm, folgten sie ihm sofort nach Eisenach. Bald darauf sollte sich dem Herzoge und dem Fürsten ein neuer Vereinigungspunkt darbieten, der aber eben so störend auf Goethe's Verhältniß zum Fürsten wirkte. Der Markgraf von Baden hatte nämlich den Plan einer Verbindung der kleinen Fürsten unter sich und der Kurfürsten unter einander zur Sicherung der Reichsverfassung gegen Eingriffe Oestereichs gefaßt, den er zuerst dem Fürsten von Dessau, und als er von diesem gebilligt worden war, im September auch dem Herzog Karl August vorlegte, der mit voller Seele darauf einging. Zwischen dem Herzoge und dem Fürsten wird es darüber zu brieflichen Mittheilungen gekommen sein. Am 20. November langte der Fürst selbst in Weimar an, wo er bis zum Morgen des 24. verweilte. Wir wissen, daß Goethe den eben angekommenen Fürsten bei Hofe begrüßte, am folgenden Tage bei der Festtafel war und den Abend vor der Abreise sich von ihm verabschiedete. Wahrscheinlich ließ man ihn sich auch an den Berathungen über den Fürstenbund betheiligen, wie wenig dieser auch solchen Bestrebungen des Herzogs hold war, da sie einen bedeutenden Theil und die ganze Richtung seiner Thätigkeit dem Wohl des Landes zu entziehen, ja dieses selbst in eine bedenkliche Lage nach außen hin zu bringen schienen. Die fürstlichen Freunde beschlossen zunächst die Höfe von Braunschweig

und Gotha heranzuziehen. Gerade am Tage der Abreise des Fürsten erhielt Goethe von Lavater einen Brief, worin dieser die zwischen dem Fürsten und der Fürstin bestehende Mißstimmung zu heben suchte. »Lieber Bruder«, erwiederte Goethe sofort*), »Dein Brief kam heute um zehn Uhr an, als die fürstlichen Reisenden schon um sieben abgefahren waren. Ich konnte also Deine Pülverchen nicht selbst einrühren und nach Vorschrift eingeben, sondern mußte sie nachschicken. Ich hoffe, die Dose wird nicht zu stark sein, daß sie, auf einmal genossen, schädlich werden könnte. Sie sind mit Dir über Alles zufrieden.« Vier Tage später schreibt er: »Ich erhalte Dein zweites Zettelchen, und nun auch ein vernünftig Wort. Der Fürst hofft das Beste von Deiner Wirkung, und ich wünsche, daß sie ihm das Leben leidlicher machen möge. Ich weiß zwar ihr eigentlich Verhältniß nicht, habe auch nie darnach gefragt. Unsere Herzogin kann der Fürstin nie Etwas werden, noch umgekehrt. Wir stehen hier jetzt ziemlich alle auf menschlichen Füßen. Lebe wohl. Der Herzog ist recht brav, nur machen ihm die fürstlichen Erbsünden, mit denen er zu kämpfen hat, das Leben oft sauer.« Am Ende des Jahres äußert er: »Der Fürstin hast Du gewiß genützt. Es kommt doch nur darauf an, daß die Menschen sich durch einen Dritten begreifen lernen.« Aber es war Goethe unangenehm, daß das fürstliche Paar Lavater über eine Aeußerung geschrieben, welche die Herzogin Luise über ihn gethan haben solle. Was solle dies? Es wäre ihre Schuldigkeit gewesen zu fragen: »Wie verstehen Sie das?« und zu sagen, daß man ohne nähere Erklärung über einen Freund eine solche Aeußerung nicht wohl hören könne. Er werde der Sache nicht weiter nachfragen, wenn Lavater es nicht ausdrücklich verlange. Die Herzogin be-

*) Die betreffenden Briefstellen wurden erst im vorigen Jahre von S. Hirzel in den als Manuscript gedruckten „Briefen von Goethe an Helvetische Freunde" mitgetheilt.

trage sich gar schön gegen ihn und sei auch sonst richtig und gut.

Unterdessen hatte man auch den Preußischen Thronfolger mit den Absichten des Fürstenbundes bekannt gemacht. Die Bedenken, welche der Kurfürst von Mainz der Sache entgegenstellte, da er an der Redlichkeit der Absichten des Fürsten zu zweifeln schien, suchte Karl August zu verscheuchen. War auch Goethe gegen das ganze Unternehmen, das ihm den Herzog von seiner wahren Bestimmung abzubringen schien, so konnte er sich doch den Wünschen desselben nicht völlig entziehen. So begleitete er ihn besonders zu diesem Zwecke im August 1784 nach Braunschweig, wo sie ihre Absicht erreichten. Doch konnte er es nicht über sich gewinnen von Braunschweig mit dem Herzog nach Dessau zu gehn, sondern zog mit dem Maler Kraus zu mineralogischer Ausbeute in den Harz. Ebenso wenig ließ er sich durch einen von Dessau an ihn gerichteten herzoglichen Brief bestimmen, in Sachen des Fürstenbundes mit ihm nach Zweibrücken zu gehn. Als der Herzog von Dessau zurückkehrte, scheint Goethe sich entschieden gegen die von ihm und dem Fürsten immer weiter geführten politischen Bestrebungen erklärt und Karl August bedeutet zu haben, daß er Zeit, Mühe und Geld viel lohnender im Innern seines Landes verwenden könne. So erfreulich ihm sonst die innige Verbindung des Herzogs mit dem Fürsten erschienen war, so widerwärtig mußte es ihm sein, daß Karl August jetzt in der Verfolgung der auf den Fürstenbund gerichteten Bestrebungen vom Fürsten bestärkt und weiter fortgerissen wurde. Als der Herzog ihm aus Zweibrücken mittheilte, daß es hier sehr schlecht stehe, erwiederte Goethe, der Inhalt seines Briefes habe ihn nicht befremdet: »denn obgleich das Schachspiel dieser Erde nicht genau zu calculiren ist und ein fehlerhafter Zug manchmal Vortheil bringt, so schien es mir doch beinahe unmöglich, daß die Schritte des Fürsten von Dessau zu etwas

Gutem und Zweckmäßigem führen sollten. Besonders war seine letzte Reise ein hors d'oeuvre, wie die Unterredung des Prinzen mit Emilie Galotti im Kreuzgange, worüber sich Marinelli mit Recht zu beschweren hatte.« Die den Herzog so lange außerhalb des Landes haltenden, ihn von der Sorge für dasselbe abziehenden Bestrebungen beunruhigten Goethe immer mehr und verstimmten sein Verhältniß zu ihm so sehr, daß es darüber fast zu einem Bruche gekommen wäre. Es war sehr natürlich, daß sein Unwille sich auch gegen den Fürsten von Dessau wandte, der Karl August in diesem verderblichen Unternehmen bestärkte. So mußte auch das zufällige Begegnen Goethe's mit dem Fürsten, der mehrere Mal nach Weimar herüberkam, an herzlicher Theilnahme immer mehr abnehmen, wenn er auch den guten Kern seines Wesens nicht verkannte und zuweilen die alte Vertraulichkeit wieder hervorbrach. Als er am 12. Mai 1786 eben nach Jena gehn will, hält ihn die Ankunft des Fürsten von Dessau unangenehm zurück. An den nächsten Tagen ist er viel mit diesem zusammen, der auch seinen Freund Knebel zu sprechen wünschte, was er diesem mittheilte. Noch unangenehmer berührte es Goethe, als am Abend des 18. Juli, eben nachdem die so lange verzögerte Entbindung der Herzogin erfolgt war, der Fürst von Dessau mit dem auf der Reise nach Bremen begriffenen Lavater ankam. Goethe's Verhältniß zu diesem einst herzlich geliebten Freunde, der immer unduldsamer und prophetenhafter sich zeigte, war die letzte Zeit über ganz erkaltet, die innige Freude an seiner engelreinen Seele hatte sich getrübt, da er sie immer mehr von priesterlicher Herrschsucht überwuchert sah, und so war die frühere briefliche Verbindung allmählich ganz ins Stocken gerathen. Wie gern wäre er ihm, wie er äußert, auf seinem jetzigen apostolischen Zuge aus dem Wege gegangen, da das Auftreten des Verfassers des »Pontius Pilatus« ihm widerwärtig war. Leider mußte er in Weimar, wohin Lavater, wie

die Ankunft an ihn gerichteter Briefe verrieth, nächstens zu kommen gedachte, wegen der für ihn unendlich lang sich verziehenden Niederkunft der Herzogin verweilen, wie sehr er sich auch längst mit Leib und Seele nach Karlsbad sehnte, von wo er nach dem Lande der Schönheit und Kunst zu entfliehen gedachte. In dem Augenblicke, wo der Boden ihm unter den Füßen brannte, wo das Geheimniß seiner Reise, das er Niemand verrieth, ihm drückend auf der Seele lag, konnte ihm Nichts unerwünschter kommen als Lavater's Besuch. Zwar wohnte dieser bei ihm und er gab auch ihm zu Ehren eine Abendtafel, aber es kam zu keinem vertraulichen Worte, ja dieser Besuch schloß das ganze Verhältniß ab, es wurde der stillschweigende Bruch. Den Fürsten scheint Goethe bei seiner kurzen Anwesenheit, da er schon am andern Morgen um zehn Uhr abfuhr, kaum gesehen zu haben. Dieser befand sich auch nicht bei der Abendtafel in Goethe's Hause, woran doch auch der Herzog Theil nahm; vielleicht fühlte er sich unwohl, da durchaus nicht anzunehmen, Goethe habe es unterlassen, den Freund des Herzogs und seines Gastes zur Festtafel einzuladen. Dieser mußte jedenfalls dem Fürsten kalt und verschlossen erscheinen, wie Lavater es von sich berichtet. War die herzliche Verehrung, die er ihm gewidmet hatte, dadurch wesentlich beeinträchtigt worden, daß er den Herzog in dem, wie ihm schien, für Weimar höchst nachtheiligen und verderblichen Treiben für den Fürstenbund bestärkt und fortgerissen, ja auch in der Förderung dieses Planes zu unzweckmäßigen Mitteln gegriffen hatte, so mußte die innige Verbindung, worin er ihn mit dem ihm jetzt widerwärtig gewordenen alten Freunde sah, sein Herz ganz gegen ihn verschließen. Lavater's Klagen über Goethe konnten beim Fürsten den Eindruck, den dessen Kälte auf ihn geübt, nur noch steigern.

Als der Dichter aus Italien zurückkehrte, war sein ganzes Wesen von reinster Kunstanschauung und höchster Verehrung

schöner Menschheit durchdrungen, unduldsam gegen Alles, was den freien Aufschwung der Seele beschränkte und in ein religiöses Dogma einzwängte. Da konnte natürlich von einem freundlichen Zusammengehen mit dem Fürsten und der Fürstin von Dessau keine Rede sein, die ganz auf Lavater's Seite standen, denen Sittlichkeit und Christenthum die Hauptfactoren des Lebens schienen, die von der hohen Würde der freien, auch auf die sittliche Erhebung des Menschen wirkenden Kunst keine Ahnung hatten. Auch seine Dichtungen, wodurch er besonders seinen Freunden eine Freude zu bereiten wünschte, fanden wenigstens beim Fürsten durchaus keinen Anklang, da seine Seele kein Verständniß für diese idealen Klänge dichterischer Stimmung besaß. Mit der Fürstin wäre eher eine Vereinigung möglich gewesen, da diese von manchen hohen Erscheinungen und Aussprüchen seiner Dichtungen sich erhoben fühlte. Ihr hatte wahrscheinlich auch Lavater seine 1780 mit eigener Hand gemachte Abschrift der zweiten Bearbeitung der »Iphigenie« verehrt, die sich im Dessauer Archiv findet. Von der dritten prosaischen Gestalt derselben, von der Goethe 1781 eine Abschrift nach Gotha schenkte, findet sich zu Dessau keine Spur. Matthisson berichtet uns im Jahre 1795, die Fürstin habe nie ein Buch gelesen als mit der Feder oder dem Bleistifte in der Hand, und jede Stelle, wodurch sie besonders erfreut, gerührt, angezogen oder festgehalten worden, immer sorgfältig mehr oder weniger stark, zuweilen durch doppelte oder gar dreifache Striche, bezeichnet. »Klopstock's Oden sind beinahe lauter Strich. Zunächst sehen die Werke von Jerusalem, Spalding, Zollikofer, Herder, Zimmermann, Wieland, Lessing, Goethe und Schiller am buntesten aus. Der meisten Doppelstriche hat sich aber Goethe zu erfreuen, besonders in der »Iphigenie auf Tauris« und im »Torquato Tasso«. Ueberhaupt werden wenige Schriftsteller meiner Nation wärmer von ihr bewundert und fleißiger wiedergelesen als Goethe, und

in vielen ihrer Briefe kommen Schilderungen, Wendungen und Ausdrücke vor, die durch Energie, Originalität oder Colorit an diesen Dichter erinnern.« Aber die edle, auch mit dem Fürsten nicht ganz einige Fürstin war sehr leidend, und ihr schweres Gehör hatte ihr eine fest bestimmte Zurückgezogenheit zum Lebensbedürfnisse gemacht, so daß sie aus der Einsamkeit ihrer »klösterlichen im romantischen Stile des Mittelalters gebauten Wohnung« selten heraustrat.

In den ersten Jahren nach der Rückkehr aus Italien konnte Goethe, der überhaupt seit dieser Zeit kaum noch einen Hof betrat, wenig Neigung fühlen, den Fürsten zu besuchen; auch war seine Zeit sehr in Anspruch genommen. Oft befand er sich Monate lang von Weimar entfernt, bald in Italien, bald in Schlesien, ja er betheiligte sich sogar an dem Zuge in die Champagne und war Zeuge der Belagerung und Einnahme von Mainz. Das Verhältniß zum Fürsten war indessen keineswegs entschieden abgebrochen. Wir wissen nicht, ob der Dichter in Weimar oder an einem dritten Orte zufällig mit dem Fürsten zusammengetroffen, ehe er in Begleitung des Herzogs ihn im Jahre 1794 zu Dessau besuchte. Den 25. Juli, als er eben in ein näheres Verhältniß mit Schiller zu treten im Begriffe stand, schreibt er diesem: »Unvermuthet wird es mir zur Pflicht, mit nach Dessau zu gehen.« Wird er sich auch bei diesem Besuche freundlich und gut gegen den Fürsten gestellt haben, der in ihm den treuesten Freund des Herzogs verehren mußte, so konnte doch der lebhaft von seiner idealen Kunstrichtung ergriffene Dichter unmöglich, wo es galt, mit seinen abweichenden Ansichten zurückhalten. Auf diesen Aufenthalt in Dessau und den folgenden ein paar Jahre spätern müssen wir es wohl beziehen, wenn der Fürst äußerte, er habe mit Goethe oft über Baukunst verhandelt. »Griechen und Römer sollten entscheiden und der mir befreundete Clerisseau

(der französische Architekt*)) den Ausschlag geben. Ich aber hielt es mit den Gothen und Erwinen von Steinbach, von welchem doch Goethe selbst sagt, was ihm sein Genius eingegeben habe.**)« Auch das Verhältniß der Kunst zur Natur und Sittlichkeit mag zur Sprache gekommen sein; wenn aber der Fürst später sich dahin aussprach, Goethe habe Kunst und Natur über die Menschheit gesetzt, das Mittel zum Zwecke gemacht, nur die sinnliche Seite am Menschen hervorgehoben, sich wenig oder gar nicht um die sittlich-religiöse Bildung des Volkes bekümmert, so kann diese Behauptung keineswegs in den mit Goethe gepflogenen Gesprächen, wie Fränkel meint, gegründet gewesen sein, sondern nur auf Mißverständniß und Vorurtheil beruhen. Freilich hatte Goethe als Dichter eine andere Richtung als die sittlich-religiöse, die ihm mit dem Wesen der Kunst unvereinbar schien, aber er war nichts weniger als ein Gegner derselben, vielmehr suchte er auch diese in seinem Kreise nach Möglichkeit zu fördern, indem er für Recht und Bildung sorgte, und wie sehr ihm das Wohl des Volkes auch als Verwalter des kleinen Landes am Herzen lag, wie er hier auf jede Weise den Wohlstand zu heben bestrebt war, das wissen Alle, die seinem Lebensgange mit Antheil gefolgt sind. Er konnte mit vollstem Rechte von sich gegen Eckermann äußern, nur Cultur und Barbarei seien ihm Dinge von Bedeutung. Die Fürstin sah Goethe diesmal wohl nicht. Matthisson bemerkt im Jahre 1795, wo von Goethe's Verhältniß zu dieser die Rede ist, Goethe habe in frühern Zeiten Wörlitz oft(?) auf mehrere Wochen in Begleitung des Herzogs besucht.

Einen höchst unangenehmen Eindruck mußte auch auf den Fürsten von Dessau der von dem großen Dichterpaare erhobene

---

*) Vgl. Goethe's Werke B. 23, 207.

**) In dem 1772 erschienenen, in den Blättern „von Deutscher Art und Kunst (1773)" wiederholten Aufsatze „von Deutscher Baukunst".

Kreuzzug der »Xenien« gegen alles Flache, Hohle und Mittelmäßige der Literatur und Kunst üben. Dieses konnte aber unsern Dichter nicht hindern, gleich beim Beginne des folgenden Jahres von Leipzig aus mit dem Herzoge auch in Dessau einzusprechen. Am 2. Januar reisten sie trotz des bedenklichen Thauwetters von Leipzig ab. Der Aufenthalt dauerte über eine Woche; denn erst am 10. kehrten sie nach Weimar zurück. Auch diesmal wird die Parforcejagd den Herzog besonders angezogen haben. Wahrscheinlich bildeten die politischen Verhältnisse einen Hauptpunkt der Unterhaltung. An Schiller meldet Goethe nach der Rückkehr, er sei von seiner Reise sehr wohl zufrieden, auf der ihm manches Angenehme und nichts Unangenehmes begegnet sei. In den »Annalen« heißt es: »In Dessau ergötzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft, und man konnte sich der frühsten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern.« Johann Jost von Loen, der zwölf Jahre älter als Goethe war, hatte sich bereits 1779 mit der Prinzessin Agnes, einer Tochter des Fürsten, vermählt. Er war der Sohn von Goethe's Großoheim, Johann Michael von Loen, der eine Schwester von Goethe's Großmutter Textor, Katharina Sibylla Lindheimer, geheirathet hatte. 1752 war dieser sein Großoheim als Geheimerath der Grafschaften Lingen und Tecklenburg nach Lingen gegangen, von wo er erst, nachdem er 1765 in Ruhestand getreten war, nach Frankfurt zurückkehrte, wo er, fast ganz erblindet, nach einer unglücklichen von Jung Stilling gemachten Operation am 24. Juli 1776 starb*).

Es scheint dies Goethe's letzter Besuch in Dessau gewesen zu sein; denn auf der im Mai 1800 mit dem Herzog unternom-

---

*) Vgl. Goethe B. 20, 86. Heyden im „Archiv für Frankfurt's Geschichte und Kunst" Neue Folge III, 534 ff.

menen Reise berührte er Dessau nicht. Ob Goethe in nächster Zeit in Weimar oder sonst mit dem Fürsten zusammengetroffen, wissen wir nicht; jedenfalls war ein solches zufälliges Berühren ohne besondere Bedeutung. Als der Fürst im Juni 1802 über Weimar zum Markgrafen von Baden ging, um sich, wie der Herzog schreibt, dort seinen lahmen, zerfallenen Arm heilen zu lassen, war Goethe in Pyrmont. Auch im Mai 1805 befand sich der Fürst in Weimar, gleich nach Schiller's Tode, wo Goethe ganz niedergeschlagen und selbst noch körperlich sehr leidend war. Dieser hatte aber in der Schrift »Winckelmann und sein Jahrhundert« Veranlassung gefunden, auch des Fürsten zu gedenken, dessen »hohe, ruhige Natur« Winckelmann als von Gott auf die Erde gesandt betrachtet habe. Drei Jahre später trafen sich Goethe und der Fürst auf dem Tage zu Erfurt, wo Beide, jeder auf seine Weise, dem weltbeherrschenden Kaiser höchste Achtung einflößten. Der seit dem Beitritte zum Rheinbunde zum Herzoge erhobene Fürst hatte, wie Goethe in den »Annalen« berichtet, am 1. October, er selbst am folgenden Tage Audienz. Beide wurden von Napoleon nach Paris eingeladen; nur der Fürst folgte dieser Einladung, da er mehr Muße hatte als der in seine mannigfachen Geschäfte, Plane und Arbeiten versunkene Dichter. Goethe gedachte bald darauf auch in »Wahrheit und Dichtung« gelegentlich des Fürsten in ehrenvollster Weise. Ob sie noch weiter sich im Leben getroffen, wüßte ich nicht zu sagen. Jedenfalls war der Dichter weniger verstimmt gegen den Fürsten, als dieser gegen ihn. Goethe wußte die trefflichen Eigenschaften des Fürsten höchlich zu schätzen, und er verlangte von ihm nicht, was er seiner Natur nach nicht vermochte; seine fürstliche Eigenwilligkeit sah er ihm so gut wie dem Herzoge nach. Was störend zwischen ihre innige Verbindung trat, haben wir gesehen; der Fürst scheint davon später keine Ahnung gehabt, sondern die Schuld der Entfrem-

dung einzig auf die Verschiedenheit ihrer Naturen geschoben und sich darnach ein eigen gefärbtes Bild von Goethe gemacht zu haben. Als Leopold Friedrich Franz am 9. August 1817 zu seinen Vätern versammelt ward, konnte Goethe mit reinem Bewußtsein auf sein langjähriges Verhältniß zu dem edlen, von hohem Wohlwollen erfüllten, reich begabten Fürsten zurücksehen, der sich leider selbst überlebt hatte. Der Cabinetsrath August von Rode, seit 1801 sein beständiger Reisegefährte, der freilich 1813 bei ihm in Ungnade gefallen und in Ruhestand versetzt war, schreibt bald nach dem Tode des Herzogs an Knebel: »Bis zu seinem Jubiläum (1808) war er ein Muster der Regenten. Die wenigen Jahre vor seinem Ende kommen nicht in Betrachtung. Wir sind Menschen. Auch hat schwerlich das Ausland von seinen Schwächen Etwas erfahren. Dort wie bei der Nachwelt, so wie bei jedem billig Denkenden strahlt er in Glorie.« Er hat an Reil seinen Lobredner gefunden, und wir sind weit entfernt, sein durch ein langes, an Verdiensten reiches Wirken verdientes Lob zu schmälern, aber seinen Ausspruch über den großen Dichter können wir nur als ein auf völliger Verschiebung und Verkennung beruhendes Mißurtheil beseitigen, da es einmal an die Oeffentlichkeit des Tages getreten und von der Unkenntniß gegen Goethe verwerthet worden ist, dessen Andenken jedem Deutschen zu heilig sein müßte, als daß er es durch ungeprüft geglaubtes Geklatsch sich verunstalten lassen sollte.

XIV.

Goethe's Tonlehre und Christian Heinrich Schlosser.

Bei der hohen Bedeutung, welche Goethe's Bestrebungen, das Wesen der Farben zu erkennen, in seinem Leben und, was auch die erbitterten Gegner behaupten mögen, in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen, die kein zweites so vollendetes Muster klarer, lebendiger und einfach schöner Entwicklung und Darstellung kennt, muß uns auch dasjenige anziehen, was er auf einem verwandten Gebiete gesonnen hat, wenn auch seine darauf gerichteten Gedanken keineswegs so eindringend und nachhaltig waren, als die den Farben gewidmeten, deren richtige Auffassung er als die schönste ihm gewordene Einsicht betrachtete, wodurch er der in scholastischem Wirrniß befangenen Zeit weit voraus geeilt sei. Wir meinen die Tonlehre.

Schon in der Darstellung der Farbenlehre (der betreffende Abschnitt fällt in das Jahr 1806) wird das Verhältniß derselben zur Tonlehre kurz angedeutet. »Vergleichen lassen sich Farbe und Ton unter einander auf keine Weise«, bemerkt er hier; »aber Beide lassen sich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höhern Formel Beide, jedoch jedes für sich, ableiten. — Beide sind allgemeine elementare Wirkungen, nach dem allgemeinen

Gesetz des Trennens und Zusammenstrebens, des Auf- und Abschwankens, des Hin- und Wiederwägens wirkend, doch nach ganz verschiedenen Seiten, auf verschiedene Weise, auf verschiedene Zwischenelemente, für verschiedene Sinne.« Die Tonlehre, meint er, müsse an die allgemeine Physik vollkommen anzuschließen sein, da sie bis dahin ganz abgesondert, gleichsam nur historisch in ihr stehe; die größte Schwierigkeit würde aber darin liegen, die auf seltsamen Wegen zu der jetzigen Gestalt gelangte Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören, sie in ihre ersten physischen Elemente aufzulösen. Aber erst als es ihm gelungen war, sich selbst eine Art Hauscapelle zu verschaffen, trat er der Tonlehre näher. Die Verbindung mit Zelter, welche immer inniger ward, da dieser sich freute, seine Lieder in Töne zu übertragen, gab hierzu die nächste Veranlassung.

Von Karlsbad aus schreibt er diesem Ende Juli 1807: »Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben, und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin, so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein da sind oder da sein sollen. — Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Säculum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehen. Da möchte ich denn nun alle Wochen einmal bei mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen. — Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige, nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben; auch Kanons, und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten.«

Unter Zelter's bereiter Theilnahme schritt der Singchor, der sich Sonntags bei Goethe versammelte, erfreulich fort. »Meine kleine Anstalt geht recht gut«, schreibt Goethe am 22. Januar

1808; »nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege, und Jeder dünkt sich behaglicher, wenn er solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlorener Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu gegen das Ende jeder Session und verwünsche dabei die Matthissons, Salis, Tiedgen und die sämmtliche Clerisei, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinausweist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen. Dabei tritt noch der Fall ein, daß die Musiker selbst oft hypochondrisch sind, und daß selbst oft die frohe Musik zur Schwermuth hinziehen kann.«

Am Ostermontag wohnte Goethe einem Gesange von acht Russischen Kirchensängern in der Griechischen Capelle bei. »Das ist doch eigentlich Gesang«, schreibt Henriette von Knebel an ihren Bruder, »die schönste und reinste Harmonie, von schönen Stimmen gehalten und vorgetragen. Es war recht herzerhebend.« Goethe aber fühlte sich dadurch zu der Frage an Zelter veranlaßt: »Sagen Sie mir doch auch, wenn Sie Zeit haben, ein Wort über Constantinopolitanische Kirchenmusik, die sich mit der Griechischen Kirche im Osten ausgebreitet und die Sarmatischen Völker gestimmt zu haben scheint. Woher kommt wohl die so allgemeine Tendenz nach den Molltönen, die man sogar bis in die Polonaisen spürt?« Zelter theilt ihm darauf die bekannte Lehre von der Dur- und Molltonart mit, wogegen Goethe ihm von Karlsbad aus seine Erinnerungen sendet, indem er hinzufügt: »Wie sehr wünschte ich über diese Sache, welche mit andern, die ich ruminire, so genau zusammenhängt, mit Ihnen zu sprechen, weil Sie mir alsdann gewiß einige Hauptknoten lösen würden.« Goethe's Bedenken richteten sich gegen die Annahme, daß die diatonische Tonleiter allein die natürliche sei, was dadurch nicht bewiesen werden könne, daß man niemals die kleine Terz hervorbringe, man theile auch die Saite in so viel Theile,

wie man wolle; es sei zu viel von einem Experiment gefordert, daß es alles leisten solle; man müsse auf ein Experiment sinnen, wodurch man die Molltöne gleichfalls als natürlich darstellen könne. »Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann«, bemerkt er. »Und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja, was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will. Eben so ist es mit dem Berechnen. Es ist Vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr Vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt. Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstelle. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers? Ja man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können?“ So erklärt er sich also in derselben Weise in der Tonlehre gegen die von der Schwingung der Saite hergenommenen Beweise, wie er uns in der Farbenlehre aus der Camera obscura in die freie Natur hinaus ruft, um am blauen Himmel und dem purpurrothen Sonnenuntergang den »allgemeinen ewigen Grund« der Farben zu erkennen. Zelter erwiedert ausführlich am 3. Juli und sucht Goethe's Bedenken zu wiederlegen, obgleich er höflich zugesteht, daß auch in ihm schon längst manche dieser Einwürfe sich geregt. Er deutet auf die mitklingenden Töne hin, die alle einen gemeinschaftlichen Grundton haben; auf diesem Grundton aber erscheine nur die große, nie die kleine Terz; diese gebe ein zusammengesetztes Verhältniß, und es sei zu zweifeln, daß durch irgend eine äußere Veranlassung auf natürliche Art dieses Intervall von selbst er-

scheinen werde. »Wäre es jedoch möglich, so verändern sich zugleich mit ihr alle übrigen Intervalle, und wir haben dann allerdings für die Molltonarten ein ganz neues, verschiedenes System, welches höchst wahrscheinlich keine Durtonart neben sich leidet, da hingegen unser heutiges System Beides zu einem unendlichen Reichthum von Modificationen verbindet. — Das Ohr kann alle Dissonanzen neben einander vertragen: die Prime neben der Secunde, die Secunde neben der Terz, die Terz neben der Quarte, die Quarte neben der Quinte u. s. w.; doch die kleine Terz neben der großen Terz ist unausstehlich, weil es unauflöslich ist.« Auch rede der angenommenen, obgleich unvollkommenen Theorie gerade der Umstand das Wort, daß diese Erscheinungen nicht allein vom Menschen nicht getrennt seien, vielmehr ihn mit den auch außer ihm gelegenen Elementen der Natur vermählten; seine Nerven, die geheimsten Kräfte seines Gemüths klängen wieder bei den verwandten Tönen und zögen ihn an, ja sie rissen ihn fort; doch würden sie ihn quälen, drücken, zerstören, wenn sie nicht wären, was sie seien und so lange geblieben. Zum Schlusse bringt er noch ein paar Beobachtungen bei zum Beweise, daß die kleine Terz nicht natürlich sei.

Obgleich Goethe sich vorbehalten hatte, nächstens auf den Gegenstand zurückzukommen und sich zugleich über einige andere Punkte Auskunft zu erbitten, so ließ er doch die weitere Verhandlung mit Zelter ruhen, der, wie er wohl sah, auf das, um was es ihm zu thun war, nicht eingehen konnte. Dürften wir Bettinen Glauben schenken, so würde um diese Zeit Christian Friedrich Schlosser, der jüngere Sohn des Schöffen und Senators Hieronymus Peter Schlosser, mit Goethe über Musik verhandelt haben. Dieser hatte in den Jahren 1801 und 1802 in Jena studirt, wo er sich mit Entschiedenheit der Schellingischen Philosophie zuwandte. Auch seinen ältern in Halle studirenden Bruder Johann Friedrich Heinrich hatte er bestimmt, diese Hoch-

schule mit Jena zu vertauschen. Goethe, der sowohl in Jena wie in Weimar von Beiden, wie auch von dem gleichfalls dort studirenden Sohne seines Schwagers Eduard besucht ward und sie freundlich aufnahm, schreibt im November 1801 an Jacobi, er sei ein kleiner Enragé für die neueste Philosophie, und das mit so viel Geist, Herz und Sinn, daß er selbst und Schelling ihr Wunder daran sähen. Am 1. October 1802 äußerte Goethe's Mutter in einem Briefe an ihren Sohn, daß ihr manchmal um ihn bange sei. »Dieser junge Mann ist so sehr überspannt, glaubt mehr zu wissen als beinahe alle seine Zeitgenossen, hat wunderbare Ideen u. s. w. Du giltst viel bei ihm; kannst Du ihn abspannen, so thue es.« Christian Schlosser ging von Jena nach Göttingen, wo er besonders mit Karl von Raumer und Friedrich von Hurter in nähere Verbindung trat. Von dort kehrte er als Doctor der Arzneiwissenschaft nach Frankfurt zurück. Aber seine Wissenschaft zog ihn weniger an als Kunst und Dichtung; den großen alten Italienischen Meistern und Dante war seine begeisterte Verehrung zugewandt. Mit Goethe dürfte er nach seiner Entfernung von Jena kaum näher verkehrt haben. Freilich will Bettine im Juli 1808 an Goethe von Caub aus geschrieben haben: »Ich überlegte mir, was der Christian Schlosser mir unterwegs hierher alles vorgefaselt hat; er sagt, du verstehest Nichts von Musik und hörest nicht gern vom Tod reden. Ich fragte, woher er das wisse? Er meint, er habe sich Mühe gegeben, Dich über Musik zu belehren, es sei ihm nicht gelungen; vom Tod aber habe er gar nicht angefangen, aus Furcht, Dir zu mißfallen.« Und darauf weiter: »Der Schlosser hat Generalbaß studirt, um ihn Dir beizubringen, und Du hast Dich gewehrt, wie er sagt, gegen die kleine Sept und hast gesagt: »Bleibt mir mit eurer Sept vom Leibe, wenn ihr sie nicht in Reih' und Glied könnt aufstellen, wenn sie nicht einklingt in die so bündig geschlossenen Gesetze der Harmonie, wenn

sie nicht ihren sinnlich natürlichen Ursprung hat so gut wie die andern Töne.« — »Und Du hast den verdutzten Missionär zu Deinem heidnischen Tempel hinausgejagt und bleibst einstweilen bei Deiner Lydischen Tonart, die keine Sept hat.« Allein Christian Schlosser's Verhandlungen mit Goethe über Musik waren ganz anderer Art, und sie fallen mehrere Jahre später, nachdem Letzterer ihm seine Tonlehre mitgetheilt hatte.

Daß die Briefe Bettinens der Zuverlässigkeit entbehren, dürfte wohl Jedem, welcher die darüber angestellten Untersuchungen kennt, unzweifelhaft sein. Bettine wollte ihre Phantasien über Musik in das wunderliche Gedicht ihres »Briefwechsels Goethe's mit einem Kinde« verweben; dazu bediente sie sich der Einführung Christian Schlosser's, da sie zufällig von dessen mit Goethe gepflogenen Verhandlungen über Musik vernommen hatte. Demnach können wir das übergehen, was sie an Goethe über Musik geschrieben haben will. Ebensowenig glauben wir an dasjenige, was sie sich von Goethe schreiben läßt: »Was Dir Schlosser über mich mitgetheilt hat, verleitet Dich zu sehr interessanten Excursionen aus dem Naturleben in das Gebiet der Kunst. Daß Musik mir ein noch räthselhafter Gegenstand schwieriger Untersuchungen ist, läugne ich nicht; ob ich mir den harten Ausspruch des Missionärs, wie Du ihn nennst, muß gefallen lassen, das wird sich erst dann erweisen, wenn die Liebe zu ihr, die jetzt mich zu wahrhaft abstracten Studien bewegt, nicht mehr beharrt. Du hast zwar flammende Fackeln und Feuerbecken ausgestellt in der Finsterniß, aber bis jetzt blenden sie mehr als sie erleuchten; indessen erwarte ich doch von der ganzen Illumination einen herrlichen Totaleffect; und so bleibe nur dabei und sprühe nach allen Seiten hin.« Das kann Goethe unmöglich geschrieben haben. Es ist unangenehm, bei den Untersuchungen über Goethe immer durch solche Irrlichter Bettinens gestört zu werden, und die Familie der geist- und sinn-

reichen Frau sollte endlich einmal ihren wirklichen Briefwechsel mit Goethe herausgeben, und dadurch das große Unrecht sühnen, welches Bettine durch die Fälschung von Goethe's und ihren eigenen Briefen gegen den Dichter begangen hat*).

Der Goethe'sche Singchor hatte indessen unter der Leitung Eberwein's, den Goethe ein paarmal nach Berlin sandte, um sich unter Zelter auszubilden, erfreulichsten Fortgang gewonnen. Die »Farbenlehre« war vollständig im Drucke beendigt, als er sich Mitte Mai 1810 nach Karlsbad begab. Hier war es, wo ihn Ende Juli die Tonlehre ergriff, die er auf eigenthümliche Weise zu behandeln sich vorsetzte, indem er von dem Ohre und der Kehle als dem Subjectiven ausging. In Riemer's Tagebuch wird der Tonlehre unter dem 28. Juli gedacht. Von Karlsbad ging er bald darauf nach Töplitz, wo er mit Zelter zusammenkam; hier scheint das Schema der Tonlehre abgeschlossen worden zu sein. Nach Riemer wird desselben im Tagebuch unter dem 16. August gedacht. In den »Annalen« schreibt Goethe unter dem Jahre 1810, bei nochmaliger schematischer Uebersicht der Farbenlehre habe sich der verwandte Gedanke in ihm entwickelt, ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte, und so sei eine ausführliche Tabelle entstanden, wo in drei Columnen Subject, Object und Vermittlung aufgestellt worden, ja er habe jene Vorstellungsart auf die ganze Physik angewandt. Dagegen berichtet er an Zelter am 6. September 1826 bei Uebersendung dieser Tabelle der Tonlehre: »Sie ist nach vieljährigen Studien und, wenn Du Dich erinnerst, nach Unterhaltungen mit Dir, etwa im Jahr 1810, geschrieben. Ich wollte den Forderungen an einen physikalischen

*) Ich darf hier wohl auf meinen Aufsatz „Bettine und Varnhagen" im „Bremer Sonntagsblatt" 1865 Nr. 28 und meine im Juli 1865 in der „allgemeinen Augsburger Zeitung" erschienenen Aufsätze, sowie auf meine „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" 558 ff. verweisen.

Vortrag keineswegs genug thun, Umfang und Inhalt mir selbst aber klar machen und Andern andeuten; ich war auf dem Wege, in diesem Sinne die sämmtlichen Capitel der Physik zu schematisiren. Gegenwärtige Tabelle fand ich beim Aufräumen des Musikschrankes; ich hatte sie nicht ganz vergessen, wußte aber nicht, wo ich sie suchen sollte. Ob ich diese Tabelle Dir jemals mitgetheilt, weiß ich nicht. Ebenso vermiss' ich noch mehrere Aufsätze, die mir vielleicht ein Zufall erwünscht wieder in die Hände führt.« In Goethe's Werke ging die Tabelle nicht über, findet sich aber gedruckt als Beilage des letztgenannten Briefes an Zelter.

Als Gegenstand der Tonlehre wird der Klang, das musikalisch Hörbare, bezeichnet, das aus der materiellen Reinheit und dem Maße des erschütterten oder erschütternden Körpers entspringe. Der verschiedene Klang eines klingenden Körpers ist der Grundton, der tiefer wird, wenn man den Körper vergrößert, höher, wenn man ihn kleiner macht. Durch Eintheilung des Körpers entstehen die von einander entfernt stehenden Hauptverhältnisse, die Accorde, und die Zwischenverhältnisse, die den Raum zwischen den Accorden bis zu einer Art von Stetigkeit (Scala) ausfüllen. Der Ton schreitet auf diesen Stufen zur Höhe und Tiefe fort, bis er sich wiederfindet (Octave). Nach diesen Vorbegriffen wird die Tonlehre, ganz auf die Erfahrung gegründet, in drei Abtheilungen behandelt, insofern der Ton organisch (subjectiv), mechanisch (gemischt), mathematisch (objectiv) erscheint. Bei der subjectiven Betrachtung, der Art, wie sich aus und an dem Menschen selbst (der Thiere, insonderheit der Vögel, ist gar nicht gedacht) die Tonwelt offenbart, ergeben sich drei verschiedene Lehren, die Gesanglehre, die Akustik und die Rhythmik. Die Stimme kehrt nämlich durchs Ohr zurück, regt den ganzen Körper zur Begleitung an, und bestimmt eine sinnlich sittliche Begeisterung und eine Ausbildung des innern und äußern Sinnes. Die Art, wie die Rhythmik

hier von Goethe untergebracht wird, kann man nur für eine sehr gezwungene und ein höchst unglückliches Auskunftsmittel halten, da ja der Ton nicht die Rhythmik erst hervorbringt, sondern sich selbst rhythmisch bewegt. In der zweiten, der mechanischen Abtheilung kommen die Instrumente in Betracht, nach Stoff, Form und Erschütterungsart; auch wird hier der Beziehungen zum Mathematischen und zur Menschenstimme wohl Etwas voreilig gedacht. Die dritte Abtheilung betrachtet den Ton, insofern die ersten Elemente desselben an den einfachsten Körpern außer uns dargestellt und auf Zahl- und Maßverhältnisse reducirt werden. Die diatonische Tonleiter ist die erste, faßlichste, die durch das erste Mitklingen entspringt; aber auch der Mollton ist der menschlichen Natur gemäß, ja noch gemäßer. Dur- und Molltöne werden als die nothwendigen Pole der Tonlehre, ihr Gegensatz als Grund der ganzen Musik bezeichnet, freilich in anderer Weise wie in der Farbenlehre Helle und Trübe. »Der Durton entspringt durch Steigen, durch eine Beschleunigung nach oben, durch eine Erweiterung aller Intervalle hinaufwärts. Der Mollton entspringt durchs Fallen, Beschleunigung hinabwärts, Erweiterung der Intervalle nach unten.« So sucht also Goethe den Mollton als einen principiell vom Durton verschiedenen, im Gegensatz zu der Annahme hinzustellen, welche ihn für eine willkürliche Laune, für eine Abweichung von dem natürlichen Fortschritt erklärt. Ohne in eine Erörterung der Sache einzugehen, sei es uns gestattet, hier auf die Darstellung in Vischer's »Aesthetik« hinzuweisen, wo bemerkt ist, daß die Durtonleiter den Charakter freien, ungehemmten Fortschritts durch Ganztöne an sich trage, da die Halbtöne in ihr so gelegt sind, daß sie nur die Stellung von Uebergangs- und Schlußtönen an einzelnen Hauptabschnitten einnehmen, während in der Molltonleiter die Halbtöne zu früh kommen, bloß Bindetöne sind, die ihr den Charakter eines weniger scharf gegliederten, stetigern, schleifendern

und damit weichern, eben damit aber Etwas vom Verschwommenen und Schleppenden an sich tragenden Fortgangs ausdrücken. In einer vierten Abtheilung spricht Goethe von der Kunstbehandlung des Tones, da alle drei getrennte Beziehungen durch die Kraft des Künstlers bequem wieder zusammenfallen.

Die nächstfolgenden Jahre finden wir der Tonlehre nicht weiter gedacht. Im Mai und Juni 1814 weilte Goethe zu Berka an der Ilm, wo er sich durch die Sonaten von Sebastian Bach, welche der dortige Brunneninspector und Organist Fr. H. Schütz vortrug, mächtig angeregt fühlte. Dort besuchte ihn auch Zelter, mit welchem mancherlei musikalische Dinge besprochen wurden, wovon ein schriftliches Zeugniß in Zelter's Belehrung über die Fuge und ihre Bedeutung uns im Briefwechsel vorliegt, datirt »Weimar den 1. Juli 1814«. Bald darauf fanden sich beide Freunde im freundlichen Wiesbaden, wo es an ähnlichen Gesprächen nicht gemangelt haben wird. Auf dieser Rheinreise traf Goethe mit Christian Schlosser zusammen, der damals auch mit Zelter eine Reise durch das Rheingau machte, aber mit seinem priesterlichen Wesen keinen guten Eindruck auf den einfach verständigen, bürgerlich derben Berliner Musikmeister übte. Christian Schlosser hatte sich längere Zeit in Rom aufgehalten, wo er im Jahre 1811 in die Hände des Professor Ostini das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Karl von Raumer, der am Ende des Jahres 1813 einige Wochen lang bei Schlosser's Familie im Quartier lag, berichtet, daß er hier schöne Tage verlebt habe. »Die Mutter, eine würdige alte Wittwe, erschien mir als das Muster einer Frankfurter Matrone. Christian Schlosser, ein lebendiger, begeisterter Mann, war zur katholischen Kirche übergetreten; sein älterer Bruder (der kurz vorher seine Stelle als Gerichtsrath niedergelegt hatte) und dessen Frau waren im Begriffe, ihm zu folgen. Mit mir lag Christian Stolberg, der vierzehnjährige Sohn Friedrich Leopold's, im Quar-

tier, Katholik, wie sein Vater. Zacharias Werner, der auch vor nicht gar langer Zeit katholisch geworden, kam täglich in das Haus. Oefters gesellte sich zu unserm Kreise der wackere Friedrich Perthes, welcher mit Sieveking in Hanseatischen Angelegenheiten nach Frankfurt gekommen war.« So zeigte sich also in den Schlossers bei ihrer Richtung zur alten Kirche doch keine starre Trennung von Andersgläubigen. Daß die Verbindung mit Goethe nicht ganz abgebrochen war, entnehmen wir der Aeußerung Goethe's in einem Briefe an Boisserée vom 14. Februar 1814: »Von Cornelius und Overbeck haben mir Schlossers stupende Dinge geschickt.«

Christian Schlosser muß Goethe im Sommer 1814 in Wiesbaden getroffen oder daselbst aufgesucht haben, und er machte dann, wie Boisserée sich ausdrückt, seinen Kammerherrn. Ob sein älterer Bruder ihn gleichfalls zu Wiesbaden begrüßt habe, wissen wir nicht. Daß derselbe sich aber, als der Dichter darauf nach Frankfurt kam, sich seiner Anwesenheit lebhaft gefreut, bezeugt ein mir vorliegender Brief desselben an seinen Haller Studiengenossen, den Staatsrath Chr. L. Fr. Schultz, der eben wegen der Farbenlehre mit Goethe in Verbindung getreten war. Diesem schreibt er von Frankfurt aus am 19. September: »Bei dem mancherlei Gedränge, in dem ich mich befinde, erfreuen wir uns der Gegenwart des herrlichen Goethe, und so sind mir die Momente kurz zugemessen.« Christian Schlosser kam Goethe so nahe und ward ihm so nothwendig, daß dieser, als er den Boisserées einen Besuch in Heidelberg zusagte, den Wunsch aussprach, derselbe möge auch bei ihnen wohnen können. Er begleitete den Dichter nach Heidelberg und zurück. Nach der Rückkehr war er in Frankfurt sein lieber Begleiter.

Während dieses Aufenthalts am Rhein und Main, von dem Goethe erst am 27. October nach Weimar zurückkehrte, war es zwischen ihm und Christian Schlosser, wahrscheinlich auf Ver-

anlassung des Römischen Kirchengesanges, zu Erörterungen über das Wesen der Musik gekommen, welche brieflich fortgesetzt wurden. Goethe theilte ihm seine Tabelle mit, worüber Schlosser seine Bemerkungen machte. In einem merkwürdigen, bisher ungedruckten Briefe vom 19. Februar 1815 schreibt Goethe: »Meine Ueberzeugung ist diese: Wie der Durton aus der Ausdehnung der Monade entsteht, so übt er eine gleiche Wirkung auf die menschliche Natur; er treibt sie ins Object, zur Thätigkeit, in die Weite, nach der Peripherie*). Ebenso verhält es sich mit dem Mollton. Da dieser aus der Zusammenziehung der Monade entspringt, so zieht er auch zusammen, concentrirt, treibt ins Object und weiß dort die letzten Schlupfwinkel aufzufinden, in welchen sich die allerliebste Wehmuth zu verstecken beliebt. Nach diesem Gegensatz werden kriegerische Märsche, ja alles Auf- und Ausfordernde sich im Durton bilden müssen. Der Mollton hingegen ist nicht allein dem Schmerz oder der Trauer gewidmet, sondern er bewirkt jede Art von Concentration. Die Polonaisen sollen in diesem Tone geschrieben sein, nicht bloß weil diese Tänze ursprünglich nach Sarmatischer Art darin verfaßt sind, sondern weil die Gesellschaft, die hier das Subject vorstellt, sich concentriren, sich gern in einander verschlingen, bei und durch einander verweilen soll. Diese Ansicht läßt allein begreifen, wie solche Tänze, wenn sie einmal eingeführt sind, sich bis

---

*) Wir fügen hier eine andere, gleichfalls bisher unbekannte Aeußerung Goethe's zur Vergleichung bei: „Der Grund des sogenannten Moll liegt innerhalb der Tonmonade selbst. Dies ist mir aus der Seele gesprochen. Zur nähern Entwicklung bahnte vielleicht Folgendes den nähern Weg. Dehnt sich die Tonmonade aus, so entspringt das Dur; zieht sie sich zusammen, so entsteht das Moll. Diese Entstehung habe ich in der Tabelle, wo die Töne als eine Reihe betrachtet sind, durch Steigen und Fallen ausgedrückt. Beide Formeln lassen sich dadurch vereinigen, daß man den unvernehmlichen tiefsten Ton als innigstes Centrum der Monade, den unvernehmbaren höchsten als Peripherie derselben annimmt."

zu unendlicher Wiederholung einschmeicheln können. Lebhaftere Tänze wechseln sehr klüglich mit major und minor ab. Hier bringt Diastole und Systole im Menschen das angenehme Gefühl des Athemholens hervor, dagegen ich nie was Schrecklicheres gekannt habe als einen kriegerischen Marsch aus dem Mollton. Hier wirken die beiden Pole innerlich gegen einander und quetschen das Herz, anstatt es zu indifferentiiren. Das eminenteste Beispiel gibt uns der Marseiller Marsch.«

Schlosser hatte aber auch in Bezug auf dasjenige, was ihm vor Allem am Herzen lag, sich gegen Goethe geäußert, und dieser unterließ nicht, auch auf diesen Punkt in seiner Weise einzugehen, wie unangenehm ihm auch derartige Erörterungen waren, da sie nach seiner Ueberzeugung zu nichts führen. »Wie Sie sich nun aber recht zutraulich vorgenommen haben, Ihr Innerstes bei dem gegenwärtigen Anlaß gegen mich aufzuschließen«, bemerkt er, »so konnte es nicht fehlen, daß die Differenz zwischen unsern beiden Denkweisen auf das schärfste zur Sprache käme. Es geschieht dies, da Sie das Wort Gemüth ein düsteres nennen, da ich es nur als das heiterste kenne, und es nur auszusprechen brauche, um an alles Frohe und Leuchtende erinnert zu werden. Freilich haben Sie sich gegen den Schluß Ihres Briefes gleichsam wollüstig in die düstern Regionen des Subjects versenkt, wofür ich Ihnen auch dankbar bin; denn wie wollte ich sonst auf eine so liebevolle und geistreiche Weise in die Labyrinthe der Menschennatur zurückgezogen werden! Und da wir nun einmal immer im Aufklären sind jener Differenzen, die uns nicht entzweien müssen, so will ich mein allgemeines Glaubensbekenntniß hierher setzen:

a) In der Natur ist alles, was im Subject ist,

y) und etwas darüber.

b) Im Subject ist alles, was in der Natur ist,

z) und etwas darüber.

b kann a erkennen, aber y nur durch z geahndet werden. Hierdurch entsteht das Gleichgewicht der Welt und unseres Lebenskreises, in den wir gewiesen sind. Das Wesen, das in höchster Klarheit alle viere zusammenfaßt, haben alle Völker von jeher Gott genannt. Ihre Stellung, mein Freund, gegen die vier Buchstaben scheint mir folgende zu sein: Sie geben a zu und hoffen es durch b zu erkennen; Sie läugnen aber das y, indem Sie es durch eine geheime Operation in das z verstecken, wo es sich denn, bei einiger Untersuchung, auch wieder herausfinden läßt. Die Nothwendigkeit der Totalität erkennen wir beide, aber der Träger dieser Totalität muß uns beiden ganz verschieden vorkommen.« Man vergleiche hierzu, was Goethe B. 27, 500 über sein Verhältniß zu Jacobi sagt, besonders die Aeußerung: »Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen, wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen, oder im Stillen mit verstehen.«

Als Goethe im August nach Frankfurt kam, wo er bei Freund Willemer wohnte, stand er mit den beiden Schlosser wieder in freundlichster Beziehung. Der ältere Bruder war unterdessen zu Wien mit seiner Gattin zur katholischen Kirche übergetreten. Christian schenkte Goethe zum Geburtstage eine Kreuzabnahme von Daniel di Volterra. Aber die frühere Innigkeit des Verhältnisses scheint bereits geschwunden gewesen zu sein, da Goethe's entschiedenes Heidenthum und sein nicht verhohlener Widerwille gegen die neukatholische Richtung in Wissen und Kunst sie abgestoßen zu haben scheint. Es war das letztemal, daß Goethe seine Vaterstadt sah. Ob die Verbindung mit Schlosser, den der gegen den großen Heiden bitter eingenommenen Friedrich Schlegel nebst seiner Gattin Dorothea viel mehr anzog, hiermit völlig abgeschlossen gewesen, wissen wir nicht. Es fehlte jedenfalls der rechte Vereinigungspunkt. Freilich ging Christian Schlosser bald darauf zu allgemeiner Freude seiner

Freunde zu einer dem Leben näher liegenden Thätigkeit über, doch auch hier lag seine Richtung Goethe ferner. Der Aufsatz »Neu-deutsche religios-patriotische Kunst«, der 1816 in Goethe's Heften »Kunst und Alterthum« erschien, verletzte selbst Boisserée. Beifällig wurde in demselben Jahre das erste Heft einer mit Anmerkungen begleiteten Uebersetzung Schlosser's von Fievée's Schrift »Ueber Staatsverfassung und Staatsverwaltung« aufgenommen, das freilich das einzige blieb. Im folgenden Jahre ließ er die freisinnige Schrift »Ständische Verfassung, ihr Begriff und ihre Bedingung« erscheinen, worauf Dorothea Schlegel die geistreiche Rahel aufmerksam machte. Ja er übernahm die Direction des Gymnasiums und des Schullehrerseminars zu Coblenz. Als Programm der Schule ließ er im Herbst eine Abhandlung »Von der ältern und neuern Erziehungsweise, angewandt auf die Bestimmung der Gymnasien,« erscheinen. Sein Glück schien im Juli die Verbindung mit seiner innigst zarten, herzlich geliebten Gattin Helene Gontard zu vollenden; er fühlte sich in vollster frischer, fröhlicher Thätigkeit. Aber schon zwei Jahr darauf riß der Tod die geliebte Gattin von seiner Seite. Unfähig, den unendlichen Verlust zu verwinden, suchte er zunächst bei seinem Schwiegervater zu Paris eine Zuflucht, später ging er nach dem südlichen Frankreich, dann nach Rom, wo er seiner Neigung zu kirchlicher Kunst und Dichtung sich überließ, nebenbei auch politisch wirksam war, indem er sich gegen den Preußischen Gesandten Bunsen wandte. Doch erlag er hier am 14. Februar 1829 seiner immer mehr überhand nehmenden Kränklichkeit. Goethe hatte an ihm die Wärme des Gefühls und den idealen Drang einer edlen Natur geschätzt, und seine zuweilen unangenehm hervortretende Selbstüberschätzung hatte sich ihm gegenüber wohl sehr gemäßigt, aber ihre Richtungen und Ziele gingen zu sehr auseinander, als daß ihre Verbindung eine dauernde hätte sein können. Keiner konnte persönlich dem Andern Etwas sein,

wenn sie auch im Herzen sich einander geneigt blieben. Ob die Verbindung sich noch dürftig erhielt, wissen wir nicht; nur persönliche Berührung hätte sie beleben können. Aber wie sehr auch Goethe's Bestrebungen von dem ablagen, was Christian Schlosser Noth zu thun schien, seine tiefe Verehrung für den hohen Meister wird eben so wenig in seiner Brust erloschen sein, wie die seines gleich fromm gesinnten Bruders, dieser so reinen, tief gläubigen Seele. Friedrich Schlosser schrieb, zur Beschämung aller düstern und geistleeren Verketzer des Einzigen, gleich nach Goethe's Tode an Boisserée, wie sehr es ihn bewegt, daß auch die alte und hohe Ceder auf unserm Deutschen Helikon dem gemeinsamen Lose der Vergänglichkeit erlegen. »Von unserer Kindheit an hatte Goethe's Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt; Generationen waren neben ihm aufgeblüht und dahin gewelkt, manches schön aufstrebende Talent, manches reiche Gemüth hatte sich wenigstens im Keim oder der Entwicklung an ihn gerankt und seine Einwirkungen aufgenommen. In ihm und dem im verflossenen Jahre geschiedenen Minister Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet.«

Kehren wir von Christian Schlosser zur Tonlehre zurück. Nach längerm Stocken des Singchors in Goethe's Hause sollte das Jahr 1821 den Dichter, der im vorigen Jahre Hummel als Capellmeister nach Weimar gezogen hatte, von neuem der Tonkunst näher bringen. Unter Eberwein's Leitung kamen größere Aufführungen zu Stande. Durch Rochlitz ließ er in Leipzig einen tüchtigen Streicher'schen Flügel ankaufen, auf welchem der bald darauf eintreffende junge Mendelssohn sein unglaubliches Talent bewährte. Auch ward bei dieser Gelegenheit ein größeres Concert veranstaltet, worin sich auch Hummel vernehmen ließ, der »sodann auch von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigsten Ausübungen den Besitz des vorzüglichen Instrumentes ins Unschätzbare zu erhe-

ben verstand«. Doch die Aussicht auf weitern musikalischen Genuß verkümmerte sich; erst im Sommer 1823 sollte in Böhmen die Musik den eben Genesenen wieder mit mächtigster Gewalt ergreifen. Die berühmte Milder riß ihn durch viele kleine Lieder dergestalt hin, daß die Erinnerung daran ihm noch lange nachher Thränen auspreßte. Nicht weniger bewältigte die Pianofortespielerin Szymanowska aus Warschau, eine sehr schöne, lebhafte Frau, seine Seele. »Wenn Hummel aufhört«, schreibt er von Eger aus am 24. August an Zelter, »so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken sich getraut; hört sie aber auf und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat.« Die ungeheure Gewalt, welche gerade in jenen Tagen die Musik auf ihn übte, kam ihm ganz wunderbar vor. »Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag' ich mir: Du hast seit zwei Jahren und länger*) gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweimal), und so hat sich dieses Organ, insofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her, durch Vermittlung großer Talente, und übt ihre Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen. — Wenn ich jetzt bedenke, alle Woche nur einmal eine Oper zu hören, wie wir sie geben, (einen »Don Juan«, »die heimliche Heirath«), sie in sich zu

*) Zelter war im November 1821 mit Mendelssohn in Weimar gewesen. Diesem schreibt Goethe am 5. Februar 1822: „Seit Eurer Abreise ist mein Flügel verstummt; ein einziger Versuch, ihn wieder zu erwecken, wäre beinahe mißlungen. Indessen hör' ich viel von Musik reden, was immer eine böse Unterhaltung ist.“

erneuern und diese Stimmung in die übrigen eines thätigen Lebens aufzunehmen: so begreift man erst, was das heiße, einen solchen Genuß zu entbehren, der, wie alle höhern Genüsse, den Menschen aus und über sich selbst, zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt.« Goethe verschweigt hierbei, daß ihn mittlerweile die Liebe zu einer reizenden jungen Dame mit glühendster Gewalt ergriffen und er nur mit schmerzlichster Entsagung das schmachtende Verlangen nach ihrem Besitze beruhigt hatte; die Marienbader »Elegie« ist die Perle, welche diese leidenschaftliche Fluth ans Land getrieben hat. Im October besuchte Frau Szymanowska den Dichter zu Weimar, wo sie auf seinem Flügel ihr erstaunliches Talent von neuem bewährte und »durch ihr munteres, fertiges, freies, anmuthiges Spiel das liebekranke Herz des Dichters zu beschwichtigen und den Verlust der Geliebten zu erlindern vermochte«, wie er dies selbst in dem tief gefühlten Gedichte »Aussöhnung« aussprach.

Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Das Album von Frau Szymanowska, jetzt in den Händen der Erben befindlich, soll, wie mir Herr M. Constantin Gorski mitzutheilen die Güte hatte, noch ungedruckte, an sie gerichtete Verse von Goethe, sowie einen Schatz von Aeußerungen bedeutender Personen enthalten, welche den Eindruck, den diese liebliche Künstlerin allwärts übte, glänzend bekunden. Goethe aber wurde bald darauf in Folge der Gewalt, mit welcher er seine Neigung geopfert, Mitte November von einer gefährlichen Krankheit befallen, während welcher er sich der Anwesenheit seines treuen Zelter zu erfreuen hatte.

Gleich nach seiner Herstellung fühlte er sich durch Zelter's Beobachtung über die Steigerung der Stimmen bei steigendem Barometer lebhaft angezogen. Ein Aufsatz von Rochlitz über

Händel's »Messias« trieb ihn zu dem Versuche, sich aus der Partitur die rhythmischen Motive herauszulesen, wodurch denn Zelter sich zu einer belehrenden Auslassung über die musikalischen Formen veranlaßt fand. Am 14. April kam der »Messias« theilweise unter Eberwein's Leitung in Goethe's Hause zur Aufführung. Auch fehlte es sonst nicht an musikalischem Genusse. Am Ende des Jahres hörte Goethe Rossini's »Tancred« und im folgenden ließ sich Mendelssohn, der auf der Rückreise von Paris in Weimar einsprach, bei Goethe vernehmen. Auch erfreute ihn Zelter mit gelegentlichen Ausführungen über die Theorie der Musik, wie mit musikalischen Berichten. Im Juli 1826 hatte Goethe die Freude, Zelter bei sich wiederzusehen und sich über Alles, was ihm am Herzen lag, vertraulichst zu unterhalten. Seine beim Aufräumen des Musikschrankes gefundene Tabelle der Tonlehre sandte er dem Freunde bald darauf. »Versäume ja nicht, zu der übersendeten Tabelle schriftlich zu weissagen«, bittet er ihn. »Du siehst ihr den Ernst an, wie ich dieses ungeheure Reich wenigstens für die Kenntniß zu umgrenzen gesucht habe. Jedes Capitel, jeder Paragraph deutet auf etwas Prägnantes; die Methode des Aufstellens kann man gelten lassen; sie war von mir gewählt, weil ich sie der Form nach meiner »Farbenlehre« anzuähnlichen dachte. Noch manches Andere hatte ich vor, das aber bei dem velociferischen Leben seitwärts zurückblieb.«

Zelter fand gegen die Tabelle und ihre Aufstellungsmethode Nichts einzuwenden; sie sei ganz nach seinem Sinne. Der Begriff von einem angenommenen Grundton sei in alten und neuen Lehrbüchern confus genug; man habe die Töne Intervalle (Verhältnisse) genannt, aber die Prime, der Grundton, solle wunderlich genug kein Intervall sein. Goethe's Lehrgebäude stehe auf guten Säulen, wolle aber auch perlustrirt sein; deshalb habe er die Tabelle zu täglichem Gebrauche an seiner Wand angeheftet. Im Juni 1827 fühlte sich Goethe durch einen Aufsatz von

Kandler über den Musikstand zu Neapel in der Zeitschrift »Cäcilia« freundlichst angesprochen, da er mit seinen Anschauungen im besten Einklang stand. Seine Tabelle über die Tonlehre wünschte er wieder einmal vor Augen zu haben, da er sich einbildete, es seien ihm einige neue Lichter über diese Region aufgegangen. Zelter nahm eine Abschrift von der Tabelle, die er gleichfalls anheftete, und sandte die Urschrift an Goethe zurück; seine Gedanken über Einzelnes sollten erst reifen. »Ueber Deine Tonlehre«, meldete er am 10. August, »habe ich Etwas in Petto, das dir Freude machen soll; es ist noch nicht reif, wiewohl ich mich schon Jahre lang damit herumtrage. Es betrifft die Molltonleiter. Die Sache sitzt in mir wie angenagelt, man ist aber hin- und hergerissen. In mündlicher Unterhaltung, wenn die Gelegenheit da ist, geht mir's eher ab, und höre ich's nachher von Andern wieder aussprechen, so möchte ich meine eigenen Gedanken auslachen.« Goethe erwiedert: »Was Du über die Molltonleiter im Sinne hast, bringe ja zu Papiere; es käme gerade zur rechten Zeit; ich habe mit Riemern auch darüber etwas ausgesonnen; das will ich dictiren, zusiegeln und Deine Sendung abwarten, alsdann aber sogleich abschicken. Es wäre sehr schön, wenn wir auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziel gelangten.«

Wie Goethe sich durch Zelter's Mittheilungen über musikalische Dinge damals angeregt fühlte, sehen wir aus einem frühern Briefe, aus dem Juni, wo er auf Zelter's Mahnung*) seines Aufenthaltes zu Berka im Jahre 1814 gedenkt. „Dort war mir zuerst, bei vollkommener Gemüthsruhe und ohne äußere Zerstreuung, ein Begriff von Eurem Großmeister (Sebastian Bach) geworden. Ich sprach mir's aus, als wenn die ewige Har-

---

*) Zelter erinnerte ihn (IV, 316) an seine zu Berka gethane Aeußerung über Sebastian Bach. Vgl. den Briefwechsel zwischen Goethe und Schultz S. 133 Note.

monie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben. So bewegte sich's auch in meinem Innern, und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte. Sobald die Musik den ersten kräftigen Schritt thut, um nach außen zu wirken, so regt sie den uns angeborenen Rhythmus gewaltig auf, Schritt und Tanz, Gesang und Jauchzen; nach und nach verläuft sie sich ins Transoxanische (vulgo Janitscharenmusik) oder ins Jodeln, ins Liebelocken der Vögel. Nun tritt aber eine höhere Cultur ein, die reine Cantilene schmeichelt und entzückt; nach und nach entwickelt sich der harmonische Chor, und so strebt das entfaltete Ganze wieder nach seinem göttlichen Ursprung zurück. Sei und bleibe gesegnet auf dem Wege, den Du gehst und die Deinigen leitest! Mit diesen allgemeinen Begriffen muß ich mich denn in der Ferne aus Deinen alten und neuen wohlklingenden und sinnig sprechenden Mittheilungen zwar treulich, aber doch kümmerlich auferbauen.« Im October hatte Goethe die Freude, Zelter wieder auf einige Tage bei sich zu begrüßen, wo auch über die Theorie der Musik Manches verhandelt worden sein dürfte.

Mit den musikalischen Genüssen wollte es in der nächsten Zeit wenig gelingen *). »Mein Ohr ist dessen längst entwöhnt, der Geist aber bleibt für sie empfänglich«, schreibt er im November 1827. »Die neuliche Vorstellung der »Zauberflöte« ist mir übel bekommen; früher war ich empfänglicher für dergleichen, wenn auch die Vorstellungen vielleicht nicht besser waren. Nun kamen zwei Unvollkommenheiten, eine innere und äußere, zur

*) Noch am Anfang des Jahres hatte bei Goethe eine musikalische Abendunterhaltung stattgefunden, die freilich keinen ganz reinen Eindruck auf ihn geübt, wie wir aus Eckermann ersehen.

Sprache, Anregungen, wie das Anschlagen einer Glocke, die einen Sprung hat. Gar wunderlich; wollte ja auch die Wiederholung Deiner geliebten Lieder nicht gelingen! Es ist besser dergleichen zu ertragen, als viel davon zu reden oder gar zu schreiben.« Und im folgenden April meldet er, seine Umgebungen seien noch immerfort klanglos und tonlos; neulich habe er es in der Oper versucht, aber die große Trommel, die das ganze Bretterhaus durchdröhnt, habe ihn von fernern Versuchen abgeschreckt. Dagegen erfreuten ihn Zelter's Belehrungen über die Geschichte und Theorie der Musik, sowie seine Berichte über die musikalischen Genüsse Berlins. Im April 1829 gedenkt dieser wieder einmal der Goethe'schen Tabelle der Tonlehre, welche er täglich betrachte. Er schlägt hier eine Veränderung des Ausdrucks vor und schließt daran eine Ausführung über die Dissonanzen. Goethe dankt für Zelter's Entwicklung der wichtigen musikalischen Grundsätze, die ihm aber wenig einleuchtend gewesen zu sein scheint. »Ich freue mich meiner Tabelle«, fügt er hinzu, »als eines zwar nackten, aber wohlgegliederten Skeletts, welches der ächte Künstler allein mit Fleisch und Haut überkleiden, ihm Eingeweide geben und ins Leben praktisch und denkend einführen mag. Ich sehe dadurch auf eine wundersame Weise in eine Region hinüber, in welcher ich nicht einmal genießen, geschweige denn genießend denken sollte.«

Im September desselben Jahres erfreute sich Goethe wieder eine Woche lang der Gegenwart Zelter's. Paganini hörte er Ende October, wobei er sich der Wahrheit des Zelter'schen Ausspruchs ganz bewußt ward, das Wesen desselben sei mehr als Musik, ohne höhere Musik zu sein. »Mir fehlte zu dem, was man Genuß nennt, und was bei mir immer zwischen Sinnlichkeit und Verstand schwebt, eine Basis zu dieser Flammen- und Wolkensäule.« Von Instrumentalmusik, gesteht er, seien ihm immer Quartettübungen am verständlichsten gewesen: man

höre hier vier vernünftige Leute sich unter einander unterhalten, glaube ihren Discursen Etwas abzugewinnen und die Eigenthümlichkeiten der Instrumente kennen zu lernen. Bei Paganini habe ihm ein solches Fundament in Geist und Ohr gefehlt; er habe nur etwas Meteorisches gehört und sich weiter davon keine Rechenschaft zu geben gewußt. Diesem Transcendiren der Musik war Goethe von Herzen gram.

Schon vor zwei Jahren hatte er gegen Eckermann geäußert, die Arbeiten der neuesten Componisten seien keine Musik mehr, da sie über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus gingen, man ihnen Nichts von eigenem Geist und Herzen unterlegen könne; es bleibe ihm Alles in den Ohren hängen, wie denn auch sein Mephistopheles über die Sirenen in ähnlicher Weise spottet:

Das sind die saubern Neuigkeiten,
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton sich um den andern flicht.
Das Trallern ist bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Im December bemerkt er gegen Zelter, er müsse sich jetzt mit dem mentalen Musikgenusse begnügen, und er findet es immer erbaulich, daß im hohen Alter die vernünftige Vernunft oder, wenn man wolle, der vernünftige Verstand sich als Stellvertreter der Sinne legitimiren dürfe. Am 20. Mai 1830 kam Mendelssohn auf seiner Reise nach Italien in Weimar an, wo er den Dichter, der ihn gar nicht von sich lassen wollte, wahrhaft entzückte. »Mir war seine Gegenwart besonders wohlthätig«, berichtet er an Zelter, »da ich fand, mein Verhältniß zur Musik sei noch immer dasselbe. Ich höre sie mit Vergnügen, Antheil und Nachdenken, liebe mir das Geschichtliche; denn wer versteht eine Erscheinung, wenn er sich nicht von dem Gang des Herankommens penetrirt? Dazu war denn die Hauptsache, daß Felix

auch diesen Stufengang recht löblich einsieht und glücklicherweise sein gutes Gedächtniß ihm Musterstücke aller Art nach Belieben vorführt. Von der Bachischen Epoche heran hat er mir wieder Haydn, Mozart und Gluck zum Leben gebracht, von den großen neuern Technikern hinreichende Begriffe gegeben und endlich mich seine eigenen Productionen fühlen und über sie nachdenken machen.« Seit lange hatte er keine Musik mehr gehört und keine Gesellschaft mehr gegeben. Jetzt lud er jeden Abend auf Mendelssohn's Spiel die besten Leute ein, und auch allein ließ er sich viel vorspielen. An Beethoven wollte er zunächst gar nicht; als aber Mendelssohn nicht abließ, meinte er zuerst, das bewege Nichts, errege nur Staunen, später fand er es sehr groß, aber ganz toll. Der »kräftig zarte Beherrscher des Pianos« erschloß ihm eine fast neue Welt. Die Sängerin Milder, welche ihn im October besuchte, konnte er leider nicht hören, da er nicht mehr das Theater besuchte und die Einrichtung eines Concerts in seinem Hause sich nicht machen wollte.

Ende März 1831 kommt Goethe wieder einmal auf seine Tonlehre zu sprechen, veranlaßt durch die früher darüber mit Zelter gewechselten Briefe, da seine Schwiegertochter ihm den ganzen Briefwechsel der beabsichtigten Herausgabe wegen vorlas. Nachdem er eines allerliebsten Briefes von Mendelssohn aus Rom gedacht, fährt er fort: »Nun erinnerst Du Dich wohl, daß ich mich der kleinen Terz immer leidenschaftlich angenommen und mich geärgert habe, daß Ihr theoretischen Musikhansen sie nicht wolltet als ein donum naturae gelten lassen. Wahrhaftig, eine Darm- und Drahtsaite steht nicht so hoch, daß ihr die Natur allein ausschließlich ihre Harmonien anvertrauen sollte. Da ist der Mensch mehr werth, und dem Menschen hat die Natur die kleine Terz verliehen, um das Unnennbare, Sehnsüchtige mit dem innigsten Behagen ausdrücken zu können. Der Mensch gehört mit zur Natur, und er ist es, der die zartesten Bezüge der sämmtlichen

elementaren Erscheinungen in sich aufzunehmen, zu regeln und zu modificiren weiß. Brauchen doch Chemiker schon den thierischen Organismus als ein Reagens; und wir wollen uns an mechanisch bestimmbare Tonverhältnisse klammern, dagegen die edelste Gabe aus der Natur hinaus in die Region einer willkürlichen Künstelei hinüber schieben? Dies magst Du verzeihen. Ich bin hierüber neuerlich aufgeregt worden, und ich möchte Dir vor allem Kenntniß geben, wo ich hartnäckig verharre und warum.«

Diese entschiedene Aeußerung scheint eher eine letztwillige Kundgebung an die Nachwelt, da die Herausgabe der Briefe bestimmt war, als für Zelter berechnet, der ganz zustimmend erwiedert: »Sei gelobet für Deinen Eifer zum Schutze der kleinen Terz! Ich muß mich wohl einmal ungeschickt, wo nicht unrichtig, darüber ausgedrückt haben. Die kleine Terz ist sogar im harmonischen Dreiklange nach oben enthalten, wiewohl nicht als Terz des Grundtones, sondern der Mediante. Dagegen ist die kleine Terz als solche der Unterquinte des harmonischen Dreiklanges inwohnend und mitklingend, woraus sich sogar folgern ließe, daß die Natur selber die Molltonart als herrschend verlange und der Dreiklang mit der großen Terz, als Dominanten-Harmonie, der wahre Leitaccord für die Molltonart sei. Daß der unterste Ton eines Dreiklangs in der Mitte liege und über sich die große Terz, unter sich aber die kleine Terz mitsingend bei sich führe, hat schon Rameau bemerkt und seine Tonlehre darauf gebaut, die freilich nicht unangefochten geblieben ist, unterdessen wir alle der Natur folgen müssen, wir mögen wollen oder nicht.« Goethe fühlte sich hierdurch völlig beruhigt; denn was in der Natur sei, müsse doch einmal anerkannt, in Begriff und That aufgenommen werden.

Auch später noch finden wir ihn mit Betrachtungen über Musik beschäftigt. Am 1. Juni bemerkt er dem in einem ton- und klangreichen Leben sich umhertreibenden Freunde: »Es sind

mir in diesen Tagen einige Gedanken über Cantilena aufgegangen (wahrscheinlich angeregt durch einen frühern Zelter'schen Brief), die mich fruchtbar beschäftigen; vielleicht wären sie Andern zu Nichts nutze; mich haben sie seit ihrem Eintritt gar liebenswürdig gefördert. Dir sag' ich Nichts davon; denn Du hast es, gebrauchst und genießest es.«

Ihm selbst kamen nur die kindlichen Versuche seiner Enkel auf dem Flügel zu Gehör, deren Klimpern ihm wohl gefallen mußte, da er sie »auf eine nicht ungeschickt praktische Weise in die höchst gesellige Region der Musikfreunde so zeitig eingeführt« sah. Bald darauf hatte er noch einmal das Glück, sich eines fünftägigen Besuches von Zelter zu erfreuen. Im October brachte ein Vater seine flügelspielende Tochter, die er eben nach Paris führen wollte, zu Goethe, dem sie einige neuere Pariser Compositionen vortrug. »Auch mir war die Art neu«, schreibt er an Zelter; »sie verlangt eine große Fertigkeit des Vortrages, ist aber immer heiter; man folgt gern und läßt sich's gefallen.«

Kurz vor seinem Ende sollte Goethe noch durch die Gegenwart von Zelter's Tochter Doris ganz in die Zustände seines alten Freundes hinein versetzt werden. »Glück zu der grenzenlosen Thätigkeit«, ruft er ihm zu, »die dem Menschen angeborene Vocalität zu regeln und das Gesetzliche der großen Kunst immerfort praktisch zu handhaben«, und in seinem letzten, eilf Tage vor seinem Tod geschriebenen Briefe preist er ihn glücklich, daß sein Talentcharakter auf den Ton, d. h. auf den Augenblick angewiesen sei, und es ihm gegeben gewesen, im Vorübergehenden stet, beständig zu sein, und also ihm sowohl als Hegel's Geist, insofern er ihn verstehe, völlig genug zu thun.

Der eigentliche Grund der ganzen Goethe'schen Tonlehre beruht auf seinem Widerspruch gegen die Ansicht, daß die kleine Terz nicht naturgemäß sei. Den verschiedenen Versuchen, welche bei der Schwingung elastischer Körper nur die große, nie die

kleine Terz ergeben, wollte er mit Recht keine Beweiskraft zuschreiben; da sie in der menschlichen Kehle liege, müsse sie auch natürlich sein, ja sie schien ihm fast dem Menschen natürlicher als die große Terz, weil er sie vor den gewöhnlichen Erregungen des Tones durch Schwingungen voraus habe. Hier hatte Goethe offenbar entschiedenes Recht; aber er ließ sich bei seiner Hervorhebung des Menschen als des vorzüglichsten physikalischen Apparates verleiten, statt vom Ohre von der Kehle auszugehen, da doch der Apparat, womit wir uns des Tonreiches bemächtigen, das Ohr ist, wie die Farbenerscheinungen durch das Auge aufgefaßt werden. Dadurch mußte die ganze Gliederung seiner Tabelle schief und gezwungen werden, wenn auch in den einzelnen Rubriken selbst manche neue und richtige Anschauungen niedergelegt sein mögen.

Wir gehen hier auf die letztern um so weniger ein, als die Meinungen hier noch weit auseinander laufen, besonders in Bezug auf die Tonleiter, wie die neuern Schriften von Vincent und Drobisch zeigen. Behauptet ja der Letztere, die bisher anerkannte diatonische Tonleiter mit allen darauf gebauten Systemen sei weder in theoretischer noch in praktischer Beziehung für unsere Musik brauchbar, das Richtige dagegen das reine Quintensystem, also das alte Pythagoreische. Zu den seltsamsten Behauptungen, zu denen das falsche Ausgehen von der Kehle und Stimme den Dichter verleitet hat, gehört die Aufstellung, daß das Ohr nur ein stummer Sinn, nur der Theil eines Sinnes sei, freilich ein hohes organisches Wesen, das die Productivität der Stimme wecke, anrege, erhöhe, vermannigfaltige. Die Tonlehre ist ein für sich bestehendes, von der eigentlichen Gesang- und Musiklehre ganz zu trennendes Gebiet, wenn sie auch der wissenschaftlichen Darstellung beider zu Grunde liegen muß; Goethe hat sie in ungehöriger Weise ineinander geschoben und sich dadurch die reine Anschauung getrübt.

Zusätze und Berichtigungen.

Aus den als Handschrift vertheilten sechs ungedruckten Gedichten Goethe's, die Herr von Löper 1864 unter dem Titel: »Zur stillen Feier des Achtundzwanzigsten August den Freunden« herausgegeben, entnehme ich zwei Nachträge zu den Aufsätzen über Gleim und Oken.

Gleim hatte in seiner »Kraft und Schnelle des alten Peleus« (vgl. oben S. 75 ff.) sich so sehr vergessen, daß er die Personen der herrlichen Elegie »Alexis und Dora« in kurzen Reimversen sich unterhalten ließ, und zwar in echt Gleim'scher Salbaderei. Sein Gegenxenion lautet:

Alexis und Dora.

Alexis.

Hast du den Almanach gelesen?

Dora.

Ich las ihn, las! und nahm den Besen,
Und fegte weg aus ihm, rein weg fegt' ich.

Alexis.

Und was?

Dora.

Was nicht in ihn gehört, den Staub, den Sittenhaß!

Goethe warf in guter Laune die folgende Erwiederung aufs Papier:

Alexis und Dora.

Alexis.

Sag', wie kommst du zu dem Besen
Und, was schlimmer ist, zum Reim?

Dora.

Bin in Halberstadt gewesen,
Bei dem guten Vater Gleim.

Zur Veröffentlichung war der Scherz ebensowenig bestimmt, wie die Verse, welche bei einer guten gastlichen Tafel in Knebel's Hause entstanden und wohl gleich nach Tische bei Knebel niedergeschrieben wurden. Die neugeschaffenen, oft wunderlich klingenden deutschen Namen, die Oken in die Naturgeschichte einführte, boten unwillkürlich Veranlassung zum heitern Scherze. Wir geben aus diesen »Versus memoriales zur Verbreitung und Festhaltung der zwei wichtigsten natürlichen Systeme« (des natürlichen Systems der Erze nach Oken und des natürlichen Systems des organisch Gebackenen nach Knebel) nur das erstere:

Flinze, wenig Erz enthaltens',
Halde, nu! die sind gesalzen's;
Malme sind gut durchgesotten,
Gelfe hätten's bald getroffen!
So, mit mancherlei Gescherze
Hätten wir die alten Erze.

Dies Gedicht fällt vielleicht in den December 1814. Im ersten Verse steht enthaltens' für enthalten sie.

S. 136, Z. 7 füge man nach »Merkur« hinzu: »und in seinem Musenalmanache.«

S. 386, Z. 16 lese man Batsch statt Bartsch.

Düntzer, Heinrich,

Aus Goethe's Freundeskreise Darstellungen aus d. Leben d. Dichters

Braunschweig 1868